Roman
Ralf Ettl
Z-Plan
Canaris
Ein Kampf im Licht der Schwarzen Sonne.
Damböck-Verlag

Z-PLAN

Ein Kampf im Licht der Schwarzen Sonne

PDF-Datei erstellt von Iraultza.
Madrid, Spanien, den 21. Juli 2002

Ralf Ettl

Z-PLAN

Das Leben ist immer heute;
nie gestern, nie morgen -
immer, heute.

George Armstrong Custer

Anmerkung:
Die Geschichte von "Z-PLAN" als ein Buch befindet sich in Vorbereitung, steht zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht zur Verfügung. Daher basiert diese E-Book-Fassung auf den zehn Fortsetzungsheften. In Details wurden jedoch bereits Ergänzungen vorgenommen, wie auch der Schluß dem des Buchs entspricht. Völlig frei von Tippfehlern ist diese Zwischenlösung aber sicherlich noch nicht, was Leserinnen und Leser freundlicherweise entschuldigen mögen.

3. X. 2001

1

Feiner Nieselregen traf in das Gesicht des großen blonden Mannes von wohl Ende dreißig, dessen lederne Fliegerjacke schon einigermaßen schäbig aussah. Das Schild, auf dem ‚Düsseldorf Hbf' stand, war von der gleichen schmuddeligen Färbung, wie die meisten Bahnhofsschilder sind. Ernst Lukowsky ging außerhalb der Überdachung auf und ab. Hier, unter freiem Himmel, erschien ihm die Luft reiner, der Blick klarer, hier, wo nicht übernächtigte Wartende die Stimmung gedrückten Aufbruchs an ihn herantrugen. Aber es blieb kalt. Der späte Sommer dieses Jahres 1972 neigte sich bereits dem Herbst zu. Lukowsky fröstelte. Er hob die Schultern und spannte alle Muskeln gegen die kühle Feuchtigkeit an. Das Wetter war mies, und Lukowsky war müde, und das zusammen würde ihm die Laune verdorben haben, hätte er sich nicht längst abgewöhnt gehabt, auf dergleichen zu achten. Außerdem kam ihm der Auftrag gerade recht. Schon wegen der Moneten, die der Betriebsstoff dieser Erdenwelt waren. Aber auch das Philosophieren hatte er sich abgewöhnt. Es zahlte einem keiner einen Groschen dafür. Ernst Lukowsky mußte aber ein paar Groschen verdienen.
Neben ihm schob sich wie ein auftauchendes U-Boot der Aufzug für die Bahnfracht empor. Zwei dunkelblau gekleidete Männer sprangen heraus. Sie lachten sich müde an, warfen einen groben Scherz in die Luft und zogen zwei niedrige Karren hervor. Bald verschwanden sie damit in der Dunkelheit. Lukowsky wandte sich um und blickte in die matt erleuchteten Bahnsteigschächte. Er beobachtete, wie der größere der beiden schwarzen Zeiger über dem neonerhellten Zifferblatt der Uhr zwischen den Anzeigetafeln auf die Zwölf rückte. Leerer wurden die kalten Betonstreifen neben den Schienen. Kleine Gebäude standen wie erstarrt: Die Bahnaufsicht, ein geschlossener Kiosk, Telefonzellen. Vereinzelte Wartende schlichen umher wie geprügelte Hunde oder hockten müde auf harten Bänken bei ihrem Gepäck, als habe das launische Leben sie böswillig hierher verdammt.

Lukowsky war wieder unter die Überdachung getreten. Kühler Wind blies ihm Regenschleier nach, bis er an die Treppe gelangte, die zur Bahnhofshalle führte. Er bohrte seine Hände tiefer in die Jackentaschen und ging dorthin zurück, wo der Bahnfrachtlift aufgetaucht war.
Ein Lautsprecher tönte: „... aus Dortmund nach München über Köln, Mainz..." Dann schoß eine Elektrolokomotive vorüber, schleppte schmutzverkrustete Waggons in den röhrenförmigen Bahnhof. Es folgte Kreischen von Bremsen, Rufe aus heiseren Kehlen, Türenschlagen – der Zug stand.

Nun öffnete sich auch am Gepäckwagen eine Tür, wie ein breites gelbleuchtendes Rechteck. Lukowsky ahnte nicht, daß es ein Nebenausgang der Hölle war, der soeben den Tod herausließ auf galoppierenden Rossen. Kaum einer ahnte es. Und die, die es wußten, rannten ihm stumpfsinnig entgegen: ‚Komm her, Sensenmann, hack mir den Kopf ab!‘ Ernst Lukowsky war ihm nicht entgegengelaufen, ihm rannte er fortan nach ...
Die blaugekleideten Männer ergriffen Pakete und Koffer, stapelten das alles auf ihre niedrigen Karren. Lukowsky trat fester auf als nötig, versuchte die Kälte aus den Gliedern zu schütteln. Er lief die Treppe hinunter und in die Bahnhofshalle. Die Haupteingänge waren bereits verschlossen. Eisige Leere herrschte in dem großen weitläufigen Raum. Jeder Schritt hallte weit und hohl. Die Tabak- und Zeitungsläden, der SB-Markt, das Blumengeschäft, die Drogerie und die Restaurants – alles, was sonst hell erleuchtet nach Kundschaft rief, lag in der nächtlichen Stille da wie erdrosselt. Allein ein paar Bahnpolizisten durchstreiften die öde Stätte, wie die letzten Überlebenden einer untergegangenen Menschheit. Lukowsky durchquerte die Bahnhofshalle. Erst weit hinter ihm erklangen bald murmelnde Stimmen und die Schritte der wenigen Passagiere des gerade angekommenen Zuges.

Vorbei am erloschenen Zeitschriftenstand und den versperrten Fahrkartenschaltern gelangte Lukowsky zur Expreßgutstelle. Auch dort herrschte beinahe Dunkelheit. Nur weit hinten in dem verzweigten, kellerartigen Bau gab es ein einzelnes Licht. Ein Bahnpolizist mit seinem grauem Schäferhund an der Leine langweilte sich am Seitenausgang. Lukowsky betrat das Gelände der Expreßgutabfertigung. Niemand hinderte ihn daran. Er wand sich zwischen Kisten, Koffern und Paketen, Fahrrädern, Rohren, verpackten Kurbelwellen und den verschiedensten anderen Gegenständen hindurch, die alle wie schlafend dalagen und darauf warteten, von irgend jemandem erwartet zu werden, der sie zum Leben erwecken würde. Endlich gelangte er an ein Pult, hinter dem ein ergrauter Mann in ein Butterbrot biß. „Morgen,“ sagte der Mann kauend und sah Lukowsky durch starke Brillengläser an: „Heute tut sich nichts mehr. Morgen.“ - „Ich erwarte ein Paket,“ entgegnete Lukowsky: „Es müßte eben mit dem Zug aus Dortmund angekommen sein.“ - „Ja,“ überlegte der Mann mit Brille: „Da kann ich jetzt ja nichts machen. Morgen! Morgen früh.“ - „Das kann doch nicht so schwer sein,“ versuchte Lukowsky: „Probieren wir's wenigstens!“ Der Beamte zuckte mit den Schultern und legte sein Brot beiseite: „Dann müssen Sie sich's

selber 'raussuchen.“ Lukowsky nickte dankend und begann mit der Suche. „Nee!“ rief der Mann hinter dem Pult ihm zu: „Nur das, was da an der linken Seite steht! Und wenn Sie's finden, müssen Sie mir nachher irgendeine Legitimation zeigen!“ – Auf der linken Seite stand eine lange Kette blauer und gelber Karren mit kleinen Vollgummireifen. Zu schwer, als daß Kinder mit ihnen spielen könnten, und doch wirkten sie so. Diese Karren waren mit den unterschiedlichsten Gepäckstücken beladen. Immer wieder stieß Lukowsky gegen ein hervorstehendes Stück Eisen oder Holz, fielen Pakete durcheinander und Koffer um. Aber Lukowsky fühlte sich zu müde, um sich darüber aufzuregen. Eine dreiviertel Stunde verstrich mit Suchen und Wühlen. Endlich fand er im schwachen Schein ferner Lampen ein längliches, nicht sehr großes aber schweres Paket in grünem Packpapier. Nun hielt er es also unter dem Arm, dieses grüne Paket, an dem mehr Blut klebte als an den Händen eines zentralafrikanischen Diktators. Doch das sah man dem unscheinbaren Ding nicht an – und es war noch lange nicht satt, hatte vor, noch eine Menge mehr rotes Menschenblut zu saufen. Für Ernst Lukowsky war es bloß irgendein Paket, das er nach Istanbul fliegen würde – und basta. So dachte er es sich in diesem Moment.
Wieder hallten Ernst Lukowskys Schritte durch das verlassene Bahnhofsgebäude. Bald stand er neben den Gleisen, die den nächsten Zug nach München erwarteten.

Dicke Regentropfen klatschten in unregelmäßigen Abständen gegen die Scheibe des Zugfensters mit den abgerundeten Ecken, krochen vom Fahrtwind getrieben in bizarreren Bahnen über das Glas. Der Zug fuhr nun bereits im Vorfeld von München, vorüber an kleinen Bahnhöfen, die zur nächtlichen Stunde einfach nur da zu sein schienen, obwohl niemand sie brauchte. Lukowsky blickte durch das fleckige Fenster: In der Ferne sah er umherhuschende Autos mit aufgeblendeten Scheinwerfern, verstreute Leuchtreklamen an Hauswänden oder Fabrikschornsteinen, allmählich dichter werdendes schwarzgraues Häusergewirr, oft nur bleiche, gegen den Himmel strebende Schatten mit ein paar gelben Lichtflecken darin. Hinter jedem dieser gelben Lichtflecken mit von ferne unsichtbaren Gardinen begann jetzt der Tageslauf eines Menschen, womöglich auch ganzer Familien: Regelmäßigkeit, Ordnung, ruhige Normalität. Ernst Lukowsky fragte sich während einer halben Minute, wie das sein mochte. Es war ihm nicht möglich, es sich vorzustellen. Aber er wußte, daß es gut sein mußte, das Leben in festen Bahnen, wie es sein sollte. Irgendwann, vor sehr langer Zeit, mußte auch er es gekannt haben. Doch die Erinnerung daran war verblichen wie ein

vergessener Fetzen Papier in der Wüste, vom Winde des Lebens verweht. Dieses Gleichnis kam ihm kitschig vor und dennoch nicht falsch.

Feuchter Frühdunst lag noch über München und in den Straßen der Stadt. Aber die Sonne durchstach bereits in fahlem Weißgelb die diesige Wolkenschicht. Längst herrschte reger Verkehr. Noch zeitig am Morgen erreichte Lukowsky jenes Gebäude nahe dem Stinglmaierplatz, neben dessen Eingang das Firmenschild ‚Mahlberg, Gabler & Wenzl, GmbH. & Co KG' klebte. Darüber war ein dilettantisch wirkendes Zeichen angebracht, welches sich aus einem Flugzeugpropeller, Eisenbahnschienen, einem Lastwagenreifen und einem Schiffssteuerrad zusammensetzte. Es sah aus wie das Resultat des Schülerwettbewerbs einer Grundschulklasse zu dem Thema: Wie bringt man Sinnbilder sämtlicher Transportmittel möglichst verwirrend durcheinander.
Lukowsky durchquerte einen muffigen Hausflur. Eine breite, frisch gebohnerte Holztreppe führte zu den oberen Stockwerken. Einen Fahrstuhl gab es nicht. In der obersten Etage war die Firma Mahlberg, Gabler & Wenzl angesiedelt. Ein genaues Gegenstück zu dem Schild unten an der Hausfront hing neben der Tür über einem weißen Klingelknopf. Lukowsky drückte auf diesen Knopf. Es erfolgte keine Reaktion. Durch die braune Tür ließ sich Schreibmaschinentippen, Stimmengewirr und allgemeines Rumoren vernehmen. Lukowsky klopfte. Die Tür blieb zu. Er griff nach der Klinke und betrat unaufgefordert einen schmalen Korridor, an dessen linker Seite die Fenster zur Straße lagen, während rechts vier Türrahmen ohne Türen in einzelne, lautstark belebte Zimmer wiesen. Stimmen riefen durcheinander wie auf einem Bazar in den Gassen von Kairo. Dieses Klanggebilde ergänzten klappernde Schreibmaschinen, schrillende Telefone und ein ratternder Fernschreiber. Ein schmächtiger Mann in einem knuddeligem hellen Anzug stürzte aus dem hintersten Zimmer in den Korridor, wedelte erregt mit beiden Armen: „Eine Schlamperei ist das, meine Herren, eine unverzeihliche Schlamperei!"
Ein zweiter Mann, jünger und größer als jener im hellen Anzug, kam hemdsärmelig aus dem vordersten Raum: „Was kann ich dafür, wenn die faulen Säcke wieder streiken!" Seine Stimme überschlug sich grollend, er ballte die Faust, welche damit ein hellgrünes Papier gründlich zerknüllte: „Auf so idiotische Weise sind eben keine Geschäfte zu machen! Ich habe diesen erbärmlichen Wisch schließlich nicht unterschrieben! Oder? – Denken Sie etwa, Brünner..."
Er schöpfte Luft: „Denken Sie etwa, ich schlafe hier Tag und Nacht!"
Ein brünettes Mädchen mit deutlich französischem Akzent mengte sich dazwi-

schen: „Herr Wenzl! Toulon ist am Telefon! Wollen Sie selbst sprechen?“ - „Ja!!“ brüllte der große Hemdsärmelige dem Mann im hellen Anzug ins Gesicht, als habe jener gefragt. Er nahm das neben ihm winzig wirkende Mädchen beim Arm und verschwand mit diesem in einem der Zimmer. Auch der andere kehrte dorthin zurück, woher er gekommen war. Statt seiner rannte ein hochgewachsener junger Bursche an Lukowsky vorbei durch den Flur zu einem dort aufgestellten Fotokopiergerät historischer Bauart und nahm es in Betrieb. Es gab Geräusche von sich, die an eine Dampfmaschine erinnern konnten.
Lukowsky ging dem Hemdsärmeligen nach, der hinter einem großen hellbraunen Schreibtisch in gebückter Haltung telefonierend stand und alle zwei Augenblicke das mithörende Mädchen anfuhr: „Was hat er gesagt?! Na? Was!?!“ Er schrie ins Telefon: „Rede doch lauter, Mensch! Versteh' sowieso kein Wort!!“ Dies war offenkundig Herrn Wenzls allgemein üblicher Umgangston. Uneingeschüchtert horchte das Mädchen am Hörer, den Wenzls kräftige Hand hielt, und übersetzte geduldig. Nachdem dieses Telefongespräch beendet war, ließ Wenzl sich in seinen Chefsessel krachen, grapschte einen kalten Zigarrenstummel vom Rand eines Bronzeaschenbechers und entließ das Mädchen mit dem Schlachtruf: „Kaffeekochen!“ - Er biß auf den Zigarrenstummel und bemerkte Lukowsky: „Wer sind Sie?! Was wollen Sie!? Wie kommen Sie hier rein?!“ Das Mädchen warf im Vorübergehen eine Streichholzschachtel auf den Schreibtisch. Wenzl nickte dankend und sorgte für Qualm. Lukowsky sagte: „Felix Schäurer schickt mich. Hat mit Ihnen telefoniert. Reingekommen bin ich durch das türlose Loch da.“ Wenzls Miene hellte sich auf: „Ah! Ja, ja, der Flieger, der... Was für eine Mühle fliegt Ihr denn? – Ach, scheiß der Hund drauf, ist ja Ihre Sache!“ Der Mann hinter dem Schreibtisch durchwühlte ohne hinzusehen mehrere Schubladen. Er brachte einen grünen Plastikordner zum Vorschein und blätterte darin. „Ja, richtig!“ rief Wenzl plötzlich: „Ich weiß jetzt Bescheid! Haben Sie dieses grüne Paket? - Ah ja! Sehe schon! Alles da! – Geben Sie mal her. Momentchen. Bin gleich zurück.” Wenzl schnappte sich das grüne Paket mit verblüffender Behendigkeit und verschwand damit in einem angrenzenden Raum. Er schien mit dem Paket allein sein zu wollen, als enthielte es unsittliche Fotos, die er sich schnell heimlich anschauen wollte. Eine Zigarettenlänge später kam Wenzl wieder und knallte das Paket auf den Tisch: „Alles klaro. Woll'n Sie gleich los?“ Lukowsky antwortete: „Ich will.“
Wenzl deutete auf einen wie zufällig mitten im Raum herumstehenden Stuhl und machte eine auffordernde Geste: „Da ist ein Stuhl. Schnappen Sie sich das Ding und setzen Sie sich!“

Das zierliche Mädchen balancierte eine Kaffeetasse. Wenzl deutete auf Lukowsky: „Ihm auch!“ Daraufhin nahm das Mädchen Wenzl die Tasse wieder weg und reichte sie freundlich lächelnd Lukowsky: „Der Gast geht bei uns immer vor!“ Wenzl knurrte etwas von Hexen und Fegefeuer, bis auch er seinen Kaffee bekam, und das Mädchen sich zurückzog. Er besann sich: „Also gut!“ Wenzl warf den grünen Plastikordner klatschend auf die Tischplatte: „Hier sind Ihre Unterlagen drin. Sehen Sie das Zeug durch.“ Er blickte zur Uhr: „Sie kamen unangemeldet. Das ist in dem Laden hier sehr schlecht. Ich habe jetzt nicht viel Zeit, kriege gleich wichtigen Kundenbesuch. Sie werden schon alleine klarkommen.“ Wenzl beugte sich vor und schrie in Richtung Korridor: „Klärchen!! Wo steckt denn das Weib! Fräulein Claire Furnier!!“ Das Mädchen kam. Wenzl fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft herum: „Geben Sie Lukowsky zweitausendfünfhundert Mark Vorschuß. Und lassen Sie ihn quittieren!“ Er erhob sich: „Machen Sie's gut! Wir kommen sicherlich noch zusammen.“
Lukowsky folgte Claire Furnier in das benachbarte Zimmer. Zwei Schreibmaschinen klapperten hier und noch dazu der Fernschreiber. Sieben oder acht Menschen drängten sich in dem engen Raum. Während das Mädchen fünf Fünfhundertmarkscheine in ein längliches Kuvert schob und den Quittungsblock bereitlegte, fragte Lukowsky: „Wie hält man es mit dem Burschen da drüben länger als zehn Minuten aus?“ Sie schlug die Augen nieder und wieder auf: „O, er ist im Grunde sogar sehr nett! - Unterschreiben Sie?“
Noch als Lukowsky die Geschäftsräume der Firma Mahlberg, Gabler & Wenzl verlassen hatte und die Tür hinter sich schloß, hörte er Wenzls Stimme donnern: „Was, verdammtnochmal, soll die zweite Schlabbertasse hier auf meinem Schreibtisch!! Meint ihr, ich saufe mit zwei Händen gleichzeitig!!“ –

Die billigen Bilder oder Kalenderillustrationen, die zumeist schief an den schmuddeligen Wänden viertklassiger Hotels hingen, schienen überall die gleichen zu sein. In diesem Zimmer gab es zwei derartige Dekorationsstücke und im Flur nochmals sechs. Vor dem Fenster ließ sich ein gelbliches Rollo herunterziehen, jedoch nicht haltbar befestigen. Nachts zeichneten sich die bunten Leuchtreklamen umliegender Bars darauf ab. Spätestens nach einer halben Stunde schnappte das gelbliche Ding wieder hoch und verschwand in einem flüchtig lackierten Holzkasten über dem Fenster. Nur der Bindfaden mit Knoten, an dem man dieses Rollo herunterzuziehen hatte, pendelte stets vor den getrübten Scheiben. Das aber tat es mit der Exaktheit eines Metronoms, das den Takt des Lebens vorgab – jener Art von Leben zumindest, die ein billiges Hotelzimmer wie dieses kannte.

Lukowsky streckte sich auf dem frisch überzogenen Bett aus und betrachtete den im Luftstrom schwingenden Bindfaden. Aber er dachte nicht an den Weg der vergangenen Jahre, an dessen vorläufiger Endstation er sich nunmehr befand. Davon glaubte er sich befreit – endgültig. Sehr selten kamen noch jene Bilder von früher, schnappschußhaft: Ein Gesicht, ein Lächeln, eine Straße, der Eingang eines Hauses - und dann plötzlich das Erfühlen ganzer Momente, die er irgendwann durchlebt hatte, stets Bruchstücke nur. – Alles war völlig anders gewesen – damals – damals vor hunderttausend Jahren, als der Blick dunkler Augen einer jungen Frau noch nicht erloschen war, als das Leben noch zu lächeln verstand und eine Zukunft besaß. Hin und wieder kamen auch Erinnerungsfetzen an Kriegseinsätze als Söldner an den verlassensten Enden der Welt. Das war noch nicht so lange her und lag dennoch fern. Aber Ernst Lukowsky träumte von nichts. Diese innere Leere hatte etwas von Tod. Vielleicht war Ernst Lukowsky ja auch schon gestorben und wußte's bloß nicht? Das Leben spielte sich immer im gegenwärtigen Augenblick ab; denn dies ist die Wahrheit: Das Leben ist immer heute, nie gestern oder morgen – immer bloß: Heute. Einen Plan schien es nicht zu kennen und hatte gewiß keinen Sinn.
Der Uhrzeigerstand erinnerte ihn daran, aufbrechen zu müssen. Lukowsky zündete sich eine Zigarette an und trat ans Fenster. Diesiger Nebel lag über der Stadt. Noch blieb der Straßenverkehr gering. Eine Gruppe Betrunkener schlenderte den Bürgersteig entlang, einer den anderen vor dem drohenden Hinfallen bewahrend. Lukowsky brach auf.

2

Die Nacht hindurch hatte es geregnet. Das Rollfeld, ein westfälischer Acker, breitete sich vor dem ehemaligen Viehstall aus, den Ernst Lukowsky und Felix Schäurer gerade verließen. Fast knöcheltief sanken die Männer im aufgeweichten Boden ein.
An diesem Morgen blieb der Himmel trübe. Dunst lag über dem Horizont. Dennoch setzte ein Flugzeug zur Landung an, eine uralte Transportmaschine des Typs C 47 mit zwei dröhnenden Sternmotoren. Meterhoch spritzte es um das Fahrwerk, als die Maschine in der Waagrechten aufsetzte. Dann senkte sich das Heck. Das Spornrad berührte die Erde, zog eine lange Schmutzfontäne hinter dem Flugzeug her. Endlich stand es. Die Motoren liefen aus. Noch ein paarmal

schlugen die Luftschrauben. Stille lag nun wieder über dem dunstigen Platz. An dem gelandeten Flugzeug wurde eine blecherne Tür aufgeklappt. Auch eine winzige Glasscheibe an der Pilotenkanzel wurde aufgeschoben. Lukowsky lief auf das Flugzeug zu: „Nicht hier! Wo sollen denn die anderen stehen! Da rüber! Los! Los!“ Er winkte dem Piloten zu und dirigierte mit den Armen. – Wieder dröhnte Motorenlärm in den Morgen. Luftwirbel peitschten den weichen Boden. Bald schwiegen die Motoren abermals. Ein korpulenter Mann sprang aus der offenen Blechtür, fiel in aufgeweichte Erde und fluchte: „Verdammt, verdammte Zucht!“
Lukowsky rannte zu dem Mann hin, der sich bereits aufgerichtet hatte: „Anwerfen! Na los! Gleich brummt schon der nächste rein! Also vorwärts!“
Jeder der Männer lief nun unter einen der bulligen Sternmotore und sie bewegten die mächtigen dreiblätterigen Luftschrauben. Der rechte Motor sprang zuerst an. Gleich darauf auch der linke. – „Da rüber!“ erscholl abermals Lukowskys Stimme. Motorenlärm verschlang die Worte. Der Dicke, der aus dem Flugzeug gesprungen war, legte die Hände an den Mund: „Rechts, Eberhard, rechts... neben Lukowskys Mühle... Da! Da!“
Endlich nahm die Maschine den ihr zugedachten Platz ein. Der zweite Zwomotorer schwebte bereits ein. „Scheiß Waschküche!“ beschwerte sich der Pilot des ersten, als Lukowsky auf ihn zukam: „War ja reine Kamikazefliegerei! Wieviele kommen denn noch?“ – „Fünf,“ antwortete Lukowsky und reichte dem angekommenen Flieger die Hand: „Sieben sind wir dann zusammen... Was macht denn der da?!“
Die zweite Maschine hatte mittlerweile das Hauptfahrwerk auf den Boden gebracht und rollte im Schlamm. Aber am Heck das Spornrad hüpfte noch auf und nieder. Der gerade eingetroffene Flieger rannte einige Meter vor: „Nicht bremsen, Idiot, ausrollen lassen!“ - Das auf ihn zurollende Flugzeug wurde schnell größer. Lukowsky und der beleibte Mann gaben unentwegt Handzeichen, während der Pilot des ersten Flugzeuges zu Felix in den Funkraum lief. Näher und näher kam die große Maschine. Der Dicke neben Lukowsky fluchte erregt: „Ein Fliegerdenkmal wird das – Dreck verdammter – der macht uns gleich 'nen Kopfstand vor!“ - Plötzlich neigte der Vogel sein Haupt. Die Luftschraubenblätter fetzten tiefe Löcher in den weichen Boden, ein Knirschen, Vierteldrehung - das Flugzeug blieb auf den Bug gestützt stehen. – „Elender Waldheini!“ rief der Dicke dem aus der havarierten Maschine kletternden Piloten entgegen: „Hinten ist das Spornrad, Junge! Hinten, hinten! – Der Kerl

blockiert uns die ganze Landebahn!“ - „Landebahn! Der Witz des Jahres!“ rief der verunglückte Flieger aufgebracht: „Außerdem streiken bei meiner Mühle die Bremsen in schöner Regelmäßigkeit!“
Lukowsky lief auf den neben dem Gebäude parkenden Lastwagen zu und wandte sich um: „Aufrichten und wegschleppen! Schnell, schnell!“
Sechs Männer sprangen herbei und machten sich an der beschädigten Maschine zu schaffen. – „Vorsicht! Das Höhenruder!“ hörte Lukowsky noch rufen, als das Flugzeug auch schon umschlug und die Blechverkleidung des Lastwagens deformierte. – „Paß doch auf Mensch!“ schrie der korpulente Mann: „Trittst mir ja auf die Pfoten!“ – „Dann nimm'se doch weg!“ –
Die dritte Maschine zog bereits Schleifen über dem Platz. – „Geh ans FT,“ befahl Lukowsky dem Dicken: „Der da oben soll 'reinkommen. Das geht schon. Bis der hier ist, haben wir die Bahn klar!“ Anschließend wandte er sich dem Fahrer des Lastwagens zu: „So gib doch Gas, Junge, denk' es wär' Krieg!“ –
Das dritte Flugzeug landete problemlos. Ebenso das vierte. Beim letzten ergaben sich nochmals Schwierigkeiten. „Durchstarten, Kerl!“ schrie Lukowsky ins Mikrofon: „Willst Du uns umbringen? - Durchstarten!“ – Im vorletzten Augenblick schaffte es der Pilot, seine Maschine nochmals hochzuziehen und knapp über das Dach des Viehstalls hinweg zu bringen. Nach einer Schleife setzte er erneut zur Landung an. Diesmal klappte es.
Rechtzeitig zu Mittag standen alle Flugzeuge an ihren Plätzen. Die Sonne zeigte sich verhalten am Himmel.
Die Männer, die mit den Flugzeugen gekommen waren, hockten in einem möbellosen Bauernhaus auf Kisten und Tonnen. Sie hielten Teller auf den Knien und aßen, was ein hellblondes Mädchen brachte. In einem engen Zimmer dieses Hauses klingelten Telefone. Lukowsky nahm einen Hörer: „Ja? - Na endlich! - - Bin ich Jesus?! - Na also! Wann kann ich mit Euch rechnen?“ –
Am zweiten Telefon sprach Felix Schäurer, sich den rechten Zeigefinger ins Ohr steckend: „Aber wenn ich's sage! Die ‚N 8614 V‘ fällt vorläufig aus. Beide Latten im Eimer, Motoren dito. Vier Wochen dauert das mindestens. - Wir werden die Ladung anders aufteilen. - Das muß eben gehen!“
Das blonde Mädchen steckte den Kopf durch die halb geöffnete Tür: „Wollt Ihr was?“ Felix legte den Hörer aus der Hand und fragte zurück: „Was? - Ach so, Kaffee! - Kaffee, Ernst? – Kaffee!“
Lukowsky nickte. Seine Hände suchten gleichzeitig in je einer Brusttasche des

blaugrauen Hemdes, brachten einen zusammengefalteten Zettel zum Vorschein: „Nach meinem Zeitplan klappt noch alles bis sechs.“ Felix trat neben ihn: „Laß mal sehen.“ Er warf einen Blick auf die Uhr: „Vorausgesetzt, die Laster sind pünktlich. Da die N 8614 V ausfällt, muß ja noch umorganisiert werden...“ Er sah zur Tür: „Wo bleibt denn das Kind mit dem Gesöff?“ Er riß die Tür auf:
„Wo bleibt der Kaffee? Kaff-Kaff!“ - „Jaa!“ klang es zurück: „Gleich!“ -
Wieder schrillte ein Telefon. Lukowsky griff zum Hörer: „Führerbunker! - Ja! Na endlich! Wo steckt Ihr denn? - Unna?! - Hoffentlich nicht in Kolonne?! - Gut. Sonst ist alles halbwegs klar... Ah, gerade kriegen wir Kaffee - - Schlabb‘re nicht, Kind! - - Nein, Du bist nicht gemeint. Wir werden hier mit Kaffee verwöhnt. - Ja, bis dann! Ende.“ Er ließ den Hörer auf die Gabel fallen. „Dann mal her mit der Brühe! Danke! - O! Ist ja sehr genießbar!“ –

Sieben Laster knatterten an das Flugfeld. Vom riesigen Kotflügel des ersten Lastwagens sprang ein junger Mann und lief auf Lukowsky zu: „Grüß Dich! Gleich umladen?“ - Sie schüttelten sich kurz die Hände. „Wir müssen die Ladung anders aufteilen als vorgesehen war,“ erklärte Lukowsky: „Eine von den Dakotas hat bei der Landung 'nen Kopfstand gebaut. Felix kriegt sie nicht so schnell wieder flott.“
Das Mädchen kam mit flatternden Haaren im Laufschritt über den Platz, rief schon von weitem: „Da ist was im Funkverkehr!“
Lukowsky lief in den zweckentfremdeten Viehstall. Der mit dem ersten Flugzeug eingetroffene rundliche Mann fuchtelte aufgeregt mit den Armen in der Luft herum: „Irgendeiner von den unsrigen muß im Tiefflug über Funkfeuer ‚Elac‘ gebraust sein. 'n paar Sportflieger haben da Luftkampf gespielt und ihn gesehen. Jetzt sucht die Flugsicherung!“ Lukowsky winkte ab: „Nebensächlich. Soll'n sie suchen! Wir antworten ja nicht.“

Um 17 Uhr 55 kletterte Lukowsky in seine Maschine. Die Motoren dröhnten, er schob den Gashebel nach vorn und löste die Bremsen. Schwerfällig erhob sich die Maschine vom Boden, beinahe so, als hätte sie sich lieber noch eine Weile ausgeruht. Dann aber lag sie gut in der Luft, fühlte sich wohl im Element der Wolken.

Seit Jahren kannte er sich an diesem kleinen Behelfsflughafen in der Nähe von Istanbul aus. Die großen Linienmaschinen standen weit von hier, standen in besseren Regionen – sofern man für ‚besser‘ den Maßstab des Geldes anlegte. Hier hingegen herrschte das Leben der Außenseiter, derer, denen das bunte Treiben

an exklusiven Großflughäfen nichts bedeutete oder zumindest nichts bedeuten konnte. Eine schwerfällige Gelassenheit ruhte über diesem Flugfeld. Überalterte, teils längst schrottreife Maschinen dösten in der Sonne. Männer spielten Karten im Schatten der Tragflächen oder tranken Bier und Mokka im Restaurant-Wellblechschuppen, in dem Ventilatoren vergebens Frische zu schaffen trachteten. Türkische Musik leierte aus einem Radio, das auf den Brettern stand, die zugleich die Theke darstellten. „In runden zwei Stunden können wir weiter – inscha'Allah!“ sagte Felix Schäurer. Er winkte dem Wirt und bestellte erneut Bier: „Ich werfe jetzt die linke Motorverkleidung wieder zusammen.“ Lukowsky nickte nur, und Felix verließ mit seiner Bierdose den Schuppen.
Der dürre Wirt beförderte mit geschickter Handbewegung ein schwarzes Etwas auf die Bretter, das nach flüchtigem Staubwischen mit dem Hemdsärmel als Telefon erkennbar wurde. Lukowsky dankte. Er nahm einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche und wählte eine Nummer. Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine jugendlich anmutende Mädchenstimme: „Manday Limited!?“ Lukowsky sagte auf Englisch: „Ich habe eine Ladung für Sie eingeflogen. Nur ein Paket. Warum holt's niemand ab?“ – - „Worum handelt es sich bitte, Mr. Lukowsky?“ – - „Das habe ich Ihnen gerade gesagt! Verbinden Sie mich mit Mr. Beekn.“
Die Stimme aus dem Telefon klang sehr freundlich: „Das tut mir leid, Mr. Beekn ist gegenwärtig nicht im Hause. Möchten Sie in einer Stunde nochmals anrufen?“ Lukowsky fragte: „Erreiche ich Ihren Chef auch noch in zwei Stunden?“ - „Ja gewiß,“ kam die Antwort: „Während des ganzen Nachmittags!“ – „Gut. Dann komme ich nachher vorbei.“ -

Schwacher Wind hatte sich aufgetan, strich über karge Erde, über die Metallleiber der Flugzeuge und die Gesichter der Männer, die sich hin und wieder an diesem Orte trafen – nicht aus Verabredung, sondern weil es sich so ergab. Sie flogen im Dienste mehr oder minder legaler Unternehmen, verdienten recht und schlecht dabei. Lachten sie, über irgendeine dahingeworfene Geschichte, einen Witz oder einen belanglosen Scherz, so klang das mitunter auffallend laut. Als gelte es, eventuell einfallende ernsthafte Gedanken zu übertönen. Fast immer herrschte ein rauher, verwegener Stil, an dem ursprünglich vielleicht nicht viel Echtes gewesen war und der doch im Laufe der Zeit etwas eigenständig Wirkliches geschaffen hatte. Selbst die Luft, die man hier atmete, schien überkrustet zu sein; eine Luft, die sie allein atmeten und an der Außenstehende ersticken

müßten. Dies war eine Welt der Männer, geradliniger, oft hartgesottener Männer, die sich ganz als solche sahen, und Frauen, sofern welche auftauchten, waren solche, die auch Frauen sein wollten. Von Gleichheitsideologien hielt hier keiner etwas. Wer womöglich andere Vorstellungen hatte, hielt es in diesem Kreis keine halbe Stunde aus. Der Zeitgeist der modernistischen westlichen Gesellschaft hatte hier keine Chance.
Lukowsky wandte sich an die unter einem Flugzeug sitzenden oder liegenden Männer.: „Ich muß noch man in die Stadt. Will jemand mit?“

Ein blaues Taxi brachte ihn nach Kadiköy. Die ‚Manday Limited‘ residierte wenig komfortabel in einem schmalen, schlecht verputzten Gebäude. Die Eingangstür in der ersten Etage stand offen. Dahinter ein altmodischer Schreibtisch, an dem das Mädchen, dessen Stimme am Telefon zu Lukowsky gesprochen haben mußte, in Papierstößen wühlte. Ein schlankes, rotblondes Mädchen in einem dünnen roten Kleid. „Was wünschen Sie?“ fragte das Mädchen. Lukowsky grüßte und erwiderte: „Zu Mister Beekn. - Wir telefonierten vorhin miteinander.“
Das Mädchen stellte sich unwissend: „Ich hätte mit Ihnen telefonisch gesprochen, Mister...“ – „Lukowsky! - Ist Ihr Chef hier irgendwo?“ Er ließ seine rechte Hand in der trockenen Luft kreisen. Das Mädchen musterte ihn mißtrauisch, stand dann aber vom Schreibtisch auf und bat: „Einen Moment bitte!“ Es verschwand hinter einer morschen Holztür, die entweder nie oder vor sehr langer Zeit sehr schlecht gestrichen worden war. Lukowsky blieb vorerst allein in dem Zimmer, das in keiner Weise ein weltweit operierendes Handelsunternehmen vermuten ließ, sondern eher an eine renovierungsbedürftige Amtsstube erinnerte. Vor den beiden geöffneten Fenstern bewegten sich helle Leintücher im schwachen Luftstrom, die wohl gegen einfallendes Sonnenlicht schützen sollten.
Endlich kehrte das Mädchen zurück und sagte langsam, beinahe würdevoll: „Bitte, wenn Sie hineingehen möchten!“ –
Das anschließende Zimmer erwies sich besser eingerichtet. Der schwarze Schreibtisch hier stand auf einem wertvollen Teppich. Ebenso frischvernagelte Kisten, die hier und dort Holzwolle verstreut haben mußten, bevor man sie verschloß. An den Wänden hingen Koransprüche, in Gold auf Blau, und eine uralte Standarte des Deutschen Afrikakorps. Der Mann hinter dem Schreibtisch erhob sich und reichte eine ringverzierte Hand, eine dicke, jedoch nicht feiste Hand. Er mochte das sechzigste Lebensjahr erreicht oder bereits überschritten

haben, was Lukowsky nicht recht abzuschätzen wußte. Zwischen Papierbergen lag eine starke Hornbrille auf dem Schreibtisch, die Beekn offenbar allein zum Lesen benötigte. Er begann: „Guten Tag! Wenzl hat Sie mir angekündigt.“ Beekn sprach Deutsch, er war Deutscher. „Sie sind nach Alexandria unterwegs?“ Dabei wies er mit der beringten Hand einladend auf einen mit Schnitzereien versehenen schwarzen Sessel, der dem Schreibtisch schräg gegenüber stand. Beekn wartete, bis Lukowsky sich gesetzt hatte, ließ sich dann ebenfalls nieder und bot Zigaretten an: „Die türkischen sind die besten, glauben Sie mir!“ Lukowsky glaubte es, dankte und zündete sich eine Zigarette am dargebotenen Feuer an. Der Mann hinter dem Schreibtisch räumte Papiere zur Seite, um das schwere grüne Paket in Empfang zu nehmen, welches Lukowsky noch immer unter dem Arm trug. Jetzt legte er es auf die schwarze Tischplatte: „Ich hoffe, es ist das richtige.“ Er beobachtete unwillkürlich den unsteten, spürbar gierig auf das Paket gerichteten Blick des älteren Mannes. Dessen Hände hielten es jetzt fest. „Das hoffe ich auch,“ sprach Beekn betont ruhig. Doch Lukowsky hörte die Ungeduld in seiner Stimme mitschwingen und bemerkte das Aufflackern eines sonderbaren irren Feuers hinter Beekns Augen. Während einiger Momente konzentrierte sich Beekn gänzlich auf das grüne Paket. Schließlich schob er es ein wenig zur Seite, ohne es aber loszulassen. Die kräftigen Finger seiner Hand hatten sich in dem grünen Packpapier geradezu festgekrallt und schienen nicht stillhalten zu können. Beekn fragte: „Sie fliegen also anschließend nach Alexandria?“ - Lukowsky nickte: „Und dann über Palermo und ein paar Zwischenstationen zurück.“ Beekn fuhr fort: „Hätten Sie noch Platz für diese drei Kisten?“ Er sah dabei auf die an der Zimmerwand gestapelten Holzkisten. Lukowsky blickte sich um: „Sofern ich mit dem Inhalt beim Zoll keine Schwierigkeiten bekomme.“ Beekn entfaltete vorbereitete Papiere: „Es handelt sich um eine Sendung für die Firma Rolland & Löw in Köln. In Alexandria kämen noch zwei ähnliche Kisten hinzu. Natürlich kann ich dafür keine üblichen Luftfrachtpreise bezahlen, wie Sie verstehen werden. Aber da der entsprechende Platz in Ihrem Flugzeug sonst ohnehin leer bliebe... nicht wahr?!“ Lukowsky forschte: „Was ist drin?“ Der Mann hinter dem Schreibtisch lächelte nachsichtig: „Zumindest kein Rauschgift oder dergleichen.“ Lukowsky drückte die Zigarette aus: „Es wird ziemlich lange dauern, zu erfahren, was sich in den Kisten befindet, wenn Sie erst alles aufzählen, was nicht drin ist.“ Er beobachtete, wie Beekn mit seiner freien Hand wahllos Papiere hin und her schob.

„Kunstgegenstände! Oder völlig korrekt: Kunstgewerbliche Gegenstände," sagte er schließlich: „Manches ist auch ausgemachter Kitsch. Das ganze geht über Carnet, weil der Kunde Remissionsrecht hat." Lukowsky nickte: „Schön. Aber Köln ist für mich ungünstig. Wir landen in Mönchengladbach. Soll die Ware von dort per Bahnxpress weitergeleitet werden?" Beekn zögerte mit der Antwort. Er blätterte in einem länglichen Terminkalender: „Warten Sie mal, Herr Lukowsky ... Sicherlich können Sie die Ware vorübergehend in einem trockenen Lagerraum unterbringen?" - „Das kommt drauf an, für wie lange," erwiderte Lukowsky. - „Zirka eine Woche." Beekn ließ vom Terminkalender ab: „Ich habe dann ohnehin in Köln zu tun. Rolland & Löw ist mein Hauptkunde. Kontaktpflege, wissen Sie. Außerdem ist man ganz gern mal wieder daheim. Ja, bei der Gelegenheit könnten wir uns treffen, und ich sorge dann für alles noch Notwendige!" Lukowsky deutete, ohne sich umzudrehen, auf die Kisten hinter sich: „Sie sind ganz sicher, daß da nur Kunst und Kitsch drin ist? Mir kann's ja gleich sein!" Er steckte die Papiere ein: „Gut. Dann gabeln wir Ihre Kisten auf dem Rückweg auf. Wenn Sie mir jetzt noch eben den Empfang des Paketes da bestätigen würden - ein paar Worte auf einem Zettel genügen." Beekn sah Lukowsky unkonzentriert an: „Richtig! Selbstverständlich, ja..." Ich bin auch gern bereit, diese Kleinigkeit gleich zu bezahlen." - „Das geht alles über Wenzl." Lukowsky verabschiedete sich: „Also, Sie melden sich." Beekn nickte bestätigend mit dem Kopf. Noch immer hielt er das grüne Paket mit einer Hand fest, er hatte es während der ganzen Zeit nicht losgelassen. „Wir telefonieren! In den nächsten Tagen bin ich auf Reisen, aber meine Sekretärin ist immer hier," rief Beekn, als Lukowsky das Zimmer schon fast verlassen hatte. Lukowsky wandte sich noch einmal um: „Gut. Sollte ich in Düsseldorf nicht zu erreichen sein, verlangen Sie bitte Herrn Schäurer." -

Über dem Mittelmeer, hoch über blinkenden Wellenkämmen und unter gleißender Sonne, verlor alle Gegenwart ihre Gewalt über die Männer in den Flugzeugen. Schweigen schien in den Rümpfen der Maschinen zu herrschen. Das eintönige Brummen der Motoren empfand man nicht mehr. Es gab auch keine Zeit. Das Leben war immer der gegenwärtige Augenblick.

Zwischenlandung. –
Zwei Schüsse durchschlugen die Stille einer wüstenähnlichen Landschaft. Eine Blechbüchse sprang von einem Kanister. „Heute gewinne ich!" lachte Felix Schäurer. Lukowsky drehte an der Trommel seines altmodischen Sauer & Sohn

Westernrevolvers, der schon so manches mitgemacht hatte, schob den Entladestab auf und ab, lud nach. Sie steckten ihre Waffen zurück und lauerten. Ein Reisewecker rasselte, wurde übertönt von den Schlägen schwerer Kaliber. Leere Zigarettenschachteln tanzten jetzt durch die Luft. Auf brünierten Läufen reflektierte Mittagssonne.

Des Flugzeugs altes Metall war so heiß, daß man meinen mochte, es stehe unmittelbar vor dem Schmelzpunkt. Lukowsky kletterte als erster in die Maschine. In der Kanzel schien sich alle Glut versammelt zu haben, die aus den zahllosen Rissen des brüchigen Erdbodens dunstete.
Einen gewaltigen Schweif weißgrauen Staubes hinter sich lassend, rollte die C 47, stieg langsam über halb zerfallene Holzzäune und die Skelette dürrer Bäume. Hinter von Hitze flimmernder Luft verkrochen sich Land und Stadt. Oben der Himmel indes war rein und jung.

Das winzige zweidimensionale Miniaturflugzeug auf der Armatur pendelte in die Waagrechte. Lukowsky drückte das Steuerhorn leicht nach vorn, zog ein wenig wieder hoch, nahm das Gas zurück und ließ das Fahrwerk kommen. Ein deutlich vernehmbares Rucken bezeugte es. Dann setzten die Räder auf. Zuletzt das Spornrad. Er hatte Mühe, die Maschine auf gerader Linie ausrollen zu lassen. Das lag an den verschlissenen Bremsen. Endlich stand das Flugzeug an dem vorgesehenen Platz. Lukowsky ließ die Motoren ausgehen, wischte mit dem Ellenbogen über die Seitenscheibe und blickte hinaus. Niemand erwartete sie. Nur die 'Terrier'; die Beamten des Zolls, würden gleich auftauchen und müßige Fragen stellen. Lukowsky schritt über den Rasen, reckte die Glieder und blinzelte in die Sonne, der unbegreiflicher Weise noch immer nicht gänzlich die Lust daran vergangen war, dieser Welt zu scheinen.

Noch gegen Abend saß Ernst Lukowsky im Flughafenrestaurant, das von Sportfliegern zahlreich besucht war. An mehreren Tischen konnte man sie Schwadronieren hören. Vom Balkon aus, auf dem Lukowsky saß, gab es eine gute Sicht über das gesamte Gelände. Lukowsky sah, wie die Männer der Zollfahndung sich an seiner Maschine zu schaffen machten. Das war üblich so. Bald begann ein hübsches Lichterspiel. Die Flughafenbefeuerung wurde ausprobiert. Eine kleine Cessna schwebte noch ein, zuletzt eine Morane. Aber es startete niemand mehr. Die Sportflieger liebten schönes Wetter, den hellen Tag, und dieser Platz gehörte einem privaten Aero-Klub. Gäste wie Lukowsky traf man hier verhält-

nismäßig selten an, jedoch nicht ungern, boten doch ihre ungewöhnlichen Flugzeuge ein interessantes, vielleicht sogar als romantisch empfundenes Bild. Manch einer, der die rauhen Männer von der ‚wilden Transportfliegerei' sonst tunlichst gemieden haben würde, grüßte hier freundlich, und das war sogar ehrlich gemeint. Denn dies bildete einen Kreis: die Flugzeuge, das Fliegen, alles was dazu gehörte. Namentlich die alten Hasen, die Kriegsteilnehmer, hatten Sympathie für die letzten Abenteurer der Lüfte. Nicht selten saß man des abends mit ihnen zusammen, sprach über Abenteuer von einstmals und über Abenteuer von jetzt, bis der Morgen über den Horizont stieg. Heute aber war von den alten Haudegen keiner da.

3

Endlich kamen die Zollbeamten an Lukowskys Tisch, mit allen üblichen Papieren. Man kannte sich schon und ärgerte sich nicht ohne Not.

Die Abendsonne hatte ihre Kraft noch nicht vollständig verloren. Lukowsky ging unter einem provisorisch zusammengezimmerten Torbogen hindurch, unter dem das Schild ‚Wellmeyers 1A-Gebrauchtwagen' baumelte.
Lukowsky betrat einen großen, unebenen Platz zwischen hohen Reihenhäusern, der mit Autos und Autowracks übersät war. In der entlegensten Ecke dieses Platzes gab es einen verwitterten Wohnwagen. Ein nicht sehr großer aber stämmiger Mann in mittleren Jahren sonnte sich davor. Dieser Mann streckte sich behäbig in seinem Klappstuhl aus und sah Lukowsky entgegen: „Guck mal, was ich inzwischen 'reingekriegt habe!" Eine seiner wulstigen Hände wies dabei auf ein elegantes Coupé: „Crysler 300 Baujahr 1954. So was gibt's heutzutage gar nicht mehr!" Lukowsky trat an den bezeichneten Wagen und strich mit der linken Hand über das Blech: „Schönes Ding." - „Müssen wir morgen aufpolieren." Der Händler atmete aus, als habe er bisher die Luft angehalten: „Wie lange bleibst Du denn diesmal?" Lukowskys Blick wechselte vom Wagen zu Wellmeyer: „Weiß noch nicht. Ich muß mit Dir reden." - „Meinetwegen," Wellmeyer breitete die Arme aus: „Reden wir! - Worüber?" Lukowsky angelte eine Sitzgelegenheit aus dem Wohnwagen und ließ sich neben dem Firmeninhaber nieder. „Ich brauche einen kleinen Kredit von Dir. Die Banken werden mir keinen geben." Wellmeyers Augen verengten sich zu Sehschlitzen, sein Kinn trat um einen Zentimeter hervor. Er sprach leise: „Wieviel denn?" Lukowsky zeigte über den Platz auf einen alten Ford Mustang und sagte: „Was beispielsweise die

Rostlaube da kostet:“ Er beugte sich vor und stützte die Hände auf die Knie: „Außerdem Deine Adresse, damit ich den Wagen gleich hier anmelden kann.“
Der behäbige Mann neben Lukowsky zupfte bedächtig am Kragen seines gelben Hemdes. Er senkte den Kopf und schielte aus den Augenwinkeln zu Lukowsky: „Wozu brauchst du denn ein Auto? Ich denke Du fliegst?“ Lukowsky fragte betonungslos: „Machst Du's, oder machst Du's nicht?“ - „Ja, ja,“ wehrte Wellmeyer mit plumper Geste ab: „Die paar Mark bringst du schon mal wieder ein.“ Lukowsky sagte: „Danke. Ich werde für einen Bekannten eine kleine Luftfrachtfirma aufzuziehen versuchen. Da werde ich mit diversen Leuten zu reden haben und daher auch herumgurken müssen. Und wenn schon Auto, dann eines, das mir Spaß macht. Solch einen Mustang hatte ich schon mal. Allerdings keinen Mach 1, sondern ein 65er Fastback, als das neu war. Eben vor ziemlich langer Zeit.“ Wellmeyer nickte ihm zu: „Gut. Ich versteh' Dich. Ist gut!“

Ein großes, unmöbliertes Zimmer. Der Balkon hing am ersten Stock über einem Hinterhof. Von dort aus war rechts eine graue Hauswand zu sehen, links ein flaches, mit Teerpappe gedecktes Dach, geradeaus eine fensterlose, nicht sehr hohe Mauer. Dahinter schob sich der Glasturm eines Bürohauses in den Himmel. Sonne reflektierte wirr auf den zahllosen Fenstern der Reihenhäuser in der Ferne. Im Hof, zwischen den Mauern, grünte ein Stachelbeerstrauch, dessen Früchte niemand aß. Doch die Vögel bedienten sich freudig, dankbar für Stachelbeeren mitten in der Stadt Düsseldorf. Der Himmel nahm die Färbung eines violetten Abends an. Es war etwas Eigenartiges um diese Stimmung. Abendrot und Morgenröte – Sterben und Geborenwerden – so dicht lag beides doch beieinander. Vielleicht gab es ja auch gar keinen Tod, nur eine ewig währende Wanderung durch Abendrot und Morgenröte, von einer Welt in eine andere Welt? –
Die grüne Farbe des Balkongeländers brach unter fortschreitendem Rost. Zu Lukowskys Füßen lagen mehrere leere Blumenkästen aus grünem Plastik. Der Vormieter dieser Räume, eine Werbeagentur, hatte sich darum nicht gekümmert.

Ernst Lukowsky trat vom Balkon in das unmöblierte Zimmer. Die Balkontür blieb offen. Ihr Glas zeigte einen Sprung: von der Mitte rechts bis zur linken unteren Ecke. Lukowsky ging durch den schmalen Flur. Dort rochen die Wände nach frischer Farbe. Drei Türen führten zum Bad, zur Toilette und zur Küche. An den Flur schloß sich eine Diele an. Von hier aus führten zwei hohe, breite Türen in geräumige leere Zimmer, deren Fenster auf eine belebte Straße wiesen.

Gegenüber sah man das Polizeipräsidium. Lukowsky schaute aus einem der Fenster, überblickte die doppelspurige Straße. Da gab es eine Verkehrsinsel, die zugleich eine Straßenbahnhaltestelle war. Lukowsky ließ sich auf der Fensterbank nieder. Der Abend schritt voran. Allmählich schwand das Tageslicht. Die Nacht kam. Lukowsky ging in die Diele. Hier stand das einzige Möbelstück dieser Räumlichkeiten: eine Couch. Die schob er vor sich her in das hintere Zimmer, in das mit dem Balkon. Er schlief nicht auf der Couch im Balkonzimmer, obwohl er regungslos dalag, zu schlafen versuchte. Durch die gardinenlosen Fenster fiel kühler bläulicher Mondschein. Scharfe, unbewegliche Schatten lagen im Raum. Lukowsky ließ den linken Arm von der Couch gleiten, tastete über den nackten Boden, bis er Zigarettenschachtel und Streichhölzer fand. Er zündete sich eine Zigarette an, ließ Schachtel und Streichholzkästchen wieder zu Boden fallen. Er beobachtete den hellblauen Zigarettenrauch, der hin und wieder im Schatten des Fensterkreuzes zu verschwinden schien. In diesem von der Straße abgelegenen Raum lag nahezu unnatürliche Stille. Lukowsky meinte das kaum wahrnehmbare Knistern der Zigarettenglut hören zu können. – Etwas war merkwürdig, irgend etwas lag in der Luft. Lukowsky empfand es, ohne es irgendwie zuordnen zu können: Etwas war merkwürdig. Ihm war... als höre er die Schwingen des Schicksals rauschen.

Das Telefon klingelte. Er raffte sich auf und lief durch den nach Farbe riechenden Flur in eines der vorderen Zimmer. Er nahm den Hörer ab: „Ja?!“ - Beekn meldete sich. Lukowsky unterbrach dessen ersten Satz: „Nein, morgen vormittag geht's nicht. - - Nachmittag... - Spätnachmittag! Meinetwegen. Sagen wir 17 Uhr. - - Im ‚Mondial‘. - Ja, das kenne ich. - - Ja, ist gut! Wiedersehen.“ Beekns Stimme hatte sonderbar geklungen, so, als sei er erstaunt über den Erfolg seines Anrufs gewesen, als hätte er gar nicht damit gerechnet, Lukowsky zu erreichen.
Lukowsky legte auf und sah zur Uhr. Grundlose Unruhe packte ihn. Eine innere Ruhelosigkeit, für die es keinen erkennbaren Grund gab. Ein sonderbares Gefühl überkam ihn, eines, daß er bisher nicht gekannt hatte, einer unbestimmten Vorahnung ähnlich: Etwas würde geschehen, etwas Merkwürdiges, Schicksalhaftes – sehr bald. Er schalt sich einen Narren bei diesem Gedanken – und dachte ihn trotzdem.

Er hatte noch Bernd Meißner in dessen Wohnung am Stadtrand besucht, Bernd Meißner, mit dem zusammen jetzt eine kleine eigene Luftfrachtfirma entstehen

sollte. Es gab einiges zu besprechen. Bernd hatte nicht allzu viel Lust, über die ernsthaften Seiten der Sache zu reden. Aber sie besprachen doch was nötig war und was geschehen sollte. Darüber wurde es Nacht und Morgen.

Ein Taxi brachte Lukowsky in die Innenstadt zurück. Bernd Meißner hatte zu viel getrunken gehabt, um noch Autofahren zu können. Lukowsky ließ sich in der Altstadt absetzen und ging zu Fuß weiter. Irgendwo klimperte ein verstimmtes Klavier. – Lukowsky überquerte den Markt. Zelte wurden aufgebaut, vereinzelt Karren geschoben. Der Geruch frischgebackenen Brotes schwebte herbei. Allmählich stieg die Sonne in den noch diesigen Himmel. Über den Straßen lastete der gleiche Morgendunst wie auf dem Rhein. Ein Straßenkehrautomat rollte schäumend vorbei, verspritzte eine Menge Wasser. Lukowsky wich dem reichlich versprühten Naß aus. Hier und dort begegneten ihm verschlafene Gesichter, von denen einige grundlos grüßten und andere ebenso grundlos mürrische Blicke gaben. Eine Würstchenbude begann bereits ihr Geschäft. Dort gab es auch heißen Kaffee aus Pappbechern.

Am Vormittag kam ein Lastwagen und brachte Möbel. Lukowsky ließ sie an ihre Plätze rücken – einfache Stücke, nur das Notwendigste.
Zwischen den Möbelpackern erschien Bernd Meißner im Büro, warf schwungvoll sein Jackett, das er zuvor über der Schulter hängend getragen hatte, auf den runden Tisch, den zwei kräftige Männer Minuten zuvor in der Diele abgesetzt hatten, und rief durch zwei offenstehende Türen: „Tag! Wie geht's?“
Lukowsky wartete, bis Bernd Meißner mit ihm im selben Zimmer war, sagte dann: „Siehst du ja. Die Klamotten rollen an. Wir schaffen erstmal nur das Allernötigste an.“ Lukowsky umrundete den glatten Schreibtisch, hinter dem er gestanden hatte, und trat dicht an den jüngeren Mann heran: „Der Klarheit halber: Ich hab' Dir nicht zugeredet! Auch Felix nicht! Du hast uns am Aero-Klub aufgegabelt, nicht umgekehrt!“ – „Ich weiß, ich weiß!“ rief Meißner sofort: „Du willst mir wieder väterlich predigen! Kannst du Dir ersparen! Falls es hier 'ne Pleite geben sollte, träfe 's mich am wenigsten! Also laß‘ das Gerede.“
Sie setzten sich nebeneinander auf die Tischkante. Lukowsky griff hinter sich, angelte ein Papier und reichte es dem Jüngeren: „Stimmt das?“ Meißner überflog den Brief. „Ja! - Wieso?“ - „Weil es ziemlich idiotisch war, solch eine Maschine so teuer auf Pump zu kaufen - in unserer Situation.“ Meißner tat unbekümmert: „Es war eine Gelegenheit. Die Luftwaffe hat sie billig ausgemustert. Sie ist trotzdem noch fast neu. Sie wird sich amortisieren.“ - „Natürlich kann sie

sich amortisieren, wenn alles unseren Vorstellungen entsprechend läuft. Aber der Witz ist: für ein Drittel des Geldes hättest Du auch eine taugliche Mühle bekommen, und dazu eine, in der mehre Platz ist!“ Er nahm dem Jüngeren das Papier aus der Hand: „Sieh zu, daß du die Sache rückgängig machst, falls möglich.“ Er legte den Brief auf den Schreibtisch zurück und wies auf die Möbel: „Was ist damit? Auch auf Pumpt? Es geht mich zwar nichts an, aber sag's mir trotzdem.“ Meißner ließ die Unterschenkel pendeln. Er holte eine zerknautschte Zigarettenschachtel aus der Tasche, bemerkte, daß sie leer war, drückte den weichen Karton zusammen und warf ihn in eine noch unaufgeräumte Ecke des Zimmers: „Laß doch diese Fragerei! Ich bin im Notfall durch meine Familie gedeckt. Und was die neue Maschine betrifft: Wenn ich meine Lizenz habe, möchte ich auch mal selber fliegen, ohne schon froh sein zu müssen, wenn unterwegs nur eine Tragfläche abbricht!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung: „Wie bei Euren vorsintflutlichen Bombern!“
„Das ist aber unser Geschäft,“ betonte Lukowsky: „Daß wir eben billiger und unkomplizierter arbeiten als die großen Gesellschaften!“
Meißner schwang sich von der Tischkante, als bedürfe es dazu eines mächtigen Schwunges: „Ach, mach' Dir keine Sorgen ums Geld, Ernst! - Bis morgen dann!“ Vom runden Tisch lässig seine Jacke greifend, entfernte sich Bernd Meißner wieder.

Für diesen Tag gab es keine Arbeit mehr in dem neu eingerichteten Büro. Lukowsky setzte sich in ein Straßencafé und schlug die mitgebrachte Zeitung auf. Eine hübsche Kellnerin mit einem dunklen Pferdeschwanz und freundlichen Augen brachte ihm versehentlich Kakao statt Kaffee, und Lukowsky beließ es dabei, weil die Kellnerin so nett war. Der Nachmittag zeigte sich sonnig und warm. Auf dem Rasen der kleinen Parkanlage gegenüber spielten Kinder. Viele Fußgänger verbreiteten ferienhafte Stimmung, verweilten lange vor Schaufenstern, unterhielten sich dabei. - Lukowsky blätterte nochmals ziellos in der Zeitung. Er las, es würden Pläne geschmiedet, mit Spezialgeräten nach dem Wrack der Titanic zu suchen, um deren Schätze zu bergen. In zehn Jahren, vielleicht, sollte es so weit sein. Es wurde nach Investoren für dieses Projekt geucht. Auf der gegenüberliegenden Zeitungsseite stand, Wissenschaftler vermuteen, es könne auf dem Mond Wasser geben. Lukowsky war beides herzlich egal. In einer Glosse neben dem Artikel über den Mond stand zu lesen, einige Spinner behaupteten, die berühmten Fliegenden Untertassen, die sogenannten UFOs,

kämen nicht von anderen Planeten, sondern seien deutschen Ursprungs, eine letzten Geheimwaffen des Dritten Reiches aus dem Zweiten Weltkrieg, die nicht in die Hände der Alliierten geraten sei.
Lukowsky brach auf. Er stieg in den frisch erworbenen Ford Mustang und fuhr nach Köln zu seiner Verabredung mit Beekn.

Der Mustang war weder neu noch in besonders repräsentativem Zustand, aber immerhin eine Ausführung des 'Mach 1' als 390 GT, recht schnell und dank einer Heavy-Duty-Ausrüstung sogar halbwegs vollgasfest, was von amerikanischen Wagen im allgemeinen nicht gerade behauptet werden konnte. Er war weinrot und laut, der Auspuff würde gelegentlich eine Reparatur vertragen.

Popmusik wütete im Hotel ‚Mondial'. Das einzige Licht rührte von Punktscheinwerfern, die auf einen Laufsteg gerichtet standen. Kameras blitzten auf, überschminkte Mannequins hopsten oder marschierten ohne nennenswerte weibliche Anmut über den tuchbespannten Laufsteg, posierten in kuriosen Stoffkonstruktionen von durchaus zweifelhaftem Geschmack und bemühten sich, möglichst nicht zu lächeln.

Nur ein Mann im Saale langweilte sich offenbar ebenso wie Ernst Lukowsky, ein stattlicher Herr im Maßanzug, der unentwegt türkische Zigaretten rauchte. Dieser Herr trat an den Tisch, an dem Lukowsky sich niedergelassen hatte, setzte sich und sagte: „Guten Abend, Herr Lukowsky!" Der kaum Musik zu nennende Lärm nahm Beekns Stimme den Klang, verschlang auch Lukowskys Erwiderung des Grußes.

Über den Laufsteg stapfte ein hellblond gelocktes Mädchen in gelbem und rotem Satin - wie ein Harlekin. Nun lief es zurück, machte einem anderen Platz. Dieses hatte schwarze Haare, die gefärbt wirkten, und war gekleidet wie ein Alt-Berliner Gassenjunge. Es drehte sich ebenfalls, schnitt eine Grimasse und verschwand gleich darauf hinter einem blauen Velourvorhang. Sechs Mannequins gab es bei dieser Veranstaltung und einen kommentierenden Zwerg. Eines der Mannequins gefiel Lukowsky. Es lächelte sogar, doch die dunklen Augen schwiegen dabei. Wie eine Sklavin kam Lukowsky dieses Wesen vor, das der affektierte Zwerg von einem Korsaren eingeschachert haben mochte, der es wiederum geraubt hatte - aus Alexandria oder Damaskus. - Nun drehte sich die Morgenländerin an der Spitze des Steges. Dabei schwebte ihr schwarzes Haar, senkte sich dann wieder auf den Rücken. - Zwei Gänse betraten anschließend

die Bühne, dazu ein junger Mann, der schwul aussah und es womöglich auch war. Lukowsky interessierte die Modenschau nicht.
Unterdessen befanden sich noch weitere Desinteressierte in dem von Rock-Musik, Klatschen und farbigem Licht erfüllten Saal. Deren Interesse schien Beekn zu gelten. Lukowsky fragte: „Kennen Sie die Leute da?“ Beekn sah sich flüchtig um: „Nein. Lassen Sie uns trotz des Radaus versuchen, die wesentlichsten Dinge zu besprechen.“ Er kniff die Augen zusammen: „Ich ließ gestern Mittag meine Ware von der Spedition abholen. Sie ist mittlerweile wieder dort.“
Gerade tobte die Musik mit gesteigerter Lautstärke. Beekn wiederholte: „Ich sagte, die Kisten sind mittlerweile wieder bei der Spedition. Möglicherweise wird mein Kunde die Ware nicht akzeptieren. Sollte dieser für mich unangenehme Fall eintreten, könnten Sie die Ware sicherlich rasch zurückfliegen und neue herbringen?“
Er zog die Augenbrauen zusammen und neigte sich zu Lukowsky, um beim Krach der Musik und des Klatschens besser verstanden zu werden: „Dann täte allerdings Eile not.“ Lukowsky sagte: „Wenn ich dafür eigens eine Maschine besorgen müßte, würde das verhältnismäßig teuer. Falls es Ihnen das wert ist?“
„Wahrscheinlich schon,“ entgegnete Beekn mit abwehrender Geste: „Die Kosten lassen sich doch in vernünftigen Grenzen halten?“ Er schien keine Antwort zu erwarten: „Zunächst muß Herr Löw ja noch persönlich entscheiden,“ fuhr er fort: „Ursprünglich wollte ich noch etwas - etwas Anderes ansprechen...“ Er unterbrach sich: „Dieser Lärm ist wirklich unerträglich!“ -
Der blendende Strahl eines Punktscheinwerfers verirrte sich während einer Viertelsekunde auf den Tisch, an dem Beekn und Lukowsky saßen. Mechanisch kniffen sie beide die Augen zusammen. Doch der Lichtkegel vereinigte sich bereits wieder mit den übrigen auf einem plump gekleideten Mannequin. –
Lukowsky fragte: „Was soll vorerst mit den Kisten geschehen?“
Beekn beugte sich noch näher zu ihm: „Ja... die Kisten.“ - Seine Augen wirkten plötzlich unstet, die Hände lösten sich von den Stuhllehnen: „Bitte entschuldigen Sie mich. Ich – werde mich bei Ihnen melden. Bitte...“ Offensichtliche Nervosität veränderte Beekns Stimme: „Bleiben Sie sitzen als kennten wir uns nicht. - Ja.“ - Er zögerte: „Wegen der Kisten... Ach, übrigens - falls ich Sie innerhalb der nächsten Tage nicht erreichen sollte... Sie haben ja die Anschrift von Rolland & Löw. Merken Sie sich...“ Er sah sich rasch zwischendurch um: „Ja, merken Sie sich das Bearbeitungszeichen ‚Z‘, ‚Z‘ wie Zukunft oder Ziel. Damit man nichts durcheinanderbringt bei Rolland & Löw.“ Er wandte sich zum

Gehen: „Verlangen Sie am besten die Herren Busch oder Fischer - ja. Diese beiden Herren sind dort bekannt.“ Sein Blick irrte nochmals schnell umher: „Auf Wiedersehen, Herr Lukowsky, auf Wiedersehen.“ - Damit verschwand Beekn im Gedränge. Seine rechte Hand zeigte noch eine grußähnliche Geste, ehe der Hintergrund ihn vollständig aufnahm.

Vom Laufsteg grinste eine pagenköpfige Gans in schillernden Fetzen. Der affektierte Zwerg sprang hin und her, seine Rede mit Armen und Beinen untermalend. Sobald dieser zu sprechen aufhörte, nahm die Lautstärke der Musik infernalische Ausmaße an. Ein rothaariges Mannequin schlüpfte unter dem Vorhang hervor, lächelte. Der Zwerg hatte zu reden aufgehört und die Musik tobte abermals lauter. Zwei Mädchen marschierten dazu über den Laufsteg. Neben Lukowsky hatte eine junge Frau den von Beekn verlassenen Platz eingenommen. Sie machte Notizen in ein kleines, plastikgebundenes Heft, vermutlich eine Journalistin. Ihre Schultern wiegten im Rhythmus der wilden Klänge. Von beweglichen Spiegeln herab huschte farbig reflektiertes Licht über ihr Gesicht. Ganz plötzlich lächelte dieses Gesicht nicht mehr, die Züge verzerrten sich. Langsam begann die Frau umzusinken. Blut überspülte eine ihrer Gesichtshälften, wusch Schminke von Wangen, Lippen und Kinn. Dann schlug der Kopf auf die Tischplatte. Dickes Rot spritzte auf das weiße Tischtuch. Noch einmal hob sich der Kopf – die Frau stürzte zu Boden. Mehrere Stimmen schrillten. Ein pudelköpfiges Mannequin rannte kreischend dem blauen Velourvorhang entgegen, stürzte, raffte sich auf, schrie, stürzte abermals. -
Lukowsky bückte sich aus seinem Stuhl, schob Umstehende beiseite, riß zugleich seinen Revolver aus dem Hosenbund, streifte mit der linken Hand über den Hahn, visierte ein kariertes Jackett an und zog den Abzug durch. Im grellen Feuerschlag verließ das Geschoß den Lauf, die Waffe riß in Lukowskys Hand. Das karierte Jackett zerfetzte im selben Moment. Geruch von Nitropulver und blaugraue Schwaden mischten sich in die stickige Luft. Auf den Bruchteil einer Sekunde stand der Feuerball eines zweiten Mündungsblitzes im Raum. Die Trommelfelle klirrten und sangen seit dem ersten Knall einer .44-Spezial. Auch Lukowskys zweiter Schuß erfaßte einen mit Pistole bewaffneten Mann, schleuderte ihn meterweit rückwärts, wirbelte ihn herum, ehe er zusammenbrach. Dennoch heulten zwei weitere Kugeln aus unbekannter Richtung heran. Lukowsky entdeckte den Gegner nicht im chaotischen Menschengewirr. - Körper stürzten - liefen - wälzten sich am Boden - blieben regungslos liegen - bäumten sich auf - wurden getreten von kreischenden Menschen - wirres Hasten hub an,

rücksichtsloses Drängen und Stoßen - Panik riß am Ruder. Das pudelköpfige Mannequin griff sich an sein von einem Querschläger gestreiftes Fußgelenk, schrie, schrie - aber es gab keine Hilfe während dieser Augenblicke, keine Antwort auf Hilferufe. Alles drängte zu den Ausgängen, türmte sich übereinander, zerriß Kleider und Haut. Von Tonbändern abgespielte Musik dröhnte ungerührt weiter aus verdeckten Lautsprechern, durchbrochen von einzelnen Schüssen großkalibriger Waffen und den Angstschreien vieler Menschen.

Lukowsky zwängte sich durch die hysterische Masse. Er redete sich ein, den günstigsten Moment abzuwarten und sprang auf den Laufsteg, stieß in den blauen Velours, warf sich auf den provisorisch errichteten Bretterboden und richtete seinen Revolver gegen den Saal. Lukowsky wartete auf den Mann im Maßanzug, wartete im Inferno auf Beekn. Hinter seinem Rücken flohen mehrere junge Männer noch eiliger, als es die Mädchen vermochten. - Lukowskys Blickes die Mädchen vermochten. - Lukowskys Blick suchte noch immer vergeblich nach Beekn. - Nur mehr ein Gegner schoß. Lukowsky bemühte sich ungeduldig, anhand des Mündungsfeuers dessen Standort auszumachen. Aber jetzt fiel kein Schuß mehr. - Das Mannequin auf dem Laufsteg kreischte wie von Sinnen. - Erste Polizeiuniformen erschienen im Saal. Lukowsky sah sich um: Eine grau lackierte Metalltür stand einladend offen. Trotzdem verharrte er ..., aber Beekn tauchte nirgends auf. - Die Musik grölte noch immer, roh, mitleidlos und laut.

Unbemerkt gelangte Lukowsky auf sein für diesen Tag im ‚Mondial' gemietetes Zimmer. Er nahm ein Handtuch und wischte sich über das Gesicht. Er trat mit dem Tuch in der Hand auf den Korridor: Nichts. - Er ging in das Zimmer zurück. Das Blut pulste ruckartig an den Schläfen. Lukowsky lud den Revolver nach. Die Patronen schlüpften in die Kammern der Trommel. Der Lauf, auf dem der Schriftzug ‚J. P. Sauer & Sohn - .44 Magnum – Made in W.Germany' stand, war warm. Lukowsky lud .44-Spezial nach, eine Patrone, die im schnellen Gefecht praktikabler war als die Magnum.
Nochmals öffnete Lukowsky die Tür – lauschte: Stille. Er kehrte um. Seine Lage war unangenehm oder konnte jedenfalls unangenehm werden. Er steckte die Waffe in den Hosenbund und sammelte die leeren Patronenhülsen vom Teppich auf. Unwillkürlich dachte er daran, sie wegen des niedrigeren Preises wie stets wiederladen zu lassen, obwohl seine Sorgen jetzt wahrlich andere waren. Beekn

hatte er nicht mehr entdeckt. Vielleicht war er getroffen worden und sofort gestürzt. Lukowsky ging zum Fenster und sah hinaus. Unten, auf dem Betonplatz vor dem Hotel, herrschte Tumult. Sanitätsfahrzeuge hielten neben Polizeiwagen. Bahren wurden getragen. Auf manchen lagen völlig verhüllte Körper. Einer davon war vermutlich der Beekns. Es würde morgen in der Zeitung stehen.

Lukowsky nahm die Gedanken zusammen. Dieses war kein viertklassiges Hotel. Hier stand sein Wagen in einem mehrgeschossigen Parkhaus, dessen obere Plattformen allein per Aufzug erreicht werden konnten. Auf einer dieser oberen Etagen stand sein weinroter Ford Mustang. Lukowsky massierte mit beiden Händen das Gesicht. Allmählich ließ das Ohrensausen nach. Leise singendes Pfeifen verblieb noch. Er zog den kleinen Koffer vom Tisch und griff frische Sachen. Er begab sich ins Bad und ließ Wasser einlaufen.
Neben dem Bett stand ein Radio. Lukowsky schaltete es ein und gleich wieder aus. Gerne hätte er die Situation schnell bereinigt, in dem er diesen Schauplatz verlassen wollte, doch das ging jetzt nicht. Von der Straße herauf tönten starke Motorengeräusche. Eine Sirene heulte. - Lukowsky ging ins Bad zurück. Durch die offene Tür des winzigen Badezimmers erblickte er das Telefon auf dem Nachttischchen. Es würde jetzt niemand anrufen.

Er lag auf dem Bett, rauchte Zigaretten und sah zur Decke. Das Ohrensausen war vorüber. Aber sein Hirn fand keinen festen Gedanken. Nur eine vertraute Gleichgültigkeit schwebte von irgendwo herbei.

Ernst Lukowsky stand an dem breiten Fenster des Hotelzimmers und blickte gedankenleer in den sich mehr und mehr rötenden Abendhimmel. Die Silhouetten der Domtürme erschienen graugrün und dunkelrot. Ganz allmählich ergriff eine ferne Erinnerung von Ernst Lukowsky Besitz. Seine Gedanken schweiften um Jahre zurück - er wußte nicht, wie viele Jahre es waren. Seine Erinnerung an jene Zeit erschien ihm wie die eines fremden und doch gleichsam vertrauten Menschen. Sommerferien in... Wo denn gleich? - Die alten Bilder schwammen unklar vor Lukowskys innerem Auge. Zug um Zug wurden sie deutlicher. Sehr langsam, als müßten sie Mauer um Mauer, Wall um Wall in die Gegenwart durchbrechen auf einem widerwillig geduldeten Weg. Endlich wuchsen Bäume und Sträucher aus dem Grau dieser Erinnerung, Wiesen, von sinkender Abendsonne beschienen, deren Strahlen durch dichtes Laub bis an ein Flußufer hinuntertasteten. Über dem Wasser tanzten Mückenschwärme. Regelmäßig blinkten

die kleinen Wellen der schwachen Strömung im orangeroten Sonnenlicht. Und die schwüle Luft roch nach frischem Heu. Ein Traktorenmotor blubberte weit entfernt, verklang bald völlig. - Windstille. Kein Grashalm rührte sich. Nur wenige Insekten, denen die Stunde noch nicht zu spät war, schwirrten über Feldweg und Wiese... All dies kam plötzlich so nahe, so unmittelbar, daß Ernst Lukowsky hineinzutauchen meinte, ganz aufgenommen wurde von diesem längst verflogenen Augenblick. Er atmete die warme Sommerluft, und Jahrzehnte verflogen ins Ungelebte. Jung und frei stand er inmitten einer Landschaft, die es vielleicht längst nicht mehr in dieser Form gab. Und alles war plötzlich noch möglich, jede längst zerbrochene Hoffnung vergangener Jahre stand wieder groß und aufrecht in Ernst Lukowskys Bewußtsein. Er erhob sich vom Ufer des schmalen Flusses, zwängte sich zwischen Büschen hindurch und lief den Feldweg entlang. Von den Wiesen her duftete das frischgewendete Heu. Weiter hinten lagen Maisfelder, und über dem Horizont stand tief, aber noch hell, die Sonne. Wo der Fluß eine Biegung einschlug, wuchsen hohe Bäume; Linden, Kastanien und Ahorn, eine einzelne hohe Tanne darunter. Zwischen diesen Bäumen spazierte ein junge Frau. Ihr Rock war grün und weiß die Bluse unter einem roten Bolero. Leuchtend rot wirkten unter den Strahlen der Abendonne auch die braunen Haare der jungen Frau, sie reichten ihr bis auf die Hüften. Die braunen Augen dieses Wunderwesens der Gattung Frau schienen die Beeren eines Holunderstrauches zu zählen. Milder Wind kam auf, spielte mit den Kleidern der Frau und mit ihren langen offenen Haaren. Noch nie hatte er etwas so Schönes und Wunderbares gesehen wie diese junge Frau zu – unbemerkt - bis sie langsam zur Straße ging und in einen schwarzen Wagen stieg, den ein graulivrierter Chauffeur lenkte. – Lukowsky hatte sich die Autonummer eingeprägt, eine Wiesbadener Nummer. Er hatte diese Frau später in einer anderen gefunden und geliebt. Sie hatte haselnußbraune Augen, und ihre schönen langen Haare waren von derselben Farbe. Kaum zwei Monate hatten sie sich gekannt und waren auch schon verheiratet gewesen. Doch der Tod nahm diese Frau aus dieser Welt, noch ehe sie 24 Jahre alt werden konnte. Danach hatte er die Lust am Leben verloren, die Freude an der Arbeit – und für eine lange Zeit die Fähigkeit, zu träumen. Wer aber keine Träume mehr hat, der ist bei lebendigem Leibe tot. Das hatte sein Freund Georg aus Wien einmal gesagt, und Lukowsky mußte oft daran denken. Manchmal waren dann doch wieder Träume zum Vorschein gekommen, ganz zaghaft. Doch sie hatten keinen Bestand.

Kratzen oder Klopfen an der Tür riß Lukowsky aus seiner Grübelei. Aber seine

Gedanken waren noch nicht wieder vollends in der Gegenwart. Erneut das sonderbare Pochen an der Tür. - Es kostete ihn Mühe, die Lage sofort wieder voll zu erfassen. ‚Polizei!' dachte er, ‚oder Beekns Feinde?' – ‚Nur der Etagenkellner?' - Er verschränkte die Arme. Dabei umspannte seine rechte Hand unwillkürlich das Griffstück des Revolvers links unter der Jacke, der Daumen lag am Hahn. Lukowsky wunderte sich im Bruchteil einer Sekunde, weil er keinerlei Anspannung verspürte. Überhaupt kein Gefühl regte sich in ihm. Allein die verblassenden Umrisse der Erinnerung, die er gerade von so unermeßlich weit her empfangen hatte.
Die Tür öffnete sich. Lukowskys Rechte lockerte den Griff um Stahl und Holz. Im Türrahmen stand die schlanke Silhouette einer Frau. Sie näherte sich grußlos. Trotz der Abenddämmerung wurde ihr Gesicht erkennbar. Ein schönes Frauengesicht, beschattet von der Krempe eines Hutes und umrahmt von dunkelbraunen Haaren, die vor der linken Schulter zu einem langen, starken Zopf geflochten waren, dessen Spitze die Hüfte berührte. Lukowsky stockte für einen halben Augenblick der Atem. Diese Frau war sehr schön – traumhaft schön. Die Farbe des Abendrots schimmerte auf ihren geflochtenen Haaren. Die Spitze des langen Zopfs wurde von drei kleinen Kornblumenblüten aus Seide verziert. An Hals und Handgelenken blitzte wertvoller Schmuck. Die Frau trug ein elegantes hellblaues Jackenkleid, dazu passende Handschuhe und zierliche mattglänzende Schuhe mit nicht allzu hohen Absätzen. Auch die kleine rechteckige Handtasche war hellblau. Die Augen der Frau blickten groß und dunkel unter langen Wimpern hervor und sie spiegelten das Violett des Abendhimmels wider.
Das Auftauchen der Besucherin verwirrte Lukowsky. Die Frau strahlte etwas aus, daß ihm Angst einflößte – mehr Angst als alle Waffen und Armeen der Erde zusammen hätten bewirken können. Diese Frau war etwas Besonderes. Er spürte es sofort: Hier stand eine jener Frauen, denen ein Mann gänzlich verfallen konnte. Dennoch versuchte er, seiner Stimme einen neutralen Klang zu geben: „Sie haben sich im Zimmer geirrt." Er wandte der Frau den Rücken zu und sah sie doch innerlich vor sich. Anfang zwanzig mochte sie sein. Vielleicht einen-Meter-fünfundsiebzig groß, Konfektionsgröße zwischen 36 und 38 in vollendeten Ausformungen. Ein packend schönes Gesicht, ein Frauengesicht, wie er es erst zweimal in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Unglaubliche Augen, sehr selbstbewußt, und ein wundervoller Mund. Dazu die schönen Haare - vollkommene Natur. Doch Ernst Lukowskys Blick war aus dem Fenster gerichtet. Ein

sonderbarer Schmerz brannte in ihm, der Schmerz versäumten Lebens; denn jeder Augenblick, in dem er diese Frau nicht ansah, war vergeudetes Leben, das wußte er genau. Doch es war nicht die Zeit, sich zu verlieben – schon gar nicht in eine solche Frau, die alles verdiente und alles verlangen würde, was ein verkrachter Flieger nicht geben konnte. Es tat weh. Er hörte, wie sich die Tür schloß. Doch die Besucherin hatte das Zimmer nicht verlassen. Sie sprach Lukowsky mit ihrer hellen und wunderbar weichen Stimme an, in der verhaltene Ungeduld mitschwang: „Ich bin durchaus richtig, Herr Weiß!“ Lukowsky verharrte. Er sah die Frau innerlich vor sich, diese unfaßbar schöne Frau. Ein Gedanke sprach zu ihm: ‚Ihr Name ist: Schicksal! Drehst du dich nicht um, so schmerzt es, aber du entgehst ihm. Schaust du sie an, läßt sie dich nie wieder los.‘ Er drehte sich um und sah die Frau an. Er sagte: „Mein Name ist Ernst Lukowsky.“ Die Frau trat näher. Ihr Wuchs war perfekt, jede ihrer Bewegungen von geschmeidiger Anmut. Lukowsky richtete den Blick abermals aus dem Fenster. Ein stiller Schmerz durchzuckte erneut seinen Körper: Es war vorbei, er war nicht mehr der Mann, an eine solche Frau denken zu dürfen. Denn dies war eine Frau für die Ewigkeit, die Frau, die ein Mann heiraten und nie wieder loslassen wollte.

Der Himmel überzog sich purpurrot, dunkelblau und violett. Die Stimme der Frau hatte einen melodischen Klang: „Wollen Sie sich nicht setzen? Dann spricht es sich viel angenehmer. Welchen Namen Sie wählen, ist mir gleichgültig. Der meine ist Vera Jörgens!“ Sie gab ihrem Namen eine ganz leichte Betonung, die nichts außer gesundem Selbstbewußtsein bedeuten mußte, aber zugleich den Eindruck vermitteln konnte, als habe dieser Name eine ein Aussagekraft, als böte er den Schlüssel zum Verstehen weitreichender Zusammenhänge, die einem gewissen Hugo Weiß womöglich viel gesagt hätten, von denen Ernst Lukowsky indes nichts wußte.

Lukowsky sah die schöne Frau abermals an. Sie mußte spüren, was in ihm vorging, es war gar nicht anders möglich. Aber sicher war sie an ihre Wirkung auf Männer gewöhnt. Sie strahlte einen natürlichen Stolz aus, der nichts mit Überheblichkeit zu tun hatte. Vera Jörgens hatte auf einem der beiden Stühle an dem kleinen Tisch des Raumes Platz genommen. Nun nahm sie den Hut ab, als möge sie ihn nicht allzu gern. Ihre Haare waren seitlich gescheitelt und mit kleinen hellblauen Kämmchen zurückgesteckt. Vera Jörgens legte den Hut auf das nahestehende Bett und sagte wohlwollend: „Nun? - Herr Lukowsky!“

Er verschränkte die Arme: „Was kann ich für Sie tun – falls ich etwas für Sie tun

kann?" - Die junge Dame zeigte ein liebenswertes Gesicht. Ihre Worte kamen langsam und freundlich: „Klären wir vielleicht zuerst, was ich für Sie tun kann: Ich kann Ihnen nützlich sein. Meine Möglichkeiten sind nicht überaus groß, aber auch nicht ganz unbeträchtlich. Im übrigen: Ich habe Sie während der albernen Modenschau gesehen. Auch, wie Sie geschossen haben. Natürlich achteten während dieser wahnwitzigen Minuten alle Leute nur auf sich selbst. Ich bildete da eine Ausnahme. Sie verstehen es, in entscheidenden Augenblicken das Richtige zu tun. Das ist viel wert. Entschlußkraft gehört zu jenen männlichen Eigenschaften, die ich schätze - auch wenn sich dies vielleicht nicht immer mit den heutzutage auf Papier geschriebenen Gesetzen verträgt." Sie sah Lukowsky verhaltenerwartungsvoll in die Augen. Er stützte den linken Ellenbogen gegen die Fensterleiste und wies zur Tür: „Warum holen Sie nicht die Polizei. Das hätten Sie schon längst tun können." Vera Jörgens stand auf, machte einige Schritte im Zimmer, kehrte dann zu dem Sessel am Fenster zurück und setzte sich wieder. Ihre dunklen graublauen Augen wurden größer: „Es ist nicht meine Absicht, Ihnen Schwierigkeiten zu bereiten. Manche der heutzutage in diesem Lande auf Papier geschriebenen Gesetze, die ich erwähnte, entsprechen nicht dem, was der natürlichen Tatkraft und Ritterlichkeit gemäß wäre. Die Gesetze der Natur stehen über denen der Menschen! In Amerika soll da einiges besser sein, doch das kann ich nicht beurteilen." Ihr Blick nahm plötzlich einen melancholischen Ausdruck an, ihre Worte wirkten wehmütig und entschlossen zugleich: „Manchmal geschieht im letzten Auflodern einer Flamme etwas Großes. Es gab Künstler, die viel schufen, aber nur ein einziges großes Werk darunter – ihr letztes, schon im Angesicht des Todes. So etwa Tschaikowsky mit seiner 6. Sinfonie, der Pathetique, besonders in deren letztem Satz, dem Lamentoso; oder Offenbach mit Hoffmanns Erzählungen. Der stammte aus Köln, darum fällt er mir gerade ein. - Vielleicht sind auch meine Kräfte auf ein ganz bestimmtes Ziel ausgerichtet? Ein allerletztes?"

Lukowsky erkannte einen still verbissenen Schmerz auf dem schönen Frauengesicht, das so jung war und doch nicht frei vom Ernst wahrscheinlich schlimmer Erlebnisse. Ihr Blick, der so viel Sicherheit ausgestrahlt hatte, wirkte auf einmal beinahe flehend, ohne daß sie dies wohl so wollte. Lukowsky überlegte. Er ging zum Nachttisch und telefonierte: „412. - Bitte bringen Sie zweimal Kaffee. Danke." Er legte auf und fragte: „Ist es recht?" Vera Jörgens nickte leicht. Sie legte ihre Handtasche zu dem Hut auf das Bett und ließ sich nieder. Lukowsky nahm ihr gegenüber Platz: „Ich kann Sie verstehen – zumindest von ferne. Also? Was könnte ich für Sie tun!"

Die junge Dame rückte auf dem Stuhl zurecht, als sei er ihr unbequem. Sie gewann ihre bemerkenswerte Souveränität zurück: „Da ich Sie anfänglich verwechselte – ich hielt sie für einen Herren namens Hugo Weiß, einen mir persönlich unbekannten Freund meines Vaters, den ich gegebenenfalls um gewisse Hilfsdienste hätte bitten wollen - möchte ich nun zunächst Sie fragen, wer Sie sind.“ Sie lächelte verbindlich: „Falls Ihnen das nicht zu unbescheiden vorkommt!“ Sie zog die Handschuhe aus. Zwei kostbare Ringe funkelten an ihren schlanken Fingern mit langen spitzen Fingernägeln.
„Also gut,“ begann er: „Ich bin eine verkrachte Existenz, ein Mann, der einmal Berufsoffizier der Luftwaffe gewesen ist, dann zu besseren Tagen einmal eine eigene Rockwell besaß - das ist ein kleines Flugzeug - und heute mit klapprigen Mühlen Transportfliegerei spielt oder im Notfall noch klapperigere Gebrauchtwagen verhökert. Zwischendurch habe ich mich auch ein paarmal Söldner betätigt, in unnötigen Kriegen, von denen keiner wußte, warum sie geführt wurden, aber für irgendwen müssen sie wohl ein Geschäft gewesen sein. Ich war naiv, dachte, es ginge gegen den Kommunismus.- Das kann ein Leben sein. Aber immerhin: ‚Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum,‘ wie schon Goethes alter Faust zu sagen wußte; und mit grauer Theorie habe ich mich nie abgegeben.“ Er breitete die Hände aus: „Zufrieden?“
Vera Jörgens dunkle Augen tauchten in seinen Blick ein und drangen dabei tief vor: „Sie haben manches erlebt. Es ist gut, viel zu erleben! Besonders für einen Mann. Aber Sie hatten nicht immer Glück? Gerade in jüngster Zeit?“
Lukowsky nahm sich zusammen, um unter dem Blick dieser Frauenaugen nicht die Fassung zu verlieren. Es gelang ihm halbwegs: „Es könnte schlimmer sein. Ich erwarte von diesem Leben nicht, daß Sterntaler vom Himmel fallen.“ Die Frau sagte: „Es liegt wohl viel an uns selbst. Wir malen uns mit unserer Phantasie ein Bild von dem, was wir für das Leben halten. Es sind die von uns gewählten Farben, ist der von uns angesetzte Pinselstrich, der das Gemälde bestimmt. Aber allzu oft stimmt das Bild nicht mit der Wirklichkeit überein.“
Lukowsky nickte: „Mag sein. Vielleicht gibt es den Sinn des Lebens auch gar nicht. Doch jetzt zu Ihnen: Worum geht es Ihnen?“ Seine Hand deutete auf den kostbaren Schmuck an ihrem Handgelenk: „Erzählen Sie mir bitte nicht, Sie gehörten zu den ganz armen Leuten und brauchten darum dringend Hilfe.“
Vera Jörgens Erwiderung wirkte beinahe traurig: „Das sind nur ein paar Erbstücke. Aber Sie haben recht, ich leide finanziell keine Not, nein, das ist nicht mein Problem.“ Ihre Lippen lächelten wieder. Dann irrte ihr Blick auf einmal

wie weltvergessen in die Dämmerung vor dem Fenster. Eine Minute verstrich schweigend. Vera Jörgens war eine sonderbare Frau. Ganz plötzlich wandte sie sich Lukowsky wieder zu. Sie sprach nun frisch und unbetrübt: „Ich kenne Alfred Beekn. Durch meinen Vater, der mit ihm bekannt gewesen ist. Es gab da ein paar Ideen, von denen zu sprechen jetzt zu weit führen würde. Falls Sie wollen, erzähle ich Ihnen später einmal mehr darüber.“ Ihre Finger griffen spielerisch ineinander: „Während jener Zeit – es liegt nun schon einig Jahre zurück – wurde ich zufällig und durch ein bißchen Neugier Mitwisserin eines Geheimnisses und einer großen Hoffnung, an die auch mein Vater glaubte und von der er mir dann auch selbst erzählte. Sie wurde ihm zum Verhängnis. Nun lebt er nicht mehr.“ Sie schwieg einige Sekunden lang. Dann betonte sie: „Mir geht es, wie weiland meinem Vater, nicht um das Geld, das ist mir gleichgültig. Im übrigen, wie Sie schon feststellten: Davon habe ich für meine Erfordernisse genug.“ Sie beugte sich vor, ihre großen graublauen Augen funkelten in der Dämmerung: „Wollte ich Ihnen jetzt alles erzählen...“ – Kopfschütteln – „Kein Wort würden Sie mir glauben! Ihre Stimme nahm einen geheimnisvollen Klang an: „Das ist ja alles so..., so...“ Ihre Hände preßten sich gegenseitig, als müsse sie damit Worte formen: „So unfaßlich! – Und dann wieder gar nichts! Verstehen Sie: Wenn man nicht daran glaubt, ist alles ganz... lächerlich! Anscheinend nichts als ein großes Hirngespinst! Weiß man jedoch ein bißchen Bescheid und glaubt daran, dann...“ Sie atmete seufzend aus: „Dann ist alles wirr und unbegreiflich – und dennoch zum Greifen nahe!“ Ihre Augen hatten einen bittenden Ausdruck angenommen. Die schönen Hände ließen voneinander ab und streckten sich. Lange polierte Fingernägel blitzten im Abendrot. Die Mittelfingerkuppen stießen leicht aneinander: „Ich stehe in dieser Angelegenheit augenblicklich allein dar, kann kaum die Hälfte dessen tun, was getan werden müßte.“ Sie neigte den Kopf: „Ich brauche jemanden, der mir helfen kann und will, jemanden, der sich zu wehren versteht und Mut hat und auch – Phantasie! Denn dies alles ist vonnöten.“ Ihre Hände neigten sich gegen Lukowsky, sie sagte: „Ich suche einen ritterlichen Helfer. Jenen Herrn Weiß, den ich zunächst in Ihnen vermutete, hätte ich auch gegen Geld engagiert. Sie aber sind anders. Sie waren Offizier, wie mein Vater, von Ihnen würde ich Ritterlichkeit erwarten. Aber selbstverständlich sollten auch Sie eine Belohnung erhalten! Ich will nur den Tod des Drachens! Der Nibelungenhort gehört dann dem Drachentöter allein.“ Sie lächelte: „Das klingt recht verwirrend? Auch ein bißchen verrückt und romantisch? Ich gebe zu, romantisch veranlagt zu sein! Beispielsweise

Homer kann ich immer wieder mit Begeisterung lesen – sogar in Griechisch!“ – Lukowsky sah sie nur an: Sie war schön wie Helena in Troja. Es klopfte an der Tür. Lukowsky rief. „Kommen Sie 'rein!“ - Der Etagenkellner servierte den bestellten Kaffee, empfing ein Trinkgeld und zog sich diskret zurück.
Lukowsky knipste die kleine Stehlampe rechts des Tisches an. Er nahm wieder Platz und gab zwei Zuckerwürfel in seine Tasse: „Ich begreife noch immer nicht, was Sie nun wirklich wollen. Ich bin eher Don Quijote als Siegfried oder Paris. Also helfen Sie mir, zu verstehen!“
Löffel rührten in Kaffee und klimperten auf Untertassen. Jetzt, da das Licht eingeschaltet war, machte Fräulein Jörgens einen sachlichen und wieder sehr damenhaften Eindruck. Sie winkelte ihre langen schlanken Beine an, ohne daß es gewollt gewirkt hätte. Ihre Worte fielen nun nüchterner, als habe das Anschalten des künstlichen Lichts eine Veränderung in ihrem Wesen hervorgerufen: „Wie ich bereits sagte,“ - Sie trank einen Schluck und setzte die Tasse ab, „Es wäre zwecklos, Sie zu dieser Stunde mit Einzelheiten überhäufen zu wollen. Aber ich sitze hier und habe ein Gefühl von Vertrauen. Das ist sonst nicht unbedingt meine Art. Ich möchte jetzt nur wissen, ob Sie grundsätzlich bereit wären, mich in meinen Bemühungen zu unterstützen, die - so viel sei gesagt, in gewisser Weise auch eine idealistische Komponente haben. Alle Details würde ich Ihnen dann bald in Ruhe darlegen. Ich wollte Ihnen nichts verschweigen. Von Halbheiten halte ich nichts. Entweder ich vertraue einem Menschen oder ich vertraue ihm nicht. Das ist bei mir in erster Linie Gefühlssache. Den meisten Menschen vertraue ich nicht.“ Sie neigte nochmals den Kopf, ihr Blick war fragend. Und die Schönheit dieses Frauengesichts verlor nichts unter dem klaren elektrischen Licht. Dieses Gesicht brauchte nicht einmal Schminke. Auf Vera Jörgens' Haaren zeigte sich jetzt ein rötlicher Schimmer.
Lukowsky zündete sich eine Zigarette an. Er betrachtete die schöne Frau und sagte schließlich: „Ich kann nicht beurteilen, worum es Ihnen geht. Falls Sie vielleicht Schutz brauchen – selbstverständlich helfe ich Ihnen.“ Er lehnte sich zurück. Vera Jörgens hob die Augenbrauen und spitzte die Lippen: „Wie könnte ich Ihnen die Hintergründe so einfach auseinandersetzen...“ Ihre graziösen Hände kreisten wie hilfesuchend über der Tischkante: „Ich setzte voraus... Nun, Sie sind doch sicherlich der Flieger, der in Herrn Beekns Auftrag stand? Ich schließe das aus dem, was Sie mir vorhin erzählten.“
„Stimmt,“ bestätigte Lukowsky: „Ich flog für Beekn. Ohne daß etwas Besonderes dabei gewesen wäre.“ - Vera Jörgens Miene verleugnete ihre Zweifel nicht:

„Aber Sie haben ihm doch das grüne Paket gebracht?“ Lukowsky nickte: „Ich habe ihm ein Paket gebracht – ein grün verpacktes Paket. Mit korrekter Zollerklärung, die im übrigen keinen interessierte.“
Vera Jörgens deutete ein Kopfschütteln an: „Mit diesem Paket hat es eine Menge auf sich! Ich möchte es haben, damit es mein Todfeind nicht bekommt – nicht um des materiellen Wertes willen. Und ich will den Tod jenes Feindes. Dies beides zusammen ist gewissermaßen ein Vermächtnis meines Vaters - namentlich das Paket ist ein wichtiger Bestandteil dieses Vermächtnisses. Und er wiederum, er war ein Mann mit hohen Idealen. Dabei handelt es sich um Dinge, die bis auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs zurückgehen. Sie sehen, Herr Lukowsky, ich bringe Ihnen Vertrauen entgegen, anderenfalls spräche ich nicht in einer solchen Weise zu Ihnen.“
Lukowsky fragte: „Wer ist der Drache? Ihr Todfeind? Wie heißt er?“
Sie antwortete gerade heraus: „Er heißt Mark Valtine. Die Feindschaft zwischen ihm und meinem Vater reicht bis auf Ereignisse während der Kriegszeit zurück. Meinen Vater trieb er später in den Ruin und in den Selbstmord, und mich vergewaltigte er. Ich will seinen Tod! Schlicht und einfach.“
Vera Jörgens strich mit der rechten Hand an ihrem langen Zopf entlang und warf einen zerfahrenen Blick auf ihre schmale, brilliantbestückte Armbanduhr am linken Handgelenk: „Es ist schon spät.“ Ihre Stimme klang nun zerstreut: „Wollen Sie mir also helfen? Ihre Augen sahen ihn ruhig an, große graublaue Augen unter den Strahlen langer dunkler Wimpern. Es war, als ob Lukowsky von einem warmen Schauer durchrieselt würde unter dem Blick dieser unglaublich schönen Augen. Nach endlos währenden Sekunden sagte Lukowsky: „Falls Sie meinen, mich zu brauchen, melden Sie sich.“ Er reichte ihr einen Andruck seiner neuen Visitenkarte. Sie können mich in der Firma erreichen. Ich wohne auch dort.“ Vera Jörgens nahm die Karte an sich, betrachtete sie und steckte sie sorgsam in ihre Handtasche. Dann setzte sie den Hut auf und zog ihre Handschuhe an. Sie machte Anstalten, aufzustehen. Lukowsky drückte die Zigarette aus. Seine Stimme hob sich: „Haben Sie jetzt Schwierigkeiten? Laufen Sie vor irgendwem davon?“ Sie schüttelte nur den Kopf: „Ich werde mir überlegen, ob ich Sie anrufe. Womöglich rufe ich Sie an.“ Auf ihren Lippen zeigte sich wieder der Hauch eines Lächelns: „Ich bin heute nicht in meiner besten Verfassung.“ Dann sah sie ihn voll an und sprach: „Ich hatte gehofft, Don Quijote würde mich vor Drachen und bösen Riesen beschützen. Vielleicht wird er das ja auch tun!“ Sie reichte Lukowsky die Hand „Auf Wiedersehen, Herr Lukowsky!“

Sie gingen zusammen zur Tür. Lukowsky öffnete ihr und sagte: „Auf Wiedersehen, Dulcinea!“ Sie lächelte schwach, nickte scheinbar geistesabwesend und verschwand bald hinter der ersten Krümmung des Korridors. Lukowsky sah ihr noch nach, als sie längst nicht mehr zu sehen war.

Ernst Lukowsky stand wieder allein im Zimmer. Er trat ans Fenster und richtete den Blick nach draußen. Es war nun dunkel. Und soeben war ein Traum in diesem Zimmer gewesen, den auch das Dunkel nicht fortzunehmen vermochte: Dulcinea.

4

Er hatte keinen Grund an diesem Morgen hier am Rheinufer zu stehen. Vielleicht stand er hier, um die Gedanken an Dulcinea verfliegen zu lassen. - Papierfetzen schwammen auf dem Rhein vorüber, trieben einher, unbekannten Zielen entgegen. Bald würden sie versinken, sich im Wasser auflösen – wie wohl auch Ernst Lukowskys erster Traum seit so vielen Jahren. Lukowsky sah zur Uhr. Er ging zu seinem Wagen zurück und stieg ein.

Er betrat den ersten der beiden Büroräume, deren Möblierung bereits vollständig war. An den Wänden hingen schmalgerahmte Bilder. Bilder von Flugzeugen. Bezeichnungen standen in kleiner Schrift darunter: Me 109 K, FW 190 D, Do 335, Me 262, Macchi Folgore und Ki 84.
Lukowsky ließ sich in dem dunklen Kunstledersessel hinter dem Schreibtisch nieder, ordnete Papiere, nahm ein neues Blatt zur Hand und begab sich wieder an die Arbeit, die auf eine halbe Stunde unterbrochen worden war, während nochmals einige Möbel gebracht wurden.

Ein roter Reisewecker auf der Tischecke zeigte: Neun Uhr. - Die Tür ging auf. Felix trat in das Zimmer: „Du hörst heute wohl keine Türklingel?!“ Er beugte sich über den Schreibtisch und reichte eine längliche Visitenkarte: „Draußen wartet einer. Sieht aus wie'n Realschullehrer und heißt Alexander Brünner.“
Lukowsky warf einen Blick auf das längliche Kärtchen. ‚ALEXANDER G. BRÜNNER‘; stand in Versalien darauf. Sehr nobel, Stahlstich, geprägt. - Lukowsky wedelte mit der Visitenkarte: „Na und? - Laß ihn 'rein!“
„Kennst du den?“ forschte Felix. Lukowsky überlegte: „Brünner... Ich glaube, bei Wenzl habe ich den Namen sagen hören. Aber keine Ahnung, was er will.

Warten wir's ab.“ - „Gut. Ich zieh' dann jetzt los. Wir treffen uns ja nachher am Platz.“ Felix machte eine grüßende Handbewegung und verließ den Raum. Dafür erschien Herr Alexander G. Brünner. Sein dunkelgrauer Flanellanzug wirkte frisch aufgebügelt. Ein zur Krawatte passendes rot-weiß gesprenkeltes Tuch reckte sich in einwandfreier Symmetrie aus der Brusttasche. Lukowsky glaubte sich von seinem Besuch im Hause Mahlberg, Gabler & Wenzl an diesen schmächtigen Mann zu erinnern. Der Fremde setzte sich unaufgefordert auf den neben Lukowskys Schreibtisch plazierten Stuhl, bettete die Hände in den Schoß und grüßte: „Guten Morgen, Herr Lukowsky!“ Dann fragte Brünner höflich, jedoch ohne Übergang: „Sie flogen neulich von Istanbul nach Köln?“
Da Lukowsky weder mit Worten noch einer Geste oder Veränderung seines Gesichtsausdruckes reagierte, fragte der andere weiter: „Sie transportierten Werkzeugmaschinenteile? Im Verlaufe dieses Fluges belieferten Sie Firmen in Thessaloniki, Istanbul, Alexandria und Palermo?“
Lukowsky sah den Mann ruhig an, der tatsächlich der traditionellen Vorstellung von einem Lehrer gerecht wurde. Brünner öffnete den Mund, schloß ihn wieder, rieb sich kurz am Kinn herum und begann von neuem: „Sie flogen nach Istanbul und Alexandria? Sie nahmen Ware der Manday Limited an Bord?“
Lukowsky richtete sich ein wenig im Sessel auf. Es war seine erste Regung, seit der Fremde zu sprechen begonnen hatte. Jetzt fragte Lukowsky, und dabei ließ er einen Versuchsballon steigen: „Sie kommen aus München hierher, aber Herr Wenzl weiß nichts davon?“ Brünner tat erstaunt oder war es tatsächlich: „Genau so ist es, ja! Ich habe meine Zusammenarbeit mit Herrn Wenzls Firma beendet. Aus menschlichen Gründen – sozusagen. Ich arbeite nun mehr freiberuflich – sozusagen. Darum wende ich mich jetzt direkt an Sie.“ Er stemmte seine gespreizten Finger gegeneinander und neigte sich einige Zentimeter aus dem Stuhl: „Ich darf also annehmen...“ Er räusperte sich und begann erneut: „Ich darf also annehmen, Sie sind einigermaßen orientiert. Es lag ein Irrtum vor, Herr Lukowsky, der inzwischen ausgeräumt werden konnte. Eine Verwechslung der Ware, die Ihnen zum Transport anvertraut wurde. Nun sollte diese zurückgebracht und die richtige Ware nach Köln befördert werden. Wären Sie an einem solchen Auftrag interessiert?“ Brünner suchte ein Papier aus der Innentasche seines grauen Sakkos, entfaltete es umständlich, zog ein zweites hervor, entfaltete auch dieses. Er glättete beide sorgsam und reichte die mit Maschine beschriebenen Blätter Lukowsky: „Diese beiden Schreiben mögen Ihnen beweisen, daß ich von den zwei betreffenden Firmen bevollmächtigt bin.“ - Während

Lukowsky die Papiere überflog, sprach Brünner: „Die bewußten Kisten werden mit einem Lastkraftwagen der Firma Rolland und Löw bis zu Ihrem Flugzeug gebracht werden. - Sofern Sie den Auftrag übernehmen.“
Lukowsky reichte die Schriftstücke zurück. Sie schienen in Ordnung zu sein. Brünner faltete sie zusammen - mit einer Geste, als bedürfe er ihrer fortan nicht mehr - und ließ sie in seiner Brieftasche verschwinden. Er lehnte sich im Stuhl zurück, als sei nun eine wesentliche Arbeit erledigt: „Übernehmen Sie, beziehungsweise Ihre Firma, diese Kleinigkeit, Herr Lukowsky?“
Lukowsky antwortete: „Grundsätzlich gern. Aber verbindlich kann ich Ihnen das jetzt nicht zusichern.“ - „Warum nicht?“ - Eine winzige Unsicherheit zuckte in Brünners Augen. Lukowsky bemerkte es: „Ich bin nicht befugt. Hier im Büro stelle ich zurzeit nur so eine Art Notdienst dar. Die Firma ist praktisch noch im Entstehen. Doch vor allem: Ihr Auftrag würde keine Maschine auslasten. Für die paar Kisten eine Dakota in den Himmel jagen - das rentierte sich nicht.“
Brünners Zungenspitze stieß an die Oberlippe und schnellte zurück: „Es ist eine Frage des Preises, nicht wahr?“ - Lukowskys Antwort klang gleichgültig: „Im Geschäft ist alles eine Frage des Preises.“
„Und jede Ware rechtfertigt nur einen bestimmten Preis,“ ergänzte Brünner lebhafter: „Aber Sie würden ja nicht mit leerer Maschine zurückkehren müssen.“ -
„Was gäbe es für den Rückflug?“ - „Kunstgewerbliche Gegenstände aus dem Iran. Solche Dinge, wissen Sie, die Teppichläden nebenbei führen - mehr zur Dekoration als um sie zu verkaufen.“ -
Starke Sonnenstrahlen tasteten nun durch die beiden hohen Fenster und erfüllten den Raum mit warmem Licht. – „Dafür so viele Umstände?“ zweifelte Lukowsky. „Gewiß!“ bekräftigte Brünner: „Solche Kleinigkeiten sind äußerst wichtig für die betreffenden Geschäfte. Sie bewirken eine gewisse Atmosphäre, verstehen Sie, den Stimulus, der die Kunden zum Kauf anregt.“
„Na gut!“ Lukowsky hieb leicht mit der flachen Hand auf den Tisch: „Hinterlassen Sie, wo Sie morgen zu erreichen sind.“ - „Parkhotel,“ beeilte sich Brünner zu sagen, und schrieb es mit Füllfederhalter auf die Rückseite einer Visitenkarte. Er pustete die Tinte trocken und schob das Kärtchen über den Tisch Lukowsky zu.
Alexander G. Brünner verließ das Zimmer, Büro und Haus. Lukowsky beugte sich wieder über seine Papierarbeit. Er legte eine Art von Kassenbuch an und errechnete dann treibstoffeinsparende Kurse.

Kaum zwanzig Minuten nach Brünners Fortgang wurde Lukowsky abermals durch das Klappern der unverschlossenen Bürotür unterbrochen. Er blickte auf. Und schlagartig nahm sein Herzrhythmus eine entschieden schnellere Gangart an. Im cremefarbenen Sommerkleid und einem gleichfarbigem Band im rötlich schimmernden braunen Haar kam Vera Jörgens. Unverzüglich schritt sie auf den Schreibtisch zu und fragte: „Was wollte er?“ - Sie schien guter Stimmung zu sein. Ihre Lippen neigten zum Lächeln. Sie ging ans Fenster, guckte rasch hinaus, umrundete den Schreibtisch und fragte abermals: „Was wollte er?!“ Ihre großen dunklen Augen sahen Lukowsky erwartungsvoll an.- Lukowsky blieb in seinem Sessel sitzen: „Wer?“ – „Wer?" meinte die junge Frau: "Na, Brünner!“ Sie zeigte ein paar ungeduldig Verständnislosigkeit andeutende Handbewegungen: „Brünner, dieser arme Schwachkopf!“ - Lukowsky sagte: „Ich soll Sie von ihm grüßen.“ - Vera Jörgens warf ihm einen neckisch-bösen Blick zu. Ihre linke Hand faßte nach der Schreibtischkante. Sie neigte sich vor, ließ Lukowsky in ein ansprechendes Dekolleté schauen und sagte: „Das ist doch gelogen!?“ –
Lukowsky ließ sich Zeit mit der Antwort: „Natürlich ist das gelogen. Was erwarten Sie denn, wenn Sie hier einfach so 'reinplatzen? Brünner wollte einen Auftrag erteilen. Ganz einfach.“ - Lukowsky nahm sich zusammen, es gelang ihm, halbwegs normal zu erscheinen.
Vera Jörgens wechselte auf die andere Seite und nahm auf dem Stuhl Platz, den Brünner kurz zuvor belegt gehabt hatte. Sie winkelte stilvoll die Beine an, die näher zu betrachten jeden gesunden Mann einfach reizen mußte. Und doch war es noch eine ganz andere Art von Faszination, die von Vera Jörgens ausging. Sie fragte: „Hat er's getan?“ – „Er hat's getan.“ erwiderte Lukowsky, während er sich im Drehsessel schaukelte. Vera Jörgens hockte an der äußersten Kante des Stuhles, als beabsichtige sie nicht, lange zu bleiben: „Darf ich erfahren, um was für einen Auftrag es sich handelt? Es wäre möglich, ich könnte Ihnen einen Rat dazu geben.“
„Falsch gelieferte Ware nach Stambul zurück und die richtige her,“ antwortete Lukowsky schnell und schloß gleich an: „Darf ich jetzt einmal erfahren, warum Sie das so brennend interessiert?“
Sie lächelte ihn freundschaftlich an: „Selbstverständlich!“ Sie erhob sich vom Stuhl, tat ein paar Schritte im Zimmer. Vor einem der Flugzeugbilder hielt sie inne und bemerkte beiläufig: „Am besten gefällt mir die Me 109 - rein vom ästhetischen Gesichtspunkt betrachtet." Lukowsky staunte: „Davon wissen Sie was?“ Sie nickte: „O, doch! Mein Vater war nach dem Krieg im Düsseldorfer

Aero-Klub. Er kannte Fliegerpersönlichkeiten wie Adolf Galland, Walter Dahl und Hajo Hermann oder Hans-Ulrich Rudel. Ich bin oft dabeigewesen. Auch Hartmann und Steinhoff kamen einmal.“ Ihr Blick streifte auch die übrigen Bilder und richtete sich anschließend auf Lukowsky: „Von dem Paket hat Brünner nichts gesagt? Er hat es gar nicht erwähnt?“ –
„Nein!“ Lukowsky mußte wiederum eine halbe Drehung mit dem Sessel ausführen, da die Frau jetzt direkt vor dem Schreibtisch stand: „Also, wenn ich was für Sie tun kann, sagen Sie's. Sonst hat's keinen Zweck, daß wir weiterreden.“
Vera Jörgens nickte leicht vor sich hin und zog das locker gewordene Band fester, das ihre Haarfülle zu einem bis auf den Po reichenden Pferdeschwanz zusammenhielt. Lukowsky sagte spontan: „Ihre langen Haare sind sehr schön.“ Sie sah ihm in die Augen und sagte schlicht: „Ich bin auch stolz auf sie und habe nicht vor, daran etwas zu ändern, obwohl das heutzutage ganz unmodern ist. Und es freut mich, daß ich Ihnen gefalle! - Doch im Augenblick will ich sie nicht weiter aufhalten, Herr Lukowsky. Aber ich möchte nicht versäumen, Sie zu warnen. Trauen Sie Brünner nicht! Besonders, weil er von dem grünen Paket kein Wort gesagt hat. Es steckt etwas dahinter. Ich weiß noch nicht genau, was, aber – passen Sie auf!“ Lukowsky sagte: „Daran werde ich denken. – Sie sehen wunderschön aus, Dulcinea!“ Sie lächelte: „Vielen Dank und auf Wiedersehen!“ Sie winkte ihm mit einem kleinen Fingerspiel zu und schickte sich an, das Büro zu verlassen. Im Türrahmen wandte sie sich nochmals um: „Übrigens: Ich wohne vorläufig im Breidenbacher Hof!“ - Ihre rosaroten Lippen lächelten noch einmal. Auch das graziöse Winken wiederholte sich. Dann war sie wie durch Zauberei verschwunden. - „Wiedersehen!“ rief Lukowsky ihr nach. Sein Blick blieb noch eine Minuten lang auf den nun leeren Türrahmen gerichtet. Endlich griff er wieder zur Rechenscheibe, stand dann aber auf und trat ans Fenster: Alltäglich floß der Verkehr. Beim Taxistand gegenüber stritten Kinder. Einer der Fahrer stieg aus seinem Wagen und versuchte den Streit zu schlichten. Da liefen die Kinder davon. –
Vera Jörgens ging mit tänzelnden Schritten über die Straße. Die Enden ihres langen braunen Haarschweifs und der Stoff ihres cremefarbenen Kleides flatterten im Fahrtwind vorbeifahrender Autos. Dulcinea war eine wunderschöne Frau, das leibhaftige Schicksal für den, der zu viel an sie dachte. Es war wohl das Gescheiteste, nicht an sie zu denken. Sie nahm ein Taxi und ließ sich Richtung Fürstenwall fahren.
Lukowsky lehnte sich gegen die Fensterscheibe. Ein vertrautes Gefühl bemäch-

tigte sich seiner. Unlust, ein Bewußtsein der Zwecklosigkeit jeden Tuns. Nur ein Verlangen spürte er jetzt: So am Fenster zu stehen, hinauszuschauen ohne auf Einzelheiten zu achten, ohne zu denken, ohne zu wissen, daß er dort stand und aus dem Fenster sah – um dabei von Dulcinea zu träumen. Genau das aber ging nicht.
Er besann sich der Rechenscheibe in seiner Hand und trat langsam an den Schreibtisch zurück. Er gab sich einen inneren Stoß und trieb die Arbeit voran.

Gegen Mittag verließ er das Haus, lief ein paar Meter quer über die Straße zu seinem Auto und fuhr zum Flughafen. Die warme Spätsommerluft, die durch offene Fenster schlug, tat ihm wohl. Er fühlte sich freier als im Büro.

Eine verbeulte DC-3 wurde gerade aufgetankt. Nicht weit entfernt stand eine fast neue Do 28. Im Hintergrund langweilten sich zwei kleine Maschinen. Ein ‚Piperle' und eine Bölkow. Knatternd planierte in der Nähe ein Raupenschlepper das Gelände für einen neuen Hangar.

Lukowsky schloß die Tür eines kleinen Schuppens auf, ging hinein und öffnete zwei winzige Fenster. In dem Schuppen gab es ähnliche Flugzeugbilder wie im Büro, jedoch rahmenlos angeheftet. ‚He 219' stand darunter und ‚Ju 88.' Außer diesen Fotografien und dem unter der Decke baumelnden Plastikmodell einer ‚Kawasaki Hien' zeigte sich die Einrichtung dürftig: Zwei Stühle, die einer ausgeräumten Küche entstammen mochten, ein dazu passender Tisch, der nicht ganz gerade vor dem hinteren der beiden Fenster stand. Darauf eine Schreibmaschine - aus Vorkriegsproduktion - und ein rechteckiger Plastikkorb voll weißem Papier. Neben diesen Gegenständen gab es einen türlosen Schrank, dessen rechte Hälfte Pulverkaffee, Zucker, Tassen, einen einzelnen Löffel, ein Jagdmesser, einen Blechtopf sowie ein tauchsiederähnliches Gebilde beherbergte, während die andere Seite staubigen Aktenordnern vorbehalten blieb. Auf einer leeren Benzintonne stand das Telefon, um den wenigen Platz der Tischfläche nicht zusätzlich zu schmälern. Auf dieser Tonne lagen auch Stifte, Lineale, Winkelmesser, Radiergummis, ein Zirkel und ein Rechenschieber. Hoch auf dem Schrank dahinter thronte ein verschrammter Radioapparat.
Lukowsky ließ mitgebrachte Post auf den Tisch fallen und griff zum Telefon. Während er den Hörer bereits in der linken Hand hielt, angelte seine rechte Brünners Visitenkarte aus der Brusttasche: „Herrn Alexander Brünner bitte - 182 - Danke! - Herr Brünner? – Ja, guten Tag. Ich habe nachgefragt. Das mit

Ihrem Flug geht in Ordnung, sofern wir mit dem Preis klarkomnmen ... – Na, gut. - Ja, alles schon in die Wege geleitet. - - Nein, ich kann zur Zeit nicht weg. Ein Kollege wird fliegen. - Ja, ja. Sie können unbesorgt sein. - Ist gut. Wiedersehen!“
Lukowsky legte den Hörer auf. Er setzte sich auf den offenbar seit jeher wackeligen Stuhl und öffnete die aus dem Postfach geholten Briefe. Einen von der Industrie- und Handelskammer, einen anderen von der Deutschen Bank, die ungefragt ein Darlehen in Aussicht stellte, eine Rechnung für Brennstoff und eine zweite vom Telegrafenamt. Außerdem kam die kleine hellgrüngebundene Zeitschrift der Jagdfliegergemeinschaft. Darin las Lukowsky. Ein orangeroter Volkswagen hoppelte über das Gras. Felix stieg aus, winkte und trat in den Schuppen: „Was ist los?! Für die paar Kisten nach Konstantinopel gondeln?“ Er steckte die Hände in den Gürtel.
„Allerdings,“ bestätigte Lukowsky: „Kannst die ‚28‘ nehmen. Ich würde Dir die Stubenhockerei gern an den Hals hängen und selber fliegen!“
„Nee, Junge! Dann schon lieber unterwegs!“ Felix ließ sich auf dem zweiten Stuhl nieder und schaukelte damit hin und her: „Wann muß ich los?“
„Ist mir egal,“ antwortete Lukowsky: „So bald du Lust hast. Hauptsache, die bekommen bis Mittwoch ihr Zeug. Und: Achte bei dieser Tour auf eventuelle Absonderlichkeiten! Man kann nie wissen.“ - Felix nickte zufrieden. Er streckte die Hand nach der kleinen Zeitschrift aus, die Lukowsky gerade zuschlug: „Laß mich mal reingucken.“ - Nun blätterte Felix darin. Er unterbrach, erhob sich vom Stuhl und nahm das Blechgefäß aus der rechten Hälfte des offenen Schrankes: „Ich hol' eben Kaffeewasser.“

Lukowsky brachte das Mittagessen. Zweimal Würstchen mit Pommes frites, dazu ein orangefarbenes Sprudelgetränk. Felix sah ihn kommen und kletterte aus dem Flugzeug, dessen Ruderfunktion er überprüft hatte.
Die beiden Küchenstühle standen jetzt vor dem Schuppen. Das Wetter war freundlich, sonnenwarm. Sie aßen zu Mittag, unterhielten sich über belanglose Themen und gingen dann, die in der Nähe gestapelten Manday-Kisten zur Dornier zu tragen. Schon seit zwei Stunden wartete das Flugzeug startklar.

„Das ist 'ne gescheite Mühle, was?“ Felix tätschelte das weißlackierte Metall der linken Motorverkleidung. Der Lack war frisch, darunter verbarg sich noch der vormalige Tarnanstrich der Luftwaffe: „Wer hätte gedacht, daß wir mal so was in die Finger bekämen – fast noch neu!“

„Ein Grund mehr für Dich, keinen Bruch zu bauen!“ lachte Lukowsky und reichte Felix die Hand: „Also! Paß‘ auch auf, was man Dir für den Rückflug aufhalst! Ich traue den Brüdern Brünner und Kompagnon nämlich nicht so recht. “Felix zwinkerte ihm zu. „‘ne Bombe werden sie mir ja nicht gerade untern Hintern legen. Und falls hier der Zoll meckert, soll's uns egal sein! Außerdem hab ich schon einige Orienterfahrung.“ -

Die beiden Motoren sprangen an. Langsam rollte die Maschine zur Startbahn. Der Luftschraubendruck blähte Lukowskys Hemd wie einen Ballon auf. Felix winkte aus der Glaskanzel. Lukowsky hörte, wie er den Gashebel der Do 28 vorschob. Die Motoren donnerten los und peitschten das hohe Gras der nahen Wiese. Felix löste die Bremsen. Das Flugzeug begann schneller und schneller zu rollen, hob früh vom Boden ab und stieg in den Himmel. Bald wurde es kleiner, kaum mehr zu erkennen. Trotzdem blickte Lukowsky noch eine Weile in die Richtung, in der es verschwunden war. Dann wandte er sich wieder dem Schuppen zu, stöhnte mißgestimmt und begab sich ans Beantworten der Post.

Ungeheuer groß kam Lukowsky das Büro zu dieser Stunde vor – und ungeheuer leer. Jetzt wurde ihm diese Leere grundlos bewußt. Aber es war ein Gefühl, das allgemein in ihm herrschte, nicht speziell mit diesen Räumen zusammenhing. Dabei hatte das Schicksal schon diese Räume betreten, auf leichten Füßen und mit einem cremefarbenen Band im langen rötlich schimmernden braunen Haar – und war wieder gegangen.
Pralle Sonne drang durch die Fenster. Es war nicht mehr früh. Ernst Lukowsky lag auf seinem provisorischen Bett, sah zur Decke, sah aus den Fenstern. Kein konkreter Gedanke bestimmte ihn. Irgendwann würde die Sonne am Himmel verlöschen, würde der Tag vorübergegangen und die Nacht gekommen sein. Und nach ihr käme wieder ein Tag, einer wie dieser, wieder eine Nacht, eine wie die kommende - Tag dann erneut... Dulcinea!
Er nahm eine Zigarette und schloß wieder die Augen. Er dachte an Dulcinea – oder eigentlich: Der Gedanke an sie kam von ganz alleine, breitete sich aus, wurde groß und schön, so wie ihre dunklen Augen.

Das Telefon klingelte. Besonders schrill, bildete Lukowsky sich ein. Er erhob sich ohne Hast, lief barfuß durch den Flur ins Arbeitszimmer und nahm den Hörer: „Ja?! - Lukowsky! - Was?“ - Aus dem Telefonhörer klang eine kalte, sachliche Männerstimme: „Eine Maschine Ihrer Gesellschaft ist vermutlich vor

zirka vier Stunden in den Alpen zerschellt. Der Zeitpunkt ist jedoch noch nicht völlig sicher. Der Pilot... Einen Moment bitte... Ein Herr Felix Schäurer, hatte vor dem Unglück noch Funkverkehr mit einem ihm bekannten Privatflieger. Wegen des genauen Unglückszeitpunktes herrscht aber trotzdem, wie gesagt, noch Unklarheit. Man fand jedoch unterdessen verschiedene Wrackteile...“ – „Augenblick mal!“ unterbrach Lukowsky heftig: „Woher wollen Sie denn genau wissen, Felix Schäurer sei der Verunglückte! Haben Sie den Piloten gefunden?“ „Nein,“ kam es aus dem Hörer zurück: „Bislang nicht. Aber die Wrackteile weisen die Kennung D-LEB auf. Teile einer Dornier Do 28. Das war doch eine Maschine Ihrer Gesellschaft?“ – „Ja,“ bestätigte Lukowsky: „Was wissen Sie im einzelnen?“ – „Die D-LEB soll aus Istanbul über Bari - eventuell weitere Zwischenstationen - gekommen sein. Entweder ist der Flugzeugführer gegen einen Berg geflogen oder – aufgrund der ersten aufgefundenen Wrackteile wahrscheinlicher – die Maschine explodierte in der Luft.“ –
„Beides ist Unsinn!“ sagte Lukowsky hart: „Der Mann ist ein ausgezeichneter Flieger. Selbst bei dickster Suppe würde der nicht gegen einen Berg fliegen! Und die Maschine war in allerbestem Zustand.“
Aus dem Telefonhörer sprach wieder die nüchterne Stimme: „Ich bedaure, aber das Flugzeug ist höchstwahrscheinlich in knapp dreitausend Meter Höhe explodiert. Genau kann das allerdings erst später festgestellt werden. Ein Überleben des Piloten muß nach Lage der Dinge leider als sehr unwahrscheinlich betrachtet werden. - Halten Sie Sabotage für denkbar, Herr Lukowsky?“ - Lukowsky überlegte. Die Frage wurde wiederholt: „Könnte Ihres Erachtens Sabotage vorliegen?“ - Lukowsky antwortete, und seine Stimme klang ausgetrocknet: „Ich weiß nicht. Vielleicht. Ich will sehen, ob ich dem nachgehen kann. - Brauchen Sie im Moment noch Informationen von mir? - - Ja gut. Sie erreichen mich hier oder am Flughafen. Nummer müssen Sie haben. Geben Sie mir Ihre - - , Herr Braun. Danke. - Ja, selbstverständlich. Ich melde mich gegebenenfalls. Wiederhören.“ -

Lukowsky schritt durch den Korridor zum Balkonzimmer. Er suchte nach Brünners Visitenkarte, bis ihm einfiel, sie in der Baracke am Flughafen gelassen zu haben. Er stieß einen leisen Fluch aus, ordnete flüchtig die Wolldecke auf der Couch und ging ins Bad.

Er parkte den Mustang unmittelbar neben dem Eingang des Parkhotels zwischen einem Porsche und einem Cadillac und lief die breiten Stufen zum Portal empor.

Ein Livrierter grüßte gediegen vor der gläsernen Tür. Lukowsky achtete nicht darauf. Er durchmaß die pompöse Halle und fragte beim Empfang: „Wo finde ich Herrn Alexander Brünner?“
Ein modisch hergerichtetes Mädchen fragte zurück: „Soll dieser Herr ein Zimmer bei uns haben?" – Lukowsky erwiderte: „Nein, ein Zelt!“ - Das Mädchen rang sich ein verlegenes Lächeln ab. Sofort kam ein großer, überschlanker Mann und fragte gewandt: „Herrn Brünner wünschen Sie mein Herr?“ - Lukowsky sagte: „So ist es.“ - „Einen Augenblick,“ bat der Überschlanke, flüsterte rasch mit seinem Kollegen und bemerkte dann zuvorkommend: „Das tut mir leid. Herr Brünner ist gegenwärtig nicht da. Aber man erwartet ihn in einer halben Stunde zurück. Vielleicht möchten Sie warten? Oder soll etwas ausgeichtet werden?“ - "Nein danke,“ antwortete Lukowsky: „Ich werde warten.“ Er ging bis zum nächsten Tisch in der Halle und ließ sich in einem tiefen Sessel nieder. Er zog den Aschenbecher heran, nahm eine Zigarette und rückte den Sessel zurecht, um den Halleneingang überschauen zu können. - Eine rundliche Dame eilte gerade im Entenschritt hinaus. Zwei weiße Pudel folgten ihr an goldflimmernden Leinen. - Ein Hoteldiener trug helle Koffer über die Schwelle. - Eine Gruppe von vier Männern schlenderte leise disputierend durch die Halle. - Eine hübsche Inderin in der Nationaltracht ihres Landes sprach mit dem Empfangschef. – Ein Boy trat an Lukowskys Tisch: „Verzeihung, mein Herr. Ein Gast läßt fragen, ob Sie möglicherweise ein alter Freund von ihm seien - Herr Lukowsky? - Der Gast, der fragen läßt, ist Herr Friedrich Busch aus Berlin.“
Lukowsky log: „Herr Busch irrt nicht.“ Der Junge deutete eine Verbeugung an und huschte davon. Des Namens Busch besann sich Lukowsky. Beekn erwähnte ihn: Busch und Fischer. - Am Eingang zeigte sich ein junges Paar, gefolgt von sieben Japanern und zwei Einheimischen. -
„Guten Tag Herr Lu-kow-sky!“ sprach eine behäbige Stimme in seinem Rücken. Ein hochgewachsener, nicht dicker, jedoch stattlich gebauter Mann fortgeschrittenen Alters stand wohlwollend lächelnd hinter dem Sessel. Der zweireihige Anzug des älteren Herrn - dunkelbraun mit Nadelstreifen - wirkte ein wenig altmodisch, wenngleich von bester Qualität. Der Mann war äußerst sorgfältig gekleidet. Seine hellen Augen wirkten klar, lebhaft, geradezu jugendlich trotz des Alters. – „Ich darf mich zu Ihnen setzen?“ bat der Hinzugekommene in freundschaftlichem, beinahe vertrautem Tonfall: „Mein Name ist Busch!“ Er sprach seinen Namen mit auffallender Betonung aus, als habe er gesagt: Julius Cäsar. „Und Sie sind also Herr Lukowsky! Sehr gut! Es freut mich, Ihnen zu begegnen.

Wirklich - es freut mich!“ Busch setzte sich bequem im Sessel neben Lukowsky zurecht, zog ein ledernes Zigarrenetui aus der Seitentasche des braunen Jacketts und machte eine Geste, vom Inhalt anzubieten. Er wandelte diese auffordernde Geste in eine entschuldigende um, als er die Zigarette in Lukowskys Hand bemerkte und wiederholte: „Es freut mich aufrichtig, Sie kennenzulernen, mein Lieber!“ Dabei wurde das Lächeln auf seinem Gesicht noch freundlicher, während er sorgsam eine Zigarre zum Genuß vorbereitete und diese schließlich ansteckte. „Nun,“ begann Busch erneut: „Ich hörte - hörte quasi mittelbar - Sie erwarten Herrn Brünner?“ - Lukowsky sah aus den großen Fenstern. Taxis kreuzten dort und luxuriöse Wagen. Busch bemerkte jovial: „Er wird nicht kommen, der werte Brünner! Ihr Warten auf ihn dürfte ein fruchtloses Ende nehmen.“ Lukowsky richtete den Blick auf den Mann im anderen Sessel: „So?“
„Allerdings ist das so,“ behauptete Busch: „Glauben Sie mir getrost!“
Lukowsky ging auf das Gespräch ein: „Man sagte mir - wenn ich's richtig verstanden habe - es sei eine von Brünners Gewohnheiten, um diese Tageszeit hier aufzutauchen.“ - „Gewiß, gewiß,“ bestätigte Busch. Er beugte sich vor, um Asche von der kaum angebrannten Zigarre zu streifen. Nachdem dies gründlich geschehen war, lehnte er sich in seinen Sessel zurück und betrachtete angestrengt den noch unregelmäßigen Brand seiner Zigarre. Er machte eine humorvoll abwägende Kopfbewegung, die sich offenbar auf die Zigarre bezog, und sprach endlich zu Lukowsky: „Das trifft durchaus zu, was man Ihnen da sagte. Frühzeitiges Mittagessen zählte zu Brünners Gewohnheiten.“ - Nochmals langsam wägendes Kopfneigen. „Aber, aber...“ - Buschs Lächeln verstärkte sich: „Er hat seine Gewohnheiten geändert - sehr grundlegend geändert, möchte ich sagen!“ Buschs Blick traf Lukowskys Gesicht: „Er wird heute keinesfalls kommen. Auch morgen wäre sein Erscheinen höchst unwahrscheinlich - übermorgen ebenso! Trotzdem! Ihr Besuch in diesen gastlichen Hallen braucht nicht gänzlich vergebens gewesen zu sein... Ich bin doch recht unterrichtet: Sie führten seinerzeit einen kleinen Transport im Auftrage meines alten Freundes Alfred Beekn durch? Ich kenne Beekn schon seit der Kriegszeit, wissen Sie, wir kennen uns wirklich sehr gut. Leider kam er jüngst in Köln durch ein Attentat ums Leben. Sie haben davon vielleicht in der Zeitung gelesen? Bedauerlich, höchst bedauerlich!“
Lukowsky drückte seine Zigarette aus: „Sie scheinen hinsichtlich gewisser Angelegenheiten recht gut unterrichtet zu sein, Herr Busch.“
Busch rückte seinen Körper um einige Grade bequemer in dem niedrigen Sessel

zurecht: „Ich denke schon, so könnte man ohne Übertreibung sagen.“
Lukowsky forschte: „Was war in den Kisten aus Stambul?“ - „In den Kisten? Sofern es sich um Kisten handelte, müssen das doch Sie wissen! Hat der Zoll nicht kontrolliert? Nette Kinkerlitzchen waren drin, soviel ich weiß. Beekn handelte nun mal mit solchen Dingen - hübsch anzusehen aber ansonsten wertlos.“ Busch deponierte seine Zigarre vorläufig am Aschenbecherrand. Seine Miene verriet kein näheres Interesse an dem Thema. Lukowsky fragte weiter: „Und auf dem Rückflug?“ Buschs Gesicht nahm einen bewußt verständnislosen Ausdruck an: „Rückflug?“ - „Ja, Rückflug!“ drängte Lukowsky verärgert: „Sie werden doch wohl wissen, worum sich das alles dreht. Beekn behauptete wenigstens, Sie seien im Bilde. Er nannte mir Ihren Namen für den Fall des Falles, daß ich ihn nicht erreichen könne.“
Busch versicherte gemütlich: „Das ehrt mich zwar, doch mit meinem Informationsstand ist es diesbezüglich nicht so weit her. Wollen Sie mich in der Sache aufklären?“ Die übertriebene Freundlichkeit des älteren Mannes störte Lukowsky. Aber er erklärte: „Brünner kam an - aus heiterem Himmel - wir sollen die Manday-Kisten zurückbringen, weil eine Verwechslung vorliege, und dafür die richtigen her schaffen. Normalerweise wären die vermutlich richtigen inzwischen schon hier.“ - „Normalerweise?“ wunderte sich Busch. „Unser Flugzeug explodierte über den Alpen,“ erläuterte Lukowsky: „Sabotage.“
Busch erbleichte merklich. Seine Stimme klang heiser, als habe ihn plötzlich eine starke Erkältung heimgesucht: „Sie meinen - mit der Ladung – mit der richtigen - stürzte das Flugzeug ab? Zerplatzte in der Luft?“ Er nahm scheinbar geistesabwesend seine Zigarre vom Rand des Aschenbechers und sog an ihr. Aber die Glut hatte sich bereits hinter der Asche verkrochen und war erstickt. Erst nach einer reichlichen Minute sprach Busch wieder. Sein Organ klang noch immer belegt: „Ja..., dann - wenn die Ware im Flugzeug war..., die richtige..., dann kann es unmöglich Sabotage gewesen sein. - - Niemand hätte Nutzen von einer solchen Tat. Auch Valtine nicht und Thanner und Co. am wenigsten.“
Lukowsky forschte: „Wer ist Valtine? Der interessiert mich! Und wer Thanner?“ Doch Busch winkte resignierend ab: „Unwichtig. Alles unwichtig geworden - jetzt. Keine Sabotage. Sinnen Sie also nicht auf Rache oder Bestrafung. Da ist nichts - nichts!“ - Binnen weniger Augenblicke war aus dem Manne zur Lukowskys Linken ein müder Greis geworden. All jene jugendliche Energie, die vorher für ihn so charakteristisch zu sein schien, war verschwunden.
Lukowsky sagte: „Ich nehme an, Sie trauern lediglich der verlorenen Ware nach.

Deshalb sei nicht verschwiegen: Die Maschine wurde nicht ferngesteuert. Auch ein Pilot saß drin!“
Busch wandte aufbrausend den Kopf: „Lediglich die Ware? Lediglich?!“ Er senkte den Tonfall und fuhr bitter fort: „Sie wissen nicht wovon Sie sprechen! - Lediglich die Ware! – Persönlich gesehen ging ein Lebensinhalt verloren. Darüberhinaus aber Grundlagen für das bedeutendste technische Wunderwerk, daß je Menschengehirne erschufen! Etwas, das die Welt bewegen könnte! Etwas, wofür unbeschreibbare Opfer gebracht worden sind... Das können Sie nicht begreifen, denn Sie können es nicht ermessen! - Und ich sollte jetzt aufhören, zu reden.“ Damit wandte er sich wieder ab und fügte ein hartes, vorwurfsvolles ‚Ach!‘ hinzu.
Lukowsky beharrte : „Jedenfalls liegt eindeutig Sabotage vor. Und Sie werden mir verraten, warum!“
Busch schüttelte verneinend den Kopf: „Keine Sabotage.“ - Lukowsky wurde heftig: „Reden Sie doch nicht! - Eine fast neue Maschine, jedenfalls sämtliche Normteile nagelneu, von einem erfahrenen Mann geflogen, zerplatzt plötzlich in der Luft. Einfach so: puff - von ganz alleine! Und Sie behaupten stur: keine Sabotage. - Das ist doch... Glatter Schwachsinn ist das!“
Er beachtete nicht, wie Umstehende das Gespräch mit anhörten, sich fragende Blicke zuwarfen und halblaute Worte wechselten. In unverminderter Lautstärke sprach er weiter: „So was Eindeutiges war überhaupt noch nicht da! In der Ladung auf dem Rückflug tickte eine Bombe! So sieht das aus! Erzählen Sie mir doch nicht das Gegenteil! Halten Sie mich für ganz und gar blödsinnig?!“
Diese Worte brachten wieder Leben in den alten Mann. Er hob den Kopf. Sein Blick - noch immer von einer nicht körperlichen Müdigkeit umfangen - gewann an Schärfe. Busch richtete sich kerzengerade im Sessel auf und legte beide Hände flach auf die Tischplatte. Sein Organ klang nun leise, jedoch hart und zielbewußt: „Wenn Sie recht hätten, würde das bedeuten... Man will uns täuschen! Wir sollen glauben, alles sei verloren und vorbei, wir sollen aufgeben! So liegen die Dinge! Jawohl! Das könnte sein.“ Die letzten Sätze hatte Busch leise, mehr zu sich selbst als zu Lukowsky gesprochen. Jugendlicher Tatendrang blitzte wieder in Augen des Alten: „Ich habe Ihnen zu danken, lieber Lukowsky! Sie halfen mir außerordentlich.“ Lukowsky beugte sich ebenfalls vor. Auch er senkte die Stimme: „Gut. Aber jetzt will ich mal wissen, was vorgeht! Nicht zuletzt interessiert mich der Name Valtine.“ Buschs Mienenspiel bekundete unumwundene Freundlichkeit: „Was soll ich Ihnen da erzählen? - Sie könnten mit

dem Wissen doch nichts anfangen!“
Es machte laut ‚klatsch!‘, als Lukowskys linke Hand auf die Tischplatte hieb: „Da bin ich anderer Ansicht! Also bitte!“
Buschs Lächeln nahm einen nachsichtigen Zug an: „Sie würden wirklich nichts dabei gewinnen, junger Freund. Glauben Sie mir das! Aber das eine will ich Sie gerne wissen lassen: Valtine ist einer meiner ältesten Widersacher. Das reicht bis in die Kriegszeit zurück. Ich bin damals beim SD gewesen, und Valtine arbeitete für alliierte Geheimdienste. Wohl nicht immer ganz loyal, weshalb er gelegentlich vor seinen eigenen Leuten ausreißen mußte. Mark Valtine hat zeitlebens nur an seine private Tasche gedacht. Er ist gebürtiger Amerikaner, auch wenn man ihm das nicht mehr anmerkt, er lebt nun ja schon so lange in Deutschland und hat wohl auch deutsche Vorfahren. Später trafen wir in einer anderen Sache wieder aufeinander. Wir wurden abermals Gegner. Diesmal um mehr oder weniger persönlicher Ziele willen. Und Mark Valtine ist ein gefährlicher Gegner! So ist es. Falls Ihr Flugzeug sabotiert wurde, wäre Valtine einer der wahrscheinlichsten Verursacher. Ich weiß nicht, wo er jetzt steckt, aber falls er seine Stinkefinger im Spiel hat, wird er Ihnen bald von ganz alleine über den Weg laufen.“
Lukowsky fragte ruhig aber nachdrücklich formulierend: „Und wo ist Brünner? Mir fiel auf, Sie sprachen von ihm schon in der Vergangenheit.“ Busch schmunzelte: „Das haben Sie richtig bemerkt. Ich weiß es zwar nicht genau, bin mir aber einigermaßen sicher, der gute Brünner hat diese gegenwärtige Welt unlängst verlassen. Es gibt Anzeichen, die dafür sprechen.“ Mit einer onkelhaften Geste bat Busch: „Aber nun hören Sie auf! Was für Fragen stellen Sie mir, mein Lieber, was für Fragen!“ -
Lukowsky steckte sich eine neue Zigarette an: „Und ich habe erst angefangen!“
Busch wehrte mit beiden Händen ab: „Aber nein. Dies alles hätte ja gar keinen Sinn für Sie! Warten Sie doch ab, was ich Ihnen zu sagen habe.“
„Also gut,“ nickte Lukowsky: „Ich warte und höre!“
„Schön, schön,“ begann Busch: „Nun - Sie können ein Flugzeug steuern. Wir, mein Freund Peter Fischer und ich, benötigen demnächst jemanden, der das kann. Ist zumindest höchstwahrscheinlich. Etwa Ende des Monats?“ Lukowsky verlor die Geduld: „Muß ich mal so richtig grob werden?“
Wieder erfolgte eine beschwichtigende Handbewegung des alten Mannes: „Lassen wir doch jetzt Unerfreuliches. Sehen Sie: Brünner hat diese Erde vermutlich verlassen. Vielleicht wurde er auch nur aus dem Hotel rausgeschmissen.

Ich weiß das nicht genau, es ist auch nicht wichtig. Aber wir werden womöglich ein wenig zusammenarbeiten. Das heißt: Sie könnten einen Flug für uns durchführen, anständig bezahlt. Und übriges wäre für Sie ohne Interesse. Ich bin mir auch nicht sicher, ob es an diesem Ort nicht ein paar ungebetene Lauscher geben könnte. Unser Thema ist ja nicht Fußball.“ Lukowsky sah zur Uhr: „Wir reden hier lange genug um den heißen Brei herum.“ Busch reagierte nur mit einem versöhnlichen: „Ich bitte Sie ...!“
Lukowsky stand aus dem Sessel auf und steckte seine auf dem Tisch gelegene Zigarettenschachtel ein: „Ich rufe Sie heute abend hier an. Dann vereinbaren wir einen ruhigen Treffpunkt, wo Sie mir ungestört alles sagen können, und Sie sagen mir alles, was ich wissen will! Und sollten Sie dann nicht mehr hier sein - ich finde Sie!" Er nickte Busch leicht zu. Busch begann noch einen Satz, aber Lukowsky achtete nicht mehr darauf. Er drehte sich auch nicht um, als Busch sich ebenfalls aus seinem Sessel erhob und ihm noch ein: „ Auf Wiedersehen!“ nachrief. Auf dem geradesten Wege verließ Lukowsky das Hotel.

Am Nachmittag erschien Bernd Meißner im Büro. Traditionsgemäß schmiß er seine Jacke an die nächste dafür ungeeignete Stelle und rief: „Tag Lukowsky! - Wie geht's?“ Dabei winkte er Lukowsky zu, der weniger stürmisch zurückwinkte. Ein schwarzhaariges Mädchen betrat hinter Meißner das Büro. Er sagte rasch zu dem Mädchen: „Geh, Schatz, langweil' Dich 'ne halbe Stunde in der Pinte. Ich hol' Dich da wieder ab.“ Das Mädchen trollte sich schmollend. Erst jetzt beantwortete Lukowsky die flüchtige Frage ‚wie geht's‘ mit: „Ausgesprochen mies geht’s mir! - Dir auch!“ Meißner hielt den Satz für einen Scherz: „Wieso? Mir geht's blendend!“ Er begann aus einer mitgebrachten Tüte zwei gebratene Hähnchen auszupacken, außerdem zwei Pappschälchen voll Kartoffelsalat und vier Dosen Bier. Er stellte alles auf den Schreibtisch und fragte: „Na? Was ist los?“ - „Felix ist höchstwahrscheinlich tot,“ sagte Lukowsky ruhig. Meißner trat zwei Schritte auf ihn zu: „Was?“ – „Die neue Do ist abgeschmiert - Höchstwahrscheinlich Sabotage. Genaues weiß ich auch noch nicht. Krieg' ich aber bald 'raus.“ – „Und Felix?“ fragte Meißner mit einer Miene ehrlicher Erschütterung. Anstelle einer Antwort hob Lukowsky nur kurz die Schultern und setzte sich auf die breite Fensterbank. Meißner ließ sich neben ihm nieder und starrte auf den Parkettboden. Nach einer Weile fragte er: „Wann erfahren wir's?“ - „Was?“ – „Wegen Felix?“ - Lukowsky zuckte nochmals die Schultern: „Müßte ein Wunder sein, wenn er's überstanden hätte.“

Eine längere Pause trat ein. Schließlich begann Bernd Meißner: „Ich kapier' das immer noch nicht!“ Er neigte sich vor und stützte die Hände auf die Knie: „Man sollte zwar jetzt nicht dran denken, aber... Auch die Maschine ist futsch.“
Lukowsky vollendete: „Und die Versicherung wird uns so lange hängen lassen, bis uns die Luft ausgeht.“ Meißner nickte stumm vor sich hin. Dann fiel ihm ein: „Sag mal: neulich hat uns doch die Bank einen Kredit angeboten...“ Lukowsky lachte trocken auf: „Wie die Herrschaften sich jetzt verhalten werden, steht in den Sternen. Mit Banken ist das so wie mit 'nem Regenschirmverleih; wenn die Sonne scheint, drängen sie Dir einen auf, und wenn's dann anfängt zu regnen, wollen sie ihn ganz schnell wiederhaben.“ Er winkte ab: „Mach‘ Dir über Banken keine Illusionen! Trotzdem, meinetwegen reden werden wir mit ihnen.“
Bernd Meißner richtete sich auf. Er sah über die Schulter aus dem Fenster und auf die Straße: „Ich glaube nicht, daß ich was tun kann - ich meine, von Zuhause aus. Ich glaub's nicht. - Heißt das, wir sind bald fertig?“
Lukowsky guckte ebenfalls aus dem Fenster. Der Feierabendverkehr hatte eingesetzt. Autos krochen in dichten Ketten die vierspurige Straße entlang. An der Straßenbahnhaltestelle wartete eine kleine Menschentraube. Aus dem Eingang des großen Bürohauses schräg gegenüber quollen viele bunte Punkte, lösten sich in kleine Gruppen auf, dann zu einzelnen Klecksen, denen beim Näherkommen Köpfe, Arme und Beine wuchsen.
„Ich weiß nicht,“ entgegnete Lukowsky auf die Frage des jüngeren Mannes: „Bis Ende des Jahres haben wir ja noch die Dakota. Vielleicht gibt's schnell 'nen ordentlichen Auftrag.“ Er stieß Meißner leicht mit der Faust in die Seite: „Für die weiße Fahne ist es noch zu früh!“

Es war zwanzig Minuten nach sechs, als die Türklingel schnarrte. Zuerst dachte Lukowsky, Bernd Meißner müsse umgekehrt sein. Dann meinte er, es könne auch Nachricht von der Unglücksstelle geben und überlegte endlich, auch Busch könne unvermutet gekommen sein. Lukowsky öffnete die Tür. Ein etwa vierzigjähriger Mann in schwarzer Lederjacke stand davor: „Tag! Sind Sie Herr Lukowsky?“ Der nickte. „Ich bin mit dem Taxi da,“ sprach der Mann in Lederjacke: „Soll das hier persönlich abgeben.“ Er überreichte ein Kuvert: „Dat Fräulein hat jesacht, Sie bestellt einen Gruß. Die Tour is bezahlt.“
Lukowsky nahm das Kuvert. ‚Herrn Lukowsky‘, stand in großer, steiler Schrift mit kleinen Schnörkeln an den Versalien darauf. Der Absender fehlte. Nur der Name ‚Dulcinea‘ war auf die Rückseite gemalt. - Lukowsky dankte und gab dem Mann noch zehn Mark.

Er trat ans Fenster, zögerte einen Augenblick und öffnete dann den Brief. Auf einem großen Blatt Papier standen nur zwei Zeilen: ‚Lieber Don Quijote, ich kann Sie nicht erreichen. Bitte anrufen: Hotel Kaiserhof, Essen. Ihre Dulcinea.‘ Als P.S. eine Telefonnummer. Lukowsky steckte das Blatt in den Umschlag zurück und beides in seine Brieftasche. Er richtete den Blick in die abendlich gerötete Sonne. Seine Gedanken eilten nochmals zu Felix, der jenes Flugzeug geflogen hatte, das er ursprünglich hätte fliegen sollen – und Dulcinea hatte vor diesem Auftrag gewarnt! Lukowsky setzte sich hinter den Schreibtisch und langte nach dem Telefon. Doch er wurde durch Klingeln und Pochen an der Tür vom Telefonieren abgehalten. Er steckte das Kuvert wieder ein, das seine Hand mechanisch nochmals hervorgezogen hatte, ging zur Tür und betätigte die Klinke.

Zwei Männer machten Anstalten, ungebeten einzutreten. Sie verharrten jedoch, da Lukowsky den Weg nicht freigab. Ihre Mienen deuteten betonte Wichtigkeit an. Der Gruß: „Guten Abend!,“ den beide fast gleichzeitig von sich gaben, hatte einen aggressiven Unterton. Einer der Männer, ein rundlicher, untersetzter, rotblonder mit müden, überanstrengten Augen, ein Mann mittleren Alters, fragte: „Sie sind Ernst Lukowsky?“ Der Mann sprach so, wie er offenbar meinte, es klinge forsch, bedrohlich und einschüchternd zugleich. Da Lukowsky auf die erste Frage nicht reagierte, tönte die aggressive Stimme: „Sie sind doch Lukowsky?!“ - Der rotblonde Mann griff in eine Tasche, sein jüngerer Begleiter, der anscheinend gelernt hatte, diese wirkungsvolle Hand- und Armbewegung seines Chefs erstaunlich genau nachzuahmen, folgte dem Beispiel, und beide beförderten in nahezu synchronem Bewegungsablauf ihre Kennmarken vor Lukowskys Gesicht. Dazu sagte der Rundliche mürrisch: „Kriminalpolizei, Herr Lukowsky! Wir hätten eine Reihe von Fragen an Sie zu richten.“
Da Lukowsky keine Neigung zeigte, die Tür weiter zu öffnen und die beiden im Treppenhaus wartenden Männer hereinzulassen, versuchte der ältere Beamte: „Ich heiße Cornelius, Hauptkommissar - wie Corneliusstraße, hähä - und das ist mein Kollege Fugg.“
Erst jetzt grüßte Lukowsky: „Guten Abend,“ und ließ die beiden Männer eintreten: „Ich nehme an, Sie bringen mir Nachricht von meinem verunglückten Kameraden. - Setzen Sie sich!“
Die Beamten nickten gleichzeitig und ließen sich auch zugleich auf der hellen, kunststoffbezogenen Bank in der Diele nieder. Lukowsky blieb an den runden

Tisch gelehnt stehen. Cornelius begann: „Ja. - Das heißt, nein. Nachricht bringen kann man das nicht nennen. Soweit ich informiert bin, wurde Herr Schäurer, der Pilot des Unglücksflugzeuges, noch nicht aufgefunden. Aber...“ Cornelius zog eine Filterzigarette aus der Manteltasche, brach den Filter ab, ließ ihn in den neben der Bank stehenden Stilaschenbecher fallen und drehte die Zigarette um. Er gab sie zwischen die Lippen und ließ sich von seinem Untergebenen Feuer reichen. Nachdem die Zigarette brannte, fragte er beiläufig: „Sie gestatten doch? Nun ja, aber wir wüßten gern von Ihnen, wer den Auftrag zum fraglichen Flug erteilte.“ - „Ein Bevollmächtigter der Firma Manday, beziehungsweise Rolland & Löw,“ antwortete Lukowsky: „Er hatte von beiden Unternehmen entsprechende Schreiben. Ich sah keinen Grund, deren Echtheit anzuzweifeln.“
Cornelius machte. „Hm! Können Sie uns den Namen des betreffenden... Bevollmächtigten mitteilen?“ – „Sicher,“ sagte Lukowsky: „Brünner hieß der Kerl. Wollen Sie seine Visitenkarte haben?“ Cornelius nickte interessiert: „Wenn Sie eine haben.“ Lukowsky kramte in seinen Taschen und fand schließlich Brünners längliches Kärtchen. Mit gestrecktem Arm reichte er es dem Kriminalbeamten.
„Danke,“ sagte jener, begutachtete die Visitenkarte und fragte währenddessen: „Meinen Sie, diesen Brünner für das Unglück verantwortlich machen zu können?“ Lukowsky erwiderte: „Wie kommen Sie auf die Idee?“
Cornelius blickte von der Karte auf Lukowsky: „Weil Sie ihn ‚Kerl‘ nennen – unter anderem.“
Lukowsky lehnte sich an den Tisch und stützte die Hände auf die Oberschenkel: „Bleiben Sie bei ‚unter anderem‘. ‚Kerl‘ nenne ich jeden, der nicht mein Blutsbruder ist. Also: Ich halte den Absturz unserer Do 28 für die Folge eines gezielten Verbrechens, an dem Brünner womöglich mitschuldig ist, vielleicht aber auch nicht. Bestimmt legte er nicht eigenhändig den Knallfrosch ins Getriebe - falls Sie darauf hinaus wollen. Kann ich mir jedenfalls nicht vorstellen.“
Da der ältere Beamte darüber nachzudenken schien, sagte der jüngere: „Aber es ist noch nicht heraus, ob es sich wirklich um einen Fall von Sabotage handelt.“
„Denken Sie doch mal selber nach!“ forderte Lukowsky auf: „Eine fast neue Maschine kracht so mir nichts dir nichts auseinander. Komisch, nicht?!“
„Ach, wissen Sie,“ begann wieder der Ältere: „Wir sind darüber nicht so genau unterrichtet. Ist auch nicht unser Ressort. Sie jedenfalls sind überzeugt, es liege Sabotage vor? Hm! Und diesen Brünner machen Sie dafür verantwortlich – beziehungsweise vielleicht. Wir denken nur, Sie haben Grund genug, diesen Brünner nicht zu mögen. Sagen wir mal so. Kann man das so sagen?“

Er fingerte eine Tabakfaser von der Zunge, betrachtete dabei seine Zigarette und sprach in den aufsteigenden Rauch hinein: „Übrigens, Brünner ist tot.“
Cornelius hatte diese Worte wie beiläufig in den Raum geworfen. Nun sah er Lukowsky an. Lukowsky bemühte sich um einen erstaunt wirkenden Gesichtsausdruck: „So?“
„Hm-hm,“ bestätigte Cornelius ruhig: „Er wurde im Grafenberger Wald aufgefunden - erstochen aufgefunden.“
„Erstochen?“ wunderte sich Lukowsky.
„Ganz recht,“ nickte Cornelius, nun wieder die kürzer werdende Zigarette im Auge haltend: „Meinten Sie, man hätte ihn aufhängen oder erschießen müssen?“ Bei dem Wort ‚erschießen‘ sah er Lukowsky an. Da keine Reaktion erfolgte, fügte er hinzu: „Ich habe den Eindruck, die Art von Brünners Tod verblüfft Sie mehr als dessen Tatsache überhaupt?“
Lukowsky entgegnete freundlich: „Es ist immer seltsam, vom plötzlichen Tod eines Menschen zu hören, den man kürzlich noch quicklebendig sah. Besonders wenn er erstochen wurde. Das ist hierzulande ja nicht gerade eine gängige Todesart.“
„Sie sagten ‚immer‘," forschte Cornelius scheinbar nachlässig: „Passiert Ihnen so was öfter? - Ich meine abgesehen von der Todesart.“
„Es kam schon vor,“ entgegnete Lukowsky knapp. Ich bin Soldat gewesen. Der Beamte machte erneut: „Hm!“ und sagte anschließend: „Sie haben ja auch recht. Brünner wurde nicht erstochen. Er wurde erschossen!“ Cornelius kniff leicht das linke Auge zu und versuchte ein Lächeln: „Wußten Sie vermutlich längst?“
Lukowsky zögerte einen Augenblick, ehe er ungeniert loslachte: „Mich wollt Ihr als Mörder, Herrschaften! Das find' ich ja originell! Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, was?! Da sucht Euch mal einen anderen!“
Cornelius grollte etwas Unverständliches, während Fugg aufgebracht rief: „Sie verkennen Ihre Situation, Herr Lukowsky!“
Der ältere winkte ab: „Heute vormittag fragten Sie im Parkhotel nach Brünner. Stimmt das?“ - „Stimmt!“ antwortete Lukowsky wieder ruhig.
„Was wollten Sie von ihm?“ – „Mit ihm reden.“ - „Worüber?“ - „Über das Flugzeug und den Absturz und seine Auftraggeber.“
Cornelius rutschte unruhig auf der Kunststoffbank hin und her: „Sollten Sie darauf spekulieren, daß wir diese Nachfrage zu einem Zeitpunkt, da Brünner bereits mausetot war, als Beweis Ihrer Unschuld werten, so lassen Sie sich versichern, daß wir sogar noch plumpere Tricks kennen!“ Er streifte seinen Mantel

glatt und saß wieder ruhig: „Statt dessen bietet Ihr Gespräch mit einem gewissen Herrn Busch, das zu führen der wahre Grund Ihres Besuches im Parkhotel gewesen sein dürfte, manchen Anhaltspunkt.“ Er wiederholte mit gesenkter Stimme: „Manchen! Sie waren doch mal bei der Bundeswehr. Major der Luftwaffe? Haben Sie damals vielleicht etwas von einem gewissen Projekt ‚Fritz-Ullrich‘ gehört? F.U., wie Fauler Unfug oder Fliegende Untertasse? Eventuell kennen Sie auch einen gewissen Peter Fischer, vormals MAD und heute Busenfreund des bewußten Herrn, den Sie im Parkhotel trafen? Oder vielleicht begegnete Ihnen neulich eine junge Dame, bildschön und langgezopft? Lauter Leute, die den bewußten Herrn Brünner mehr oder weniger kannten und überwiegend nicht mochten - so wie Sie?“
Lukowsky spürte Wut in sich aufsteigen: „Jetzt reicht‘s. Ich habe zu arbeiten. Raus mit Euch! Kommt wieder, wenn Euch die Leiche gesagt hat, ich sei's gewesen, aber nicht vorher!“ Er war dicht vor die Beamten hingetreten, die sich von ihrem Sitz erhoben hatten. Cornelius versuchte zu beschwichtigen: „Bewahren Sie doch Vernunft, Lukowsky! Wir wissen immerhin genug, um uns nicht von Ihnen rausschmeißen zu lassen!“ Bei den letzten fünf Worten hatte er einen drohenden Tonfall angeschlagen. Lukowsky ging achtlos an den beiden Beamten vorbei und riß die Tür auf: „Dann beweisen Sie es - selbiges, um Beamtendeutsch zu sprechen. - Und jetzt raus!“ Cornelius sah ihm in die Augen und sagte: „Ich bin nicht Ihr Feind. Aber vielleicht haben wir ja gemeinsame Feinde, bloß Sie wissen’s noch nicht? – Adios!“
Lukowsky steckte sich eine Zigarette an: „Falls ich Feinde habe, werde ich selber mit denen fertig. Adios!“
Cornelius und Fugg trollten sich. Lukowsky warf hinter ihnen die Tür zu.

Lukowsky ging zum Telefon. Er zog Dulcineas Nachricht aus der Tasche und rief das Hotel Kaiserhof in Essen an. Fräulein Vera Jörgens war nicht im Hause. Sie hatte aber die Nachricht hinterlassen, am späteren Abend erreichbar zu sein. Lukowsky legte auf. Ein wenig Enttäuschung lag in der Bewegung seiner Hand, aber auch eine ihm sonst ungewohnte Nervosität. Mit der schönen jungen Dame, die Cornelius als langgezopft beschrieben hatte, konnte vermutlich allein Vera Jörgens gemeint sein. In welcher Gefahr konnte sie stecken?
Lukowsky überlegte einen Moment, rief die Auskunft an, ließ sich die Nummer des Parkhotels nennen und rief dort an: „Geben Sie mir Herrn Busch! - Ja, Herrn Busch aus Berlin, ja - - .“ Mehrere Minuten verstrichen, bis Herr Busch sich

meldete: „Beim Abendessen unterbrechen Sie mich, junger Freund!“ – „Essen Sie später,“ riet Lukowsky: „Vor allem wo anders. Am besten, Sie suchen sich schnell ein neues Quartier, wo dann nicht wieder Busch auf dem Anmeldezettel steht!- - Kann ich am Telefon nicht erzählen. Die Polizei ist gerade bei mir zur Tür raus und wahrscheinlich auf dem Weg zu Ihnen. - Wo? - - Ja, gut. Halbe Stunde!“
Lukowsky ließ den Hörer auf die Gabel krachen. Er sah zur Uhr, ging ins Balkonzimmer und holte seine Jacke.

5

Lukowskys weinroter Ford Mustang hielt gegenüber dem Nachtlokal ‚Roselani‘. Das Lokal hatte noch geschlossen. Ein Taxi parkte davor. Darin saß Busch und wartete. Lukowsky ging darauf zu und öffnete den Schlag. Er grüßte flüchtig und sagte: „Kommen Sie in meinen Wagen.“
Busch bezahlte den Taxifahrer, während er sich bei Lukowsky entschuldigte: „Ich hätte daran denken müssen, daß solche Lokale erst um neun Uhr mit dem Betrieb anfangen. Zu dumm von mir!“
Lukowsky räumte ein: „Ich hätte auch dran denken können.“ Sie überquerten die Straße und stiegen in den Mustang. „Wohin wollen Sie nun mit mir?“ erkundigte sich der ältere Mann auf dem Beifahrersitz höflich, und Lukowsky antwortete: „In meinem Büro hätten wir Ruhe – aber wer weiß, wie lange. Also irgendwohin. In die Altstadt am besten.“ Busch nickte nur, ehe er träge fragte: „Und weshalb die Eile? Sie werden verstehen, daß ich einen besonderen Anlaß vermuten muß.“
Lukowsky lenkte über die Berliner Allee: „Es gibt einen besonderen Anlaß. Ich erwähnte schon am Telefon: Polizei war bei mir.“
„So! – Ja...“ besann sich Busch gedehnt und fragte in gemütlichem Plauderton: „Was wollte man denn von Ihnen?“ -
„Man hat mir erzählt, ich hätte Brünner ermordet," antwortete Lukowsky. Busch fragte ohne Umstände: „Haben Sie?“ Er lachte kurz und gekünstelt: „Ein Scherz, mein Lieber! Pardon! Selbstverständlich nur ein Scherz!“
Lukowsky wandte den Blick: „Ich könnte mir einen originelleren vorstellen!“
Sie kreuzten die Königsallee und fuhren am Parkhotel vorbei in die Altstadt. Beim ersten freien Parkplatz stoppten sie und stiegen aus. Zu Fuß ging es durch die bunten Straßen und Gassen, sie mischten sich unter die Menschen, die ihren

täglichen Feierabend zu genießen begannen, sich mit Freunden und Freundinnen trafen, tanzen zu gehen, laute Musik zu hören oder auch nur zu Abend zu essen, eben das zu tun, was die Mehrzahl der Leute unter ihrem Leben verstand. Es war nicht sehr viel, nichts, worum Ernst Lukowsky sie beneiden konnte. Durch offene Eingangstüren quoll mehr oder weniger lautstarke Musik, oft wilde Rhythmen ohne feste Form. Lukowsky dachte wieder einmal, aus den Höhlen der Neandertaler könnte es nicht viel anders herausgedröhnt haben. Lokal reihte sich hier an Lokal, Bar an Bar, Diskothek an Diskothek und Kneipe an Kneipe, dazwischen jedwede Art Speiserestaurants sowie Läden und Lädchen, die bei Tageslicht allen möglichen und unmöglichen Tand feilboten.
„Hier?“ fragte Busch und wies unauffällig mit gewölbter Hand auf ein italienisches Restaurant. Lukowsky stimmte zu.
Sie betraten die Gaststätte. Kerzen brannten auf den Tischen. Mit antiken Motiven bearbeitete Kupferplatten dienten als Wanddekoration. Die Einrichtung war dunkel gehalten. - Abermals fragte Busch: „Hier?“ als sie an einen der hintersten unbesetzten Tische gelangten. Lukowsky war es recht. Sie setzten sich. Das Lokal war um diese Abendzeit bereits gut besucht, wenngleich nicht überfüllt. Leise Musik tönte unaufdringlich von irgendwo her, italienische Volksweisen. Gerade erklang die Baccarole der Julietta aus 'Hoffmanns Erzählungen' in ihrer venezianischen Urfassung. Lukowsky mußte unwillkürlich an Dulcinea denken. Als ob das eine ganz besondere Bedeutung habe, von der er noch nichts wußte und es doch ahnte. Gesprächsfetzen flatterten von verschiedenen Tischen an den von Busch und Lukowsky gewählten, vermengten sich zu einem dumpfen Raunen, aus dem hin und wieder ein Lachen hervorstach oder ein gedämpfter Ruf. - Ein Kellner kam und wies auf zwei ledergebundene Speisekarten hin. Man bestellte zu essen, bestellte auch Wein, welcher früher als die Gerichte gebracht wurde.
Lukowsky zog einen Aschenbecher auf seine Tischhälfte und nahm eine Zigarette. Während er sie entzündete, blickte er seinen Begleiter aufmunternd an: „Erzählen Sie mir!“
Busch befahl ein humorvoll-verlegenes Lächeln in sein Mienenspiel: „Was, zum Beispiel, möchten Sie denn hören?“
Lukowsky zählte auf: „Alles über Brünner, alles über seine Mitstreiter, über den Herrn Valtine und die Kisten, über einen gewissen Fischer – eben alles was dazugehört!" Busch tat perplex: „Wozu gehört?“
„Zu dem Kladderadatsch, in den ich durch Ihren Freund Beekn geraten bin. Also los! Lassen Sie hören!“

„Aber ich dachte," Busch zeigte eine Handbewegung, die totale Verwunderung zum Ausdruck bringen sollte: „Ich dachte, Sie würden mir erzählen!"
Lukowsky zeigte mit ausgestreckter Hand auf des Anderen Brust: „Sie werden mir jetzt Klarheit verschaffen! Ich habe einen guten Grund, darauf zu bestehen!"
Busch hob eine Hand abwehrend und die andere betonend: „Aber wirklich! Sie deuteten an, mir etwas mitteilen zu wollen – nicht umgekehrt!"
Die Musik wurde um Geringes lauter. Wegen der zunehmenden Dämmerung schaltete man schwache, elektrische Zusatzbeleuchtung ein. Lukowsky tippte mit gestrecktem Finger gegen die dunkle Tischplatte: „Lassen Sie doch die dumme Rederei, Herr Busch! Also: ich höre!"
Nach einer gezierten Geste, die wenig zu dem Manne paßte, begann Busch endlich: „Nun, lieber Freund, Sie würden sehr enttäuscht sein von dem... von alledem... Wo sollte ich da überhaupt anfangen?"
Lukowsky blies Zigarettenrauch aus: „Ist mir herzlich gleichgültig. Meinetwegen in der Mitte. Hauptsache, am Ende kommt alles zusammen."
Busch klatschte schwach in die Hände. Sein Gesichtsausdruck nahm abermals einen onkelhaften Ausdruck an: „Was soll ich nur mit Ihnen anfangen! Sie geben mir wirklich Rätsel auf!"
Lukowsky reagierte nicht. Busch zögerte. Endlich begann er in unentschlossenem Tonfall: „Ja... Nun, wissen Sie..." Er setzte sich etwas bequemer zurecht: „Lassen Sie mich einmal so beginnen – das wird wahrscheinlich am vernünftigsten sein – lassen Sie es mich so formulieren: Es gibt Dinge, die keinen Wert besitzen. Entweder weil sie nichts taugen, oder weil kein Mensch den Wert abzuschätzen vermöchte." Er beugte sich vor: „Verstehen Sie mich?"
Lukowsky sagte: „So ungefähr. Aber bitte weniger kryptisch weiter."
„Na gut!" Busch lehnte sich wieder zurück: „Etwas aus der letzteren Kategorie, etwas ganz Bestimmtes selbstverständlich, liegt mir besonders am Herzen. Nun hatte ich berechtigten Anlaß zu vermuten, jenes Bestimmte – bleiben wir vorerst bei dieser Bezeichnung – sei von Ihnen und Ihrem Flugzeug transportiert worden; respektive einiges, was wesentlicher Bestandteil dessen hätte sein können - womöglich der ausschlaggebende Schlüssel zum Ganzen. Deshalb unser angeregtes Gespräch im Parkhotel. Aber das alles stellte sich ja als Irrtum heraus!"
Er nickte scheinbar sich selbst zu. Lukowsky wartete, bis Busch ihm in die Augen sah und fragte dann bewußt ausdruckslos: „Wer sagt Ihnen, daß Sie irrten?" Er lenkte ab: „Aber diese Dinge interessieren mich im Grunde nicht. Ich will nur wissen, wer für den Flugzeugabsturz verantwortlich ist. Und wenn Sie's

mir nicht sagen wollen, muß ich andere fragen.“
Busch legte den Kopf schief. Seine Augen blitzen aufmerksam: „Wen zum Beispiel, verehrter Freund?“
Lukowsky antwortete auf gut Glück: „Vielleicht Herrn Valtine.“
Eine Viertelminute verstrich schweigend. Busch trank von seinem Wein. Offensichtlich rang er mit einem Entschluß. „Gut! seine Stimme gewann einen anderen, einen bestimmteren, Klang: „Gut, ich erwäge, Sie zu engagieren! Das sagte ich ja bereits. Sie bekämen ein anständiges Honorar, eventuell Gewinnbeteiligung.“ Lukowsky schüttelte langsam den Kopf. Er sog an seiner Zigarette und blies den Rauch aus. Sein Blick wurde hart: „Ich will nur wissen, wer meinem Kameraden die Bombe verpaßt hat. Wer immer es war, er wird nicht mehr alt werden.“ Busch verlor seine Ruhe nicht: „Benehmen wir uns doch nicht kindisch, Herr Lukowsky! Seit ich von dem Flugzeugabsturz hörte, nahm ich an, mein Gegner – einer meiner Gegner – besitze jetzt unser Zielobjekt. Vielleicht hat es in der Tat einer von ihnen. Ich weiß das momentan nicht – leider nicht!“ Er senkte die Stimme, seine Augen verengten sich: „Falls Sie es haben oder etwas über den Verbleib wissen...“ Er sprach nicht weiter, sondern erwartete eine Antwort. Lukowskys Augen wichen dem Blick des älteren Mannes nicht aus. Sekunden vergingen unter plötzlicher Anspannung. Buschs Organ wurde noch eindringlicher: „Ich biete Ihnen die Gelegenheit, an meinem Projekt teilzuhaben, weil ein Mann mit Flugzeug und guten Nerven uns sehr nützlich sein kann. Eine solche Chance wiederholt sich nicht, Herr Lukowsky!“ Er hob die rechte Hand: „Und wenn ich Ihnen irgend etwas definitiv sagen kann, so dies: Meine Gegner sind auch die Ihren, wenn Sie nach Schuldigen an dem Flugzeugabsturz suchen!“ Er ließ die Hand an die Tischkante sinken: „Allein könnten Sie in der Sache ohnehin nichts ausrichten. Selbst wenn das Stück jetzt in Ihrem Besitz wäre nicht! Davon gehe ich aber nicht aus, dazu sind Sie ein zu geradliniger Michel.“
Das Essen wurde gebracht. Lukowsky wünschte: „Guten Appetit!“ Busch dankte und bot auch gute Mahlzeit. Besonders wohl schien er sich jedoch nicht zu fühlen.
Lukowsky stellte den Aschenbecher zur Seite: „Übrigens: Ich habe Ihr ‚Zielobjekt‘ nicht und kann Ihnen auch nicht sagen, wer es hat.“
Busch schloß die Augen. Auf einen Moment schien es, als wolle er einschlafen. Doch dann kehrte seine volle Lebenskraft ruckartig zurück: „Aber Sie könnten es beschaffen!“ Er schränkte ein: „Vielleicht! Vielleicht können Sie wesentlich

zur Beschaffung beitragen. Sagen wir es so.“ Sein ganzer Körper rückte ein Stück vor: „Die gegenwärtige Lage erlaubt kein Zögern, Herr Lukowsky! Dieses Rennen währt schon zu lange, ein halbes Menschenleben lang. Ich will es endlich gewinnen! Und sollten Sie mir dabei nützlich sein können...,“ Er lehnte den Oberkörper wieder zurück. Seine Rechte wies auf Lukowsky: „Dann werde ich Sie in ehrlicher Weise mit vor meinen Wagen spannen. Nicht zu Ihrem Nachteil! Ich halte etwas von Loyalität!“ – Eine Pause entstand. Lukowsky blickte von seiner Pizza auf. Buschs Gesicht wirkte ernst und energisch. Seine Worte kamen langsam und betont deutlich, ohne dabei laut zu sein: „Ich weiß von Ihrem Schießeisen, das Sie da wildwestmäßig herumschleppen und auch gebrauchen.“ Er schüttelte den Kopf: „Aber ich neige nicht zur Ängstlichkeit. Es geht um zu viel!“ Lukowsky sagte: „Ein guter Schuß zur rechten Zeit, schafft Ruhe und Gemütlichkeit.“ Dabei sah er Busch an, sah ihn so an, daß dieser es als Drohung auslegen konnte, aber nicht mußte. Busch lachte gekünstelt und hob dann hervor: „Ich verlange nichts von Ihnen, was nicht zu Ihrem Vorteil ausschlüge.“ Sein rechter Mittelfinger zeigte die Bewegung eines Uhrpendels: „Sehr entscheidend zu Ihrem Vorteil, sehr!“

Lukowsky beobachtete den pendelnden Finger: „Wollen Sie mir nicht verraten, um was die Jagd eigentlich geht?“

„Das will ich nicht – verzeihen Sie – noch nicht,“ entgegnete Busch freundlich, jetzt wieder ganz in der ihm eigenen gemütlichen Art: „Sie müssen schon verzeihen. Sie hielten mich sonst auch für einen unverfrorenen Lügner. Doch falls uns Erfolg beschieden sein sollte, werden Sie bald Millionär.“

Lukowsky winkte ohne Unfreundlichkeit ab: „Wo's gleich um Millionen geht, Herr Busch, bin ich skeptisch, das hab ich schon hinter mir.“ Und fügte er hinzu: „Um Ihre Meinung über mich bei dieser Gelegenheit zu korrigieren: Krumme Sachen mache ich grundsätzlich nicht – nicht einmal, wenn sie Millionen einbrächten. - Das halten Sie vermutlich für Dummheit!“

„Aber, aber!“ besänftigte der alte Herr: „Sie werden doch nicht eine Chance verschleudern, die sich – sofern überhaupt – nur einmal im Leben bietet! Für Menschen wie Sie und mich, die sich auf normalen Lebenspfaden langweilen, bedeutet dieses Projekt die eine große Herausforderung! Sie mißtrauen mir natürlich!“ Lukowsky bestätigte: „Natürlich! Was erwarten Sie?“

Busch legte einen Zeigefinger ans Kinn: „Lassen Sie uns alles in Ruhe besprechen, nicht jetzt. Ich habe einen Partner, mit dem ich zuerst reden muß. Seine und meine Interessen sind, was den Weg anbelangt, die selben, unsere

Ziele jedoch sind verschieden. Jeder von uns will etwas anderes, was der andere nicht will - eine ideale Konstellation, finden Sie nicht aus?" Busch zeigte ein selbstgefälliges Lächeln: "Treffen wir uns... Sagen wir: Nächste Woche. Da habe ich wahrscheinlich auch zusätzliche Informationen – und Sie lernen Peter Fischer kennen. Kommen Sie nach Gerresheim.“ Er griff einen Bierdeckel: „Hier, ich zeichne Ihnen den Treffpunkt auf ...“

Lukowsky fuhr Busch zum Parkhotel, ohne sich vorher erkundigt zu haben, ob jener es so wünsche. Aber Herr Busch wohnte dort nicht mehr. Er bedankte sich dennoch: „Lassen Sie nur, ich kann hier trotzdem aussteigen und ein Taxi nehmen.“ - „Wenn Sie mir sagen wohin, bringe ich Sie,“ erbot sich Lukowsky: „Aber entscheiden Sie sich, ich habe nicht endlos Zeit.“ Busch legte zwei Finger ans Kinn und überlegte: „Ich habe mich bei Bekannten einquartiert. Falls Sie mich auf einen Sprung begleiten wollen, noch eine Kleinigkeit trinken?“
„Nein danke,“ sagte Lukowsky: „Jetzt nicht.“
Busch ruckte im Sitz zurecht, um seinen Nebenmann besser ansehen zu können. Das Licht von Straßenlaternen, Leuchtreklamen, erhellten Schaufenstern und vorübergleitenden Autos mischte sich im Wageninneren. Busch breitete die Arme aus, soweit die Platzverhältnisse in einem Ford Mustang dies zuließen: „Wie Sie meinen.“ Lukowsky fragte: „Wo ist es?“ Busch stutzte: „Was? – Ach so, ja: In Oberkassel.“
An einer großen, hellerleuchteten Villa im Düsseldorfer Stadtteil Oberkassel verabschiedete sich Lukowsky von Herrn Busch für diesen Tag.

6

Lukowsky knipste im Büro das Licht an und warf die Tür zu. Er ging durch die großen, fast leeren Räume, zog das Jackett aus und sah zur Uhr: Noch verhältnismäßig früh. Er dachte an die Nachricht von Vera Jörgens, suchte den Zettel hervor und rief an. Sie war nicht im Hotel. Lukowsky nahm sich vor, es später erneut zu versuchen. Er schaltete Meißners tragbaren Fernsehapparat ein. Ein schulmeisterlich predigender Bursche mit dünngerahmter Brille erklärte unter Benutzung zahlreicher unnötiger Fremdworte seine persönliche Meinung zur einzigen und allein seligmachenden. Lukowsky drehte auf ein anderes Programm, das auch nicht viel Besseres bot, und schaltete aus. Er holte aus dem Nebenraum eine noch ungelesene Zeitung, ließ sie auf den Schreibtisch fallen

und setzte sich in den kunstlederbezogenen Sessel. Er blätterte in der Zeitung. In einem Artikel wurde noch von dem Geschehen im Hotel ‚Montial' berichtet. Herrn Alfred Beekn hatte es erwischt sowie einen polizeibekannten Unterweltler. Ein weiterer Krimineller war schwer verwundet, sagte aber nichts Brauchbares aus. Die Polizei ermittle... Zwei grob aufgerasterte Fotos gehörten dazu. Das war's.
Lukowsky dachte über jenes Ereignis nicht mehr viel nach. Er hatte sich nur verteidigt, sich und Beekn, und seine Waffe war legal erworben. Arge Schwierigkeiten würden ihm nicht erwachsen können. Aber Ärger und Umstände gäbe es sicherlich, falls man ihm auf die Spur kommen sollte, und das mußte nicht sein. Lukowsky schmiß das Druckerzeugnis in den Papierkorb, der damit überfüllt war, und zündete sich eine Zigarette an. Dann griff er zum Telefon und wählte die Nummer, die Vera Jörgens ihm aufgeschrieben hatte. Die Telefonistin der Hotelrezeption verband weiter.
Vera Jörgens sagte mit ihrer schönen melodischen Stimme: „Sie haben wohl – guten Abend! – Sie hatten meine Nachricht vergessen?" Lukowsky stützte einen Ellenbogen auf die Tischplatte. Sogar das Telefonieren mit dieser Frau bedeutete Anspannung, Herzklopfen, Ernst Lukowsky war verliebt wie ein Achtzehnjähriger. Er antwortete: „Ich hatte schon angerufen. Sie waren nicht da."
„Das stimmt," sagte sie: „Ich bin nochmals in der Stadt gewesen. Aber jetzt bin ich hier. Ich wollte fragen – Sie waren im Parkhotel? Ich wohnte ja nicht weit, und als ich ein bißchen auf der Heinrich-Heine-Allee entlangspazierte, da sah ich Sie." - „Ich war dort," bestätigte Lukowsky: „Warum fragen Sie?" – „Das zu erzählen würde am Telefon zu weit führen," entgegnete die Frau, und nach einer winzigen Nachdenkpause: „Möchten Sie mich nicht besuchen kommen? Hotel Kaiserhof in Essen. Das ist nicht weit. Wir könnten uns dann richtig aussprechen." Lukowsky sagte: „Ich werde kommen, ich fahre gleich los." –
Er fühlte sich erleichtert, als er den Telefonhörer auflegte und nach seiner Jacke griff; und ein Gefühl romantischer Erwartung breitete sich in ihm aus, so daß er über sich selbst staunen mußte. Es war schon etwas ganz Besonderes, Dulcinea zu treffen!

Er drehte das Autoradio an. Eine schmachtende Männerstimme besang die Straßen der Nacht.
Lukowsky lenkte auf die Autobahn und gab ordentlich Gas. Der Wagen war flott. Die Tachometernadel kletterte wunschgemäß höher und höher. Bunte

Lichter huschten zu beiden Seiten vorüber. Aus dem Radio sang nun eine rauhe Stimme: 'When a man loves a woman...' Was das hieß, brauchte Ernst Lukowsky gerade jetzt keiner vorzusingen, er wußte es auch so. Er drehte das Radio aus.

Wie ein einziger großer leuchtender Komplex erschien bald die nahende Stadt. Erst nach und nach schälten sich einzelne Gebäude heraus. Lukowsky fuhr in das Zentrum, lenkte am Bahnhof vorbei und zum Hotel Kaiserhof. Blitzsauber geputzte Wagen standen vor dem Portal, auf deren Lack reflektierten die Leuchtbuchstaben des Hotelnamens über dem Eingang.

Lukowsky schritt über weichen Teppichboden. Aus nicht erkennbaren Lautsprechern tönte leise lateinamerikanische Musik. An einem Fenstertisch des Hotelrestaurants wartete Fräulein Vera Jörgens. Sie trug diesmal ein Kleid in Altrosa. Es hob sich von der elfenbeinfarbenen Gardine ab, vor der sie saß. Schmuck glitzerte an ihrem schlanken Hals, auf dem großen, spitz und tief zulaufenden Kragen, am rechten Handgelenk und an einer Hornspange im braunen Haar, das sie locker vor der linken Schulter zusammengebunden hatte. Ihr Mund lächelte, und ihre großen graublauen Augen strahlten zwischen den geschwungenen Wimpern hervor – Dulcinea! Sie war unfaßbar schön! Lukowsky trat an ihren Tisch.
„Guten Abend!“ wünschte Vera Jörgens und reichte die Hand: „Sie müssen geflogen sein! – Was ja auch Ihrem Beruf gemäß wäre!“
Lukowsky erwiderte den Gruß und fügte an: „Die Strecke war ziemlich frei.“ Er setzte sich: „Sie sind wunderschön, Dulcinea!“
Fräulein Jörgens wußte das selber sehr gut, sie lächelte: „Das ist lieb, daß Sie das sagen, Don Quijote!“
Ein höflicher Ober kam. Lukowsky wollte Kaffee bestellen, doch Vera Jörgens verbesserte: „Nein! Bitte bringen Sie uns geschwind eine Flasche Champagner!“ Der Kellner entfernte sich.
Lukowsky sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie was zu feiern haben. Ich jedenfalls nicht, ich habe gerade erst einen Freund verloren.“
Vera Jörgens deutete mit ihren schönen schmalen Händen eine Verlegenheitsgeste an, lange spitze Fingernägel blitzten dabei ohne farbigen Nagellack. „Das tut mir leid,“ sagte die Frau: „Das konnte ich nicht ahnen. – Wissen Sie, von Religion halte ich nichts. Aber vielleicht gibt es ja ein Jenseits – ich weiß es nicht. Meine Art ist es, den Toten alles Gute zu wünschen. So wie Menschen,

die in einem fernen Land auf Abenteuer gehen. Ich betrachte den Tod auf meine eigene Weise. Vielleicht ist er das dunkle Nichts. Dann tut er nicht weh. Oder hinter dem Tod liegt ein großes Abenteuer – ‚drüben' in einer anderen Welt?" Sie lächelte: „Ich bin ein bißchen verrückt. Verzeihen Sie mir! Doch dieses Thema hat mich schon sehr beschäftigt."
Lukowsky staunte im stillen über diese wundersame Frau. Er sagte: „Vor Jahren probierte ich, ähnliche Gedanken zu finden. Aber ich kam nicht weiter damit."
Vera Jörgens ließ ihren Blick schweifen. Für ein paar Sekunden schien sie weit fort zu sein. Dann sah sie wieder Lukowsky an. Er empfand diesen Blick wie einen warmen Strahl. Die Frau sagte: „Es erscheint mir schlüssig, daß ebenso, wie aus Nichts nichts kommen kann, kein Etwas zu Nichts wird. Richard Wagner läßt seinen ‚Fliegenden Holländer' singen: ‚Wenn alle Toten auferstehen, dann werde ich zu nichts zergehen.' Doch die Handlung der Geschichte zeigt, daß der ‚Holländer irrt, weil es unmöglich ist, daß ein Etwas zu nichts zergeht – wie eben auch aus dem Nichts kein Etwas hervorgeht. Das war ja ein frühes Werk Wagners. Später, besonders im Tristan und noch bewußter im Parsifal, wurde er viel klarer. Was Tristan anbelangt - mein Lieblingswerk, für mich das Größte, was Menschen je schufen: Der Schluß, Isoldes Liebestod, mündet in einem einzigen langgezogenen Ton, der dann, ganz zuletzt, wieder wunderbar anschwillt. Das versinnbildlicht der Weg der beiden Liebenden in das Jenseits und ihre dortige ewige Vereinigung! Auch das Ende der Walküre weist in diese Richtung. Der Schlüssel zu diesem Geheimnis ist nicht in der Bibel zu finden, nicht einmal bei Homer - in der Edda ist nach ihm zu suchen!" Vera Jörgens zeigte eine kleine anmutige Geste mit beiden Händen und deutete ein Kopfschütteln an: „Bitte entschuldigen Sie, Herr Lukowsky! Es gibt einige Punkte, die mich leicht zu den weitschweifigsten Betrachtungen verführen können. Ich möchte Sie nicht langweilen!" Sie legte die Hände aneinander und neigte sich ein wenig vor: „Lassen Sie uns von profanen Dingen reden: Sie sind mit Fritz Busch zusammengetroffen?"
Lukowsky mußte sich erst auf diesen Gedankensprung einstellen. Er fragte: „Den Herrn Busch kennen Sie auch?"
Vera Jörgens nahm die Hände auseinander und zeigte eine Interesselosigkeit bekundende Geste: „Nicht allzu gut, aber ich kenne ihn." Ihr Blick wurde aufmerksamer: „Was hat er Ihnen angeboten? Nun? Verraten Sie's mir, was hat er gesagt?" - „Von Millionen hat er gesprochen," erwiderte Lukowsky:„Es lohnt sich vermutlich nicht, sich darüber auszulassen."

Der Ober kam mit dem Champagner. Vera Jörgens erhob sich von ihrem Sitz und gab dem Kellner ein Handzeichen: „Bitte auf mein Appartement, 112/113!“ Noch ehe Lukowsky etwas einwenden konnte, wandte sie sich an ihn: „Hier sind zu viele Menschen! Man findet einfach keine innere Ruhe.“ Sie ging voraus, ohne ihm Gelegenheit zur Gegenrede zu lassen.

Das Appartement 112/113 im ersten Stockwerk war lindgrün mit hellgrauem Arabeskenmuster tapeziert. Auch die Decken waren lindgrün, jedoch heller. Rechts und links eines graugrün bezogenen Sofas thronten mittelgroße Lampen mit gelblich-grünen Schirmchen auf kleinen Podesten. Davor gab es einen elliptischen Tisch mit dunkler Marmorplatte und einem Spitzendeckchen, auf dem eine mit weißen und rosa Nelken bestückte Vase stand. Außer dem Sofa boten sich zwei zu diesem passende Sessel als Sitzgelegenheit an. Grüne Vorhänge verdeckten die beiden hohen Fenster des Raums, von dem aus zwei Türen in ein Schlafzimmer und in ein kleines Bad führten. Die Tür zum Badezimmer stand offen. Vera Jörgens schloß sie schnell und machte es sich auf dem Sofa bequem. Die beiden Stehlampen verbreiteten ein trübes gelbes Licht, dessen Schein kaum zwei Meter weit reichte, jedoch das Sofa und den unmittelbaren Bereich des Tisches hinlänglich erfaßte und eine Atmosphäre von Gemütlichkeit erzeugte.
Vera Jörgens rückte ein wenig schräg auf dem Sofa zurecht, winkelte die Beine an und legte die Füße hoch und streifte dabei die Schuhe ab, ohne daß dies aber so gewirkt hätte, als wolle sie provozieren. Sie zog auch die locker gewordene Zierspange aus ihren Haaren und löste sie auf. Auch dies tat sie in einer Weise, die eher den Wunsch nach persönlicher Behaglichkeit annehmen ließ als gezielte Verführungsabsicht, obschon eine dementsprechende Wirkung auf einen Mann unmöglich ausbleiben konnte. Die Frau erklärte dabei mit souveräner Selbstverständlichkeit: „Ich fühle mich barfuß und mit offenen Haaren am wohlsten. Es stört Sie doch nicht?“ Lukowsky steckte sich eine Zigarette in den Mund: „Ganz und gar nicht. Stört es Sie, wenn ich rauche?“ Sie erwiderte: „Auch nicht!“ Sie schüttelte ihre Haare locker und erklärte: „Hochgesteckt halten sie nicht. Sie sind ziemlich dick und bei der Länge zum Aufstecken zu schwer. Ich habe alles Mögliche ausprobiert und es dann aufgegeben. Nach spätestes einer Viertelstunde löst sich jede Frisur auf." Sie spielte mit ihren Haaren und neigte ein wenig den Kopf: "Fragen Sie mich nicht, warum ich meine Mähne nicht einfach ein bißchen schneide?" Ihre Augen sahen ihn auf eine zurückhaltend lauernde Weise an. Lukowsky hatte das Gefühl, daß diese Frage eine Prüfung war und

seine Antwort ein für allemal darüber entscheiden würde, ob sie sich näherkommen könnten oder nicht. Er erwiderte ehrlich und ohne zu zögern: "Ich fände das schlimm, Fräulein Jörgens. Es würde den Traum von Dulcinea zerstören. Bitte bleiben Sie ganz genau so, wie Sie sind!" Die Frau beobachtete für ein paar lange Sekunden seine Augen und sagte fest: "Dessen können Sie sicher sein! Möglicherweise wäre es vernünftiger, meine Haare einmal zu schneiden, nicht allzu viel, aber ein Stück kürzer, damit ich sie hochstecken könnte." Sie betonte: "Nicht etwa aus Bequemlichkeit oder aus modischen Gründen, sondern um weniger auffällig zu sein, wenn jemand mit meiner Personenbeschreibung hausieren geht." Lukowsky erinnerte sich, wie der Kriminalbeamte Cornelius ihn nach einer langgezopften jungen Dame gefragt hatte. "Allerdings," fuhr die Frau zu sprechen fort, "ich bin nicht die einzige im Umkreis der Dinge, auf die eine solche Beschreibung paßt. Das ist tatsächlich so." Vera Jörgens beugte sich leicht vor, eine spürbare Anspannung erfaßte ihren Körper und ihre Stimme hob sich um eine Nuance: "Aber vor allem: Ich will meine Haare so lang behalten, ich will sie nicht schneiden! Ich will das nicht! Ich will nicht, ich will nicht! Eher würde ich sterben!" Nach einer winzigen Pause lehnte sie sich gelöst zurück und merkte an: "Nur die Spitzen müssen manchmal ein bißchen dran, damit sie schön dicht bleiben. Ich mache das selbst. Es ist jedesmal eine Qual. Doch keine zehn Pferde brächten mich jemals zu einem Friseur!“ Sie spielte mit den Fluten ihrer Haare und sah Lukowsky mit ihren großen Augen an: „Meine Haare bedeuten mir sehr viel! Und nicht etwa aus purer Eitelkeit! Wenn Sie mich verstehen wollen, müssen Sie das wissen. Für mich hat dies auch eine kulturphilosophische Seite. Können Sie sich Isolde oder Brünhilde, Helena oder Dido anders vorstellen? Das ist für mich bedeutsam! Ich habe ein sehr inniges Verhältnis zu den Heldinnen der Antike, ganz besonders zu Brünhild." Sie sah ihn mit einem ernsten Blick an: "Ich bin nicht religiös und halte auch wenig von Esoterik. Aber es ist meine feste Überzeugung, daß die Mythen unserer Vorfahren, wie sie noch durch die Lieder der Edda schimmern, nicht ohne einen wahren Kern sind. So glaube ich beispielsweise, daß die Walküren reale Wesen waren - und sind. Es gibt einen tief verborgenen Sinn hinter dem Sinn in den Überlieferungen unserer Ahnen! Ich bin mir meiner Wurzeln sehr bewußt. Was zählen schon tausend oder zweitausend Jahre?" Sie spielte weiter mit ihren Haaren und zitierte aus der Edda: "Da seh' ich auftauchen zum anderen Mal aus dem Wasser die Erde und wieder grünen. Die Fluten sinken, darüber kreist der Aar..." Vera Jörgens lächelte still in sich hinein, ihr Blick war in eine unsicht-

bare Ferne gerichtet: "So sprach die Seherin, die Wöluspa. Ist das nicht schön?" Ihre Frage erwartete keine Antwort, sie fügte an: "Und es verkündet den Aufgang einer neuen Zeit, auf die Menschen wie ich mit Sehnsucht warten und nach Kräften dafür kämpfen, ihr den Weg zu bereiten." Vera Jörgens' Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück, auf ihren Lippen lag ein ernstes Lächeln: "Die Seherin ließ sich ganz bestimmt auch nicht die Haare schneiden, denn die langen Haare sind die Würde der Frau. die sich ihrer selbst bewußt ist!" Vera Jörgens' Lächeln verstärkte sich, blieb jedoch ernst: "Finden Sie es nichts verrückt, daß eine Frau lieber sterben würde, als ihre Haare schneiden zu lassen? Denn das ist mein Ernst! Eher würde ich sterben!"
Lukowsky konnte sie sehr gut verstehen, denn die schöne Vera - Dulcinea - wäre anders als gar nicht vorstellbar gewesen. Er sagte: „Ich finde es wunderbar. So empfindet eine wirkliche Frau, eine, die Stolz hat!“ Er las in ihren Augen, daß seine Worte ihr nahegingen – und daß sie zum Sterben ein ganz eigenes Verhältnis hatte. Ihr Blick drang tief in ihn hinein. Lukowsky sagte gefühlvoller als es klingen sollte: „Ich finde es wunderschön, daß Sie so sind wie Sie sind.“ Ein Hauch von Freude, ganz tief aus dem Inneren, trat plötzlich auf das schöne Gesicht der jungen Frau, kaum erkennbar und doch deutlich wahrzunehmen – wie ein mildes Strahlen. Nach einer halben Minute des Schweigens begann sie zu erzählen: „Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich als Mädchen um meine Haare kämpfen mußte! Ich hatte schon als Kind schreckliche Angst davor, daß mir die Haare geschnitten werden könnten, ich glaubte, es würde dann mein Blut herausfließen und ich müßte sterben. Die Mutter wollte sie mir oft schneiden lassen. Nicht kurz, aber auf Rückenmitte. Sie meinte, dann könnte ich sie offen tragen, und vor allem wäre die Pflege einfacher. Dann habe ich mich jedesmal hinter meinen Vater geklemmt, und der hat mich immer zuverlässig gerettet. Er hat gesagt: Das klassische Frauenbild braucht hüftlange Haare! Die meinen waren damals noch deutlich länger, sie reichten bis auf die Oberschenkel. Es gab regelrechte Verhandlungen deswegen. Schließlich wurde entschieden, daß ich eine gute Hüftlänge behalten sollte, aber nicht mehr. Damit war ich einverstanden, denn mein Vater sagte, dies sei das ideale Maß. Aber da starb mein Vater. Das war sehr schlimm für mich. Nur ihn hatte ich wirklich lieb, und er war der einzige Mensch, der mich wirklich liebte. Die Mutter zwang mich, mir die Haare schneiden zu lassen. Aber Sie versprach, nur ein Stück, genau bis an die Hüften, damit würde ja auch der Vater einverstanden gewesen sein. Er hatte sogar in sein Testament geschrieben, seine Tochter Vera Heidrun

Jörgens - ich - solle immer hüftlange Haare haben. So wichtig ist ihm das gewesen! Meine Mähne war damals tatsächlich um etliches länger, also sträubte ich mich nicht. Die Mutter schleppte mich zu ihrem Friseur. Die Atmosphäre dort war abscheulich. Ich mußte meinen Zopf aufmachen und mich gerade hinstellen. Eine Friseuse kämmte mir die Haare glatt und machte sie dann mit einem Kamm naß. Die Mutter stand neben mir. Später erinnerte ich mich, ihre Handbewegung im Spiegel gesehen, aber nicht verstanden zu haben. Ich vertraute ihr ja. Sie hatte auf meinen Rücken gezeigt und ließ mir fast die Hälfte meiner Haare abschneiden. Sie reichten dann nicht einmal mehr bis zur Taille. Mein Herz raste, wie ich das Knirschen der Schere in meinen Haaren spürte. Ich zitterte am ganzen Leibe. Und dann – ich schrie in einem unbeschreiblichen Schmerz. Ich hatte das Gefühl, riesige Mengen unsichtbaren Blutes flössen aus mir heraus: Seelenblut! Es war schrecklich. Dann sah ich so viel von meinen Haaren auf dem Boden liegen – so viel von mir! Ich geriet in Panik. Ich entriß der Friseuse die Schere und stach auf sie ein, daß sie überall blutete. Ich raste, ich wußte nichts mehr, nur noch: Schmerz! Schmerz! Schmerz! Ein Entsetzen, von dem ich mich nie wieder ganz erholt habe.“ Ihre Augen glühten vor rasendem Zorn, ihre Stimme bebte, ohne sich dabei zu heben: „Ich haßte meine Mutter dafür, ich habe es ihr niemals verziehen. Sie tat das nicht bloß gegen mich, sondern auch gegen den verstorbenen Vater, der genau das nie gewollt hätte. Dabei weiß ich durchaus, daß es gar nicht schlecht aussah. Meine Haare reichten immer noch bis an die Ellenbogen, und ich konnte mit offener Mähne gehen. Das hat vielen sehr gut gefallen. Ich bin aber entschlossen, meine Haare immer lang bis an die Hüften zu haben, genau so, wie es meinem Vater gefiel! - Und so, wie es dem Bild der Walküre entspricht!“ Vera Jörgens schwieg einen kleinen Augenblick. Als sie weitersprach, gewann ihre Stimme einen anderen Klang, wurde leise, beinahe tonlos, sie glich einem eisigen Hauch: „Als meine Haare geschnitten wurden, das war mein erster Tod. Damals verlor ich das Blut meiner Seele und bekam ein steinernes Herz. Noch zwei weitere Tode bin ich später gestorben, Tode anderer Art. Und jedesmal wurde der Stein, der nun anstelle eines Herzens da war, noch mehr gehärtet. Schließlich gewann er die Fähigkeit, eiskalt zu erglühen.“ Vera Jörgens‘ Augen funkelten unter ihren halb gesenkten Lidern hervor – wie Feuer und Eis in einem. Es war ein Blick, der Lukowsky rührte und doch zugleich erschauern ließ. Es war der Blick schöner graublauer Augen unter sanften dunklen Wimpern – und doch hart wie Kristall, nicht der Blick eines menschlichen Wesens in diesem Moment. Es war, als strei-

che während einiger Sekunden des Schweigens ein eisiger Nordwind durch den Raum.
Nach dieser winzigen Pause, die Lukowsky endlos vorkam, sprach Vera Jörgens weiter, ihr Blick entkrampfte sich, ihre Stimme gewann wieder den weichen melodischen Klang, der charakteristisch für sie war: „So ist es gekommen, lieber Don Quijote, daß ich kein Herz zum Lieben besitze." Sie senkte die Augenlider, und als sie sie wieder aufschlug, waren die Augen feucht und an den geschwungenen Wimpern glitzerten kleine Tränenperlen. Die Frau merkte, daß Lukowsky zu einem Wort ansetzen wollte, doch sie schüttelte abwehrend den Kopf. Sie schob ihre schönen rötlich-braun schimmernden Haare auf einer Seite hinter die Schulter, stützte sich mit einem Ellenbogen auf die Sofalehne und sah Lukowsky mit einem zaghaften Lächeln an: „Das wollte ich Ihnen gar nicht alles erzählen! Ich weiß nicht genau, warum ich es getan habe. Vielleicht, weil sie ein geradliniger, altmodischer Ritter sind, denn das glaube ich, und weil es mir gut tat. Sie kennen auf diese Weise schon eine ganze Menge von mir. Ich schäme mich dessen nicht, denn es ist wahr."
Es war etwas wie eine tiefe Erschütterung, die Lukowsky während ein paar Sekunden zu überwinden hatte. Dann sagte er: „Sie haben Charakter. Das gefällt mir sehr. Und Sie sind sehr schön. Warum das so ist, weiß ich jetzt: Weil eine besondere Kraft in Ihnen lebt, die das Äußere zur Vollkommenheit bringt. Damit mache ich Ihnen kein besonderes Kompliment, Sie wissen selbst, daß Sie eine ganz außergewöhnlich schöne Frau sind – eine Frau, die ganz bestimmt ein Herz zu lieben hat!" Vera Jörgens deutete ein kaum merkliches Kopfschütteln an. Sie hob einen Zeigefinger, streckte ihren Arm aus und legte Lukowsky sachte den Finger auf den Mund. Eine halbe Minute verstrich in Schweigen, eine halbe Minute, in der die Augen einer jungen Frau und die eines Mannes zu einem einzigen Blick wurden.
Dann sagte Vera Jörgens: „Ich hielt Sie anfangs bloß für einen aufrechten Haudegen. Aber in Ihnen steckt sehr viel mehr. Ich glaube, es ist gut, daß wir uns begegnet sind, Don Quijote, ja, es ist gut. Vielleicht war es sogar eine Fügung jener namenlosen Vorsehung, die es vielleicht doch in irgendeiner Weise gibt."
Sie senkte den Blick. Lukowsky tat es ebenso, er nickte verlegen seiner Zigarette zu und sagte: „Ja, vielleicht, Dulcinea." –
Momente des Schweigens breiteten sich zwischen ihnen aus, als würde gerade jetzt eine schicksalhafte Entscheidung getroffen. Sie spürten es beide. Und das Schicksal entschied, daß sie an jenen Punkt zurückkehren sollten, der vor jenem

Augenblick lag, in dem zwei Blicke zu einem geworden waren – jedenfalls vorerst. Dann sagte die Frau unvermittelt: „Es gibt nur einen einzigen Gott, der heißt Schicksal und kennt seinen Namen nicht. Das ist meine ganze Religion, daran glaube ich. Wir sind einsam und allein einer wesenlosen Vorsehung ausgeliefert, die von sich selbst nichts weiß und darum sinnlos wirkt - jedenfalls in dieser irdischen Welt. Vielleicht ist es ja auch so, daß manches sich von ganz alleine zusammenfügt? Nach einem Prinzip der Affinität von Schwingungen?“ Sie deutete abermals ein Kopfschütteln an und schob mit beiden Händen vorgleitende Haarwogen zurück: „Es ist nicht wichtig!“ Ihre Miene zeigte, daß sie im Augenblick nicht weiter philosophieren mochte. Vera Jörgens setzte sich auf und zeigte mit einer Geste ihrer rechten Hand auf die Flasche. Lukowsky öffnete sie, schenkte ein und reichte der Frau eines der beiden Gläser. Sie nahm es und wartete, bis auch er das seine erhoben hatte. Sie sprach mit fester Stimme: „Trinken wir einen Schluck auf Ihren verstorbenen Freund – und auf sein großes Abenteuer, dort drüben in der andern Welt!“ - Lukowsky hob sein Glas und sagte: „Felix!“ – Auch die Frau sagte: „Felix!“ Dann sprach sie mit einer sonderbaren Entschiedenheit im Klang ihrer Stimme: „Mach’s gut dort drüben, Felix! Und grüße mir meinen Vater, bitte.“ Vera Jörgens stellte ihr Glas auf den Tisch und sinnierte: „Felix, daß heißt: Der Glückliche.“
Lukowsky konnte sich einer merkwürdigen Stimmung von Ergriffenheit nicht erwehren; seine Stimme klang ein bißchen belegt, als er sagte: „Und Vera, das heißt: Die Wahrhaftige.“
„Ja,“ sie nickte: „Vera, die viele Fehler haben mag, jedoch stets wahrhaftig zu sich selber steht. Und Ernst Lukowsky – der Ernst des Lebens?“ – Jetzt lächelte sie: „Lassen Sie uns über das grüne Paket sprechen und über ein paar irdisch-einfache Dinge, die uns beide angehen.“ Sie wurde sachlich: „Seit nun beinahe drei Jahren weiß ich von der Geschichte. Ganz genau gesagt: Einige Streiflichter davon kannte ich schon früher, doch ergaben sie damals keinen Zusammenhang für mich und ich hatte auch keine Ursache, mich dafür zu interessieren. Ich will trotzdem zunächst von jenen ersten Streiflichtern reden. Das war, als mein Vater noch lebte.“ Sie unterbrach sich und sah Lukowsky mit ihren großen dunklen Augen an: „Ich werde Ihnen jetzt manches Persönliche erzählen, wie es sonst gar nicht meine Art ist. Ich vertraue Ihnen. Darüber wundere ich mich selbst. Anderenfalls würde ich mich Ihnen auch nicht so zeigen wie ich es tue. Doch ich höre auf mein Gefühl, das mir zuraunt, Ihnen wirklich vertrauen zu können. Ich glaube, das ist etwas sehr Seltenes.“ –

Lukowsky warf ein: „Sie können mir vertrauen!“ – Ihr Blick senkte sich noch tiefer in den seinen: „Ich weiß!“ Ihre Augen blieben sinnierend in die Lukowskys gerichtet, und ihr Blick drang tief in ihn ein, in sein Herz, sein Blut, in seine Seele, ergriff Besitz von allem, was Ernst Lukowsky war. Die Frau wiederholte langsam und betonend ihre Worte: „Ja, ich weiß!“
Es folgte Schweigen – nur für wenige Sekunden, und doch: Ein heiliges Schweigen. Als sei damit ein stiller Pakt geschlossen worden, ein Pakt auf alle Zeiten, in diesem Leben und über den Tod hinaus: Don Quijote würde Dulcinea dienen. Sie löste ihren Blick aus seinen Augen; sie lächelte wieder. Ohne Übergang fing sie an zu erzählen: „Ich komme aus einer sogenannten guten Familie, Großkaufleute seit Generationen. Väterlicherseits stammen wir aus Südschweden, mütterlicherseits aus dem Westfälischen. Wir waren recht wohlhabend, ich bin es noch. Mein Vater ist während des Krieges Marineoffizier gewesen. Bis Anfang 1944 fuhr er zur See, zeitweilig auf einem Hilfskreuzer und zuletzt auf einem Zerstörer. Dann wurde er zum SD gerufen, und von da holte ihn Admiral Canaris zu sich. Welche Zusammenhänge da bestanden, weiß ich nicht genau. Es war wohl vor allem, weil mein Vater perfekt Schwedisch und Dänisch sprach. Er übernahm einige Geheimaufträge in Skandinavien, über die ich nichts Näheres weiß. Mitte 1944 kehrte mein Vater nach Deutschland zurück. Er wurde zu einer Sonderabteilung kommandiert, die mit geheimnisumwobenen Wunderwaffen zu tun hatte, besonders aber mit speziellen Sicherheitsvorkehrungen für die fernere Zukunft. Zu der Zeit war an einen glücklichen Kriegsausgang kaum noch zu denken. Ich weiß, daß es unter anderem darum ging, unterirdische Anlagen zu errichten, die für jedermann unauffindbar sein sollten, notfalls auch über lange Zeiträume. Admiral Canaris fürchtete, wir würden den Krieg verlieren, was für jeden klarsichtigen Menschen mit Einblick zunehmend erkennbar wurde. Canaris durfte über seine Sorgen natürlich nicht reden, sonst wäre er an die Wand gestellt worden. Mein Vater hat wohl zu den wenigen gehört, denen er zum mindesten ein bißchen vertraute. Es muß über diese Angelegenheiten aber auch Gespräche im Führerhauptquartier gegeben haben, das erwähnte mein Vater einmal. Für den Fall einer militärischen Niederlage, wollten Canaris und einige enge Gefolgsleute spezielle Vorkehrungen treffen. Es wird oft behauptet, Canaris sei zum Verräter geworden. Aber das stimmt nicht. Wahrscheinlich ist seine Verhaftung Anfang 1944 bloß ein Manöver zur Tarnung gewesen, denn Canaris konnte aus der Haft seine Pläne weiterverfolgen, sogar mit Himmlers besonderer Unterstützung. Aber ganz genau weiß eben

niemand, wie das alles damals wirklich war. Mein Vater hat oft über diese Geschehnisse und Zusammenhänge von damals gesprochen, denn die Vergangenheit ließ ihn nicht los. Und er kannte sich recht gut aus. Canaris ist ein kultivierter Mann gewesen und sicherlich kein glühender Nationalsozialist, obwohl er Adolf Hitler sehr schätzte und dieser ihn, das ist unbestritten. Doch Admiral Canaris sah auch die Fehler der Führung genau. Er wollte etwas dazu beitragen, den Untergang des Reiches zu verhindern. Verrat hätte er dennoch niemals begangen, niemals. Er wußte im übrigen, daß unsere Feinde das deutsche Volk als ganzes bekämpften, nicht etwa nur den Nationalsozialismus, wie das heutzutage oft behautet wird. Ein politischer Umsturz hätte also höchstens Verwirrung gestiftet, aber keinen Frieden gebracht. Canaris war der Meinung, der Kampf müsse unter allen Umständen so lange durchgehalten werden, bis sich ein deutliches Zerwürfnis zwischen den Westmächten und Rußland abzeichnen würde, das allein könne uns vor Vernichtungsplänen à la Kaufman und Morgenthau retten. Als Chef unseres Geheimdienstes hatte er hervorragende Informationen aus aller Welt und wußte daher, wie die Dinge standen. An die Möglichkeit, mit den Westmächten einen Separatfrieden zu schließen, wie Himmler das noch versuchen wollte, glaubte Canaris nicht, hat aber wohl geholfen, nach Kontakte aufzubauen, besonders zu dem amerikanischen General George Patton. Doch das waren Träumereien. Canaris rechnete damit, daß uns, wenn wir den Krieg verlören, sehr schlimme Zeiten bevorstünden und es selbst im günstigsten Fall Jahrzehnte dauern müßte, ehe Deutschland eine neue Chance erhalten könnte, sich wieder zu erheben. Seine Pläne waren daher ungewöhnlich langfristig angelegt, teilweise in Zusammenwirken mit achsentreuen italienischen Idealisten. Unter anderem sollten Wertgegenstände, vor allem Gold, Platin und Diamanten, in verborgenen Anlagen deponiert werden. Aber im besonderen ging es wohl darum, neuartige Techniken, namentlich eine ganz bestimmte Geheimwaffe, für kommende Zeiten in Sicherheit zu bringen. Diese Waffe soll zwar weit gediehen gewesen sein, jedoch ohne Aussicht, rechtzeitig fertig zu werden, um noch auf das akute Kriegsgeschehen einwirken zu können. Es soll sich dabei um eine wirkliche Wunderwaffe handeln, deren Überlegenheit so enorm ist, daß sie sogar nach Jahrzehnten noch effektiv sein würde. Dazu mußte sie aber noch nach der militärischen Niederlage in aller Heimlichkeit fertiggestellt werden können – und es mußte sichergestellt sein, daß über diese neuartige Technik nichts in Feindeshand fiele, nicht das geringste, nicht einmal eine Spur von ihr. So sollte eine kommende Generation die Möglichkeit erhalten, einem

neuen freien Deutschland wieder den Respekt der Welt zu verschaffen. 1944 kamen aus Kreisen der Widerständler Verratsanschuldigungen gegen Canaris. Er selbst nahm an, als Racheakt dafür, daß er sie hatte ausspähen lassen. Es gab auch keine Beweise, es gibt sie bis heute nicht. Nach dem Krieg haben viele die Verratsanschuldigungen aufgegriffen und alle möglichen suspekten Behauptungen aufgestellt, die hinten und vorne nicht stimmen. Der im April 1945 hingerichtete Canaris konnte sich nicht mehr wehren, und nur wenige blieben ihm treu, so wie mein Vater. Um den nie nachweisbar gewesenen angeblichen Verrat von Canaris doch noch zu belegen, ist nachträglich ist behauptet worden, es seien verräterische Tagebücher von ihm gefunden worden. Aber das ist Unfug, solche Tagebücher gibt es nicht. Doch wer fragt heutzutage schon nach der Wahrheit! Mein Vater nahm an, Canaris habe in den Anschuldigungen und Verhaftung eine Gelegenheit gesehen, sein Geheimnis perfekt zu tarnen. Denn wenn der Feind ihn für einen Verräter hielt, würden seine Pläne gänzlich unbeachtet bleiben. Vermutlich ist es so gewesen." Vera Jörgens nahm ihr Glas, trank einen winzigen Schluck und erklärte: „Dieses Thema berührt mich, weil es um die Ehre eines Mannes geht, eines deutschen Offiziers, der seinem Vaterland dienen wollte. Damals gab es solchen Patriotismus. Mein Vater war auch noch so. Das hat mich wohl ein wenig angesteckt, obwohl mich Politik nicht sonderlich interessiert, Politik vermag zurzeit in diesem Land nichts zu bewirken - wahrscheinlich auch anderswo nicht.“ Sie stellte das Glas auf den Tisch zurück und erzählte weiter: „Zur Verwirklichung seiner Ziele plante Canaris, eine streng geheime Kette von Wissensträgern ins Werk setzen, die über mehrere Generationen würde halten müssen. Das war seine Idee. Sie mußte natürlich vollkommen geheim bleiben, gegenüber Feind und Freund. Er trieb sie voran und ging lieber in den Tod, als dieses Vermächtnis zu verraten. Während er inhaftiert war, über ein Jahr, unterhielt Himmler Verbindung zu ihm, das steht fest. Ob der aber eingeweiht war, er und damit auch Adolf Hitler, ist ungewiß. Dönitz hat vermutlich davon gewußt, zumindest die Grundidee gekannt.“ Vera Jörgens hob ihr Glas, sagte: „Auf das Geheimnis von Admiral Canaris!“ Sie nahm abermals einen winzigen Schluck und fuhr zu erzählen fort: „Mein Vater hatte eine heroische Ader. Daß wir der Krieg verloren haben, hat er nie völlig verwunden. Er ist kein großer Freund der damals Herrschenden gewesen, pflegte aber das englische Sprichwort zu zitieren: ‚Right or wrong – my country!‘ Und er träumte vom Wiederaufstieg des Großdeutschen Reiches. Er ist Zeit seines Lebens ein Romantiker gewesen! Aus Gründen der Ehre hat er sich ja dann auch vor nun fünf Jahren erschossen.“ –

Sie schloß die Augen, seufzte und sprach sodann im gleichen sachlichen Tonfall wie zuvor weiter: „Es gibt Leute, die davon überzeugt sind, mein Vater sei einer der Wissensträger jener geheimen Kette gewesen. Ob das stimmt, weiß ich nicht, aber es könnte sein. Dieselben Leute glauben auch, nun sei ich seine Erbin und hätte das heiß begehrte Wissen. Das stimmt so nicht. Ich sage es Ihnen, ehe Sie von anderen dergleichen erzählt bekommen. Aber dieses Gerücht wurde dadurch beflügelt, daß meine Mutter unmittelbar nach dem Tod meines Vaters einige seiner ganz persönlichen Papiere verbrannte. Natürlich nicht das Testament, das lag ja bei Dr. Delböck, unserem Rechtsanwalt. Dieser wußte jedoch, daß es im Geheimfach des Sekretärs meines Vaters noch etwas anderes gab, und es stimmt wohl, das sollte ich bekommen. Die Mutter gestand schließlich, dies vernichtet zu haben. Sie behauptete, es habe sich nur um ganz Privates und im übrigen Belangloses gehandelt. Dr. Delböck zweifelte daran, daß es sich nur um Belanglosigkeiten gehandelt hatte. Er äußerte die Vermutung, es könnten brisante Papiere gewesen sein, die meine Mutter einfach los sein wollte, um nicht etwa in Schwierigkeiten zu geraten. Eine solche Sorge ist damals nicht unbegründet gewesen. Mehrfach kam Polizei ins Haus, und ich glaube, nicht bloß gewöhnliche Kriminalbeamte. Auch ich bin einvernommen worden - übrigens auch schon einmal, als mein Vater noch lebte. Geheimnisse aus der Ära des Dritten Reiches wurden bei uns immer wieder gesucht. Wie dem auch sei - nun ist diesbezüglich so oder so nichts mehr zu machen. Welcher Natur die vernichteten Papiere waren, wird niemand mehr erfahren, denn auch meine Mutter lebt ja inzwischen nicht mehr. Ich kenne lediglich den großen Bogen des ganzen. Ob Canaris seine Idee überhaupt noch bis zur letzten Konsequenz verwirklichen konnte, weiß ich nicht genau. Mein Vater ging scheinbar davon aus und er mußte es wohl wissen. Aber das könnte natürlich auch Wunschdenken gewesen sein.“ – Sie nahm nochmals ihr Glas, stellte es aber ohne zu trinken zurück: „Fritz Busch, den Sie trafen, war beim SD – ebenso übrigens Beekn. Also nicht bei der Abwehr, dem Amt von Canaris, wie mein Vater. Doch es gab sicher Berührungspunkte. Busch ist ein Besessener. Ihm geht es um die irgendwo versteckten Wertsachen. Um diese Schätze ist es auch Valtine zu tun, zumindest an erster Stelle. Er ist gebürtiger Amerikaner, war im Krieg Agent der Gegenseite. Als die Engländer und Amerikaner merkten, daß Valtine private Ziele verfolgte, gaben sie ihm den Laufpaß. Später ist er dann aber wohl wieder mit seinen alten Dienstgebern ins Geschäft gekommen. Bei Busch verhielt es sich, so viel ich weiß, ähnlich. Die beiden kennen sich also schon aus der Kriegszeit.“

Vera Jörgens streckte sich behaglich auf dem Sofa aus, blieb aber in ihrer Rede sachlich: „Ich weiß vom Hörensagen, daß Busch, Beekn und Valtine sich nach dem Krieg zunächst zusammentaten, um an die von den Canaris-Leuten versteckten Schätze heranzukommen. Sie nahmen auch Verbindung zu meinem Vater auf und spielten ihm Idealismus vor. Sie meinten, er könnte Einzelheiten über die geheimen unterirdischen Anlagen wissen. Er wußte wohl sogar einiges. Doch das nahm er mit in den Tod. Besonders Busch rührte die patriotische Trommel, als ob es ihm und seinen Kumpanen um hohe Ziele ginge. Das wirkte leider.“ Sie senkte den Kopf: „Lassen wir diesen Aspekt; er gehört nicht mehr unmittelbar zur Sache.“
Sie schloß für eine Sekunde die Augen und schwieg. Dann berichtete sie in nüchternem Tonfall weiter: „Busch; Beekn und Valtine zerstritten sich bald. Jeder ging von da an seine eigenen Wege. Valtine heuerte Leute an, Busch blieb mit Beekn in Kontakt und tat sich außerdem mit einem gewissen Peter Fischer zusammen. Der war von seiner Dienststelle entlassen worden: MAD - Militärischer Abschirmdienst. Auch bundesdeutsche und NATO-Stellen scheinen dem Canaris-Erbe auf der Spur zu sein. Denen dürfte es um die sagenhafte Geheimwaffe gehen. Dies spricht dafür, daß es sie wirklich gibt. Fischer wurde wegen Illoyalität entlassen, so viel weiß ich. Er soll gewonnene Erkenntnisse den Westmächten vorenthalten und sogar die entsprechenden Unterlagen vernichtet haben. Vermutlich tat er das nicht ganz auf eigene Faust. Es gibt Gerüchte, in der Bundeswehr und bis ins Verteidigungsministerium hinein gäbe es Kreise, die nationale Alleingänge versuchten. Fischer wurde deswegen von den Amerikanern mehrfach verhört, dürfte jedoch nichts gesagt haben, sofern es da etwas zu sagen gegeben hat. Er ist Mitte Dreißig und ein komischer Kauz, aber patriotisch angehaucht und sicher intelligent. Busch und er hängen andauernd zusammen. Die beiden sind keine gewalttätigen Kriminellen, nicht so wie Valtine und Co., aber nicht minder fanatisch, und Fanatiker sind immer gefährlich. Insofern kann auch dieses Duo unangenehm werden. Zu schlechterletzt stochern auch noch diverse Geheimdienstbeamte unterschiedlicher Couleur in dieser Angelegenheit herum. Die Wahnsinnigen auf der Fährte von Admiral Canaris‘ Erbe mehren sich.“ –
Vera Jörgens schloß auf einen Moment die Augen und legte den Kopf in den Nacken, als müsse sie einen Anfall von plötzlicher Müdigkeit überwinden.
Lukowsky bewundertet die große schlanke Frau dort auf dem Sofa, sah ihre langen ausgestreckten Beine, die nicht ganz ausreichend vom Stoff des altrosa

Rocks bedeckt wurden, die atemberaubend schmale Taille, die prächtigen Brüste, die sich unter dem Oberteil des Kleides deutlich abzeichneten, den anmutig geschwungenen Hals, den schönen Kopf mit einem Frauengesicht, wie es kein zweites gab, umwogt von der Fülle ihrer langen braunen Haare. Mühsam zwang er seine Phantasie in die gehörigen Schranken.
Vera Jörgens massierte mit den Fingerspitzen einer ihrer grazilen Hände die rechte Schläfe, ehe sie die Augen wieder aufschlug und Lukowsky ansah. Ihr Blick war ruhig, souverän, der Blick einer Frau, die Herrin über alles ist – in diesem Moment namentlich über Ernst Lukowsky. Und er wußte, daß sie sich seiner zurecht vollkommen sicher war. Sie besaß Macht über ihn, eine geradezu magische Macht. Er spürte es, er wußte es; und es gab ihm ein sonderbares Glücksgefühl.
Vera Jörgens erklärte: "Ich habe anstrengende Tage hinter mir. Bitte entschuldigen Sie, daß ich es mir so über Gebühr bequem mache!" Dann sprach sie: „Nun fragen sie sich, was hat Vera mit alledem zu schaffen?“ Sie lächelte – als freue sie sich darauf, die Antwort auf diese von ihr selbst aufgeworfene Frage zu geben: „Einen Aspekt erwähnte ich schon: Es gibt Leute, die in mir eine Trägerin des geheimen Wissens vermuten. Doch das berührt mich nicht weiter, als daß ich vor jenen Leuten auf der Hut bin.“ Ihr Gesicht wurde wieder ernst: „Zwei Punkte sind es, die mich daran interessieren. Erstens: Das Geheimnis, zu dessen Hütern sich mein Vater zählte, darf nicht in falsche Hände geraten. Er hat darauf einen Eid geschworen. Er glaubte fest an dieses Geheimnis und dessen Bedeutung. Ich bin es meinem Vater schuldig, zu tun, was ich tue. – Zweitens: Ich will den Kopf von Mark Valtine. Dafür habe ich ganz persönliche Gründe.“ Vera Jörgens sah Lukowsky fest an, hinter ihren Augen loderten auf einmal wilde Feuer: „Verstehen Sie mich bitte recht: Ich meine das wörtlich: Ich will, daß ein Ritter den Drachen tötet und ihm den Kopf abschlägt! Ich will, wenn möglich, Mark Valtines Kopf in einem Korb oder Karton und in grünem Packpapier. Durch ein grünes Paket setzte der Drache das Unheil in die Welt, als er das falsche Paket in Umlauf brachte, die Attrappe, der alle nachlaufen sollten und es auch taten, damit er ungestört das echte grüne Paket finden könne. In einem grünen Paket wünsche ich deshalb seinen abgeschlagenen Kopf! Zufrieden wäre ich jedoch auch, wenn dieser Kopf durch einen wohlgezielten Schuß gründlich zerschmettert würde. Auf alle Fälle will ich Mark Valtines Tod!“ – Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten. Sie legte den Kopf in den Nacken und sprach mit einem Ausdruck von Stolz: „Denken Sie daran, was ich Ihnen sagte: Ich tra-

ge in meiner Brust statt eines schlagenden Herzens einen klatglühenden Stein! Ich bin Wotans letzte Walküre, gerecht und gnadenlos. Sie müssen sich entscheiden – in dieser Stunde – ob Sie sich an meine Seite stellen wollen oder nicht!“

Die schöne Frau sah Ernst Lukowsky an, mit ihren großen Augen, die die Farbe des Nordatlantiks hatten. In ihrem ganzen Körper schienen rasend eisige Feuer zu brennen, aus ihrem Blick strahlte das Unfaßbare. Ernst Lukowsky wurde heiß. Es gab keine zweite Frau wie diese. Er sprach, und der Klang seiner Stimme kam ihm ungewohnt vor, als töne sie von weither herbei: „Ich habe es gesagt: Sie können mir vertrauen!“ - Sie nickte ihm zu und sagte nur: „Gut!“

Mehrere Augenblicke verstrichen in einer vibrierenden Anspannung, von der nichts zu sehen, aber alles zu spüren war. Die Augen der Frau blieben fest in die des Mannes gerichtet, ruhig, prüfend, als wolle sie sich innerlich nochmals vollkommene Sicherheit geben, die richtige Wahl getroffen zu haben. Sie schien zufrieden zu sein. Die Spannung löste sich.

Vera Jörgens hob einen Teil ihrer hinter die Schultern geschobenen Haare wieder nach vorn und spielte mit den Spitzen. Sie lächelte: „Ich freue mich! Es wird gut werden! Und der Nibelungenhort wird Ihre Beute sein! Auch das ist nicht übel! Ich bin alles andere als eine Materialistin, doch wir leben nun einmal in einer Welt, in der Geld zu haben nötig ist, will man etwas bewirken.“

Lukowsky fragte: „Wie soll es weitergehen?”

Vera Jörgens sagte: „Bedenken Sie zunächst: Wir haben es mit Wahnsinnigen zu tun, mit Besessenen, die wie von einem Fieber getrieben werden. Das trifft jedenfalls auf Valtine und Busch zu. Diese beiden sind die Hauptakteure, alle anderen gruppieren sich mehr oder weniger um sie. Nicht zu unterschätzen sind dabei auch die ausländischen Dienste.“ Die Augen der Frau leuchteten auf. Ihre Hände begleiteten jedes Wort mit jeweils einer winzigen unterstützenden Geste: „Es geht eine Faszination von diesen Dingen aus, eine Kraft, vielleicht die Kraft einer Idee...! Sehr merkwürdig – sogar für mich.“

Vera Jörgens kehrte zur Form allgemeiner Unterhaltung zurück: „Dieses falsche grüne Paket, das Sie Beekn überbracht haben, hat eine kuriose Geschichte, die Sie jetzt kennen sollten: Valtine brachte es als Täuschungsmanöver in Umlauf. Das erwähnte ich schon. Zumindest denke ich, daß diese Attrappe noch immer umhergeistert. In einem grünen Paket befanden sich einmal Juwelen des SD, die vor Kriegsende nicht mehr in Sicherheit gebracht werden konnten, vor allem aber ein wichtiges Instrument von Canaris' Organisation 'Die Kette'. Während

der Schlußphase des Krieges arbeiteten alle patriotischen Kräfte Hand in Hand. Was das die Kette in dem Paket Anbelangende ist, weiß ich nicht, aber es muß sehr bedeutsam sein. Mein Vater meinte das. Außerdem soll dieses Paket Pläne mit Hinweisen auf einer der geheimsten der 'V'- oder ‚Z-Anlagen' enthalten haben – ‚Z', das steht für ‚Zukunft' oder ‚Ziel'; es gab wohl auch einmal die Bezeichnung 'S', wie Sieg. - Ich weiß nicht genau, ob jenes ominöse grüne Paket – das echte – je existiert hat. Aber einiges spricht durchaus dafür. Dann wäre es viele Millionen Mark wert. Valtine, Busch und Fischer sind davon überzeugt. Sie sind ganz versessen auf dieses grüne Paket. Obskurer Weise taucht die Attrappe immer wieder einmal auf, und Valtine jagt jetzt seinem eigenen Bluff nach. Das richtige grüne Paket hat, so weit ich weiß, noch niemand gesehen. Bedeutender ist ohnehin, was hinter alledem steht. – Wir werden darüber ein andermal weiter reden!"
Sie lächelte müde, doch ihre Stimme wurde nochmals nachdrücklich: „Jetzt muß ich erst einmal dafür sorgen, daß Busch mich nicht findet und behelligt."
Lukowsky fragte: „Sind Sie vor ihm ausgerissen? Ich meine, vor Busch?"
Vera Jörgens Blick wurde sehr ernst. Ebenso ihre Stimme: „Sie erinnern sich an unsere erste Begegnung. Sie fragten mich, ob ich vor jemandem Angst hätte." - „Busch?" fragte Lukowsky nochmals: „Er machte den friedfertigsten Eindruck."
Vera Jörgens' Miene deutete an, daß sie keine Lust hatte, jetzt weiter über diesen Themenkreis zu sprechen: „Ich wohnte im ‚Breidenbacher Hof'. Ein paar Schritte weiter stieg Busch im ‚Parkhotel' ab. Wie Sie bemerken, zog ich es daraufhin vor, die Stadt vorübergehend zu verlassen, denn wo Busch auftaucht, folgt bald Valtine. Eine offene Auseinandersetzung mit ihm und seinen Schlägern kann ich nicht wagen. Ich bin eine Frau. Bizarrer Weise hat Valtine auch Angst vor mir. Er ist bis zu einem gewissen Grade geistesgestört, hält mich für einen Engel der Apokalypse oder dergleichen Unfug. Aber das macht ihn keineswegs weniger gefährlich. Er schickt seine Meute."
Lukowsky fragte: „Busch hat Sie gesehen?"
Vera Jörgens nickte: „Ich nehme es an. Womöglich bilde ich es mir auch nur ein. Doch ist schon fast vorauszusetzen, daß Busch mich nicht übersieht."
Lukowsky erzählte: „Ende kommender Woche soll ich ihn nochmals treffen. Er behauptete, mich als Flieger anheuern zu wollen – für was auch immer. Er nannte einen Treffpunkt in der Nähe von Gerresheim." Lukowsky fügte hinzu: „Ich bin nicht ins ‚Parkhotel' gegangen, um mich da mit Busch zu treffen, sondern um Brünner zur Rede zu stellen." Seine rechte Hand machte eine auffor-

dernde Bewegung in Richtung Sofa: „Was Brünner anbelangt, könnten Sie mir vielleicht einen Rat geben. Der Auftrag, den er erteilte, endete mit dem Absturz unseres Flugzeuges. Der Pilot, Felix, ist tot. Das muß man annehmen, auch wenn er und das Flugzeugwrack noch nicht gefunden wurden. Ich bin von Sabotage überzeugt. Und ich weiß, Sie hatten mich gewarnt.“ Die Frau nickte interessiert und lauschte aufmerksam Lukowskys weiteren Worten: „Als ich ins ‚Parkhotel‘ kam, war Brünner unauffindbar. Statt seiner sprach mich Busch an. Redete nur undurchsichtiges Zeug. Wieder im Büro, bekam ich Besuch von zwei Polizeibeamten, die mir nichts außer einen Mord unterschieben wollten – den Mord an Brünner. Jemand hat ihn erschossen.“

Lukowsky beobachtete Fräulein Jörgens‘ Reaktion, die nur aus einem leichten Spitzen der Lippen bestand. Er fragte gerade heraus: „Wer könnte Brünner umgebracht haben? Wissen Sie das oder haben Sie eine Vermutung?“

Sie zögerte einen Augenblick, sagte dann aber: „Ich habe höchstens eine Ahnung. Hinter allem Bösen vermute ich immer zuerst Valtine, und meistens habe ich damit recht. Aber hier bin ich mir nicht völlig sicher. Ich weiß über Brünner zu wenig. Falls ich etwas erfahre, lasse ich es Sie wissen.“

„Na gut.“ Lukowsky hieb schwach auf die zierliche Sessellehne: „Solange ich mir die Polizei vom Hals halten kann, kümmert mich das nicht weiter.“

Vera Jörgens richtete den Blick auf die Nelken in der Vase auf dem Tisch. Sie rückte wieder ein wenig im Sofa auf und hob den Blick. Ihr Gesicht zeigte keine Furcht, doch es spiegelte die Eventualität notwendiger Vorsicht wider. Jedes ihrer Worte kam langsam und bedacht: „Sie können sich nicht viel von alledem vorstellen – bisher noch nicht. Ich versuchte schon, es Ihnen zu erklären: Wir reden von Wahnsinnigen, von Besessenen, die buchstäblich zu allem fähig sind, sogar zu Dingen, von denen sie selber noch nichts wissen. Es sind Irre, sehr gefährliche Irre, mit durchaus kühl arbeitenden Gehirnen. Es ist wichtig, das richtig einzuschätzen.“

Ihre Augen suchten wieder die Blumenvase. Sie legte die Hände an die Oberarme, als fröstele sie auf einmal. Lukowsky deutete das als ein Zeichen dafür, daß die Frau nun allein gelassen werden wollte. Er sah mit einer Verlegenheitsgeste zur Uhr und bemerkte: „Es ist schon spät.“

Vera Jörgens nickte der Blumenvase zu: „So?“ – Eine plötzlich aufgekommene Müdigkeit schien in ihr durchzubrechen. Sie senkte den Kopf. Ihre schweren glänzenden Haare rutschten aus dem Scheitel vor, so daß von ihrem Gesicht fast nichts zu sehen war. Sie hob den Kopf und schob auf einer Seite die Haare zu-

rück. Ihre Stimme klang leise und sehr weich: „Ich würde mich freuen, wenn wir uns am Ende dieses Tages ‚Du' sagten, Don Quijote. Das sollte der Herr der Dame antragen, aber heute ist es ausnahmsweise einmal umgekehrt."
Lukowsky stand aus seinem Sessel auf und hockte sich neben das Sofa, so daß ihre Gesichter nun auf gleicher Höhe waren: „Darüber würde ich mich auch freuen, Dulcinea." Er strich ihr leicht mit einer Hand über den Kopf und bemerkte, wie sie bei der Berührung zusammenzuckte. Er erkannte es in ihren Augen, etwas Sonderbares: Widerstreben gegen körperliche Berührung. Die Frau hielt ihm ihre rechte Hand hin: „Meldest Du Dich morgen wieder? Wahrscheinlich bin ich hier. Vielleicht unternehme ich aber auch eine kleine Reise. Dann gibt es keinen Grund zur Sorge. Falls ich also für eine Weile nicht erreichbar sein sollte, denke Dir bitte nichts dabei. Wir sehen uns wieder!"
Er nahm ihre Hand und spürte einen kaum merklichen, aber doch wahrnehmbaren Druck ihrer Finger. Er versprach: „Ich melde mich. Auf Wiedersehen und gute Nacht, liebe Vera!" –

Ernst Lukowsky erhob sich. Vera Jörgens blieb auf dem Sofa liegen. Sie schob eine Hand und den Unterarm in den Nacken und hob die Fluten ihrer braunglänzenden Haare über eine Schulter nach vorn. Den anderen Arm streckte sie nach einem der Lampenpodeste aus und angelte von dort her ein sichtlich schon altes Buch. Lukowsky sah, daß es Homers Ilias und Odyssee in einem Band war. Vera lächelte. Auch das gelungenste Gemälde des größten Meisters konnte nicht halb so schön sein wie das lebendige Bild dieser Frau. Ein Gefühl von heiliger Scheu ergriff Ernst Lukowsky bei ihrem Anblick – als sei sie ein Wesen, das über den Menschen steht. Er empfand es, ohne es zu begreifen. Doch er sah im Spiegel ihrer Augen, daß sie es verstand.

Der Fahrstuhl war belegt. Lukowsky ging über die Treppe ins Restaurant, um die Rechnung zu begleichen, doch der Champagner lief schon über Veras Zimmerabrechnung. –

Konzentriert und vorsichtiger als es sonst seine Art war, fuhr er nach Düsseldorf zurück. Dies nicht wegen des bißchen Alkohols, den er getrunken hatte, das waren nur wenige Schlucke gewesen, sondern weil seine Gedanken nur halb mit im Auto saßen. Die andere Hälfte war bei Vera geblieben, bei dieser Frau, deren Augen die Farbe des Nordatlantiks hatten und deren lange Haare ihren Körper umwogten wie ein rötich-braunes Meer. Irgend eine Koryphäe der Psychologie,

womöglich Herr Dr. med. Sigmund Freud höchstselbst, hatte einmal behauptet, irrational verlieben tue der Mensch sich nur bis zum Alter von fünfundzwanzig. Ernst Lukowsky konnte leicht den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß es auch etliche Jahre später noch sehr gut ging. Im ersten Augenblick schon war das so gewesen, als Vera Jörgens im Abendrot das Kölner Hotelzimmer betreten hatte. Und doch war da noch etwas anderes als die einfache Verliebtheit des irdischen Verlangens, etwas Unfaßbares, Rätselhaftes, vielleicht ein wenig so wie die Minne des Mittelalters, deren Ziel nicht in erster Linie das Körperliche war. Jetzt kam es Lukowsky beinahe so vor, als habe zwischen dieser Frau und ihm so etwas wie ein stilles, unbegreifliches Erkennen stattgefunden - unausweichlich, schicksalhaft. Und er dachte: Schicksal, dein Name ist Vera! Aber echte Männerschicksale hatten wohl immer Frauennamen.

7

Als er den alten Mustang beim Büro einparkte, glitzerte Morgensonne auf der Kühlerhaube des Wagens. Aus dem Radio tönte schräge Country-Musik. Unter mattblauem Himmel drängten sich weiße Haufenwolken aneinander.
Lukowsky ging hinauf, wusch sich, zog ein anderes Hemd an, trank einen lauwarmen Kaffee vom Vortag aus der Thermoskanne und brach gleich wieder auf.

Eine Stunde später fuhr er durch die Außenbezirke einer kleinen westfälischen Stadt, Autobahnausfahrt Hagen, nicht weit von Iserlohn entfernt. Es herrschte kaum Verkehr. Nur einzelne Fußgänger belebten das Bild.
Lukowsky hielt auf dem Bahnhofsvorplatz, stieg aus und betrat das nicht mehr neue Bahnhofsgebäude. Im linken Flügel dieses Backsteinbaus gab es eine muffige Kneipe. Vorbei an einer Musikbox und zwei Spielautomaten, gelangte man zur Theke. Es roch unangenehm nach Bier. - Lukowsky bestellte ein Frühstück.
Aus der Musikbox leierten Schnulzen; die Wirtin telefonierte ununterbrochen. An den Spielautomaten fummelten zwei Halbwüchsige herum; Bahnarbeiter hockten an der Theke. Ein zu stark geschminktes Mädchen servierte.

Lukowsky schlenderte an anderen alten Backsteinhäusern vorüber. Kinder spielten auf der Straße. Von Zeit zu Zeit reckte jemand den Kopf aus einem Fenster und rief etwas. Zur Rechten lag ein unbebautes Grundstück. Dort standen drei Autowracks und mehrere Fahrräder. Irgendwo dazwischen ein Spielzeuglast-

wagen aus blauem und gelbem Plastik. Ein schmutzig roter Gummiball mit weißen Kringeln kullerte über den welligen Asphalt.

Am Rande der Gasse, nur wenige hundert Meter vom Bahnhof entfernt, lag ein ineinander verschachteltes Gewirr aus Garagen, Schuppen und auf rohe Holzpfeiler gestützten Teerpappe-Flugdächern um ein mittelgroßes Haus aus schmutzig-roten Ziegeln geschart. Überall aufgebockte Motoren. Automotoren ebenso wie Flugzeugtriebwerke und Maschinen von Diesellokomotiven. Zwei nie geputzte Lastwagen lungerten herum, dazu mehrere große Personenwagen, teils mit heruntergelassenen Fensterscheiben und offenstehenden Kühlerhauben. In das Haus führte ein breites Garagentor, dessen Flügel ausgehängt an der Wand lehnten. Lukowsky ging auf das Tor zu. Der bläuliche Lichtschein eines arbeitenden Schweißgerätes hob sich vom dunklen Hintergrund ab. Lukowsky stolperte über eines der unzähligen überall herumliegenden Eisenteile, vom verrosteten Motorblock oder Getriebe bis hin zu kompletten Lastwagenchassis ohne Räder. – „Dreck verdammter!“ fluchte Lukowsky: „Wo man hintritt, Rost und Wagenschmiere! - Heinz!!“ –
Aus dem Inneren des Hauses erfolgte keine Antwort. Lukowsky ging hinein. Heinz Kufner beugte sich konzentriert über sein Werkstück, schob die Schweißerbrille auf die Stirn und prüfte mit dem Daumen irgendeine bestimmte Stelle auf dem Eisen. „Tag Heinz!“ rief Lukowsky.
Der Mann im verschmierten Overall drehte sich um und schaltete das Schweißgerät aus: „Tag!“ Er betrachtete Lukowsky einen Augenblick von unten herauf: „Was machst Du denn hier?“ - „Ich hatte Dich schon in der Bahnhofskneipe gesucht.“ Kufner legte das Schweißgerät aus der Hand, rieb über seinen grauen Stoppelbart und richtete sich auf: „Deine Uhr ist wohl kaputt, was?“ Er wischte sich an einem Twistknäuel die Hände ab: „Was gibt's denn?“ Lukowsky fragte: „Hat von Wenzl & Co. niemand angerufen?“ - „Ach so, ja,“ entgegnete Kufner: „Ich dachte, Du seist schon nach Stuttgart unterwegs. Die Sachen sind jedenfalls längst dort. Sonst noch was? - Komm' mit rüber.“

Der ältere Mann schlurfte voraus in einen kleinen anschließenden Raum. Dort stand ein staubiger Schreibtisch mit Telefon vor einem quadratischen Fenster. Am Boden ein Waschkorb voll Papiere: Korrespondenz, Fachzeitschriften, Rechnungskopien. Auch hier roch es wie in der Werkstatt nach Öl und Bohrmilch. „Setz' Dich!“ forderte Kufner Lukowsky auf: „Trinken wir erstmal einen!“ Er griff nach einer Cognacflasche, welche auf der schmalen Fensterbank

stand, und holte mit der anderen Hand zwei Gläser aus dem Schreibtisch hervor. Er guckte in die Gläser. „Sauber!“ entschied er, und stellte sie auf die Tischplatte. Cognac gluckste aus der Flasche. Kufner setzte sich auf einen der beiden vorhandenen Stühle: „Horrido! - Also: Was gibt's?“
Lukowsky bat: „Hast du ein paar Liter Benzin übrig? Ich hatte gestern unvorhergesehene Ausgaben. Wenn ich zurückkomme, bezahl' ich.“
Kufner strich mit der flachen Hand über die unordentlichen, ergrauten Haare: „Ja, ja, nimm Dir!“ Er sah Lukowsky an: „Muß ich Dir ein paar Hunderter pumpen?“ - „Nein, danke,“ erwiderte Lukowsky: „Wenn der Tank voll ist, komm ich schon hin, es müßte dann reichen. In Stuttgart kriege ich Geld. Es gibt eine recht ordentliche Tour.“
Kufners faltiges Gesicht wirkte phlegmatisch: „Wie Du willst.“ Er klappte den ziselierten Deckel einer goldenen Taschenuhr auf: „Muß jetzt noch 'was tun. Treffen wir uns nachher noch in der Kneipe, oder ziehst Du gleich los?“
„Ich will morgen halbwegs frisch sein,“ antwortete Lukowsky: „In der Nähe von Stuttgart kenn' ich ein wirklich billiges Motel. Da blieb ich über Nacht.“ Er stand auf. Sie verabschiedeten sich.

Im Laufe dieses Tages rief er nicht weniger als achtmal im Hotel Kaiserhof in Essen an. Vera war nicht da. Ihr Zimmer war noch belegt, aber sie war außer Hauses. Lukowsky ließ Grüße ausrichten. Am Abend würde er wieder anrufen.
Er erreichte sie auch am Abend nicht, weder am frühen noch am späten. Sie hatte ja angekündigt, eventuell werde sie nicht erreichbar sein. Aber das quälte ihn. Er versuchte, andere Gedanken zu finden. Doch wenn das Schicksal einen Frauennamen annimmt, läßt es sich nicht beiseite schieben.

Am folgenden Morgen frühstückte er ausgiebig. Durch große, längliche Fenster war das Treiben an der nahen Tankstelle zu sehen und im Hintergrund der schnellfließende Verkehr. Auf den Parkplätzen bereiteten sich Fernfahrer zum Aufbruch vor. Aus einem Radio spielte leise Frühmusik. Ein schmachtender Sänger behauptete, daß Tränen nicht lügen würden. Eine Kellnerin und zwei Ober verteilten Speisen und Getränke an die Tische. Ein lauthals grüßender Mann brachte Bündel druckfrischer Tageszeitungen. Lukowsky trank seinen Kaffee aus und blickte zur Uhr. Gegen acht wollte er am Flughafen sein. Er überlegte, Dulcinea anzurufen. Doch es war zu früh, sie würde vermutlich noch süß schlummern.

Die zweimotorige Dakota stand abseits am Rande des Flugfeldes. Gegen blank-

geputzte modernere Maschinen wirkte sie wie ein vernachlässigtes Stief-kind. Lukowsky parkte seinen Wagen vor dem Abfertigungsgebäude für die Luftfracht. Dann ging er zu dem Flugzeug, um das sich niemand kümmerte.
Die großen Sternmotoren waren mit grauen Planen verhängt. Lukowsky schritt um das Flugzeug herum und streichelte das kühle, vom Morgendunst feuchte Metall des Höhenruders.
Pünktlich um acht erschien Wenzls Beauftragter. Ein mittelgroßer, kräftiger Mann in einer Segeltuchjacke und mit müdem, mürrischem Gesichtsausdruck. Er streckte Lukowsky seine schwielige Hand entgegen: „Morgen!“ – „Morgen!“ sagte auch Lukowsky: „Sie sind Herr Gabler?“ – „Ja,“ brummte der Mann, und deutlicher: „Dann woll'n wir mal! Die Ladung ist schon seit voriger Woche drin. Ausgenommen die beiden Diesel. Die kamen erst gestern. Lassen Sie sich vom Zoll nicht aufhalten.“ Er öffnete eine mitgebrachte Aktentasche: „Hier wären die Papiere. Sie transportieren Kugellager. Kugellager und Walzenlager. FOB. Nur die zwei Motoren sind zu verzollen.“
Lukowsky nahm die Unterlagen und fragte: „Ihnen ist klar, daß Maschinen dieser Größenordnung immer von zwei Mann geflogen werden müssen?“
Gabler winkte ab: „Paperlapap! Kräht kein Hahn 'nach!“ Er sah Lukowsky zornig ins Gesicht: „Oder paßt Ihnen das nicht? Wie? Geht Ihnen der Nämliche etwa auf Grundeis?“ - Lukowsky hob und senkte gleichmütig die Schultern: „Mir ist das egal. Ich fliege auch 'ne alte Condor alleine, wenn ich sie kriege.“
„Dann ist es ja gut!“ knurrte Gabler: „Übrigens bekommen Sie jemanden mit.“ Er grunzte mißmutig: „.Genau wie's die dußligen Vorschriften verlangen. Der Junge muß gleich hier sein.“ Er wurde unvermutet laut: „Aber lassen Sie den bloß nicht fliegen! Der tut nämlich nur so, als ob er's könnte! Sie verstehen?“
Lukowsky nickte: „Schon klar.“
„Zwischenlanden können Sie, wo's Ihnen Spaß macht,“ nahm Gabler seinen Faden wieder auf: „Aber nicht unnötig! Wegen der Flughafengebühren, Sprit und so weiter... Finden Sie alles da drin.“ Er tippte auf die Papiere in Lukowskys Hand: „Verrechnungschecks. Vorschuß ist auch da. Na ja, wie Herr Wenzl mit Ihnen vereinbart hat... Sonst noch was?“ Seine Stimme hob sich wieder: „Ah, richtig: Wenn Sie die Fracht für Kairo abgeliefert haben, treffen Sie sich mit einem Kerl ... Weiß jetzt nicht, wie der heißt. Wenzl hat's Ihnen aufgeschrieben. Der will irgendeine archäologische Ausgrabungsstelle aus der Luft fotografieren oder so Ein Landsmann Ah, richtig, heißt Wegener! Professor Doktor und so, glaub ich jedenfalls. Vielleicht will er auch bloß einen erweiterten Rund-

flug. Anscheinend ein Freund von Herrn Löw. Egal. Preis können Sie selber ausmachen, ist von uns aus Kundendienst.“ Er überlegte: „Das wär's wohl.“ Er hielt seine Hand hin: „Also dann!“
Sie verabschiedeten sich frostig. Gabler stampfte zum Abfertigungsgebäude zurück.

Lukowsky brauchte volle eineinhalb Stunden, um die Planen von den Motoren zu ziehen und die Maschine klarzumachen. Mühsam sprangen die Motoren endlich an. Der Blick aus den Seitenfenstern der Kanzel erschien Lukowsky wie der Blick von einem Feldherrnhügel. Die Frontfenster wirkten wie breite, in stumpfem Winkel aneinandergefügte Schlitze.
Lukowsky überprüfte alle wichtigen Funktionen. Sämtliche Armaturengläser waren verschmutzt, wie das gesamte Innere des Flugzeuges. Lukowsky nahm sich vor, es bei erster Gelegenheit halbwegs gründlich zu säubern. Er ließ die Motoren warmlaufen und legte Karten zurecht.
Der angekündigte ‚Co‘ kam, stolperte verschlafen auf die Dakota zu, kletterte hinein und verkrümelte sich irgendwo im Flugzeugrumpf, wo man schlafen konnte. Lukowsky schob den Gashebel weiter nach vorn. Die Triebwerke brausten auf. Er nahm das Gas wieder zurück und löste die Bremsen. Das Flugzeug rollte in Richtung Startbahn. Eine halbe Stunde verging, ehe ihm die Bahn freigegeben wurde. Lukowsky schwenkte die Maschine ein, bremste, schob den Gashebel auf Vollgas und machte die Bremsen erneut frei. Die Dakota tat einen kleinen Satz und begann mit zunehmender Geschwindigkeit zu rollen. Das Heck hob sich, die Maschine ging in die Waagerechte, stieg dann langsam im stumpfen Winkel auf.–

Trotz ihres Alters lag die Maschine gut in der Luft. Sie gehorchte brav jedem Ruderdruck, zeigte sich in der Luft gar nicht schwerfällig.
Lukowsky zog höher und höher und durchstieß lichte Wolkenschleier. Bald kam Sonne auf - und ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit. – Lukowsky blickte in die sich aneinanderschmiegenden Wolken und dachte: Vera – Dulcinea... –

Alles ging ganz nach Routine. Nur der Archäologe in Kairo kam nicht. Dr. Kurt Wegener war der Name gewesen - oder so ähnlich. Lukowsky wartete einen halben Tag – umsonst. Es gab auch keine Nachricht von dem Mann. Kein Bote kam, um eine Botschaft zu übermitteln, nirgends war auch nur ein Zettel deponiert. Lukowsky gab das Warten schließlich auf und trat den Rückflug an.

Die Tour hatte vier Tage gedauert. Trotz aller Versuche, war Vera nicht zu erreichen gewesen. Sie hatte nicht wieder im Kaiserhof übernachtet, war gar nicht mehr dort gesehen worden. Sorgen bissen in Lukowskys Seele. Während der Nacht auf den fünften Tag war er von Stuttgart, wo er das Flugzeug wieder hatte abliefern müssen, mit dem Wagen unterwegs gewesen. Er hatte einen Umweg über Essen gemacht, war in den Kaiserhof gegangen. Nichts von Vera. Aber es ließ sich feststellen, daß sie seine erste Grußbotschaft noch erhalten hatte. Wenigstens wußte sie also, daß er sich gemeldet hatte, wie versprochen. Doch Vera war nicht da. Wo mochte sie sein? Wie ging es ihr..? – Es kreiste Lukowsky im Kopf herum, unmöglich, nicht immer wieder daran zu denken. Wie einem verliebten Jungen erging es ihm, der das Bild seiner Angebeteten ständig vor sich sieht. Er konnte nichts daran ändern.
Seit zwei Stunden war Lukowsky nun wieder im Düsseldorfer Büro. Er hatte im Vorbeifahren das Postfach geleert. Die Post lag vor ihm auf dem Schreibtisch. Es war nichts Besonderes dabei, weder Unerfreuliches noch Erfreuliches – kein Brief von Vera. Die Sonne strahlte mit voller Kraft durch die beiden hohen Fenster in das Zimmer hinein. Lukowsky fühlte sich nicht gut. Die Ungewißheit um Vera quälte ihn. Dieses Gefühl wurde er nicht los. Er würde es nie mehr loswerden, bis an das Ende seines Lebens nicht. Es gab eine Stimme, die das deutlich sagte. Der jüngste Auftrag hatte etliche tausend Mark eingebracht, den besten Verdienst seit über einem Jahr. Lukowsky fühlte sich insofern zufrieden. Er angelte nach dem Telefon und rief erneut den ‚Kaiserhof' an. – Es war hoffnungslos.

Lukowsky bog an der letzten Autobahnausfahrt Hagen ab, um Heinz Kufner aufzusuchen und bei der Gelegenheit nachzufragen, wie es den beiden lädierten Motoren der neulich havarierten C 47 gehe. Diesmal traf er ihn gleich in der Bahnhofskneipe. Aus der Musikbox quoll ein von Gitarren und Orgel begleitetes Jammern. Das Lokal war voll und verqualmt und roch eklig nach Alkohol. Kufners zerknittertes Gesicht wurde um einige Schattierungen weniger mürrisch, als er Lukowsky kommen sah. Er trennte sich von einer Gruppe palavernder Männer und ging auf Lukowsky zu: „Willst Du dich hier ansiedeln?" - Lukowsky drückte Kufners Hand: „Nein. Zuerst den Sprit bezahlen und dann nach den Motoren fragen, Du weißt schon." Kufner machte ein unzufriedenes Gesicht: „Ach du Je! Beides hat keine Eile!" Er lehnte sich gegen die Theke: „Aber weißt Du, was mir passiert ist, nachdem Du weg warst?" Er klopfte

Lukowsky auf die Schulter: „Komm! Erstmal 'ran an die Buletten! - Frau Wirtin!“ Lukowsky wehrte ab: „Hör mal, ich bin mit dem Auto da!“ Kufner kniff verschmitzt die Augen zusammen: „Ach! Dein Auto will ich ja auch nicht einladen!“ Er nahm der Wirtin ein volles Bierglas aus der Hand und drängte es Lukowsky auf: „Erstmal diesen hier! Horrido und Waidmannsgebrüll!“ Sie tranken, und Kufner stieß Lukowsky leicht mit der Faust vor die Brust: „Paß auf, was mir passiert ist: Wie ich an dem Abend, als du keine Zeit mehr hattest, aus der Kneipe zurück in die Werkstatt kam, war da doch einer am Wühlen!“ Er betonte nochmals: „War da doch einer am Wühlen! Stell' Dir das vor! Machte ein ganz dummes Gesicht, als ich ihm meine ‚08‘ unter die Nase hielt und bat, er möge doch bitteschön die Pfoten im Genick überkreuzen. Dabei sah der Vogel gar nicht aus als ob er 's nötig hätte, bei mir zu klauen. Was sagst Du dazu?“ -
„Was soll ich dazu sagen,“ erwiderte Lukowsky: „Du hast ihn ja erwischt!“ -
„Allerdings,“ bekräftigte Kufner: „Und weißt Du, was der vom Stapel ließ?“ -
„Du wirst mir 's erzählen.“ – „Bin dabei! - Er meinte zuerst, er hätte ja bloß auf mich gewartet. Das kaufte ich ihm natürlich nicht ab. Schließlich fing er an, mit dem 'rauszurücken, was er die Wahrheit nannte. Er hätte was gesucht, was Du...!“ - Er betonte mit erhobenem Finger: „Du! mir gebracht haben solltest - zum Aufbewahren oder so. Ich hab' ihm das natürlich nicht abgenommen und gesagt, daß er spinnt. Aber er wollte 's nicht glauben, fing an, mir da irgendwas abfeilschen zu wollen, bot mir Geld an. Also erlaubte ich ihm großzügig, alles umzukrempeln. Ohne Geld. Das tat er dann auch. Plötzlich entdeckte er 'nen ollen Gasmaskenbehälter und war ganz aus dem Häuschen. Ich hab' ihm gesagt, daß bloß Altöl drin ist. Aber er hat 's nicht geglaubt und sich die ganzen Klamotten versaut. Danach zog er ab. Höflich wie ich bin, geleitete ich ihn zu seinem güldenen Mercedes - damit er nicht aus Versehen dran vorbeiliefe und ihn vielleicht nachts bei mir suchen käme.“ Lukowsky nahm das Glas und fragte: „Was war denn das für ein Mann?“ - „Nichtmal unsympathisch,“ antwortete Kufner: „Würde sagen: vornehm, um die dreissig. Fing nicht gleich an, das Knieschlottern zu kriegen, als er in die Pistolenmündung guckte.“ - Kufner hob sein Schnapsglas, woraufhin der Inhalt überschwappte: „ Nochmal! Mit Horrido und Waidmannsgebrüll!” Lukowsky zog ein paar Geldscheine hervor und drückte sie Kufner in die Hand: „Vielen Dank, Heinz. - Bis demnächst!“
„He, he!“ rief Kufner ihm nach: „Erfahr' ich nicht, wonach der komische Vogel bei mir gesucht haben kann?“
Lukowsky drehte sich um: „Ich hab' keine Ahnung. Aber wenn ich raten sollte, würde ich sagen, nach einem grünen Paket! - Also tschüs!“ -

Im Büro erwarteten ihn Cornelius, Fugg und ein dritter Kriminalbeamter in der Pose gelangweilter Angehöriger einer gerade eingetroffenen Besatzungsmacht.
Noch im Türrahmen fragte Lukowsky grob: „Was wollen Sie denn hier?! Ich laß' die Tür wohl gleich auf, damit Sie verschwinden können!“
Die Beamten verharrten an ihren Plätzen. Cornelius, der sich am Rande des runden Tisches in der Diele niedergelassen hatte, zog eine große schwarze Pistole aus seiner Jackentasche und hielt sie vor der Brust in die Luft: „Ist das Ihre?“
Lukowsky trat drei Schritte näher und zuckte wortlos mit den Schultern.
Fugg rief entrüstet: „Sie werden doch Ihren sozusagen firmeneigenen Püster erkennen, oder?“ Lukowsky lehnte sich gegen die Wand und machte eine nichtssagende Handbewegung: „P-38 gibt's zu Millionen.“ - „Dann sehen Sie sie genauer an,“ forderte Cormelius mit besser beherrschter Wut. Lukowsky ging auf ihn zu, nahm ihm die zum Ansehen hingehaltene Pistole weg und steckte sie in die Tasche, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben: „Sie gehört unserer Firma. Und das ist völlig rechtens.“ Cornelius sagte ärgerlich: „Geben Sie die Waffe wieder heraus!“ Da Lukowsky nur stumm den Kopf schüttelte und sich wieder an die Wand lehnte, rief Cornelius laut: „Wissen Sie nicht, daß das eine Mordwaffe ist?!“ Lukowsky lachte ungeniert darauflos. Er schüttelte abermals den Kopf und entgegnete: „Mit solchen Gemeinheiten können Sie vielleicht harmlosen Waffensammlern kommen, um denen die guten Stücke zu stehlen, weil dieser angeblich demokratische Staat offenbar Schiß vor seinen Bürgern hat und sie daher waffenlos sehen will - denn die Verbrecher kriegen ihre Knarren ja sowieso. Aber bei mir zieht das nicht.“
Cornelius erhob sich und schritt mit ausgestreckter Hand auf Lukowsky zu. Seine Augen wurden eng, seine Stimme von unterdrückter Wut schnarrend: „Geben Sie mir sofort die Waffe!“ Lukowsky reagierte betont ruhig: „Wegen Hausfriedensbruch zeige ich Sie sowieso an. - Bei Ihnen! - Soll noch tätlicher Angriff dazukommen? - So ähnlich heißt das doch? Sie müßten sich das Ding nämlich holen!“
Die Beamten stellten sich nun in einer Reihe auf. Lukowsky fuhr in schärferem Ton fort: „Wie sind Sie eigentlich hier 'rein gekommen? Haben Sie einen Ihrer Kunden aus dem Kasten gefischt, damit der hier die Tür knackt? Oder haben Sie selber mit 'nem Dietrich 'rumgeprockelt und zufällig Glück gehabt, als Sie's gerade nicht schaffen wollten?“
„Lukowsky!“ stieß Cornelius hervor ohne die Zähne voneinander zu nehmen: „Sie irren sich in uns! Und Sie wissen nicht, in was sie drinstecken!“

Lukowsky trat neben die Tür: „Daß Sie keinen Haussuchungsbefehl haben, sieht doch ein greiser Leuchtturmwärter ohne Fernrohr! Hätten mir doch sonst längst mit dem Ding unter der Nase herumgewedelt!“ - Cornelius sagte: „Der Hausmeister ließ uns 'rein.“ - „Dann verklag' ich den eben auch,“ erwiderte Lukowsky gleichmütig.
Cornelius schlug eine verträglichere Saite an: „Nehmen Sie doch Vernunft an! Gut, ich kann Ihnen die Waffe jetzt nicht mit Gewalt abnehmen. Aber kriegen werd' ich sie doch. Einfacher für Sie, das Ding gleich 'rauszurücken.“
Lukowsky schüttelte wieder den Kopf, bevor er antwortete: „Hätten Sie nicht versucht, mich für dumm zu verkaufen und überhaupt diese krummen Touren sein gelassen. - Aber so nicht. Außerdem gehört die Pistole der Firma, und da bin ich nicht der Haupteigentümer. Das Ding ist aber rechtmäßig erworben, wie Sie wahrscheinlich auch genau wissen. Und die Zeiten, als ich mich von Behörden einschüchtern ließ, sind schon sehr lange vorbei.“
Cornelius warf seinen Mitarbeitern einen vielsagenden Blick zu, ehe er sich nochmals an Lukowsky wandte: „Auf morgen, Lukowsky! Wir werden noch ein paar Überraschungen parat halten!“
Lukowsky hob und senkte die Schultern. Sein Gesichtsausdruck wirkte unbeteiligt. Ohne weitere Worte verließen die Beamten das Büro. Die Tür blieb offen. Lukowsky schlug sie zu. Er zog seine Jacke aus, wischte damit symbolisch über den Tisch, an dessen Kante Cornelius gesessen hatte, und nahm hinter dem Schreibtisch Platz. Lukowsky griff zum Telefon und rief routinemäßig in Essen beim Kaiserhof an. Vera war nicht da, bloß noch ihre Sachen.

Der weinrote Mustang stand am Rande einer staubigen Landstraße. Wenige Kilometer entfernt, parallel zu dieser, verlief eine andere, breite, saubere Straße, über die sich kettenweise frischgeputzte Wagen von Wochenendausflüglern schoben. Aber das war von hier aus nicht zu sehen. Lukowsky kannte die Hauptstraße und mied sie wegen des starken Verkehrs. Das Wetter hatte nochmals Wärme in dieses Jahr gebracht. Lukowskys rechte Hand wischte Schweiß von der Stirn und tauchte gemeinsam mit der linken in das kühle Rinnsal, das an der unteren Kante eines schmalen Straßengrabens floß. Er schüttelte Wassertropfen von den Fingern und ging langsam zum Auto zurück. Nichts drängte ihn zur Eile. Die beiden Türen des Wagens standen offen mit heruntergelassenen Fenstern. Lukowsky setzte sich hinter das Lenkrad und blinzelte ein paar Mal in die Sonne. Er genoß die über der sommerlichen Landschaft liegende Ruhe. Alle

möglichen umrißlosen Gedanken schwebten auf ihn ein, Gedanken an Vera, an Buschs wirres Projekt, an Flugzeuge, an Felix – und dann mündete alles wieder bei Vera. Ihre großen graublauen Augen unter dunklen Wimpernstrahlen waren immerzu da, gerufen oder ungerufen. Wie in seine Jugend zurückversetzt kam Ernst Lukowsky sich vor, als er sich während der Sommerferien mit heißem Herzen in jene Frau verliebt hatte, die er nur einmal sah und dann niemals wieder, aber stets in anderen gesucht hatte. Es mußte so etwas wie ein unbegreifliches Kennen geben, ein geheimnisvolles Ahnen zwischen Mann und Frau. Dem einen mochte es näher und klarer sein als dem anderen: Ein prädestiniertes Bild. Es war wohl in einen jeden hineingefügt. Und bei jenen, die das Bild klar erkannten, wurde es zum Schicksal, es bestimmte das ganze Leben. So mußte es wohl sein. Lukowsky zündete sich eine Zigarette an und sinnierte weiter. Die Bilder der Gedanken wurden groß und schön – und doch nicht frei von einer bitteren Ahnung. – Lukowsky fuhr weiter.

Dort, wo die Schottersteine des Bahndammes ausgerollt und nur noch vereinzelt lagen, wucherten Gräser und kleine Blumen mit gelben Blüten; Löwenzahn.

Ein Auto klapperte über den unbeschrankten Bahnübergang, fegte mächtige Staubwolken auf, verschwand endlich hinter einem öde dastehenden kleinen Haus. Der erste Zug kam. Lukowsky ließ ihn an sich vorbeirattern. Er ging zum Wagen, der schräg am Wiesenrand parkte, und suchte eine Flasche Limonade hervor. Deren Inhalt schmeckte lauwarm.
In einer neuen Staubwolke rollte ein anderes Auto über die Gleise. Auch dieser Wagen fuhr vorbei.

Lukowsky hatte sich auf der sonnenwarmen Erde am Bahndamm niedergelassen. Nun stand er auf und überquerte die Schienen, um die Straße überblicken zu können. Eine helle BMW-Limousine näherte sich mit verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit, war schnell heran und bremste voll. Die Reifen kreischten über den Asphalt und hinterließen schwarze Streifen. Eine Tür öffnete sich. Busch stieg aus. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er winkte mit beiden Händen und rief: „Fahren Sie uns nach!“ - Ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er wieder ein. Die Autotür schlug zu. Der helle BMW brauste davon. -
Lukowsky sprang vom Bahndamm und lief zu seinem Wagen. Er rangierte hastig und lenkte über die Schienen. Buschs Limousine fuhr bereits weit voraus. Lukowsky folgte. Ab der ersten Kreuzung führte der Weg über die belebte, breite Hauptstraße.

An einer Verkehrsampel schloß Lukowsky zu dem hellen Wagen auf. Ein Mann um die Vierzig mit gekräuselten dunklen Haaren und zu weichen Gesichtszügen saß neben Busch am Steuer. Lukowsky kurbelte das Seitenfenster auf. Das Fenster in Buschs Limousine öffnete sich elektrisch. Busch hielt den rechten Arm heraus und deutete nach vorn: „Wir fahren zum Hotel ‚Corona'. Falls Sie uns aus den Augen verlieren sollten..." – Die Ampel schaltete auf grün.
Die Parkplätze des Hotels waren voll belegt. Lukowsky quetschte seinen Mustang zwischen einen Bentley und einen Mercedes. Wo Busch geparkt hatte, wußte er nicht. Während des Rangierens hatte er nicht darauf geachtet.
Vor dem Hoteleingang trafen sie sich. Der Busch begleitende jüngere Mann war mittelgroß, seine Kleidung sehr elegant, seine Bewegungen mitunter ein bißchen geziert. „Herr Fischer - Herr Lukowsky," machte Busch umstandslos bekannt, ehe sie die Hotelhalle betraten. Fischer reichte eine nicht sehr große, weiche Hand. Lukowsky hatte das Gefühl, nicht fest zufassen zu dürfen, als müsse Fischers Hand sonst wie Pudding zergehen. Aber die Augen dieses Mannes wirkten nicht weich.
Busch schritt voran, auf die Rezeption zu, und wandte sich an Fischer: „Geht schon vor. Wir kommen nach." Fischer nickte wissend mit dem Kopf. Er sah Lukowsky an und begann mit dünner, sehr deutlich artikulierender Stimme: „Wir werden im Konferenzzimmer des ersten Stockwerkes warten. Es müßte für uns reserviert sein." Er nickte sich selbst nochmals zu und drückte auf den Knopf, welcher einen Fahrstuhl herbeibefahl. In der ersten Etage angelangt, bat Fischer mehr flüsternd als sprechend: „Ich darf vorausgehen?!" und öffnete gleich darauf eine mit olivgrünem Leder gepolsterte Doppeltür. Sie traten in das Konferenzzimmer. Es war länglich und beherbergte einen ebenfalls länglichen Tisch. Zu diesem gehörten zehn Stühle. Vier auf jeder breiten Seite und zwei an den leicht oval zulaufenden Spitzen. Den Raum erhellten zwei große, breite Fenster. Alle Wände waren mit Holztäfelung versehen und der Boden mit rostbraunen Teppichfliesen. Unter der Decke hing eine langgestreckte Neonleuchte, deren nach unten weisendes Glas in Form eines verstellbaren Rasters gestaltet war. An der Wand rechts des Eingangs gab es eine Tafel zum Befestigen von Karten oder Tabellen sowie einen Flip-Chart-Ständer.
Fischer legte einen flachen krokodilledernen Koffer auf die polierte Holztischplatte und ließ spielerisch die zierlichen Messingschlösser aufschnappen. Er legte sorgfältig verschiedene Blätter und eine zusammengefaltete, große beidseitig bedruckte Karte bereit.

Die Polstertür öffnete sich. Busch trat ein. Ihm folgte ein sehr großer, dunkelblonder Mann, bei dessen Auftauchen Lukowsky sich unwillkürlich einer gerade aktuellen Zigarettenwerbung erinnerte, die einen Mann dieses Typs abbildete. Der Mann sah gut aus und wirkte so, als hätte er gerade monatelang unter subtropischer Sonne zugebracht. Die hellblauen Augen des Mannes blickten freundlich, als sei er daran gewöhnt, auf Bedarf jederzeit etwas Nettes zu sagen. Er mochte gut fünfzig Jahre alt sein oder einiges darüber. Aber bereits auf zehn Meter Entfernung mußte man ihn als Vierzigjährigen einschätzen, obschon er eher auf die Sechzig ging. Seine Bewegungen waren elastisch wie die eines Leistungssportlers und strahlten unumschränkte Selbstsicherheit aus. Er sprach mit tiefliegender Stimme und im Stil des Vorstendsdirektors eines Großkonzerns: „Guten Tag, meine Herren!“
Busch stellte vor: „Herr Lukowsky - Herr Stephan.“ Er rückte den Stuhl am Fenster zurecht: „Setzen wir uns!“ -
Stephan ließ sich neben Busch nieder, Fischer und Lukowsky gegenüber. Die Stühle am Kopfende des Tisches blieben frei. Fischer reichte Herrn Busch die vorbereiteten Papiere und plazierte das leere Aktenköfferchen auf dem Stuhl neben sich. Busch nahm die Papiere, legte die Karte gesondert, stieß die Papiere auf die Tischplatte, damit sie gleichmäßig in seinen Händen ruhten, und hub an. Sein Blick richtete sich dabei zunächst auf Stephan und wechselte dann zwischen den Anwesenden: „Nun, ich drückte Herrn Stephan bereits mein Bedauern für die Verzögerung aus und brauche darauf also kein weiteres Wort zu verwenden. Gewisse Umstände zwangen zu dieser geringfügigen Zeitverschiebung.“ Er machte eine kurze Pause. Ton und Atmosphäre schienen sich gänzlich zu der einer Vorstandssitzung entwickeln zu wollen.
Busch überflog die Papiere in seiner Hand, ehe er weitersprach: „Als ersten Punkt möchte ich die Anwesenheit unseres Freundes Ernst Lukowsky klären. Er ist bei uns - ich möchte sagen: zu uns gestoßen - um vor allem eine bewußte uns alle bewegende Ungewißheit aus der Welt zu schaffen. Herr Lukowsky ist von Beruf Flieger, exakt gesagt, Transportflugzeugpilot, vormals Offizier der Luftwaffe. In den nächsten Tagen wird er unseren Freund Domenico Alotti in Toulon treffen. Ich konnte dafür sorgen, daß er durch einen Proformaauftrag der Firma Rolland & Löw an die Firma Mahlberg, Gabler & Wenzl GmH diese Reise mit einem Flugzeug antreten kann, das dort von Nutzen sein wird. Da ein solcher Flug für Herrn Lukowsky eine Alltäglichkeit ist und er an sich in keiner Verbindung zu uns steht, ist nicht anzunehmen, daß die Gegenseite daraus

irgendwelche Schlüsse ziehen könnte. Es wird sehr unauffällig sein.“ Er hob die rechte Hand zu einer untermalenden Geste: „In Toulon wird Herr Lukowsky die von Herrn Alotti bereitgehaltenen Schablonen und anderes übernehmen, um den ursprünglichen Lageort unseres Zielobjektes, respektive des nötigen Zwischenglieds, auszumachen. Ich bitte daher Sie, lieber Herr Stephan, im Anschluß an unser kleines Gespräch die Ihrer Meinung nach zutreffende Position in diese Karte einzutragen.“
Busch legte die flache Hand auf das zusammengefaltete Papier: „Es handelt sich hierbei um ein Stück in Meßtischblatt-Manier.“ – Jetzt wandte er sich Lukowsky zu: „Aufgrund der Schablonen werden Sie vom Flugzeug aus selbst kleinste topographische Details erkennen und bestimmen können.“ Er neigte in seiner vertraulichen Art den Kopf: „Ein Kinderspiel! Unser Freund Alotti wird Ihnen alles erklären. Vielleicht sollten Sie rasch noch wissen: Herr Stephan war 1944 und 1945 zunächst Leitender Ingenieur und dann Kommandant auf einem U-Boot, auf U-812. Entgegen offiziellen Angaben, wurde dieses Boot keineswegs vernichtet, vielmehr erfüllte es seinen Auftrag.“ Busch lächelte verschmitzt: „Es erfüllt ihn in gewisser Weise noch heute." Seine Rede galt nun nicht mehr Lukowsky speziell, sondern richtete sich an die ganze Versammlung: „Niemand von uns kann ja mit Gewißheit behaupten, die Unterlagen befänden sich nicht mehr auf dem Boot.“ -
„Entschuldigen Sie, ich muß Sie unterbrechen,“ mengte sich Stephans Baßbariton ein: „Als wir uns das erste Mal begegneten, sagten Sie, alles Entscheidende - so drückten Sie sich aus - befände sich in Ihrem Besitz und Sie benötigten lediglich die Bestätigung, daß es sich bei alledem nicht um Hirngespinste handele. Bald darauf behaupteten Sie, das Material sei entwendet worden - und heute erklären Sie, es liege womöglich noch im Boot.“ Stephan verzog unzufrieden den Mund: „Was verlangen Sie noch, was ich Ihnen glauben soll?“
Busch erwiderte unbeeindruckt: „Ich verlange von niemanden etwas!“ Buschs flache Hand zeigte eine nachdrückliche Geste: „Grundsätzlich nicht!“ Er legte eine winzige Pause ein, um dann in der ihm eigenen gemütlichen Art mit seinem Vortrag fortzufahren: „Im Grunde haben Sie schon recht, lieber Stephan. Denn bereits vor unserer Verbindung versuchte ich dafür zu sorgen, daß Valtine sich vorübergehend als Sieger fühlen konnte und mich ungestört arbeiten ließ.“ Er hielt inne, zog eine Zigarre hervor, entzündete sie langsam und sagte: „Mit einer Attrappe! Jawohl, mit einer Attrappe! Und zwar exakt mit ein und derselben Attrappe, die Valtine selbst einmal in Umlauf gebracht hatte, um mich zu täu-

schen.“ Er kniff die Augen zusammen, sein Blick blitzte wach: „Valtine schnappte sich diesem Köder – und der war vergiftet – sozusagen.“ Busch zwinkerte mit einem Auge, wurde aber sofort wieder nüchtern: „Womöglich hat das Gift nicht ganz gewirkt. Bald kamen mir Zweifel, ob Valtine nicht längst das Original haben könne – aufgrund seiner alten Verbindungen zu den alliierten Stellen. Es gelang mir, ihm kurzfristig das abzujagen, was ich möglicherweise für das Original hielt. Doch noch ehe ich dazu kam, den Inhalt anzusehen, verlor ich das Paket wieder. Ich bin nicht sicher, ob ich nicht meiner eigenen Attrappe nachgejagt hatte! Es klingt kurios, doch ich nehme das beinahe an.“ Busch schmunzelte in gekünstelter Selbstironie. Dann richtete er sich plötzlich hoch im Sessel auf. Die Hand mit der Zigarre kreiste beschwörend über der Tischplatte. Sein Organ schwoll an: „Ich bin nicht einmal sicher, ob wir nicht bis zur Stunde generell dieser unsinnigen Attrappe nachhetzen! Niemand von uns kann heute mit Gewißheit sagen, ob das Original überhaupt noch existiert! Ich habe es nie gesehen! Und Sie, Stephan, sahen es zum letzten Mal Anno 1945! Wer garantiert uns, daß es jemals an Land gebracht wurde? Wer will behaupten, es liege nicht mehr in dem U-Boot?!“ Busch schloß kurz die Augen, als müsse er sich von körperlicher Anstrengung erholen. Er lehnte sich weit zurück und sog an seiner Zigarre.

Stephan machte eine mißmutige Handbewegung gegen den Rauch und begann: „Ihre ehemaligen Kollegen vom SD wollten U-812 ausräumen, aber das hatten zuvor schon Canaris-Gefolgsleute von der Abwehr erledigt. Das weiß ich verbindlich. Mich hat man nämlich nachher ausgequetscht, erst die eigenen Leute und anschließend der Feind. Und ich bin befehlsgemäß stur dabei geblieben, daß wir abgesoffen seien. Die ganze Besatzung hat dieselbe Leier gespielt, soweit Leute von ihr aufgegriffen worden sind. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Noch zwei Jahre nach Kriegsende haben sie uns damit in unregelmäßigen Abständen gepiesackt!“ Auch Stephan lehnte sich nun zurück: „Reden Sie doch also keinen Bockmist! Auf dem Boot sind noch genau sieben Torpedos, davon zwei Zerstörerknacker, und ein paar Kästen 3,7-Flakmunition. Sonst nichts. Nichts über V, S- oder Z-Anlagen und definitiv auch keine Flugkreiselpläne – um das bei dieser Gelegenheit gleich nochmals deutlich zu klären.“

Busch schlug ruckartig die Augen auf: „So!“ Er beugte sich vor und wirkte frisch wie nach ausgiebigem Schlaf: „Dabei vergaßen Sie aber den unübersehbaren Kleinkram. Von den Plänen rede ich ja nicht, sie sind für mich uninteressant. Ich rede von Büchsen und Dosen und was es noch alles gibt, worin...“

Sein Zeigefinger hob sich gegen Stephan, ehe Busch weitersprach: „Könnten Sie's auf Ihren Eid nehmen, daß diese unscheinbaren Gegenstände und Papiere nicht doch noch dazwischen liegen, weil niemand etwas Gescheites damit anzufangen wußte? Gab es nicht genug sichtbare Wertgegenstände an Bord, als daß die Aufmerksamkeit auf.. sagen wir beispielsweise eine billige Blechhülle hätte fallen sollen?!“
Stephan antwortete nach einem Moment des Nachdenkens gedehnt: „Himmel nochmal! Sie wissen doch selbst, wie organisiert so 'was zugeht! Genaue Bestandslisten und so weiter!“ Er wischte mit der Hand über die blanke Tischplatte, als läge sie voller Staub: „Das ist schlichtweg Quatsch, was wir hier reden. Tut mir leid, es so deutlich sagen zu müssen, aber es ist meine Meinung.“
Stephan sah zur Uhr und fiel nicht wieder in seine formlose Ausdrucksweise zurück: „Also bitte, Herr Busch! überzeugen Sie sich - oder lassen Sie sich überzeugen. Ich halte das für Zeitvergeudung. Rechnen Sie besser damit, daß der Mister Valtine die Nase vorn hat, auch wenn das keine angenehme Vorstellung ist.“ - „Damit rechne ich!“ belehrte Busch kopfnickend: „Und wenn Herr Lukowsky uns Gewißheit in diesem leidigen Punkt verschafft, heißt das durchaus nicht, daß wir übrigen währenddessen die Hände in den Schoß legen dürften!“ Stephan bemerkte knapp: „Einverstanden.“
Eine Pause entstand. Busch sortierte seine Blätter und warf Fischer einen auffordernden Blick zu. Daraufhin erhob sich Fischer, als gelte es ein Referat zu halten. Er schob die gespreizten Finger ineinander und ließ leise die Gelenke knacken. Er trat ans Fenster, öffnete es einen Spalt - mit der Bemerkung: „Schlechte Luft“ - ging wieder an seinen Platz und sprach stehend: „Der überraschende Tod unseres ehemaligen Mitarbeiters Alfred Beekn bestätigt in gewisser Weise die von Herrn Stephan soeben geäußerte Befürchtung - oder könnte zumindest eine Bestätigung dafür sein.“ Fischers Gesicht nahm einen scheinheiligen Zug an: „Herr Lukowsky hatte Alfred Beekn ein Paket übergeben, wie bekannt ist. Daraufhin...“ - Busch unterbrach: „Herrn Stephans Zeit ist bemessen, lieber Fischer. Bleiben wir doch bei akuten Dingen, bitte.“
„Bitte!“ flüsterte Fischer gekränkt, nestelte an seiner auberginefarbenen Krawatte und fuhr lauter zu sprechen fort: „Noch immer bleibt ungeklärt, aus welcher Quelle das von Herrn Lukowsky übergebene Paket stammt. Manches spricht dafür, daß Beekn es sich selber schickte - respektive schicken ließ. Trotzdem kann dies natürlich nicht ernsthaft angenommen werden. Obwohl Herr Beekn uns mit keinem Wort von der Existenz jenes Paketes unterrichtete, das

womöglich das echte war. Die theoretische Überlegung muß gestattet sein, inwiefern Herr Beekn die Originalunterlagen – woher auch immer – erhalten hatte, und sie persönlich auszuwerten gedachte. Dies würde den allen Anwesenden bekannten Flugzeugabsturz, beziehungsweise die Sprengung des Flugzeuges, erklären, wodurch der Eindruck erweckt werden sollte, dieses bewußte Paket sei vernichtet und somit weitere Nachforschung müßig.“ Fischer sah Stephan in die Augen: „Im übrigen möchte ich bemerken, daß gewisse Konstruktionspläne für mich sehr wohl von Wichtigkeit wären! Es handelt sich da um eine Angelegenheit von allerhöchstem nationalem Interesse! Sie wissen alle, ich war noch jüngst in meiner vormaligen Dienststelle mit entsprechenden Erhebungen betraut. Das ist eine durchaus ernstzunehmende Sache!“
Busch warf ein: „Aber nicht unsere Angelegenheit. Jedenfalls nicht vorrangig.“
Fischer atmete zweimal tief durch, knackte nochmals mit den Fingergelenken und sprach weiter: „Die Tötung Beekns dürfte jedenfalls bedeuten, der Gegner – einer unserer Gegner – befindet sich gegenwärtig im Besitz wichtiger Originaldokumente. Wir können folglich nicht umhin...“ Fischers Blick irrte während ein paar Sekunden durch den Raum, als besinne er sich wieder, nicht abschweifen zu dürfen. Er nagte rasch an der Unterlippe und nahm seinen Faden wieder auf: „... nicht umhin, schnell zu handeln! Und dies auf zwei Ebenen: Zunächst, um klar zu sehen, unternehmen Alotti und Lukowsky das zuvor Besprochene. Gleichzeitig bemühen wir, Busch und ich, uns, Valtine und dessen Gefolge so gut wie möglich im Griff zu behalten, das heißt zurzeit: im Auge.“
Fischer sah aus dem Fenster, als suche er dort Anregung für einen Abschluß seines Vortrages: „Ja! Ich danke Ihnen.“ sagte er schließlich, setzte sich, überkreuzte die Beine und verschränkte die Arme. Mehrere Augenblicke verstrichen schweigend. Fischer rückte einige Zentimeter im Stuhl vor, Busch betrachtete scheinbar gelangweilt den Raster der Neonlampe unter der Decke, Stephan trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte, Lukowsky saß still eine Zigarette rauchend auf seinem Stuhl.
Endlich zog Stephan ein Scheckbuch aus der Innentasche seiner hellbraunen Lederjacke. Das Scheckbuch klatschte auf die polierte Tischplatte. Busch bekam ein leises Leuchten in den Augen. Stephan schraubte einen schwarzen Füllfederhalter auf und stellte einen Scheck aus. Er steckte den Scheckheft wieder ein. Der ausgefüllte Schein blieb auf dem Tisch liegen. Stephan erhob sich und fragte: „Also, wo ist die Karte?“
Busch schob die Karte zu Fischer. Fischer faltete sie auseinander und legte sie

Stephan vor. Dieser beugte sich darüber, stützte einen Ellenbogen auf und studierte das Papier: „Woll'n wir mal sehen!“ Er drehte die Karte um, bemerkte beiläufig: „Ich muß mir die Sache von See her vorstellen,“ und vertiefte sich abermals in das Meßtischblatt. Zwei Minuten lang schien er zu rätseln, zückte schließlich seinen Federhalter und malte ein etwa drei Zentimeter umfangendes Quadrat: „Hier!“ sagte er mit tiefer, fester Stimme: „Wenn 's hier nicht ist, ist es nirgends!“ Er hieb klackend mit den Handknöcheln auf das Holz: „So, Feierabend!“ Er schob seinen Stuhl an den Tisch, hob die rechte Hand in einer Weise, die seit geraumer Zeit nicht mehr üblich war, und schritt ohne sich aufhalten zu lassen zur Tür: „Also, auf Wiedersehen meine Herren und viel Erfolg!“ Er nickte den Männern am Tisch nochmals zu und verließ den Konferenzraum.
Im ersten Moment schien es, als habe das Zimmer mit Stephan seinen wesentlichsten Leben spendenden Bestandteil verloren. Busch, Fischer und Lukowsky hockten still am Tisch. Fischer faltete die Karte zusammen und gab sie in seinen Aktenkoffer. Busch langte über den Tisch und angelte nach dem Scheck. Er hielt ihn wohlgefällig vor sich hin und nickte nachdenklich: „Ja, ja...“ Fischer schien davon kaum beeindruckt zu sein. Busch hingegen legte ein selbstzufriedenes Lächeln auf und wendete sich Lukowsky zu: „So, lieber Lukowsky, nun zu Ihnen! Von sämtlichen Einzelheiten zu reden hätte jetzt noch keinen Sinn. Wir werden das erledigen, wenn es an der Zeit ist.“ Er steckte seine inzwischen ausgegangene Zigarre wieder an und breitete die Arme aus: „Sobald wir alles beisammen haben, informiere ich Sie, Herr Lukowsky. Das heißt, wenn der Termin mit Alotti klar ist, der Auftrag von Löw und somit das Flugzeug... und so weiter...“ Er strich Asche ab. Seine Worte klangen belanglos: „Und einige andere Kleinigkeiten.“ Er zog die Augenbrauen hoch und deutete gleichzeitig mit der die Zigarre haltenden Hand Wichtigkeit an: „Übrigens werden Sie von uns ein bescheidenes, aber regelmäßiges Gehalt bekommen. Später verrechnet sich das mit Ihrem Gewinn an der Sache selbst. Bei uns funktionieren die Dinge schnell und unkompliziert.“ Er guckte Fischer an und klatschte in die Hände: „Na, das wäre 's wohl dann für heute!“ Fischer nickte stumm mit dem Kopf.

Sie gingen durch die belebte Halle, in der besonderer Trubel herrschte. Wegen irgend einer Messe. Wirres Durcheinander verschiedener Sprachen und Farben bewegte sich überall. Gestikulierende Männer und meist auffällig gekleidete Frauen teilten den Platz in der Halle unter sich auf.
Busch reichte Lukowsky die Hand: „Uns erreichen Sie hier, falls etwas Unvor-

hergesehenes geschehen sollte.“ Auch Fischer reichte die Hand. Sie fühlte sich wiederum an wie ein feuchter Schwamm.
„Da bliebe noch eine Kleinigkeit,“ sagte Lukowsky: „Sie haben vergessen mich zu fragen, ob ich überhaupt mitspielen will!“ Busch zeigte eine von Freundlichkeit strahlende Miene und legte vertraulich eine Hand auf Lukowskys Unterarm: „Aber Sie wollen doch, oder?“ Er schüttelte nachdrücklich den Kopf und strahlte selbstsicher: „Zeigen wir etwa Mangel an Vertrauen in Sie, lieber Lukowsky?“
Lukowsky sagte: „Sie werden doch wissen, wonach Sie suchen. Wenn Sie's nämlich nicht wissen, hat 's keinen Zweck, daß ich mich drauf einlasse. Also?“
Busch zog die Hand zurück und entgegnete gutmütig: „Ich sehe schon, ich sehe schon! Wir werden uns besser verstehen, als ich anfangs dachte!“ Sie schlenderten dem Ausgang zu, und Busch sprach im Plauderton weiter: „Also glauben Sie mir getrost, daß ich weiß, was ich tue! Wir bemühen uns in dieser Phase um einen Gegenstand, den ich nicht genau bezeichnen kann und will. Wenn Sie sich unseres ersten ausführlichen Gespräches erinnern... Sie würden mir nicht glauben, wenn ich die Wahrheit sagte! Das ist das Problem!“ Er blieb stehen und lächelte Verständnis erheischend: „Wäre es Ihnen lieber, ich tischte Ihnen eine glaubwürdige Lüge auf?“ Zustimmung voraussetzend sprach er weiter: „Sehen Sie, unser Zielobjekt - überhaupt der ganze Komplex - sprengt sozusagen den Rahmen des Gewöhnlichen ganz außerordentlich! Vielleicht genügt Ihnen vorerst die Andeutung, daß es sich um Wertgegenstände großen Umfangs handelt, die nicht einmal gestohlen werden müssen, weil sie sozusagen niemandem mehr gehören. Wir tun also auch nichts Kriminelles!“ Fischer räusperte sich, als wolle er damit dezent eine andere Auffassung andeuten, ohne Busch gegenüber Lukowsky bloßzustellen. Busch bemerkte es. Er zögerte, weiterzusprechen, tat es dann aber doch: „Lassen Sie es uns miteinander versuchen, lieber Lukowsky!“ Lukowsky fragte: „Wann höre ich von Ihnen?“ - „Im Laufe der nächsten Tage,“ antwortete Busch, er wiederholte es: „Im Laufe der nächsten Tage! Wir werden uns telefonisch oder persönlich mit Ihnen in Verbindung setzen.“ –

Eine sonderbare Stimmung schien überall in der Stadt zu kreisen – fremdartig, unwirklich. Lukowsky wußte, das hatte mit dem Augenpaar zutun, daß ihn von innen her ansah. Es konnte Veras Anliegen nützen, was er jetzt tat, und allein darum würde er es tun. Don Quijote ritt nun hinaus, um für Dulcinea gegen Riesen und Drachen zu kämpfen – vielleicht auch gegen Windmühlenflügel. –

Er lenkte langsam durch die Straßen, hetzte keiner auf gelb umspringenden Ampel nach. Sein Blick streifte die Menschen, viele Unbekannte, Er sah die Passanten auf den Bürgersteigen wie bunte Farbkleckse, die zu einem wesenlosen Bild verschwammen – weil sie kein Schicksal hatten.

Lukowsky lief kreuz und quer durch die weiten Zimmer des Büros. Aber er dachte dabei über nichts Bestimmtes nach. Es war nur die Unruhe wegen Vera. Es gab kein Zeichen von ihr, keine Spur. Zugleich drängte ein Schatten des Alltags heran. Bernd Meißners soeben erfolgter Anruf. Sehr peinlich war es ihm gewesen, Lukowsky hatte das aus jedem Wort gespürt. Schluß machen müsse er, so hatte Meißner gesagt, der Vater bestehe darauf. Ein dummes Kinderabenteuer sei diese ganze Luftfrachtfirma, ein Unsinn, den man nicht länger dulden dürfe. Ja, so sei es halt aus damit. Sehr leid täte es ihm, betonte Bernd Meißner, und das war ehrlich, aber es gehe eben nicht anders. Auch die Büroräume müßten zum nächsten Quartal gekündigt werden - es täte ihm sehr leid, sagte Meißner - aber der Vater bestehe darauf...
Doch gerade diese Mitteilung, so kam es Lukowsky vor, war ein Zeichen dafür, daß Don Quijote reiten sollte. Das mußte nicht heißen, daß er hier so leicht aufgeben würde. Es gab womöglich doch noch ein paar Chancen, die Firma alleine zu retten.
Er lehnte an der Balkontür und blickte in den Hof hinunter. Fast beheimatet fühlte er sich schon in diesen Zimmern, von dessen Fenstern er den Blick auf die Häuser hatte und sogar ein grünes Bißchen unten im Hof. -
Seine Gedanken kehrten zu Buschs unvollständiger Geschichte zurück. In Verbindung mit dem, was Vera Jörgens erzählt hatte, ließ sich einiges daraus zusammenreimen: Ein Erbe des Zweiten Weltkriegs, Dinge von sehr hohem Wert, vielleicht dazu eine geheime Waffenkonstruktion – auch der Name Canaris war genannt worden. Was Vera geschildert hatte, schien Hand und Fuß zu haben. So waren es dann wohl doch echte Riesen, gegen die es anzutreten galt, nicht bloß Windmühlen.
Ernst Lukowsky interessierte es nicht, welche Bedeutung das alles am Ende gewinnen mochte – jetzt interessierte ihn das nicht. Es blieb freier Raum genug für eine Illusion, die jenes Empfinden schuf, das vielleicht keine Hoffnung, aber doch der Gedanke an eine Hoffnung war – untrennbar verbunden mit Vera, Dulcinea; denn dies war ihm gut genug bewußt: Um ihretwillen tat er, was er nun tat, was er tun würde – wie immer es auch ausgehen mochte.

Der Tag bewegte sich weiter voran in seiner Zeit, mit Minuten und Stunden – angefüllt mit vielen Gedanken, die über den Rand dieser Zeit hinaus reichten. Es galt, umzukehren, die Gegenwart forderte ihr Recht.

Er hatte bei der Pommes-Frites-Bude um die Ecke zu Abend gegessen. Jetzt saß er hinter dem Schreibtisch und spielte mit einem Bleistift. Es war noch früh. Kaum sieben Uhr. Bernd Meißner hatte ursprünglich für sechs Uhr seinen Besuch angemeldet gehabt, war aber nicht gekommen. Lukowsky konnte sich denken, warum. Er blätterte in dem länglichen Terminkalender auf dem Tisch. Nur Telefonnummern standen drin. Aber die eine, die er jetzt wählen wollte, kannte er inzwischen auswendig. Er griff zum Telefon und rief zum ungezählten Mal den Kaiserhof in Essen an. Fräulein Jörgens wohnte noch dort, war aber nicht da. Das bekannte Lied. Lukowsky legte auf – enttäuscht, jedesmal wieder aufs neue enttäuscht.
Dann rief Bernd Meißner an. Meißner war in Wuppertal, irgendwo bei Freunden, hatte nichts Besonderes zu sagen. Lukowsky rechnete ohnehin nicht mehr mit ihm.

9

Es begann gerade zu dämmern, als Lukowsky von der Autobahn abbog, um Heinz Kufner zu besuchen. Die Sache mit den Motoren mußte geklärt werden. Jetzt, wo es um die Firma mehr als kritisch stand, war das eine eilige Angelegenheit geworden. Vor der Bahnhofskneipe standen mehrere Autos. Licht und Musik drangen durch Tür und Fenster. Lukowsky betrat die verrauchte Kneipe und sah sich um. Heinz Kufner entdeckte er nirgends. - Aus einem Spielautomaten klackerten Groschen. Freudiges Johlen erscholl aus mehreren Männerkehlen. Lukowsky ging zu Fuß bis zur Werkstatt. Das kleine quadratische Fenster des Kontors war erleuchtet. Die Werkstatt und das Gelände ringsum lag im Dunklen. Verschiedentlich stieß Lukowsky mit dem Fuß oder dem Knie gegen Eisenteile. Daran war er hier schon gewöhnt. Er rief: „Heinz!“ - Wie üblich erfolgte keine Antwort. Lukowsky tappte in der zunehmenden Dämmerung weiter voran: „Heinz!“ -
Lukowsky gelangte an das offene Werkstattor. Im Inneren herrschte Dunkelheit. Er stolperte hinein und stieß sich daß Schienbein an irgend etwas. Er tastete nach dem Lichtschalter. Als die Wand glitschig vom ungezählten Hingreifen mit

Ölfingern wurde, fand sich der Schalter. Nach kurzem, bläulichem Flackern, flammten vier Neonröhren auf. - - Neben der Drehbank rechts des Tores lag Kufner am Boden. Lukowskys Ruf: „Heinz!“ wurde zum Schrei. - Lukowsky eilte zu dem Mann auf dem Steinboden, kniete neben ihm nieder und faßte ihn bei der Schulter. - Heinz Kufner war tot. - Erst allmählich begriff Lukowsky. -
Zwei Einschüsse mittleren Kalibers klafften in der Brust des ergrauten Mannes. Das Blut war bereits geronnenen, der Körper kalt und starr. - Lukowsky ließ die Schulter los. Er blieb eine Weile neben dem Toten hocken und sah ihn an.
Kufner hatte die Augen geschlossen. Sehr sonderbar. Sein Gesicht wirkte still und friedvoll. „Felix und Heinz...“ sprach Lukowsky langsam vor sich hin, ohne sich der Worte bewußt zu sein. - Er strich leicht über Kufners rechte Hand und stand dann auf.
Lukowsky zog die Mittelschublade des Schreibtisches im Kontor auf. Über zerknüllten Papieren lag eine Parabellum-Pistole und ein volles Ersatzmagazin. Das winzige Metallteil, welches wie ein spitzwinkeliges Dreieck über dem Patronenlager der Pistole lag, bezeugte, daß sie geladen und schußbereit war. Lukowsky schob die Schublade wieder zu, griff zum Telefon und rief die Polizei: „Hallo? - - Ja, was Ernstes. - In der Werkstatt von Herrn Kufner... Söllenweg heißt das hier, glaub' ich - - kennen Sie sowieso! Dann kommen Sie bitte her.“ -

Keine fünf Minuten verstrichen, bis ein Streifenwagen eintraf. Der Wagen war ziemlich groß, trug die weiße Aufschrift ‚POLIZEI‘ und silbern gemalte Sterne auf den beiden Vordertüren. Zwei Beamte in Uniform stiegen aus. Sie verhielten sich klar und zielstrebig. Nachdem sie einen ersten Eindruck gewonnen hatten, riefen sie über Funktelefon einen Sanitätswagen und Kollegen in Zivil, deren Gebaren angenehmer Weise nicht an das des Herrn Cornelius erinnerte. Ein Sanitätsfahrzeug kam. Auch ein Arzt war dabei. Den brauchte Heinz Kufner nicht mehr. Die Türen des Krankenwagens schlossen sich hinter ihm.

Es war nun vollständig dunkel geworden. Die beleuchtete Bahnhofsuhr wies zehn Uhr aus. Lukowsky betrat das schräg gegenüber liegende einzige Hotel des Ortes. Eine mißmutig dreinblickende dicke Frau hinter der Theke des zum Hotel gehörenden Lokals legte einen Block mit hellrotem Papier bereit: „Füllen Sie den Anmeldezettel aus!“ Sie überlegte und fügte ein: „Bitte!“ hinzu. Lukowsky schrieb seinen Namen und die Adresse, bezahlte im voraus und erhielt einen Schlüssel: „Im ersten Stock,“ murrte die dicke Frau, und goß sich ein Glas Rotwein randvoll.

An dem Schlüssel klimperte eine markstückgroße Plakette mit der eingeprägten Ziffer 4. Lukowsky fand die dazu passende Tür und drehte den Schlüssel im Schloß. Die Plakette klimperte abermals. Die weiße Porzellanlampe unter der Decke des kahlen Flurs schaltete sich automatisch aus. Lukowsky knipste das Licht im Zimmer an. Der Raum war verhältnismäßig groß und ordentlich eingerichtet. Das Fenster wies auf den Bahnhofsplatz. Lukowsky löschte das Licht und sah aus dem Fenster. Vor der Bahnhofskneipe stand sein Wagen.
Lukowsky ging im Zimmer auf und ab. Er dachte an Heinz Kufner, er dachte an Felix Schäurer. Wieder verharrte er am Fenster stehend. Die Ruhelosigkeit blieb.

Er ging hinunter auf den Bahnhofsplatz. Ein Radfahrer fuhr vorbei. Die Pedale des Fahrrads quietschten. Allmählich wurde die Nacht kühl. Das kalte Licht der Straßenbeleuchtung verstärkte diesen Eindruck. Lukowsky schritt langsam auf seinen Mustang zu. Er schloß auf, setzte sich hinein und legte die Hände um das Steuer. Es fühlte sich eiskalt an. Auch Lukowskys Hände wurden kalt. Er spürte es, als er über das Gesicht strich. - Nach einer halben Stunde kehrte er ins Hotel zurück. Er bestellte eine Tasse Kaffee und nahm sie mit auf sein Zimmer.

Lukowsky saß im Dunkeln auf dem braunen Sessel dieses Hotelzimmers gegenüber dem Bahnhof. Er hielt die ausgestreckten Beine überkreuzt auf der Fensterbank. Aus diesem Winkel sah er nur Dachziegel und Himmel. Heiz Kufner war ermordet worden, sein alter Freund. Erst Felix, jetzt Heinz. - Im Flur klapperte eine Tür. Schon zum dritten oder vierten Mal im beinahe regelmäßigem Abstand von zehn Minuten oder einer Viertelstunde. Leichte Schritte tappten dazu - offenbar bis ans Flurfenster und wieder zurück. - Lukowsky schloß die Augen. Er dachte an Vera, an Dulcinea. Wo mochte sie sein? - Brüchiger Halbschlaf überkam ihn.
Wieder das Türenklappern! - Er rieb sich die Augen und trank den letzten Schluck des mittlerweile kalt gewordenen Kaffees. Die merkwürdigen Schritte auf dem Flur tappten wieder hin und her. ‚Seltsam,‘ dachte Lukowsky. Und es sprang in schneller Folge durch seine Gedanken: ‚Seltsam! Verstohlene Schritte zum Fenster Richtung Bahnhofsplatz! Seltsam! Unnatürlich! Verrückt! Wozu?‘ Der Sessel stürzte polternd um. Lukowsky hastete zur Tür und riß an der Klinke. Seine rechte Hand schnellte zur linken Hüfte. Der Hahn knackte, Lukowskys schwarzer Revolver richtete sich auf eine flüchtende Gestalt im fahl beleuchteten Korridor. Lukowsky sagte: „Halt!“ Die Gestalt blieb stehen. Zuerst Er-

schrecken und dann Verwunderung stand auf dem schönen Frauengesicht: Vera!

Vera Jörgens trug einen roten Rock mit einem breiten Gürtel und eine rote Bluse. Der Stoff war vermutlich Seide, er umspielte diesen wundervollen geschmeidigen Frauenkörper. Die langen braunen Haare waren vor der linken Schulter zu einem Zopf geflochten und dessen Spitze mit einer roten Schleife zusammengebunden. Vera blieb still stehen und sagte nichts. Lukowsky schritt auf die Frau zu. Er entspannte den Hahn des Revolvers und steckte die Waffe weg. Die Körperhaltung der Frau lockerte sich. Lukowsky stand ihr nun dicht gegenüber. Sie bewegte die Lippen: „Ich hatte Dich nicht gleich erkannt!“ Sie atmete tief aus, als habe sie während der ganzen Zeit zuvor die Luft angehalten: „Es hätte jemand andrer sein können, und ich bin unbewaffnet.“
Lukowsky blickte auf die Tür am Flurende, auf die sie zugelaufen war: „Ist das Dein Zimmer?“ Sie nickte. Lukowsky schob sie vor sich her in das Zimmer. Nur ein Nachttischlämpchen brannte. Auf dem Bett lag ein Nachthemd bereit. Bei einem Tisch stand ein Gegenstück zu dem Sessel in Lukowskys Zimmer.
Lukowsky drehte den Sessel um und sagte zu Vera: „Setz Dich!“ Sie gehorchte. Er setzte sich auf die hölzerne Bettbegrenzung und sah der Frau in die verwundert blickenden Augen, in diese Augen, die er liebte und die ihn nun quälten. Seine Stimme klang so unpersönlich wie möglich: „Was treibst Du hier?“
Vera Jörgens gewann ihre überlegene Selbstsicherheit schnell vollends zurück, die Unsicherheit wich aus ihrem Blick. Sie sagte schnell: „Ich bin jemandem nachgefahren. Meinem alten Feind Mark Valtine.“ Lukowsky fragte: „Per Anhalter?“ – „Nein!“ entgegnete die Frau trotzig: „Mit einem Leihwagen, Es war ein hellbrauner BMW. Ich weiß, es war ungeschickt. Frauen denken und handeln anders als Männer, manchmal nicht logisch. Darum möchte ich meine Anliegen in der Sache ja auch einem Mann übertragen.“
Offensichtlich fühlte sie sich wieder völlig als Herrin der Lage. Ihr Lächeln kam mit entwaffnender Natürlichkeit. Dann wurde ihre Miene ernst: „Du hast mich nicht erreichen können. Das hatte Gründe. Aber ich habe mich sehr über Deine Grüße gefreut. Ich freue mich auch jetzt, Dich zu sehen, so sehr mich Dein augenblickliches Verhalten befremdet.“ Lukowsky sagte nichts. Er merkte, sie wollte reden, und er ließ sie. Hätte er gesprochen, würde sie auch jedem seiner Worte angemerkt haben, wie froh er war, sie gesund wiedergefunden zu haben. Und doch nagte jetzt Mißtrauen in ihm, ein Mißtrauen, das sehr schmerzte. Vera Jörgens zupfte an der roten Schleife herum, die das Zopfende zusammenhielt:

„Er war mir auf die Spur gekommen. Ich zog mich dem Anschein nach zurück. Doch die beste Verteidigung ist bekanntlich der Angriff. Also heftete ich mich auf seine Fersen. Er fuhr nach Köln, traf sich mit Löw. Das war bemerkenswert, denn Löw ist traditionell Busch-Partei. Da scheint sich etwas anzubahnen. Einen seiner beiden Schläger hatte Valtine nicht bei sich. Der war vermutlich mit einem Auftrag unterwegs; ich weiß aber nicht, mit was für einem. Schließlich fuhr Valtine hierher. Ich folgte ihm und versteckte mich in diesem Gasthaus. Vom Fenster der Gaststube aus konnte ich sehen, wohin Valtine ging. Dann fuhr sein Wagen davon. Ich begab mich dorthin, wohin Valtine gegangen war. Ich wollte wissen, was er da gemacht hatte.“ Vera sah Lukowsky voll an: „Das sah ich dann. Ich habe dem alten Mann, den er ermordet hatte, die Augen geschlossen und bin wieder gegangen.“ Sie band die rote Schleife fester um das Zopfende: „Ich brachte den Leihwagen weg, weil ich mit dem Zug weiterfahren wollte. Ich weiß nun, wo Valtine sich eingerichtet hat. Das ist nützlich. Zu meinem Schrecken sah ich dann aber am Bahnhof wieder seinen Wagen stehen. Er mußte inzwischen zurückgekommen sein. Ich huschte ungesehen hier in das Gasthaus. Wie gesagt, ich habe keine Waffe bei mir. Ich traue mir sonst durchaus zu, mich auch eines Valtines nebst Schlägern zu erwehren.“ Sie deutete eine Handbewegung an: „Jetzt ist er weg.“

Lukowsky fragte: „Ein dunkelblauer Pontiac?“ Vera nickte: „Ein amerikanischer Wagen, arg geschmacklos.“ Lukowsky erinnerte sich, diesen Wagen vor dem Bahnhof stehen gesehen zu haben. Er zündete sich eine Zigarette an: „Der alte Mann, der ermordet wurde – er war ein Freund von mir.“ Vera sagte schlicht: „Es tut mir leid. Das Leben ist manchmal sehr hart. Ich weiß das.“

Sie schwiegen. Eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten.

Lukowsky rauchte seine Zigarette. Vera ruckte bequemer zurecht und löste mit nervösen Fingern ihren Zopf bis zur Hälfte auf. Sie brach das Schweigen: „Ich wußte davon.“ Lukowsky sah sie fragend an: „Wovon?“ - „Von dem alten Herrn in der Werkstatt, Deinem Freund. Wie ich das Schild an der Werkstatt las, erinnerte ich mich daran, einen Briefbogen mit dem groß aufgedruckten Namen ‚H. Kufner‘ auf Deinem Schreibtisch gesehen zu haben, als ich kam, um Dich nach Brünner zu fragen. Ich dachte mir gleich, Du mußtest hier gewesen sein, und Valtine meinte, Du hättest da vielleicht das grüne Paket hinterlegt. Allerdings ist mir unklar, wie Valtine darauf kommen konnte.“ Lukowsky erzählte: „Es war schon ein Mann deshalb bei Heinz Kufner gewesen. Das paßt zusammen. Einer, von dem Heinz sagt, er habe vornehm gewirkt, in den Dreißigern, mit einem goldenen Mercedes...?“

Vera sagte: „Ferdinand Löw! Ein Finanzier von Busch, der jetzt offenkundig mit Valtine kollaboriert. Dann muß Busch Dich beobachtet haben, oder sein Adlatus Fischer, ohne daß Du es bemerktest. Du bist jetzt mitten in den Strudel des Wahnsinns hinein geraten. Das sagte ich Dir! Und wenn Du nun mit mir verbündet bist, denke daran. Ich führe - gewissermaßen - einen Privatkrieg.“
Lukowsky stand auf, drückte die Zigarette auf einem Blumenuntersetzer aus, massierte das Gesicht und setzte sich auf die Bettkante. Er sah die Frau an. Der weiche Stoff ihres Kleides malte die Formen ihres biegsamen Körpers nach. Lukowsky fragte: „Du vertraust mir nicht so ganz?“
Sie lächelte schwach: „Ich glaube doch – so gut ich kann. Ich mag Dich sehr, wirklich sehr! Aber ich habe es verlernt, irgend jemandem ganz und gar zu vertrauen. Das müßte ich erst wieder lernen.“ Ein bitterer Zug trat auf ihr Gesicht: „Nicht einmal meiner Mutter konnte ich vertrauen, die mir hinterrücks meine Haare auf halbe Länge schneiden ließ, obwohl sie fest versprochen hatte, nur unten die Spitzen. Du weißt, was mir das bedeutet." Vera begann, ihren den Zopf wieder vollständig zu flechten. „Und dann...“ Sie blickte auf: „Meinem eigenen Bruder konnte ich nicht trauen, der älter ist und stärker als ich und mich... sich hernahm... Ich habe bloß gelernt, zu mißtrauen! Allem und jedem zu mißtrauen. Das war meine Schule des Lebens.“
Zwei Tränen glitzerten plötzlich in ihren Augen und rollten über ihre Wangen, ohne daß sie schluchzte. Lukowsky spürte, daß die Frau aus ihrem tiefstem Inneren die Wahrheit sprach. Am liebsten hätte er sie in seine Arme genommen und an sich gedrückt. Er sagte: „Ich glaube Dir. Ich habe keine solchen Erlebnisse gehabt, aber andere, die nicht allzu viel besser gewesen sind. Ich kann Dich verstehen. Und ich möchte Dir gern sagen, ich altes Schlachtroß, daß Du mir vertrauen kannst, Vera. Ich sage es Dir jetzt so ehrlich aus dem Gefühl heraus, wie Du gerade gesprochen hast: Du kannst mir vertrauen - vollkommen.“
Und in Gedanken sprach er weiter: ‚Wenn Du mein Blut brauchtest, würde ich Dir mein Blut geben, wenn Du meine Augen brauchtest, würde ich Dir meine Augen geben, wenn Du mein Herz brauchtest, würde ich Dir mein Herz geben, ich gäbe mein Leben für Dich, ohne auch bloß einen kleinen Moment zu zögern und fände es wunderbar, alles für Dich geben zu dürfen. So stehe ich zu Dir, Vera, und mehr ist nicht zu sagen, Vera – Dulcinea.
Doch diese Worte sprach er nicht aus. Trotzdem war ihm, als ob die Frau jedes einzelne gehört hätte, empfangen direkt aus seinen Gedanken. Zwei weitere Tränen rannen aus ihren graublauen Augen, die jetzt noch größer und schöner

erschienen als sie ohnehin waren. Sie sagte, anscheinend unvermittelt: „Nichts liebe ich so sehr wie ‚Tristan und Isolde' – Liebestod. Ich sprach schon davon. Magst Du Wagner?" – Ernst Lukowsky kannte diese Musik gut und auch die Gefühle in ihr. Er nickte. Veras ruhelose Hände lösten den Zopf auf. Nach ein paar Augenblicken begann sie übergangslos: „Ich habe keine Pistole bei mir.Nur einen Dolch. Ein Erbstück von meinem Vater. Mit diesem Dolch werde ich Mark Valtine töten, falls es sonst niemand tut." Sie wickelte das rote Band, mit dem ihr Zopf zusammengebunden gewesen war, in anhaltender Nervosität um den Zeigefinger ihrer linken Hand. Sie zog das Band vom Finger und schlang es um ihre nun losen Haare.
Lukowsky bat: „Du hast mir schon eine Menge erzählt. Jetzt solltest Du mir die ganze Geschichte erzählen. Es muß nicht heute sein. Ich habe inzwischen Busch und Fischer getroffen. Davon werde ich Dir berichten. Wenn wir den Drachen erlegen wollen, müssen wir alle seine Höhlen kennen."
Vera nickte. „Ja." Sie sah ihn aus plötzlich müden Augen an: „Ich möchte mich jetzt gern hinlegen. Du wirst ja in der Nähe sein, nicht wahr?" - Lukowsky versprach es: „Ganz sicher!"
Sie stand auf. Auch Lukowsky stand auf. Sie standen einander dicht gegenüber. Zum zweiten Mal wurden ihrer beider Blicke zu einem Blick. Lukowsky faßte sachte und vorsichtig ihre Oberarme. Sofort spürte er wieder den abwehrenden Schauer, der den Frauenkörper durchlief. Veras Mundwinkel zitterten. Aber ihr Blick blieb ruhig und klar. Er strich ihr zärtlich mit zwei Fingern über die Stirn. Die Angst vor der Berührung in ihrem Körper ließ nach, ihre Nerven entspannten sich. Sie hauchte Lukowsky die Andeutung eines Kusses auf den Mund und lächelte: „Bis morgen!"

Lukowsky verließ ihr Zimmer. Während er durch den Korridor zu dem seinem schritt, war es ihm, als schiene trotz der nächtlichen Dunkelheit hell die Sonne.

Lukowsky hatte nicht geschlafen. Er hielt Wache für Vera, achtete auf jedes Geräusch. Doch alles blieb ruhig. Als der Morgen graute, trat er ans Fenster.
Schwacher Nieselregen betupfte die Scheiben und tanzte im bleichen Schein der Straßenlaternen. Der Blick aus dem Fenster war trostlos: Der wie ausgestorben daliegende Bahnhofsplatz, unbelebte Straßen, von Zeit zu Zeit ein verirrt wirkendes Auto. Lukowsky machte sich fertig und ging zu Veras Zimmer. Er klopfte an die Tür und sagte von außen: „Guten Morgen!" Sie rief mit munterer Stimme: „Ja! Herein!" und Lukowsky trat ein.

Vera war noch in einem umbrabraunen Morgenmantel, dieser war bodenlang und wirkte beinahe wie ein Abendkleid. Sie stand vor dem Waschbecken, sah in den kleinen rechteckigen Spiegel darüber und ließ eine Bürste durch ihre schönen braunen Haare rauschen. Jetzt wendete sie den Kopf und warf Lukowsky einen Blick zu. Sie ließ die Bürste sinken, griff mit der freien Hand in ihre Haare, hob sie im Nacken an und ließ sie wieder auf den Rücken fallen. „Don Quijote," sagte sie: „Ich möchte mir gerne die Haare waschen. Gestern nacht war ich zu müde. Es wäre nicht unbedingt nötig, aber ich würde mich wohler fühlen. Können wir uns die Zeit nehmen?" - "Wir haben keine Eile," antwortete Lukowsky, "Du kannst mir bei der Gelegenheit Deine Geschichte erzählen – falls Du willst." Sie überlegte einen Moment und sagte dann: „Gut. Gewaschen sind sie in einer halben Stunde. Vielleicht kannst Du inzwischen ein Frühstück auftreiben und dann wiederkommen?" Lukowsky sagte: „In Ordnung. Ich muß ja auch noch eben mit der Polizei reden. Ich habe Heinz Kufners Leiche gefunden und muß da sicherlich irgendein Papier unterschreiben. Es kann also sein, daß es etwas länger als eine halbe Stunde dauert."

Es dauerte eine Dreiviertelstunde. Dann hatte Lukowsky bei der Polizei alles geregelt und für ein ordentliches Frühstück gesorgt. Als er damit auf einem Tablett in Veras Zimmer kam, summte dort schon ein leiser Fön und blies in Veras feuchte Haare. Sie saß auf der Bettkante. Auf dem Fußboden vor dem Waschbecken lag eine Menge kleiner brauner Haarschnipsel. Vera bemerkte Lukowskys Blick und versicherte: "Es waren nicht einmal fünf Zentimeter, Don Quijote! Aber das mußte wieder einmal sein. Du wirst den Unterschied gar nicht bemerken." Das stimmte. Die Frau schaltete den Föhn aus. Sie kam ihm entgegen und übernahm das Tablett. „Ich liebe heißen Kaffee!" erklärte Vera und begann, den kleinen Tisch des Zimmers zu decken. Lukowsky berichtete ihr: „Ich bin bei der Polizei gewesen. Sie haben Spuren von zwei verschiedenen Paar Männerschuhen und einem paar Frauenschuhen gefunden, die in Öllachen getreten waren. Sonst bisher noch nichts. Die Frauenschuhe, das waren sicherlich Deine." Vera nickte. Sie schenkte Kaffee in zwei Tassen: „Ich glaube nicht, daß sie Valtine kriegen. Der ist schon längst wieder ganz wo anders. Und selbst wenn: Er hat inzwischen wieder Beziehungen zu den alliierten Dienststellen. Die würden ihn gegen die deutsche Polizei decken." Sie nahm ein Messer, um Marmeladenbrötchen zu bereiten, und ließ es in der Luft schwingen: „Aber ich kriege ihn eines Tages! Was er an mir tat war schlimmer als das, was mein

Bruder getan hat – und er trägt die Schuld am Tod meines Vaters. Ich will, daß dem Drachen erlegt wird! Du weißt es!“
Ihr fiel auf, daß der Morgenmantel nicht richtig zu war und deutlich ihren Busen sehen ließ. Wie mit einem schnellen Reflex, änderte sie dies und zog den kordelartigen Gürtel fest an. Dann fragte sie: „Wieviel Zeit hast Du?“ Lukowsky antwortete: „Den ganzen Tag.“ Und er dachte: ‚Für Dich ein ganzes Leben und die Ewigkeit dazu.‘ Wiederum schien die Frau in seinen Gedanken zu lesen, sie lächelte. Nach einem langen Augenblick sagte sie: „Fein, dann kann ich meine Haare so trocknen lassen oder brauche höchstens den lauwarmen Föhn. Heiß tut den Haaren nämlich nicht gut, und obwohl meine glücklicherweise recht kräftig sind, bin ich heikel mit ihnen – das weißt Du ja schon! Ich verwende auch nur die besten Bürsten, Holz mit Naturborsten - so bin ich eben!“ Sie begutachtete die Enden ihrer Haare und sah dann Lukowsky voll an: „Würdest Du mich eigentlich auch mögen, wenn ich die Haare nicht so lang hätte? Ich meine, nicht ganz so - und wenn Du mich von Anfang an anders kennengelernt hättest?“ Er erwiderte ehrlich: „Nein. Dann wärest Du nicht Du. Ich würde Dich dann nicht so sehen können wie ich Dich sehe, weil das auch mehr als bloß eine schöne Äußerlichkeit ist. Außerdem – zu einer richtigen Frau gehört das einfach dazu. Es ist so, wie Dein Vater es sagte.“ Vera goß frischen Kaffe in die mittlerweile geleerten Tassen. Sie sah Lukowsky nicht in die Augen, als sie fragte: „Darf ich indiskret sein: Du hast einmal eine Frau sehr geliebt, die mir ähnlich sah?“ Er nickte: „Sie lebt schon lange nicht mehr. Aber sag jetzt nichts Bemitleidendes, bitte. Es liegt schon so viele Jahre zurück, es hat seinen Frieden. Jetzt sehe ich Dich, und das ist wunderschön.“
Vera betastete mit einer Verlegenheitsgeste ihre feuchten Haare: „Vielleicht sollte ich doch den lauwarmen Föhn nehmen. Sonst dauert es zu lange. Mit dem Frühstück sind wir ja fertig, nicht? – Ich wollte Dir ja auch erzählen!“

Der kleine Föhn in Veras Hand summte und blies in ihre dichten braune Haare, die nun an den Enden eine glatte Schnittkante aufwiesen, ohne aber kürzer zu wirken. Das Geräusch war leise, es störte die Worte nicht. Vera erzählte: „Das wichtigste, in großen Zügen, weißt Du schon. Ich bin sehr offen gegen Dich gewesen. Was jetzt noch zu sagen wäre, betrifft Kleinigkeiten. Aber es sind viele Kleinigkeiten, die ihre Bedeutung haben. Du solltest das alles wissen. Löw, zum Beispiel. Das ist ein wohlhabender Antiquitätenhändler. Seriös, kein unguter Kerl, wahrscheinlich sogar nett, gehört wohl auch ein bißchen zu dem

heutzutage so kleinen patriotischen Lager. Doch auch er hat sich mit in den Strudel des Wahnsinns begeben. Die idealistischen Ziele der alten Offiziere kennt er vermutlich nicht, aber es geht ihm auch kaum um Geld, denn davon hat er genug. Ich kenne ihn zu wenig, um ihn einschätzen zu können. Vielleicht gilt sein Wahn antiken Kunstschätzen. Anfangs mauschelte er nur mit Busch und Fischer, jetzt offenbar auch mit Valtine. Ich glaube nicht, daß es in der Angelegenheit Z-Plan, wie mein Vater das nannte, Kunstschätze gibt. Er sprach jedenfalls nie davon. Ich denke, Busch hat das bloß erfunden, um Löw für die Finanzierung seiner Ziele zu ködern. Busch ist ein Fuchs – und in seiner Besessenheit völlig gewissenlos. Möglicherweise ist bei Löw aber auch noch anderes im Spiel. Wie gesagt, ich kenne ihn nicht gut genug. Ich glaube, sein Schwiegervater ist ein hoher Wehrmachtsoffizier gewesen, mit dem mein Vater zumindest flüchtig bekannt war. Möglich, daß auch dies eine Rolle bei Löw spielt. National gesonnen ist er wohl, das weiß ich ziemlich sicher. Aber ich kenne ihn nicht gut genug." Lukowsky fragte: „Sagt Dir der Name Stephan etwas? Ein ehemaliger U-Boot-Fahrer? Er war gestern bei dem Zusammentreffen mit Busch und Fischer dabei.“ Vera staunte: „Stephan? Natürlich kenne ich den! Er war mit meinem Vater gut bekannt. Ich dachte nicht, daß Stephan sich da hineinziehen lassen würde.“ – „Mein Eindruck ist,“ bemerkte Lukowsky: „Stephan gibt nur ein paar Tips und Geld. Er machte auf mich nicht den Eindruck, als sei er versessen auf die Sache.“ - „Dann ist es denkbar!" nickte Vera, „So ein bißchen die Nase hineinhalten, aber nicht wirklich hineinstecken; das paßt zu Stephan, ja. Er ist aber sowieso keine Gefahr.“ Sie wurde nachdenklich, ihr Blick schien auf einmal in eine unsichtbare Ferne gerichtet zu sein. Ihre Stimme nahm einen leisen Klang an, doch jedes ihrer Worte kam sehr deutlich: „Leider war mein Vater ganz anders. Er ließ sich begeistern, von Busch, von Beekn – sogar von Valtine...! - Das hat ihn ruiniert. Valtine hat meinen Vater dazu gebracht, immer mehr Geld für die geheimnisvolle Angelegenheit zu geben, bis schließlich die Firma dadurch zusammenbrach. Da hat mein Vater sich erschossen. Vielleicht außerdem auch - manchmal denke ich das - um nichts zu verraten. Meinem Bruder gelang es dann wider erwarten, die Firma zu retten.“ – Vera unterbrach ihre Erzählung. Sie betastete ihre noch feuchten Haare und sagte unvermittelt: „Wenn ich gestorben bin, will ich nicht verscharrt, sondern verbrannt werden. Ich würde es mir schön vorstellen, auf einem Langschiff in See verbrannt zu werden – so wie einstmals die Wikinger. Nur meine Haare sollten aufgehoben werden, als ein Andenken an mich. Drüben in Walhall hätte ich sie ja sowieso

gleich vollständig wieder.“ Ihre Mundwinkel zitterten. Ein quälender Schauer durchzuckte Ernst Lukowsky. Er sagte: „Denk‘ nicht ans Sterben, Dulcinea, liebe, Du bist jung! Viel jünger als ich! Du hast noch so vieles vor Dir – Schönes, Wunderbares!“ Sie schüttelte ganz leicht mit dem Kopf und lächelte schwach, ein stilles, stolzes Lächeln: „Ich werde früher sterben als Du, Don Quijote! Das spüre ich. Und es ist nicht schlimm!“ – Ihr Blick bat: ‚Sage jetzt nichts und frage mich nicht.‘ Lukowsky empfing es wie aus ihren Gedanken, ganz deutlich. Er schwieg, ohne zu verstehen. Vera schlug die Augen nieder, sie ließ den lauen Föhn wieder in ihre Haare blasen und sprach nach Momenten des Schweigens in sachlicher Weise weiter: „Wenn Stephan auf der Bühne erschienen ist, spricht dies dafür, daß die Geschichte mit dem U-Boot wahr ist. Davon wurde früher schon gemunkelt. Einige wichtige Dinge sollen sich noch auf einem U-Boot befinden, das auf Grund gesetzt wurde. Ich weiß allerdings nicht, wo. Es muß wohl zu spät gewesen sein, diese Sachen noch in eine der unterirdischen Anlagen zu bringen. Vielleicht steckt auch noch mehr dahinter, ich weiß nicht.“

Lukowsky bestätigte: „Um das geht es. Das U-Boot liegt angeblich in der Nähe von Toulon vor der Mittelmeerküste. Ich soll mich darum kümmern. Zusammen mit einem Mann namens Alotti.“ Vera merkte auf: „Domenico Alotti? Der ist nett! Er hat uns früher des öfteren besucht, und wir sind auch mit ihm durch Italien gereist, mit ihm und seiner Tochter. Ein sehr kluger und gebildeter Mann. Ein wenig Mystiker. Seine Tochter, Antonietta, beschäftigt sich bei bißchen mit Okkultismus, Magie und so weiter. Sie ist sehr gescheit!“ Vera lächelte Lukowsky an: „Antonietta, die würde Dir gefallen! Es heißt, sie sehe mir ähnlich. Sie hat auch ganz lange Haare. Allerdings ist sie mit ihnen weniger zimperlich als ich mit den meinen bin. Sie hat mir gezeigt, wie man sich selber die Spitzen nachschneiden kann: Alles in zwei gleichmäßigen Hälften vor die Schultern kämmen und unten zusammenhalten. Es wird perfekt gleichmäßig. Bei Antonietta geht das ruck-zuck. Das brächte ich niemals so fertig. - Aber entschuldige, das ist nun wirklich ein Frauenthema!" Das Lächeln blieb auf ihrem Gesicht, aber es wurde schwächer, als sinke es tief in sie hinein. Sie sprach: „Es gibt ein paar Träume aus meiner Kindheit... Sie sind längst nicht mehr wahr, und trotzdem denke ich gerne daran. Beispielsweise die Ferien mit Antonietta.“ Die Frau betastete abermals ihre Haare vom Scheitel bis zu den Spitzen und erklärte beiläufig: „Mit dem lauwarmen Föhn dauert es gar nicht so lange, sie sind noch ein bißchen feucht, aber das trocknet von alleine.“ Sie stellte

den Föhn aus, legte ihn beiseite, entnahm ihrem Kosmetikköfferchen einen großen geschwungenen Hornkamm und begab sich daran, bei den Spitzen beginnend, sorgfältig ihre Haare zu Kämmen. Dabei kam sie wieder auf die sachlichen Dinge zu sprechen: „Antoniettas Vater gehörte im Krieg einer berühmten italienischen Einheit an, die ‚Decima' genannt würde. Die Torpedoreiter des Principe Valerio Borghese. Vielleicht hast Du davon schon einmal gehört. Irgendwie hängt das alles zusammen, aber jede Einzelheit weiß ich auch nicht. Jetzt wird mir aber etwas klar: Domenico Alotti lebt seit Jahrzehnten in Toulon! Das ist sicher kein Zufall. Er war Kampftaucher... Und er kennt Busch! Doch, ja, es könnte sein, daß Domenico Alotti weiß, wo das U-Boot liegt und auch hinein kann. Wenn es bei Toulon ist, wo er ja wohnt? Wie gesagt: Er ist ein alter erfahrener Taucher!" Sie ließ den Blick einen Moment lang schweifen und sagte dann: "Ich glaube, Domenico ist einer der wirklich Eingeweihten. Er kennt auch das Geheimnis der magischen Sonne. Das ist etwas, wofür Antonietta sich interessiert. Ich mag die beiden sehr gern. Du wirst sie auch mögen. Es gibt da ganz sicher manches, wovon kaum jemand etwas ahnt oder sich auch bloß vorstellen kann." Ihr fiel auf, daß sich die Kordel um den Bademantel wieder gelockert hatte. Sie zurrte diese wieder fester und überlegte: "Was ich Dir vielleicht noch erzählen sollte: Nach meines Vaters Tod bin ja auch ich von Kriminalbeamten verhört worden, zweimal. Was sie wissen wollten, bezog sich auf eventuelle Hinterlassenschaften meines Vaters, auch, ob ich etwas über seine Auslandsverbindungen wüßte. Doch bei mir bissen sie in jeder Weise auf Granit. Ich glaube, das wurde den Herrschaften auch sehr bald klar und es griff ihnen sogar gehörig an die Nerven. - Du weißt: Ich führe einen Privatkrieg - einen mit mehreren Fronten." Sie war mit dem Kämmen fertig und nahm nun die Bürste. "Leider gibt es in alledem auch für mich viele Rätsel," erklärte die Frau, "obwohl ich ziemlich sicher glaube, mein Vater hatte mich in alles einweihen wollen. Einige Kleinigkeiten gab er mir auch, noch zu seinen Lebzeiten, und diese wirst Du von mir bekommen, wenn es so weit ist. Doch das Wichtigste hat vermutlich meine Mutter verbrannt - aus Feigheit. Es ist traurig, so etwas sagen zu müssen." Vera ließ die Bürste sinken und bat: „Läßt Du mich jetzt eben allein, damit ich mich anziehen kann?" Lukowsky erhob er sich und sagte: „Ich bezahle inzwischen und warte dann im Zimmer gegenüber, Numero 4."

Es dauerte ein wenig mehr als eine viertel Stunde, da kam Vera. Sie hatte ein türkisfarbenes Kleid angezogen und ihre die Haare vor der linken Schulter mit

einem türkisfarbenen Band zusammengebunden. Der Schweif wirkte nicht kürzer, aber die unten vorgenommene Begradigung fiel bei genauem Hinsehen doch auf. Lukowsky nahm das Gepäck der Frau, und bald fuhren sie los, in Richtung Essen, denn dort hatte Vera noch immer ein Zimmer im Kaiserhof und einiges an Gepäck.
Der Himmel war bedeckt, aber die von ferne drohenden Regenwolken verzogen sich. Schüchterne Sonnenstrahlen kamen zwischen den Wolken hervor.

Sie fuhren über die Autobahn. Vera sprach wieder von Dingen, die sie liebte: Richard Wagner, besonders ‚Liebestod' aus Tristan und Isolde sowie ‚Wotans Abschied' aus der Walküre; aber auch den 2. Satz von Rodrigos Concierto de Aranjuez und die Dichtungen Homers, namentlich in der alten Voß-Übertragung aus der Schiller-Zeit, dann die Edda und das Nibelungenlied. Bei einer Autobahnraststation legten sie eine Pause ein. Nicht, weil das nötig gewesen wäre, sondern weil sie Lust dazu verspürten. Noch nie hatte Lukowsky die schöne Frau namens Vera so unbeschwert erlebt wie jetzt, und auch er fühlte sich leicht wie seit sehr vielen Jahren nicht mehr.
Als sie das Restaurant der Raststätte verließen, holte sie die rohe Gegenwart ein. Vera streckte den Finger möglichst unauffällig in eine Richtung aus und sagte mit plötzlich belegter Stimme: „Da!" Ein dunkelblauer Pontiac wartete in reichlich hundert Metern Entfernung mit laufendem Motor. Lukowsky deutete ungeniert auf die große Limousine: „Der hat Heinz umgebracht?" Vera zuckte ein wenig zusammen: „Ja." Lukowsky sagte: „Setz Dich ins Auto!" - Er wartete keine Widerrede ab. Er zog den Reißverschluß seiner Jacke auf, um schnell zur Waffe greifen zu können, und ging geradewegs auf den dunkelblauen Wagen zu. Zwei Männer saßen darin. Der Fahrer und ein zweiter Mann im Fond. Die mittlerweile freigewordene Sonne strahlte hell aber noch kraftlos über die Landschaft. Lukowsky hörte hinter sich Vera aufgeregt rufen: „Nicht! Geh nicht hin!" - Er ging weiter.
Der Fahrer im Pontiac gab Gas und ließ den Wagen langsam anrollen. Ein orangeroter Kleinwagen kreuzte den Weg, verschwand dann in Richtung Autobahn. Das Feld war wieder frei. Lukowsky schritt weiter. Die Frauenstimme in seinem Rücken rief etwas. Er achtete nicht darauf.
Auf dem dunkelblauen Lack des Pontiacs reflektierte das Licht einer fahlen Sonne. Der Fahrer hatte wieder gebremst. Die Sonnenreflexe blendeten von Mal zu Mal. Die Vorderräder des Pontiacs wurden eingeschlagen, aber er verharrte

an seinem Platz. Nur das Motorengeräusch wuchs zu dumpfem V8-Blubbern. Lukowsky war bis auf etwa dreißig Meter herangekommen: Reifen kreischten – Motorengebrüll - der Pontiac schoß vor wie ein blindwütig angreifendes Tier, er stürzte auf Lukowsky zu. Lukowsky sprang zur Seite. Doch auch der Wagen wich aus und raste bis dicht an den weinroten Mustang heran. - Vera Jörgens eilte in das Rasthaus. Die rechte Fondtür des Pontiacs wurde aufgestoßen. - Ein gellender Knall durchschlug den Morgen, dann noch ein zweiter. Auch Lukowsky hatte seinen Revolver gezogen und schoß. Glas splitterte an dem Pontiac, von irgendwo tönte ein Schrei. - Mit offener Tür stob der dunkelblaue Wagen davon. Nach einigen Metern Fahrt klatschte die Tür von alleine zu. - Lukowsky rannte zu seinem Auto und sprang hinein.
Während er den Zündschlüssel ins Schloß steckte, kam auch Vera. Ihre Hände gestikulierten temperamentvoll, sie rief mit geweiteten Augen: „Don Quijote! Was tust Du?!“ -
Lukowsky trat das Gaspedal durch. Der Mustang beschleunigte. Von der dunkelblauen Limousine war aufgrund der kurvenreichen Strecke und den rechts und links stehenden ersten Häusern des nahen Ortes nichts mehr zu sehen.
Lukowsky blieb auf der Hauptstraße. Vera schalt ihn noch immer. Er hörte nicht hin, sondern sagte nur: „Jetzt ist Schluß! Erst Felix, dann Heinz!“ Er wandte sich Vera zu: „Ich muß die jetzt kriegen! Es geht dem Dachen ans Fell!“
Der Blick der Frau wurde ruhig, der Hauch eines Lächelns trat auf ihre Lippen, ihre Stimme klang kühl und bestimmt: „Gut! Dann beginne heute das Jüngste Gericht!“

10

Mit hoher Geschwindigkeit fuhr Ernst Lukowskys weinroter Ford Mustang durch die kleine Ortschaft. Eine unübersichtliche von Wald gesäumte Landstraße schloß sich an. Lukowsky erhöhte das Tempo. Das bei ‚Wellmeyers 1A-Gebrauchtwagen‘ erstandene Auto made in Detroit bewährte sich, trotz abgefahrener Reifen und mancher Roststellen, von denen auch die Auspuffanlage nicht frei war. Lukowsky dachte jetzt an nichts außer sein augenblickliches Ziel, nur die dunkelblaue Pontiac-Limousine schwebte vor seinem inneren Auge. Technisch gesehen war es ein amerikanisches Duell: Ford gegen General Motors.

Grasfetzen und kleine Steine flogen bei jeder zu scharf genommenen Kurve auf.

Die Landschaft hastete in verzerrten Bildern an den Autofenstern vorbei. Lukowsky wurde heiß. Er überholte einen Lastzug, einen Personenwagen und einen Bus. Erdbrocken wirbelten hinter dem Mustang durch die Luft. - Eine gerade Strecke kam. An deren Ende bewegte sich etwas, das ein dunkelblauer Pontiac sein konnte. Der Mustang schoß voran. Das dunkle, bläuliche Etwas voraus wurde größer, deutlicher, die Formen erkennbar - es verschwand hinter einer Kurve. Im Anschluß an diese Biegung erstreckte sich eine lange Gerade, von einem Güterweg gekreuzt. - Der dunkelblaue Wagen war nicht mehr da.
Lukowsky hielt auf offener Strecke an: Er verschränkte die Arme über dem warmen, schweißnassen Lenkrad und sagte zu sich selbst: „So weit kann der noch gar nicht sein!“ Er wendete den Blick und sah die Frau auf dem Beifahrersitz an: „Vielleicht ist der abgebogen, aber wo? In den Wald hinein kaum. Da käme der mit seiner Schüssel nicht weit.“
Vera Jörgens berührte sachte seine Schulter. Ihr Gesicht war ein wenig bleich, doch ihre Stimme klang fest: „So geht es nicht! Man muß ihn anders packen, mit Raffinesse im richtigen Augenblick!“ Lukowsky sah sie an und erwiderte schnell: „Es geht nur so, Vera! Du wirst sehen! Irgendwo müssen die hier abgebogen sein, so unwahrscheinlich es auch aussieht!“
Er rangierte zurück, bremste wieder, stieg aus und überblickte das Gelände. Kopfschüttelnd stieg er wieder in den Wagen: „So was gibt's nicht!“ Er fuhr noch ein Stück rückwärts, hielt an und sah sich um. Vera Jörgens schöne schmale Hände mit den langen spitzen Fingernägeln verkrampften sich still im Stoff des türkisfarbenen Rocks. Sie sagte halblaut: „Merkst Du denn nicht, daß alle denken, Du hättest das Paket? Das zeigt sich doch jetzt ganz klar! Sie kennen Dein Auto Darum lauerten sie Dir auf. Ja, ich glaube, sie haben Dir aufgelauert! Aber jetzt wollen sie noch keinen Zusammenstoß mit Dir, sie wollen Dich nur beobachten weil sie denken, irgendwann führtest Du sie zu dem Paket.“ - Er sagte laut: „Das ist mir ganz egal! Und ich will aus Gründen des guten Benehmens nicht näher äußern, ***wie*** egal mir das ist! Jetzt werden die Burschen lernen, was der Ernstfall mit einem alten Soldaten heißt!“ Er drehte sich um und stützte die Ellenbogen auf das schwarze Kunstleder der Rückenlehne des Fahrersitzes: „Wo sind die nur hin! In die Erde gefahren sein können sie nicht – dahin bringe ich sie erst noch persönlich!“ Er dachte laut nach: „Aber ich sehe hier keinen Weg, der breit genug wäre.“
Vera meinte: „Vielleicht haben sie sich ja einfach nur in dem Waldweg versteckt, haben uns vorbeisausen lassen und sind dann umgekehrt? Valtine ist auch

nicht der Mann, der selber herumschießt wie im Wilden Westen, das läßt er andere tun. Ich nehme an, es war so: Sie haben uns vorbeigelassen und sind dann umgekehrt. Wahrscheinlich ist Valtine sogar inzwischen ausgestiegen und fährt per Taxi zum nächsten Bahnhof. Er riskiert nicht einmal, wegen zu schnellen Autofahrens bei der Polizei aufzufallen. Man kennt seinen Namen an höheren Stellen. Er ist sehr vorsichtig.“ - Lukowsky nickte: „So könnte es sein!“
Der Wagen schwang tief in den Federn, als er die Böschung hinab auf die Wiese rollte. Tatsächlich fanden sich dort Reifenspuren. Sie folgten. Das friedliche Bild der Landschaft und die nun beinahe warm strahlende Sonne verliehen dieser Fahrt auf einmal eine geradezu ferienhafte Stimmung. Eine große Ruhe breitete sich auf einmal in Ernst Lukowsky aus. Die Verfolgung des dunkelblauen Autos empfand er plötzlich wie eine lästige Pflicht. Auch Vera schien von dieser merkwürdigen Stimmung erfaßt zu sein. Sie sprachen nicht. Langsam rollte ihr Wagen über das Gras. Die Spur, der sie folgten, schlug einen Bogen um ein kleines Waldstück herum, um danach wieder auf der Straße zu münden. Lukowsky hielt noch vor der Straße an und stieg aus. Auch Vera Jörgens stieg aus. Sie sahen sich über das Autodach hinweg an. Vera fand zu einem Lächeln. Lukowsky stützte einen Arm auf das Wagendach und das Kinn in die Hand: „Lach' mich ruhig aus! Die Burschen haben 'ne Runde gedreht, haben uns vorbeirasen lassen und sind dann zurückgefahren, genau wie Du vermutet hast. Ich bin der Idiot! - Aber immerhin: Der Drache hat ‚Notung' fürchten gelernt.“ Dabei klopfte er auf seinen schweren Single-Action-Revolver. Vera lächelte still, der Vergleich mit dem Schwert des Drachentöters schien ihr zu gefallen. Dann verfiel sie ins Grübeln: „Ich begreife nicht: Wer hat das Paket! Du hast es nicht. Aber alle scheinen zu denken, daß Du's hättest. Löw suchte es bei Dir, beziehungsweise bei dem alten Mann, dem Du es womöglich hättest geben können. Also hat Busch es auch nicht, denn der steht mit Löw in Verbindung - wie jetzt ja auch Valtine – der es ganz offenbar auch nicht hat. Nun, ich komme nicht in Frage. Wo ist es dann? Denn irgendwo muß es sein – das echte oder das falsche oder alle beide – es muß irgendwo solch ein grünes Paket geben, und wenn es bloß das falsche wäre.“
Lukowsky überlegte einen Moment. Er kniff die Augen gegen die Sonne zusammen: „Bald werde ich 's wissen, verlaß' Dich drauf! Es gibt wohl nur zwei Möglichkeiten, ja, ich denke, nur zwei.“
Veras Augen blickten ihn auffordernd an: „Also? Sag's mir!“
Er schüttelte den Kopf: „Nicht was Du vielleicht denkst, Vera. Die Sache liegt

viel einfacher. - Oder zumindest könnte es so sein.“ Sie beharrte: „Sag's 's mir!“
Lukowsky schwang sich vom Kotflügel des Wagens und stellte sich vor sie hin: „Die erste Möglichkeit ist, dieses geheimnisvolle Paket schlummert immer noch an seinem Ursprungsort, und die Attrappe ist mittlerweile aus dem Verkehr gezogen worden. Zweite Möglichkeit...“ Er griff sich nachdenklich ans Kinn. Seine rechte Hand untermalte, als müsse er sich entschuldigen: „Schau...“ Er blickte ihr in die Augen: „Mein Freund Felix - der abgestürzt ist - er war ein ganz ausgezeichneter Flieger. Aus diesem Grund glaube ich auch fest an einen Sabotageakt! - Aber..., man will die Fehler bei Freunden wohl oft nicht wahrhaben. Wie gesagt: Felix war ein sehr guter Flieger, hatte Erfahrung, alles... Doch einen Fehler hatte er auch: Er spielte zu gerne Luftakrobatik, machte die tollsten Manöver und die wildesten Sturzflüge...“ Lukowsky blinzelte nochmals in die Sonne: „Manchmal - wenn ich ganz und gar ehrlich gegen mich bin – frage ich mich, ob Felix nicht doch durch eigene Schuld abgestürzt sein könnte. Oft genug hab' ich gedacht, irgendwann übertreibt er's. Vielleicht war es so.“ - Lukowsky sah wieder in das schöne Gesicht der Frau. Er sagte: „Dann läge das geheimnisvolle Paket jetzt irgendwo im ewigen Eis eines Gletschers. Sofern es an Bord der Maschine gewesen ist. So könnte es sein.“ Er schwieg und betrachtete die Grashalme zwischen seinen Füßen. Auch Vera schwieg. Endlich brach sie mit gesenkter Stimme die Stille: „Wie sollten wir es da jemals finden? Falls wir es unbedingt haben wollten!“
Lukowsky begegnete ihrem zweifelnden Blick und deutete ein Kopfschütteln an: „Niemals, Vera, niemals würde es jemand finden - höchstens irgendwann nach Jahr und Tag ein Bergsteiger durch puren Zufall. Aber es ist selbstverständlich nicht sicher, daß das Paket in dem Flugzeug war.“ Er steckte sich eine Zigarette an und überlegte: „Rein theoretisch gäbe es auch noch eine dritte Möglichkeit. Als ich mit dem Paket unter'm Arm zu Wenzl kam, schnappte er es sich sofort und verschwand damit für eine knappe Viertelstunde. Da hätte er es austauschen können. Allerdings nur, wenn er gut vorbereitet gewesen wäre. Aber dann hätte er das hinkriegen können. Es ist zwar sehr unwahrscheinlich, aber nicht restlos unmöglich. Dieser Brünner lief ja auch bei ihm in der Firma herum. Der könnte Wenzl dazu gebracht haben.“ Lukowsky winkte sich selber ab: „Das ist sehr unwahrscheinlich!“ Veras Gedanken gingen seiner Überlegung nach. Sie sagte: „Es ist unwahrscheinlich - aber, wie Du selbst sagst, nicht unmöglich. Ich werde darüber nachdenken. Dieser Herr Wenzl gehört sicher nicht zum inneren Kreis des ganzen, das wüßte ich. Aber trotzdem...“ Sie blickte auf:

„Fahren wir weiter?“ - Lukowsky ging auf die andere Seite des Wagens: „Soll ich Dich jetzt nach Essen zu Deinem Hotel bringen? Oder was möchtest Du?“
Sie überlegte ein paar Sekunden, sagte dann: „Doch, bringe mich zum Kaisehof. Ich werde nicht dort bleiben, aber meine Sachen holen. Ich habe eine Wohnung, direkt am Rhein. Niemand weiß das. Alle denken, ich lebte ständig in Hotels und sonst in dem Lande Nirgendwo. Aber Dir werde ich meine persönliche Anschrift geben.“

Sie stiegen ein und fuhren weiter, wieder in Richtung Autobahn. Sie fuhren gemächlich, ohne Eile. Das Wetter war angenehm, die Landschaft malerisch.
Eine Tankstelle kam in Sicht - und eine dunkelblaue Pontiac-Limousine, die von dort aus auf die Landstraße rollte. Jetzt verwandelten sich die Dinge innerhalb von Augenblicken. Vera sagte kühl: „Laß' ihn. Valtine ist nicht im Wagen, das ist nur einer seiner Schläger-Heinis.“ Lukowsky erwiderte: „Aber vielleicht führt ja der Heini zum Heinrich!“ Vera sagte noch etwas, doch diese Worte gingen wie bizarre Geräusche im Lärmen des Motors und einer nicht ganz einwandfreien Auspuffanlage des alten Mustangs unter. Lukowsky schnitt die nächste Kurve, zog an einem Kleinbus vorbei, jagte zwischen einem zu überholenden und einem entgegenkommenden Wagen hindurch, er fegte über Randstreifen und Grasnaben, so daß die Fetzen flogen – und die Sonne strahlte jetzt dazu heiter vom Himmel. Der Mustang überholte einen Bus und war nun schon verhältnismäßig dicht hinter der dunkelblauen Limousine. Die Jagd führte an Feldern vorüber und an Äckern, durch ein Stück Wald und an Rapsfeldern entlang - wie die Straße ihren Weg nahm: Wiesen, wieder ein Waldstück. Wieder Felder und Äcker. - Eine kleine Ortschaft kam in Sicht. Den Namen auf dem Ortsschild verzerrte die Geschwindigkeit und machte ihn unleserlich. Reflexhaft duckte sich die Frau auf dem Beifahrersitz, als Bahnschranken kamen - doch die Schranken senkten sich nicht. Mit einem kurzen Holpern sprang der Mustang über die Gleise und stieß in die Ortschaft hinein, dem großen dunkelblauen Pontiac schon dicht auf den Fersen. Häuserfronten schienen entgegenzurasen, Reifen quietschen, eine Frauenstimme rief etwas. –
Lukowsky verspürte Schweiß auf der Stirn. Sein Wagen schoß durch die kleine Stadt, einer dunkelblauen Limousine folgend. Fußgänger hasteten erschrocken nach allen Seiten auseinander; Autos bremsten ruckartig, gerieten ins Schleudern, stießen gegeneinander, hielten am Straßenrand. Der dunkelblaue Wagen wich einem entgegenkommenden Porsche über den Bürgersteig aus und schlit-

terte funkensprühend an Hauswänden entlang. Eine Schaufensterscheibe zerklirrte, Hupen gellten; ein aus der Auslage hinter dem zersplitterten Schaufenster eines Spielwarenladens gepurzelter mechanischer Stoffhase hoppelte ungerührt über das Schlachtfeld der Straße. - Die kleine Innenstadt war durchquert, es ging durch die Randbereiche. Der dunkelblaue Wagen nahm ein offenstehendes Vorgartentor mit; die hoch aufwirbelnden Lattenplitter trafen auch noch Lukowskys Auto. Abermals hasteten Menschen kopflos auseinander, eine Einkaufstasche fiel hin und verstreute ihren Inhalt auf das Pflaster, und wieder splitterte irgendwo Glas. Dann kündigte ein gelbes Schild endlich das Ortsende an. Aber während der Fahrt durch die Stadt hatte der Pontiac ein paar Längen Vorsprung gewonnen. Hinter dem Ortende kam eine Gruppe Kinder auf Fahrrädern. Der Pontiac raste mitten hinein, rammte zwei Radfahrer nieder, geriet kurz ins Schleudern und setzte die Fahrt fort. Lukowsky lenkte im Slalom zwischen den stehenden und gestürzten Radfahrern hindurch. Hühner hüpften auf die Straße, wo der Pontiac abermals ein Stück Gartenzaun mitgenommen hatte, entkamen aufflatternd und gackernd der Gefahr.
Auf einmal überlegte es sich der Fahrer des dunkelblauen Wagens anders. Er versucht eine 180-Grad-Wendung aus voller Fahrt. Das Manöver mißglückte. Der Pontiac geriet ins Schleudern, jede Kontrolle versagte – er prallte voll gegen ein Transformatorenhäuschen am Straßenrand. Dem Krachen des Aufpralls folgte eine sofortige Explosion. Der verunglückte Wagen ging in lodernden Flammen auf. Lukowsky trat auf die Bremse, gab dann wieder etwas Gas, zog die Handbremse leicht an und vollzog das Wendemanöver auf der Stelle erfolgreich. Er lenkte ein Stück zurück und bog dann in einen schmalen Weg, der zu Schrebergärten führte. Er stieg aus und ging an dem brennenden Pontiac vorbei zu dem Unfallort der Radfahrer. Es hatte sich noch kein Menschenauflauf gebildet. Ein Kind lag auf der Straße, rappelte sich aber gerade ohne nennenswerte Verletzungen auf. Ein Huhn gackerte dazu. Ein zweites Kind saß weinend, aber unverletzt am Straßengraben. Lukowsky verscheuchte das Huhn und trug das Kind von der Straße. Jetzt kamen auch andere Leute, unter ihnen eine zweite Radfahrergruppe und ein Mann im Laufschritt mit Arzttasche. Von ferne wurde schon das Heulen der Sirenen eines Krankenwagens vernehmbar. Lukowsky ging zum Mustang zurück. Niemand achtete auf ihn. Schaulustige umringten das mittlerweile ausglühende Wrack einer ehemals dunkelblauen Limousine des Typs Pontiac 'Grand Prix'.

Der Mustang stand für all jene Menschen unsichtbar hinter der hohen Hecke des Schrebergartenwegs verborgen.
Lukowsky gelangte zum seinem Wagen. Er parkte in der Sonne auf dem Weg, der kaum mehr als ein erweiterter Trampelpfad war. Die Beifahrertür stand offen. Vera war nirgends zu sehen. Lukowsky schaute sich um. Von der Frau keine Spur. Er ging sie suchen. Nach ein paar Schritten bemerkte er ein Rascheln im Heckengesträuch. Vera kam vorsichtig um sich blickend aus ihrem Versteck. Lukowsky sah sie an: „Es ist alles in Ordnung."
Vera setzte sich in den Wagen. Sie sagte ohne Betonung: „Ich sollte doch die Pistole meines Vaters mitnehmen." Lukowsky stimmte zu: „Das wäre keine schlechte Idee. Auch ohne Z-Pläne leben wir leider in einer Zeit, in der die Fähigkeit zur Selbstverteidigung nicht schaden kann. Falls Du die Pistole Deines Vaters nicht findest, besorge ich Dir eine." Vera sah ihn an: „Danke. Aber wenn, dann nehme ich meines Vaters Pistole. Es war seine Dienstwaffe. Ich habe auch noch einen Revolver von ihm. Er hat mir gezeigt, wie man mit schießt. Ich kann es und werde, wenn nötig, auch treffen." Abermals meinte Lukowsky zu spüren, wie alles, was mit ihrem Vater zusammenhing, für Vera Jörgens von ganz besonderer Bedeutung war. Die gedankliche Berührung mit dieser Erinnerung schien ihre Verfassung verändert zu haben. Sie sagte trocken: „Das eben hat nichts eingebracht."
Lukowsky wunderte sich über Veras kühles Verhalten. Sie sah ihn an: „Allerdings war es auch nicht schade um den Strolch. Wahrscheinlich hat er den alten Mann in der Werkstatt umgebracht. Doch Herrn Valtine, den muß man sich anders holen." Lukowsky versicherte: „Das kommt auch noch. Du wirst den Kopf des Drachens bekommen!"
Vera richtete den Blick nach vorn und schwieg. Lukowsky überlegte, ob sie enttäuscht darüber war, daß ihr alter Feind Valtine nicht in dem verunglückten Wagen gesessen hatte und mit verbrannt war. Ihr Gesicht hatte einen strengen Zug angenommen, sie schien auf einen Moment mit ihren Gedanken allein sein zu wollen. Womöglich waren es Gedanken der Rache – oder auch völlig andere. Es wollte Ernst Lukowsky nicht gelingen, diese Frau vollends zu begreifen.
Er fuhr weiter die Landstraße entlang, um die nächste Autobahnauffahrt zu nehmen. Nach einer Weile sprach die Frau, als hätten ihre Gedanken einen Kreis vollzogen: „Wenn es mit dem grünen Paket so wäre, wie Du es für möglich hältst, wenn das Paket praktisch nicht mehr auffindbar wäre... Es würde mir nicht viel ausmachen. Dann kriegte es ja auch Valtine nicht."

Lukowsky sah zu ihr hinüber. Ihre Art wirkte auf merkwürdige Weise verändert. Die Wärme, die noch vorhin von ihr ausgegangen war, schien verschüttet zu sein. Das Gefühl der Nähe war noch da - und doch auf eine ganz andere Weise. Vera kam ihm in diesem Augenblick vor wie ein wunderschönes Geschöpf aus weißem Marmor, mit roten Lippen und großen graublauen Augen und langen braunglänzenden Haaren. Aber die Schwingung der persönlichen Wärme war nicht mehr da. Sie schien das gleiche zu spüren. Ihre Blicke trafen für eine Sekunde aufeinander. Vera sagte: „Du wunderst Dich? Du findest mich verändert im Vergleich zu den Stunden, als ich Dir beim Haaretrocknen erzählte?“ Er erwiderte: „Ich bin mir nicht sicher.“ Sie schloß die Augen: „Doch. Dein Gefühl ist schon richtig. Aber ich kann Dir nicht erklären, was es in mir ist. Das verstehe ich selbst nicht.“ Sie schlug die Augen wieder auf und strich mit einer Hand an ihrem vor der Schulter hängenden Haarschweif entlang bis hinunter zu den Spitzen, die sich in ihrem Schoß stauten und so gleichmäßig aussahen, als wäre erst vorhin an ihnen geschnitten worden. Mehrere Minuten lang spielte Vera Jörgens schweigend an ihnen herum, als verberge sich da ein geheimnisvolles Orakel. Dann wendete sie den Blick abermals zu Lukowsky und sagte mit ruhiger Stimme: „Du liebst mich. Das ist etwas Wunderbares. Ich möchte Dich auch gerne lieben. Es gibt Stunden, da kann ich so etwas empfinden. Und dann wieder kann ich mich nur ganz tief im Inneren darüber freuen – es aber nicht erfühlen.“ Ihr Blick senkte sich wieder: „Ich wünschte so sehr, es wäre anders. Ich wünschte, ich wäre noch einmal jung genug, um rechtzeitig meinem Bruder davonlaufen zu können, ehe er mir Gewalt antat, um rechtzeitig der Mutter weglaufen zu können, ehe sie mir die Haare schneiden lassen konnte, um rechtzeitig auszureißen, ehe Valtine im Suff über mich herfiel. Denn das habe ich Dir noch nicht richtig erzählt, weil ich in der Stimmung von vorhin nicht näher darüber sprechen mochte. Ich habe mich gewehrt, und das gar nicht so schlecht. Die Natur hat mir viel geschenkt. Ich weiß, ohne Eitelkeit, daß sie mich schön geformt hat, so, wie eine Frau aussehen soll. Aber das Herz, das hat mir mein erst zweiundzwanzigjähriges Leben gegen einen Stein ausgetauscht. Ich wünschte, es wäre anders.“ Sie blickte abermals zu ihm und dann gleich wieder weg: „Immer, wenn es mir bewußt wird, möchte ich nur noch schnell sterben.“
Ihre Worte stachen Lukowsky in sein Herz, das nicht aus Stein war. Er bremste, fuhr rechts ran und stellte den Motor aus. Er sah die Frau an. Sie starrte geradeaus. Lukowsky sagte: „Du hast kein Herz aus Stein, Vera! Du!“ Sie wendete den Kopf zu ihm. In ihren graublauen Augen standen keine Tränen, aber ihre Mund-

winkel bebten. Sie zog das Band aus ihren Haaren und reichte es ihm: „Ein Talisman, Don Quijote. Bitte laß uns jetzt weiterfahren und nicht mehr sprechen. Ich kann jetzt nicht!“ Sie wendete den Kopf und versteckte ihr Gesicht hinter vorgleitenden braunen Haaren. Ihre Hand tastete auf einen kleinen Augenblick nach seinem Knie. Lukowsky war, als zerspringe ihm das Herz im Leibe und zerrisse seine Seele in tausend Fetzen. Sehr leise hörte er es: Vera weinte.

Bis nach Essen und vor das Portal des Hotels Kaiserhof hatten sie kein Wort mehr gesprochen, und Vera hatte ihre Körperhaltung nicht verändert. Jetzt richtete sie sich im Sitz auf, strich ihre Haare zurück und sah Lukowsky an. Ihre Augen waren feucht. Sie neigte sich zu ihm, und ihre weichen Lippen berührten hauchzart die seinen. Sie sagte: „Auf Wiedersehen, Don Quijote, und vielen Dank. Wir sehen uns bald wieder - wenn die Götter es wollen. Bitte steig jetzt nicht mit aus.“
Der Hotelportier kümmerte sich unterdessen schon um das Gepäck aus dem Kofferraum. Lukowsky nahm Veras Hand. Er sagte: „Dulcinea...“ Doch sie entzog ihm ihre Hand, drehte sich schnell um, stieg aus dem Wagen und ging mit eiligen Schritten in das Hotel hinein. Ernst Lukowsky sah ihr nach, auch als sie schon längst hinter der Eingangstür verschwunden war, sah ihr nach so lange, bis ein hinter ihm hupendes Taxi seine Gedanken in die Gegenwart zurück zwang.

Auf der Fahrt von Essen nach Düsseldorf konnte er nichts anderes denken, als: 'Vera - Dulcinea!’ Und von ganz alleine formten diese Gedanken jenen einen Satz immer wieder, den er noch hatte sagen wollen: ‚Dulcinea, Vera - Du bist das Leben, Du bist der Himmel über dieser Erde.' Und doch wußte Ernst Lukowsky, daß er es in solchen Worten nie aussprechen könnte. Vera Jörgens hatte auch wahrlich besseres verdient als ein altes Schlachtroß, das heute nicht wußte, wo und wie es morgen leben würde. Eines aber blieb wahr, das, was er vom ersten Augenblick an gewußt hatte: Sie war das Schicksal! - Eines, auf daß er kein Anrecht besaß. Doch er konnte versuchen, es sich zu verdienen! Der Weg dorthin hieß: Den Drachen besiegen. – Für Dulcinea. – Vera. -

In dieser Nacht ließ eine innere Unruhe Lukowsky nicht gut schlafen. Es war nicht Sorge um die persönliche Zukunft. Irgendwie würde er das schon alles hinkriegen. Es war der Gedanke an das unbegreifliche Wesen der Frau, die ihm

nicht aus dem Sinn ging. Ihre Augen sahen ihn von innen her an - sehr still - und dieser Blick war nie frei von Traurigkeit, von der Ahnung eines tragischen Schicksals. So sehr hätte Ernst Lukowsky sich da ein Lachen gewünscht, zumindest ein Lächeln, einen Hauch von Zuversicht. Doch es gelang ihm nicht, diese Vorstellung herbeizuzwingen. Noch nie hatte er Vera lachend gesehen.

11

Er war sehr früh aufgestanden, hatte Kaffee gekocht und statt eines Frühstücks ein paar trockene Kekse gegessen, deren Ursprung ungeklärt war; wahrscheinlich stammten sie noch von Felix.
Einige der noch nicht bezahlt gewesenen Möbel des Büros hatte Bernd Meißner zurückgegeben. Eine entsprechende Nachricht hatte Lukowsky am vergangenen Abend mit Tesafilm an der Innenseite der Eingangstür vorgefunden. Die Rückgabe der Möbel war auf seinen Rat hin erfolgt. Aber die meisten standen noch da und würden auch da bleiben, weil sie sich nicht mehr zurückgeben ließen. Die Räume waren ein Vierteljahr im voraus bezahlt, und das war nützlich. Lukowsky hatte vor, zunächst hier zu bleiben. Vielleicht würde er ja doch noch einen Weg finden, die Idee von der Firma zu retten. Die Aussichten dafür waren allerdings nicht sonderlich groß. Er ging in den hinteren Raum und warf einen kurzen Blick auf das vertraute Panorama. Er verließ das Balkonzimmer wieder, durchmaß den schmalen Flur, schritt durch die Diele und ging in sein Büro. Er setzte sich hinter den Schreibtisch, nahm sein persönliches Telefon- und Notizbuch hervor und rief einige Leute an, die eventuell Aufträge zu vergeben hätten. Tatsächlich stellte eine Firma in Krefeld einen Flug nach Spanien in Aussicht, gegebenenfalls in drei Wochen. Das war vorerst alles, aber für den Anfang nicht übel. Als nächstes rief er das Hotel 'Corona' an: „Herrn Busch, bitte. – Nein, seine Zimmernummer weiß ich nicht. - Danke. - - Busch? - Ah, Herr Fischer! Busch nicht da? - - Nein, macht nichts. Herr Busch sagte, er hätte einen Auftrag für mich. Ich kann jetzt jenen gebrauchen. - - Ja. - Gut. Ich komme in ungefähr einer Stunde. Sagen Sie Busch Bescheid? - In Ordnung. Bis dann.“

Zur frühen Nachmittagsstunde traf Lukowsky im ‚Corona' ein. Er fragte am Empfang nach Fischer, nahm in einem der dunkelroten Sessel der Halle Platz und wartete. Am Nebentisch schäkerten zwei Geschäftsleute mit einer hübschen schwarzhaarigen Frau, an der alles nach Mannequin aussah. Es gab zurzeit

irgendeine Modemesse in der Stadt. Vor den Fenstern quälte sich ein grünes Sportcoupé bei der Parkplatzsuche. Eine Telefonistin hüpfte zur Rezeption und rief zwischendurch einen Namen.

Fischer kam. Er trug einen fliederfarbenen Anzug zum weißen Hemd und ein mit Arabesken gemustertes Seidentuch im Kragen. Seine Schritte führten ihn an Lukowskys Sessel. Man begrüßte sich höflich. Fischer blieb am Fenster stehen und sah zur Uhr: „Ich erwarte Herrn Busch jeden Moment, Herr Lukowsky.“ Nun setzte er sich, schlug die Beine übereinander und faltete die Hände: „Plaudern wir unterdessen ein wenig!“ Lukowsky fragte: „Haben Sie eine Ahnung, wann 's losgeht? Bei mir ist nämlich einiges im Umbruch. Ihr Auftrag käme mir jetzt gerade recht.“ Fischer warf einen fast sehnsüchtigen Blick aus dem Fenster und antwortete nach kurzem Zaudern: „Leider bin ich nicht in der Lage, Ihnen darauf bereits eine verbindliche Antwort zu geben. Aber ich denke, Sie werden recht bald fliegen können.“ - „Na fein!“ Lukowsky lehnte sich bequem zurück: „Dann lassen Sie uns die Wartezeit nutzen. Einiges können Sie mir sicher schon sagen.“ Fischer sah ihn mit einiger Verwunderung an, zeigte dann aber ein Kopfnicken und sagte mit dem Ausdruck größter Selbstverständlichkeit: „O, ja, durchaus. Sie sollen ein U-Boot unter Wasser finden. Davon haben Sie ja schon einiges mitbekommen. Es ist ganz einfach. Wir wissen, das U-Boot ist in Küstennähe auf Grund gesetzt worden. Froschmänner haben Tarnnetze darüber angebracht, um die Entdeckung aus der Luft zu verhindern, doch diese Tarnnetze sind mit Sicherheit inzwischen vermodert. Wenn man weiß, wo ungefähr das U-Boot auf Grund liegt, ist es von einem Flugzeug aus verhältnismäßig leicht zu finden – nicht so leicht, daß es jedem auffallen müßte, doch wenn der Pilot weiß, wonach er sucht, wird er es entdecken. Normalerweise überfliegt diese Stelle niemand. Es gibt auch keinen Sportflieger-Klub in der Nähe. Wir haben die genaue Information über den Lageplatz leider verloren. Den ungefähren kennen wir aber nun dank Herrn Stephans Unterstützung, wie Sie ja wissen. Noch weitere Einzelheiten, was halt wichtig ist, wird Ihnen unser Freund Domenico Alotti an Ort und Stelle sagen. Mit ihm zusammen werden Sie das U-Boot finden können.“ Fischer fiel ein: „Ach, übrigens: zufällig wurde hier just ein Zimmer im selben Stockwerk frei, das wir bewohnen. Vielleicht möchten Sie dort vorübergehend einziehen?. Wir könnten uns dann jederzeit verständigen.“ Lukowsky erwiderte: „Das wird nicht nötig sein. Ich beiwohne

ein Hinterzimmer meines Büros, das wird zumindest vorerst auch so bleiben.“ Fischer zeigte eine bedauernde Geste: „Wie Sie wollen.“
Lukowsky fragte: „Sind Sie schon lange mit Herrn Busch zusammen und den bewußten Dingen auf der Spur?“
„Das ist eine Frage der Relation,“ antwortete Fischers dünne, sorgfältig artikulierende Stimme: „Man könnte sagen, jawohl. Mit Unterbrechungen.“
Lukowsky fragte weiter, ohne drängend wirken zu wollen: „Immer wegen der selben Geschichte?“ -
Fischer blickte nun doch ärgerlich, er fühlte sich ausgefragt, aber seine Stimme blieb freundlich: „So ließe sich sagen, ja!“
Busch schritt mit wehendem Mantel durch die Halle. Ihm folgte ein jüngerer Mann. Dieser war Mitte dreißig und eher dünn als schlank, jedoch nicht schmächtig. Der Mann trug einen hellbraunen Anzug und den beigen Regenmantel überm Arm. Sein Gesicht unter mittelblonden Haaren hatte die strengen Züge klassischer männlicher Schönheit. Busch trat als erster zu Fischer und Lukowsky, streckte die Hände vor und rief: „Na wunderbar! Die Herren unterhalten sich schon angeregt!“ Sein Mienenspiel verriet beste Laune: „Tag, Tag! Herr Lukowsky! Ich darf Ihnen unseren Freund Ferdinand Löw vorstellen! Herr Löw weiß bereits über Sie Bescheid! - Aber setzen wir uns doch! Machen wir's uns bequem!“ Er nahm neben Fischer Platz. Löw blieb stehen: „Ich bedaure, mich im Augenblick nicht länger aufhalten zu können.“ Er sah Busch an: „Sie wissen...“ - "Natürlich, entschuldigen Sie!" rief Busch: "Daran hatte ich im Moment gar nicht mehr gedacht! Sie sind ja auf dem Sprung zum Flughafen.“ Seine Rede richtete sich an Fischer und Lukowsky: „Ich bin gleich zurück! Muß rasch Herrn Löw ein paar Unterlagen übergeben! Seine Maschine nach München geht ja schon gleich!“ Buschs rechte Hand winkte dem Fußboden zu: „Laßt Euch nicht stören ...“ Er seufzte: „Ach! Es herrscht heute ein Durcheinander...!“ Busch klopfte Löw leicht auf die Schulter und lief mit ihm zu den Fahrstühlen. Fischer erklärte beiläufig: „Herr Löw ist an unserem Projekt ebenfalls seit längerer Zeit interessiert. Allerdings mehr in mittelbarer Weise.“
Lukowsky mußte daran denken, daß Herr Ferdinand Löw offenbar auch mit einem gewissen Herrn Valtine in Verbindung stand. Er fragte: „Was verstehen Sie unter, in mittelbarer Weise?“ -
„Nun,“ Fischers Hände kreisten vor seiner Brust: „Sein Interesse ist..., wie formuliere ich das..., es ist am ehesten mit dem eines Investors vergleichbar. Jedes größere Unternehmen bedarf der Finanzierung oder kann auf alle Fälle Co-

Finanzierung gebrauchen. So ist das nun einmal. Man bekommt nichts geschenkt. Idealismus ist keine verbreitete Tugend in der gegenwärtigen Epoche."
Lukowsky sah Fischer an: „Sie würden sich als Idealisten bezeichnen?"
Fischer antwortete mit Bedacht: „In gewisser Weise, Herr Lukowsky, ja! - Jetzt darf ich Sie fragen: Sie sind doch Berufsoffizier gewesen. Zuletzt Major der Luftwaffe, so weit ich weiß. Transportgeschwader 11. Wir haben uns gestattet, ein paar Erkundigungen einzuholen, so weit das möglich war - ich darf übrigens vermerken: Zu Ihrem Vorteil! Doch lassen Sie mich nun fragen: Empfanden Sie dabei Ideale? Ich meine, dachten Sie daran, Ihrem Vaterland zu dienen?"
Darüber mußte Lukowsky nachdenken. Es lag in seiner Gefühlswelt so weit zurück, daß es ihm schwerfiel, sich in seine Empfindungen von damals hinein zu versetzen. Schließlich antwortete er: „Ich glaube, ja. Jedenfalls anfangs. Ich ging zur Bundeswehr und zur Luftwaffe, weil mein Vater im Krieg dabeigewesen war. Mit Erzählungen über die Zeit von damals bin ich groß geworden. Ich las auch viele Bücher darüber. Flugzeugtypen wie die Me 109 oder die FW 190 sind mir so vertraut, als hätte ich tausend Flugstunden auf ihnen hinter mir. Dabei habe ich diese Flugzeuge nie gesehen, beziehungsweise eine Me 109 F nur einmal in einem amerikanischen Museum."
Fischer schien das zu gefallen. Er begann in dozierendem Tonfall: „Die Me 109 war die genialste Jägerkonstruktion aller Zeiten. Die israelische Luftwaffe benutzte später noch einen tschechischen Nachbau, und in Spanien wurde sie bis um 1960 hergestellt. Aber sie war schwierig zu fliegen. So lange die Pilotenausbildung gut und gründlich erfolgte, machte das nichts aus. Gute Flieger konnten mit der Me 109 viel anfangen. Später aber wurde die Ausbildung schlecht. Traurigerweise wurden während des Zweiten Weltkriegs nötige konstruktive Verbesserungen zu lange hinausgezögert. Die Me 109 war ja eine Konstruktion aus dem Jahre 1933, der Erstflug fand 1934 statt. Sie war also im Krieg dann schon verhältnismäßig alt. Und die geringe Reichweite blieb ein Problem." Es war Fischer anzumerken, daß hier einer seiner persönlichen Interessensschwerpunkte berührt wurde. Er trug eifrig weiter vor: „Leider hatten wir die moderneren Heinkel-Jäger schon vor Kriegsbeginn an das Ausland verkauft. Die He 112 wurde, zusammen mit dem schnellen Postflugzeug He 70, zur Grundlage der britischen Spitfire. Die Spitfire hatte das ganz unverkennbar das typische Heinkel-Tragwerk. Dazu kam manches, was bei der Me 109 abgeguckt war, etwa die Wasserkühler unter den Tragflächen. Die Engländer waren klug genug, die Überlegenheit der deutschen Jagdflugzeugkonstruktionen zu erkennen und

sie sich zum Vorbild zu nehmen. Die Deutschen indes waren zu blöde, die englische Überlegenheit bei den Motoren wahrzunehmen und zu nutzen. Die Engländer waren da sogar sehr ehrlich gewesen. Sie boten uns 1937 ein Geschäft an: Die Lizenz des Schnellflugzeugs He 70 gegen die Lizenz des Merlin-Motors. Das wäre ein gutes Geschäft gewesen, denn die He 70, wie auch andere deutsche Flugzeuge, konnte man auf dem freien Markt kaufen, die Engländer kriegten sie also sowieso. Der Merlin von Rolls Royce war damals der beste Flugmotor der Welt. Auch die Amerikaner bauten ihn in Lizenz. Der Versailler Vertrag hatte die deutsche Motorenentwicklung vollständig abgewürgt. Es dauerte bis Mitte 1943, diese Lücke zu schließen. Da hatten wir aber schon Düsentriebwerke und hätten die Kolbenmotoren eigentlich bald nicht mehr gebraucht. Den Merlin-Motor zu haben, wäre von großem Vorteil gewesen, er war hinsichtlich des PS/Gewicht-Verhältnisses unseren damaligen Motoren deutlich überlegen, auch wenn bei uns der Vorteil moderner Benzineinspritzung lag. Alles dies hätte sich aber sehr gut miteinander verbinden lassen. Leider wurde jenes günstige Angebot der Engländer aus politischen Gründen ausgeschlagen. Die überlegenen deutschen Jandfugkonstruktionen zusammen mit dem hervoragenden englischen Merlin-Motor - und dieser noch plus deutsche Benzineinpritzung, das wäre sensationell gewesen!" Fischer zeigte eine resignierende Geste mit beiden Händen: „Rüstungspolitische und generell militärische Fehler zu machen ist leider Spezialität unserer seinerzeitigen Regierung gewesen! Da spielte viel dumme Politik mit. Willi Messerschmitt war bei Erhard Milch unbeliebt, aber ein Freund von Rudolf Heß. So genoß er eine gewisse Protektion und war der Führung ohnehin sympathischer als der alte Monarchist Ernst Heinkel. Heinkel hatte aber mit der He 100, die dann auch He 113 genannt wurde, einen weit überlegenen Jäger geschaffen. Diese He 100 war sogar schneller als die Me 109. Weil aber schon die Entscheidung gefallen war, daß die Messerschmitt AG den Auftrag zur Produktion des deutschen Standardjägers erhalten sollte, mußte Messerschmitt dagegenhalten. Es kam zu einem Geschwindigkeitsrekord-Duell zwischen Messerschmitt und Heinkel. Unter fairen Verhältnissen hätte Heinkel gesiegt. Es sollte ja nicht zuletzt ein Wettbewerb zwischen serienfähigen Jagdflugzeugen sein! Mit der Me 109 war die He 100 in Sachen Geschwindigkeit nicht zu schlagen. Hinsichtlich der Luftkampfeigenschaften mochte die Me 109 in den Händen eines guten Piloten unerreichbar sein, doch hätte es neben ihr einen zweiten, unkomplizierteren Jägertyp geben müssen - und vor allem einen mit größerer Reichweite. Diesbezüglich hätte auch die He 100 keine Vorteile ge-

bracht. Eine solche Notwendigkeit wurde ganz einfach nicht erkannt. Niemand in der deutschen Führung dachte ernstlich an daran, einen ausgedehnten Krieg zu führen. Nun also: Messerschmitt baute die Me 209 und stellte mit ihr den noch heute gültigen Geschwindigkeitsweltrekord für Kolbenmotorflugzeuge auf: 755 Stundenkilometer. Das Rekordflugzeug wäre jedoch nicht in der Lage gewesen, eine solche Geschwindigkeit länger als eine halbe Stunde durchzuhalten; es war für die Praxis ganz untauglich. Aus Gründen der Propaganda wurde diese Me 209 dann als Me 109 R bezeichnet. In Wahrheit hatte die Rekordmaschine mit dem deutschen Standardjäger so gut wie gar nichts zu tun. Heinkel wollte mit der He 100 - die wirklich ein serienmäßiges Jagdflugzeug war! - erneut antreten und auch den Rekord der Me 209 brechen. Doch das verbot die politische Führung; der Rekord sollte bei Messerschmitt bleiben. Heinkel wurde mitgeteilt, er solle seine Jäger gegen Devisen ins Ausland verscheuern - so Herr Göring wörtlich - anderenfalls müsse er mit Bestrafung rechnen. Das geschah auch, Heinkel blieb ja nichts anderes übrig. Die He 100 ging nach Japan und Rußland und über Umwege auch in die U.S.A. Dort wurde sie zur konstruktiven Basis der amerikanischen P 51, die unter dem Namen ‚Mustang' bekannter ist und zurecht berühmt wurde. Dazu kam noch, daß ein vormals leitender Messerschmitt-Ingenieur, Dr. Schmüd, zur Firma ‚North American Aviations' des Deutschamerikaners Kindelberger in die U.S.A. ging, wo er unter Hinzunahme von Me-109- und Me-209-Anleihen eben die P 51 ‚Mustang' schuf. Angetrieben wurde sie von einem Allison-Motor und später von einer bei Packard gebauten Lizenz-Version des Merlin. In der ‚Mustang' vereinigten sich die Ideen der beiden weltbesten Jagdflugzeugkonstruktionen, die der Me 109 und die der He 100. Das Resultat, die P 51 ‚Mustang', ist unser gefährlichster Gegner in der Luft geworden, man kann sagen, sie hat den Kampf um die Luftherrschaft endgültig entschieden. Später wurde ihr eine tropfenförmige Plexiglaskanzel aufgesetzt, was ihr Aussehen veränderte. In ihrer ursprünglichen Form aber war die ‚Mustang' der Me 109 derart ähnlich, daß es andauernd zu Verwechslungen zwischen Freund und Feind kam. Daher rührten übrigens die Zebrabemalungen der feindlichen Flugzeuge. Diese war anfangs nur für die ‚Mustang' gedacht, um eben Verwechslungen mit der Me 109 zu vermeiden." Fischer hatte sich in Eifer geredet. Mit zornrotem Kopf sprach er weiter: „Nirgends sind so viele Fehler gemacht worden wie ausgerechnet in der Luftrüstung! Es war eine Tragödie! Was die ersten Düsenjäger anbelangt. so kennen Sie die Geschichte ganz bestimmt selbst. Sie wurden verschlafen! Wir hätten die Luftüberlegenheit nie zu

verlieren brauchen, nie! – und damit nicht den Krieg! - wäre unser technischer Vorsprung genutzt worden. Ich kann deswegen noch heute in Wut geraten, wenn ich darüber nachdenke! Mit einer nicht gar so unfähigen Regierung, wäre alles anders gekommen! Unsere Feinde konnten sich freuen, daß bei uns Nazis-Parteilinge herrschten in ihrer unaussprechlichen Dummheit! Hätten wir eine intelligentere Führung gehabt, wäre alles anders ausgegangen.“ Fischer redete sich weiter emotional in die Höhe: „Gekommen wäre der Zweite Weltkrieg so oder so. Das war Absicht, dafür sorgten die Verträge von St Germain und Versailles. Die Westmächte wollten einen so starken Wirtschaftskonkurrenten wie das damalige Deutschland auf alle Fälle vernichten. Sie rüsteten gezielt darauf hin. Sie bauten ihre strategischen Bomber, was Deutschland versäumte. Dabei hatten wir auch da einen Vorsprung. Aber die Prototypen unserer viermotorigen Langstreckenbomber wurden auf höchsten Befehl hin verschrottet. Man meinte, so etwas nicht zu brauchen, weil es ja keinen Krieg geben werde..! Diese Narren!“ Fischer gestikulierte und stieß hervor: „Absurd! Die Westmächte rüsteten ganz offensichtlich systematisch auf diesen Krieg hin! Im Sommer 1936 legte Admiral Canaris dazu eine umfangreiche und sehr fundierte Studie vor. Wären die Westmächte 1938 schon so weit gewesen, hätte es statt eines Münchner Abkommens Krieg gegeben. Aber sie hatten Geduld! Sie wollten erst unseren technischen Vorsprung zum mindesten so weit aufholen, daß den Rest ihre größere Masse besorgen konnte. Mitte 1940 wäre ihre Rüstung so weit gewesen, daß es auch die deutschen Anfangserfolge nicht gegeben hätte. Churchill hatte es schon 1938 ganz offen ausgesprochen: Deutschland solle vernichtet werden, ganz gleich ob da Diktatur, Monarchie, Demokratie oder was sonst immer für eine Staatsform herrsche, wie er sich ausdrückte. 1939 und 1940 hatten wir noch den Vorteil überlegener Technik, besonders bei den Jagdflugzeugen. Im Luftkampf waren sie ganz hervorragend, auch wenn es ihnen an Flugdauer fehlte. In der sogenannten Luftschlacht um England hat England doppelt so viele Jäger verloren wie Deutschland; von einem englischen Sieg konnte also in Wahrheit gar keine Rede sein. Der Kampf wurde nur im falschesten Moment von uns beendet, das schreibt sogar Churchill. Den britischen Luftstreitkräften war schon beinahe das Rückgrat gebrochen, obwohl England viermal so viele Jäger produzierte wie wir. Hätten wir Flugzeuge mit größerer Reichweite gehabt, wäre England sowieso erledigt gewesen. Das wußten die Engländer auch sehr gut. Doch sogar ohne viermotorige Bomber hätten wir das geschafft, dank der besseren Jäger. England mußte seine Haup-

tstadt London verteidigen, und die lag in der Reichweite auch unserer kleinen Bomber. Die waren allerdings nicht besonders gut. Unser Standardbomber, die He 111, war zwar ästhetisch schön und solide, aber doch ein umgebautes Passagierflugzeug, für den Krieg zu langsam und daher ohne Jagdschutz verloren. General Galland forderte damals Zusatztanks für die Me 109, damit sie länger als bloß fünfzehn Minuten über London sollte kämpfen können. Dann wären die Engländer gezwungen worden, sich andauernden Luftkämpfen zu stellen, denen sie nicht gewachsen waren. Die Me 109 war nicht nur der Hurricane, sondern auch der neuen Spitfire überlegen, sie war schneller und konnte die Spitfire vor allem jederzeit übersteigen. Die hohen Abschußzahlen der deutschen Jagdflieger sind ja kein Zufall gewesen, mehr Deutsche haben über hundert Gegner abgeschossen, als die anderen zehn Deutsche. Wir hatten viele technische Vorteile auf unserer Seite. Hätte die Me 109, und dann auch die FW 190, damals schon Zusatztanks erhalten, wie endlich 1943, so wäre allein dieser anscheinend kleine Faktor ausreichend gewesen, einen Friedensschluß zu erzwingen!“ Fischer hatte sich nun vollends in Rage geredet und fuhr erhitzt fort, gerade so als sei das Jahr 1940 und er stehe an der Kanalküste neben Adolf Galland, dem General der Jagdflieger: „Erst später gelang es den Engländern, die Spitfire so weit zu verbessern, daß sie der Me 109 und ungefähr auch der FW 190 ebenbürtig war. Als um 1943 die ganz neu konstruierten amerikanischen Jäger P 47 und P 51 kamen, erlangte der Feind nicht nur die quantitative, sondern auch die qualitative Überlegenheit in der Luft. Aber auch das hätte vermieden werden können, wenn wir die Me 109 und die FW 190 rechtzeitig verbessert hätten, was leicht möglich gewesen wäre, denn diese beiden Jäger besaßen ein größeres konstruktives Potential als alle feindlichen außer der ‚Mustang‘, wie sich ja auch zeigte! Doch die Herrschaften Regierenden machten alles, alles falsch! Offizierskorps und Industrie redeten da vergeblich in lauter taube Ohren! Den Parteilingen ging es immer nur darum, nach oben möglichst hohe Stückzahlen vermelden zu können. Eine Umstellung auf neue Typen hätte naturgemäß kurzfristig zum Rückgang der Produktionszahlen geführt. Darum blieb man beim Alten! Unverantwortlich! Messerschmitt hielt eine neue Me 209 bereit, de facto eine Überarbeitung der Me 109, und Dornier bot die Revolutionäre Do 335 an – alles vergebens. Erst Ende 1944 kam wenigstens die überarbeitete FW 190 D, die dann sofort allen Gegnern deutlich überlegen war, und Anfang 1945 kam auch noch die Me 109 K, dann wieder das beste Jagdflugzeug am Himmel – nach der berühmten Me 262, dem ersten Düsenjäger. Den hätten wir schon Mitte 1942

einsetzen können. Dem hätte der Feind überhaupt nichts entgegenzusetzen gehabt.“ Fischer fuchtelte aufgeregt mit beiden Händen herum: „Die Me 262 hätte spätestens Anfang 1943 an der Front sein können! Dann wären wir unbesiegbar gewesen! Überhaupt diese Düsenjäger-Tragödie! Schon vor dem Krieg flog mit der He 138 das erste Düsenflugzeug der Welt in Deutschland. Es wurde ignoriert. Heinkel baute 1940 aus Eigeninitiative die He 280. Sie wurde ihm weggenommen und der Messerschmitt AG gegeben, denn der war versprochen worden, einen eventuellen neuen Jäger zu produzieren. Messerschmitt baute die ganz hervorragende Me 262. Sie war wirklich noch besser als die He 280. Der Erstflug der Me 262 erfolgte schon 1941! Doch auch diese Riesen-Chance wurde vertan... Es ist zum Heulen! Einfach zum Heulen! Wir hatten alle Trümpfe in der Hand – und nutzten keinen!“
Fischer saß mit rotem Kopf und vor Wut geweiteten Augen da: „Wir hätten die Luftherrschaft nie zu verlieren brauchen, niemals! Das heißt im Klartext: Abermillionen deutscher Zivilisten wären nicht der systematischen Massenvernichtung durch alliierte Bombenangriffe auf unsere offenen Städte zum Opfer gefallen, und – schlicht und einfach: Wir hätten den Krieg nicht verloren!“
Fischer legte eine Pause ein. Er schöpfte Atem und sagte mit geheimnisvoller Nachdrücklichkeit: „Und, Herr Lukowsky, dabei gab es sogar noch ganz andere Chancen, noch ganz, ganz andere, von denen Sie gar nichts ahnen – nicht bloß die Raketen, wie die V2 – es gab noch ganz andere Chancen, von denen nur wenige wissen! - Übrigens, "er hob schulmeisterlich einen Zeigefinger: "Von der He 100 hatte Ernst Heinkel nach Kriegsausbruch auf eigenes Risiko zwölf Stück gebaut. Diese Maschinen erreichten damals schon an die 700 Stundenkilometer. Das erreichten andere erst gegen Kriegsende. Heinkel wurde gezwungen, die zwölf He 100 zu verschrotten! Vier oder fünf aber dürfte er heimlich aufgehoben und später der Canaris-Initiative zum Schutz der Baustellen für die geheimen Anlagen geschenkt haben. Die He 100 war so gut, daß sie noch gegen Kriegsende mit jedem Gegner fertig werden konnte!"

Fischer hatte sich während seines Vortrags hoch im Stuhl aufgerichtet. Jetzt lehnte er sich zurück. Es war unübersehbar, wie sehr ihn der besprochene Themenkreis bewegte. Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und sagte: „Einiges von dem, was Sie gerade erzählten, weiß ich auch. Ich glaube, Sie haben sicher recht, Herr Fischer. Leider ist es zu spät, daran noch etwas ändern zu wollen.“
Fischer sah Lukowsky an, mit einem sonderbaren Glänzen in den Augen, in dem

verhaltene Begeisterung lag, womöglich auch ein Hauch von Wahnsinn. Aber dieser beinahe geckenhaft gekleidete Mann gewann auf einmal eine kraftvolle Ausstrahlung, und die weichen Züge seines Gesichts wirkten nun gar nicht unmännlich. Fischer erhob eine seiner Hände, deutete auf Lukowskys Brust und sprach betont langsam: „Das ist falsch, Herr Lukowsky! So darf man nicht denken! Geschichte ist ein Prozeß von unablässiger Dynamik, sie steht niemals still, sie ist nie zu Ende, es ist nie zu spät, ihr eine Wendung zu geben!“
Lukowsky zog an seiner Zigarette und sah Fischer an. Er erkannte, daß sich im Kopf des Mannes ihm gegenüber weitreichende Gedanken übereinandertürmten und umeinander her drehten. Lukowsky sagte: „In bin in der jüngeren Geschichte nicht gut bewandert. Nach dem, was ich so weiß, denke ich, der Mann, der Deutschland gut hätte führen können, wäre vielleicht Walter Rathenau gewesen. Wäre er nicht ermordet worden, dann hätte die Geschichte vielleicht einen besseren Verlauf genommen.“ Fischer nahm seine immer noch erhobene Hand zurück. Er nickte bedächtig mit dem Kopf und sprach sinnierend: „Rathenau... Ja, ja, der war ein Patriot; aber ...“ Fischers Hand erhob sich wieder auf halbe Höhe, seine Stimme senkte sich: „Aber: Das wahre Dritte Reich!“ - In Fischers Augen flimmerten wieder Irrlichter. Lukowsky wunderte sich: „Ich denke, Sie halten die Nazis für Pfeifen?“ Fischer nickte eifrig mit dem Kopf: „Ja, ja! Die Nazis...!“
Busch kam und ersparte Lukowsky damit einen Ausflug in das Unbegreifliche. Busch warf seinen Mantel über einen freien Sessel, stellte einen schwarzen Aktenkoffer dazu und nahm mit einem behäbigen: „Soo!“ Platz.
Lukowsky fragte: „Nun, Herr Busch, wissen Sie inzwischen ungefähr, wann ich losfliegen kann?“ Busch erwiderte in blendender Stimmung: „Nicht ungefähr, sondern genau, lieber Herr Lukowsky! Soeben wurde alles Nötige in die Wege geleitet.“ Er breitete mit einer gönnerhaften Geste die Hände aus: „Sie können jederzeit aufbrechen – jederzeit!“ Busch hob den Aktenkoffer auf den Schoß, ließ die Schlösser klackend aufspringen und lächelte selbstgefällig in sich hinein: „Hier... hier hätten wir also Ihre Papiere. Die können Sie gleich an sich nehmen!“ Er reichte Lukowsky ein großformatiges Kuvert: „Sie werden als erstes unseren Freund Domenico Alotti in Toulon treffen. Er wird die Einzelheiten mit Ihnen durchgehen. Ich könnte Ihnen jetzt etwas erzählen – aber das besorgt Alotti viel besser als ich. Er spricht übrigens recht passabel Deutsch!“
Lukowsky sagte: „Ich kann auch ein bißchen Italienisch. Das Allernötigste.“ Busch staunte: „Hervorragend!“ Er klappte den Kofferdeckel zu und sah den

beiden anderen Männern abwechselnd erwartungsvoll in die Augen: „Und außerdem - ja, außerdem ist unser Budget komplett!“ Seine rechte Hand fiel klatschend auf das schwarze Leder des Kofferdeckels: „Herrschaften: An die Geschütze! - Auf die Pferde! - Leinen los!“ -

Die Sonne flimmerte fahl über dem leichten Nebel. Der Morgen war noch früh. Lukowsky saß hinter dem Tisch des kleinen Schuppens am Flugfeld, der vielleicht bald keine Aufgabe mehr erfüllen würde. Aber das war noch nicht entschieden. Die rote Weckuhr auf der Tonne links des Tisches war stehengeblieben. Lukowsky zog sie auf und stellte die Zeiger. Er rührte in einer Tasse mit selbstbereitetem Kaffee. Durch die Fenster fiel der Blick auf das startbereite Flugzeug. Eine zweimotorige Piper. Nicht mehr das neueste Modell, aber gut und in der Miete sehr preiswert. Ein paar Spatzen hatten sich auf dem Metallschwanz ihres fremdartigen Verwandten niedergelassen und blinzelten in die Sonne. Sonst regte sich draußen nichts. Lukowsky blickte aus dem Fenster und machte es wie die Vögel auf dem Leitwerk des Flugzeugs. Die Sonne hatte sich entschlossen, mit voller Kraft genau durch das kleine Fenster des Schuppens in diesen hinein zu scheinen. Lukowsky sortierte Papiere, Unterlagen, die in Aussicht auf ein Gelingen der Firma vorbereitet worden waren. Beim Lesen kleiner Schriften fiel ihm auf, daß er irgendwann eine Brille brauchen würde. Aber noch war es nicht so weit.

Nach einem schwachen Klopfen ging die Wellblechtür auf. Cornelius erschien, diesmal ohne Begleitung. Er stand im Türrahmen, leicht gebückt, weil der Eingang niedrig war, und vergrub die Hände in den Manteltaschen. „Morgen!“ hörte Lukowsky den Mann in der Tür sagen: „Kann ich 'reinkommen?“
Lukowsky sah zu ihm. Seine Gedanken suchten nach irgend einem beißenden Wort. Aber der Mann im Türrahmen bot auch so einen zerknitterten Eindruck. Lukowsky nickte nur: „Kommen Sie 'rein. Heute halbe Privatvisite?“
Cornelius schloß die Tür hinter sich, nahm die Hände aus den Taschen und rieb sie aneinander als fröstle ihn, obwohl es nicht kalt war: „So könnte man's nennen. Sie waren 's übrigens nicht – ich meine, mit diesem Brünner. Wir erfuhren, daß Sie zur maßgeblichen Zeit gerade mit der Flugsicherung telefonierten. Da muß Brünner ziemlich weit entfernt von ihrem Büro umgelegt worden sein. - Ja, aber was soll 's! Wir haben von Anfang an nicht an Sie als Mörder geglaubt.“
Lukowsky blickte auf: „Warum kamen Sie mir dann so blöd?“
Cornelius hob und senkte resigniert die Schultern: „Wegen der Üblichkeit. Es ist

nun mal nicht anders. Was werden Sie jetzt machen? Hier geht's nicht weiter?“ „Hier geht's vielleicht doch weiter. Ist noch nicht raus. So lange wir leben, haben wir eine Chance,“ entgegnete Lukowsky. „Sie haben ganz recht. Schlechten Ereignissen soll man nicht nachhängen, bemerkte Cornelius schlaff: „Bringt ja alles nichts ein.“ - „Ich hab' auch keine Lust, über die Dinge viel nachzudeken,“ erwiderte Lukowsky und deutete auf den zweiten Stuhl: „Setzen Sie sich, falls Sie wollen. Da, Clubsessel kann ich leider nicht anbieten.“ Cornelius nickte dankend und setzte sich. Er legte den Unterarm auf die Tischplatte: „Ja, weshalb ich nochmal komme – wo sind Sie denn nun zukünftig zu erreichen? Weiterhin hier, beziehungsweise in dem Büro? Könnte schließlich noch Fragen wegen des Flugzeugabsturzes geben.“
Lukowsky bemerkte, daß Cornelius dies nur aus Verlegenheit gesagt hatte und noch überlegte, mit etwas anderem herauszurücken oder nicht. „Erstmal bleibt alles so, wie es ist,“ sagte Lukowsky: „Ich will probieren, es alleine zu schaffen. Die Aussichten sich nicht großartig, aber ich gebe nicht so leicht auf. Unsere Maschine hat man noch immer nicht gefunden?“ Cornelius strich sich mit dem Zeigefinger über den Nasenrücken: „So viel ich weiß, nicht. Nur ein paar Trümmer. Der Apparat muß sich ja über die halben Alpen verteilt haben...“ Er sah Lukowsky an: „Bitte entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, es war nicht...“
„Schon gut,“ winkte Lukowsky ab: „Mögen Sie eine Tasse miesen Kaffee?“ „Danke gern,“ kam es zurück: „Bin auch so 'n Junggeselle, der nie ein richtiges Frühstück kriegt.“
Lukowsky schenkte eine Tasse aus der Thermoskanne ein. Cornelius nahm die Tasse in Empfang: „Danke, danke! So mies ist der gar nicht! Müßten Sie meinen Selbstgebrauten kennen – erbärmlich!“ Er trank, bot Zigaretten an und gab Feuer. „Wissen Sie,“ Cornelius schüttelte den vorgebeugten Kopf mit einer bitteren, selbstironischen Miene: „Vor zwanzig Jahren hab' ich mir vorgestellt, ein berühmter Held zu werden, von dem alle Zeitungen schreiben und der sich später nur noch um die Wehwehchen von Filmstars kümmert, wie man das in blöden amerikanischen Filmen sehen kann. Als ich von diesen Kindereien geheilt war, wollte ich bloß noch Polizeipräsident werden, vielleicht auch Politiker. Na, und am Ende wurde dieser Kerl aus mir!“ Er ballte die Faust über der Tischplatte und sah Lukowsky mit verkniffenen Augen an: „Bei uns darf die Polizei ja kein Selbstvertrauen haben! Wir dürfen nur den Kopf hinhalten! Wenn bei einer Schießerei ein Polizist umgebracht wird, war er ein guter Polizist! Wehrt er sich aber und erschießt solch einen armen, milieugeschädigten Mörder,

dann ist er ein ganz schlechter Polizist, ein Faschist und was nicht noch alles! Und falls der Verbrecher ein Ausländer war, ist gleich alles vorbei, denn Fremde haben in unserem Lande perverser Weise mehr Rechte als wir Einheimischen.“ Cornelius hob den Zeigefinger und neigte den Kopf noch tiefer: „Ich hab' mir daraufhin von meinem eigenen Geld 'nen Korth .357 Magnum gekauft. Soll das Beste sein, was es gibt. Jedenfalls das Teuerste. Wie ich das Ding zum Einsatz mitnahm, kriegte ich Krach mit meinem peniblen Herrn Vorgesetzten, der sowieso nur in der Schreibstube herumhockt und sich Kaffee servieren läßt. Hauptsache, die unwerte Presse schreibt wohlwollend und das unnütze Fernsehen schwatzt nicht schlecht über uns – ob wir verrecken, ist ja egal!“ Er zerquetschte seine Zigarette und steckte eine neue an: „Maurer, Zimmermann, Bäcker, Schornsteinfeger - jeder andere Beruf ist besser, sage ich Ihnen! Wir rühren Tag für Tag und Nacht für Nacht im Morast und gehören bald selber zu dem stinkenden Brei.“ Er kniff wieder die Augen zusammen: „Ich weiß nicht, ob ich nicht manchem Ganoven innerlich näher stehe als meinen klugscheißenden Herren Vorgesetzten und sämtlichen Pamphleteuren, die sich Journalisten nennen samt aller Fernsehschwätzer und der Politiker bis nach ganz oben hinauf. Für die ist das Leben eines Polizisten einfach Dreck. Wir Polizeibeamten sind eben grundsätzlich nichts wert, uns kann man reihenweise abknallen oder in die Luft sprengen! Wir haben stillzuhalten. Ausgenommen, wenn ein dummer Junge ein Hakenkreuz an eine Lokuswand kritzelt, ohne zu wissen, was das ist, oder wenn einer verbotene Bücher hat. Solche Typen müssen wir niedermachen, die dürften wir sogar ohne Anruf erschießen, da gäbe es keinen Ärger. Aber wenn ein Ausländer Kindern Rauschgift verpaßt, jemanden aufschlitzt oder eine Frau vergewaltigt, da müssen wir vorsichtig sein, unbedingt die Samthandschuhe anziehen! Das Fernsehen verschweigt das sowieso und in den Zeitungen lesen Sie es höchstens mit der Lupe irgendwo ganz winzig versteckt. Aber wehe, ein Polizeibeamter wehrt sich seiner Haut! Dann ist er gleich ein böser Faschist! So ist das, Herr Lukowsky! Und für all das werden wir so großzügig entlohnt, daß eine Polizistenwitwe kein leichtes Leben hat! Das erzähle ich Ihnen, damit Sie mein rüdes Verhalten verstehen. Bosheit erzeugt wieder Bosheit. Ich kannte Sie ja nicht, wußte nicht, daß...,“ - seine Stimme sank: „...daß Sie auch nur ein armer Hund sind.“ Er hieb kräftig mit der Faust auf die Tischplatte und erhob sich: „Schieben Sie mal rund zwanzig Jahre Dienst für eine längst nicht mehr vorhandene Gerechtigkeit, sehen Sie statt dessen alle Tage überall die Ungerechtigkeit, dann werden Sie begreifen...“ Er ging zweimal zwei Schritte in dem winzigen

Raum auf und ab und blieb dann dicht vor Lukowsky stehen: „Eines wollte ich Ihnen noch sagen – oder eigentlich zwei Sachen, Herr Lukowsky. Sozusagen unter armen Hunden. Erstens: Im Umfeld dieser Angelegenheit geht es um mehr, als Sie denken. Näheres kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich selbst nicht viel weiß, nur: Dahinter steckte mehr. Dieser Brünner stand auf der Payroll einer gewissen amerikanischen Institution, die in unserer ach so souveränen Bananenrepublik macht, was sie will, geheißen CIA. Zweitens: Es gab einen Eberhard Jörgens, im Zweiten Weltkrieg Canaris-Mann und hochgradiger Geheimnisträger. Hat sich vor fünf Jahren erschossen. Eindeutig Selbstmord. Aber die Motive blieben im Dunklen. Ich leitete damals zufällig die Untersuchung, sonst wäre ich jetzt nicht auf die etwaigen Zusammenhänge gekommen. Da gab und gibt es Dinge aus Adolfs Zeiten, denen die Amis und alle anderen noch immer hinterherlaufen. Dieser Jörgens ist nach dem Krieg nicht willens gewesen, mit den Besatzern zu kooperieren. Weil er aber kein großer Nazi war, konnte man ihm nicht viel. Er hat einen sehr cleveren Sohn und eine sehr schöne Tochter. Die Tochter soll ihrem Vater besonders nahegestanden haben. Sie ist wirklich eine Schönheit, hat ein tolles Gesicht, 'ne Traumfigur und jede Menge rotbraune Haare bis auf den Hintern. Ich hatte so was noch nie gesehen, wirklich eine geballte Ladung weiblicher Reize, wie dafür ausgesucht. Aber dabei kalt wie eine Hundeschnauze, inwendig hart wie Kruppstahl. Aus ihr war nichts herauszubekommen, noch weniger als aus dem Sohn. Ich weiß auch nicht im einzelnen, worum es da ging, jedenfalls um was aus den letzten Tagen des dahingegangenen Dritten Reiches. Davor gaben gewisse Leute ja noch heute die Hosen voll, wieso, ist mir schleierhaft. Vielleicht hat Jörgens seinen Kindern Informationen hinterlassen. Wenn ja, dann am ehesten der Tochter. Im Umfeld wurde gemunkelt, die beiden hätten ein Verhältnis miteinander gehabt. Der Vater mit der Tochter. Sie verstehen? Aber das muß nicht stimmen. Mir erschien es nicht glaubwürdig. Falls Jörgens seiner Tochter was anvertraut haben sollte, so einfach deshalb, weil sie solch ein knallhartes Stück ist. Die verrät garantiert nichts, bei der wäre sogar die spanische Inquisition erfolglos geblieben. - Sie bemerken, dieses bildschöne aber eiskalte Luder hat einen nachhaltigen Eindruck in mir hinterlassen, das gebe ich zu. Ich habe nie wieder ein solches Elitestück der Gattung Weib gesehen. Wenn wir ein brauchbares Foto von Fräulein Jörgens hätten, würde ich mir vielleicht ein Repro davon anfertigen lassen. Damit ich nicht vergesse, mich vor dem Typ in acht zu nehmen. Leider gibt es bei uns kein brauchbares Bild von dem Fräulein Vera Jörgens. Eine Akte über sie schon, aber

ohne ein Foto - übersehen wir ein altes Paßbild. Es liegt ja auch nichts gegen sie vor, nur wüßte man gern mehr von ihr - vonwegen des Vaters und so. Bloß, sie ist wohl irgendwie immer überall und nirgends - für unsere Leute mehr nirgends. Dabei dürften Berichte zuverlässig sein, wonach sie ihr Äußeres nicht verändert. Daß heißt, vor ein paar Jahren wurde kolportiert, sie hätte sich ihre Haarpracht stutzen lassen. Aber ich glaube nicht, daß es stimmt. Ich hatte von Fräulein Vera Jörgens den Eindruck, sie hält sich für so was wie eine auf die Erde verirrte Göttin, die sich auf die Niederungen und Schwachheiten von Moden gar nicht erst einläßt. Von den Menschen hält sie wahrscheinlich überhaupt nicht viel." Lukowsky hatte das Gefühl, als solle dies ein Test sein, ob er sich durch Gekränktheit des Verliebten verraten würde. Cornelius warf einen Blick auf seine Uhr, ehe er weitersprach: "Die Jörgens ist der Typ dazu, immer gleich zu bleiben. - Na ja! Warum erzähle ich Ihnen das eigentlich? Vielleicht, um Sie vor einer allzu schönen Frau zu warnen? Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß diese Dame persönlich in Erscheinung tritt, doch falls ja, wäre ich Ihnen für eine entsprechende Mitteilung dankbar. - Übrigens auch, falls eine andere langgezopfte junge Dame auftauchen sollte. Es gibt da nämlich nicht nur die Jörgens. In einem bewußten Kreis scheinen die Frauen popolang wallende Haare zu lieben. Ganz ohne Rücksicht auf die herrschende Mode. Zu allem derzeit Herrschenden haben diese Damen wohl kein gutes Verhältnis. Möglicherweise ist es auch bloß weibliche Eitelkeit. Oder vielleicht spielt da noch was anderes eine Rolle, irgendwas Mystisches. Wurde mal gemunkelt. Kann auch einfach Zufall sein." Lukowsky fragte: "In was für einem bewußten Kreis?" Cornelius winkte ab: "Ist wohl doch nicht aktuell. - Na ja ... was weiß ich!" Cornelius überlegte, sein Blick nahm einen lauernden Ausdruck an und seine Stimme gewann einen scharfen Unterton: "Sagen wir mal so: Es soll noch immer einen Geheimbund geben, der nicht ungefährlich ist – aus Sicht derer, die bei uns zurzeit oben sind. Der alte Canaris hat diesen Geheimbund gegründet, heißt es. Ob aus eigenem Antrieb oder im Auftrag von anderen - un-bekannt. Manche Leute behaupten, Hitler und Mussolini hätten den Auftrag dafür erteilt. Wahrscheinlich aber war es Canaris' eigene Idee. Möglich, daß auch Dönitz mitgemischt hat. Vielleicht stimmt das auch alles gar nicht ... Aber vermutlich doch. Auf alle Fälle ist das mehr als ein dummes Gerücht. Der alte Canaris hat eine Menge Leute gekannt, überall. Auch Mystiker und so weiter. Sie wissen, wer dieser undurchsichtige Patron war?“ Cornelius sah Lukowsky abwartend in die Augen. Lukowsky sagte: „Ich weiß so ungefähr, wer Admiral Canaris gewe-

sen ist. Aber ich weiß noch nicht, warum Sie mir davon erzählen. Dafür denke ich mir, dies ist der eigentliche Grund Ihres Besuchs. Alles vorher war bloß Ouvertüre.“ Lukowsky erhob sich vom Stuhl und stand nun dem ande-ren Mann gegenüber, der einen halben Kopf kleiner war als er. Nach ein paar Sekunden des Zögerns, platzte Cornelius heraus: „Sie und ich, wir haben was gemeinsam: Wir beide könnten einmal die Gunst der Stunde gebrauchen, die uns zu etwas bringt. Es geht um sehr viel – auch um viel Geld!“
Lukowsky steckte sich in aller Ruhe eine Zigarette an. Er beobachtete die zunehmende Ungeduld bei dem stämmigen Mann ihm gegenüber, der jetzt nicht ruhig zu stehen vermochte. Lukowsky sagte: „Ich bin nicht geldgierig.“ - „Ich auch nicht!“ behauptete Cornelius energisch: „Nicht so extrem, wie das eben vielleicht geklungen hat! Aber ich schlage ihnen jetzt etwas vor – und es stimmt, deswegen bin ich gekommen, war mir bloß nicht ganz sicher, mit wem ich es bei Ihnen zutun habe. Mein Vorschlag: Ich kümmere mich um Informationen, die Sie gebrauchen können! Ich kann unauffällig dienstliche Verbindungen nutzen. Ich helfe Ihnen! Dafür beteiligen Sie mich!“ Cornelius' Augen nahmen einen halb unsicheren, halb lauernden Ausdruck an. Lukowsky fragte: „An was?“ - Cornelius hob einen Zeigefinger und stach damit in die Luft: „An dem, was Sie finden! Von dem Zeug, das der alte Canaris versteckt hat, um die Entstehung eines neuen Großdeutschen Reiches zu finanzieren! Tun Sie doch nicht so, als wüßten Sie von gar nichts! Ich weiß, welche Leute Sie getroffen haben!“
Lukowsky betrachtete die Zigarette zwischen seinen Fingern und dann wieder den jetzt nervös wirkenden rotblonden Mann, der ihm mit einem lauerndem Blick ansah. Cornelius trat von einem Fuß auf den anderen, er betonte: „Ich bin fair!“ Er zog eine Visitenkarte hervor, knickte diese leicht, so daß sie sich auf die als Ablage dienende Blechtonne stellen ließ: „Auf der Rückseite steht meine Privatnummer.“ Lukowsky überlegte nicht lange. Er konnte Cornelius nicht recht einschätzen. Es erschien ihm klug, ihn nicht einfach rauszuwerfen. Er sagte: „Vielleicht rufe ich Sie an.“
Cornelius' Hand streckte sich Lukowsky entgegen: „Machen Sie's gut! – Und hüten Sie sich vor schwarzem Sonnenbrand!“
Lukowsky verstand diese Anspielung nicht. Er fragte: „Tickts bei Ihnen jetzt nicht mehr richtig?“ - Cornelius zeigte ein listiges Grinsen: „Sie wissen ja wirklich noch nicht besonders viel! Ich werde Ihnen sehr nützlich sein!“
Lukowsky erwiderte den Händedruck. Cornelius nickte zufrieden und verließ den Schuppen.

Draußen schlug eine Autotür. Ein Dieselmotor sprang an. Cornelius fuhr davon.

Am Himmel heulte eine Düsenmaschine. Lukowsky sah zur Uhr. Mittlerweile hatte sich der Bodennebel gehoben. Wie Rückenflossen großer Fische hinter dem Horizont reckten sich die Leitwerke von Verkehrsflugzeugen über Sträucher und Mauern im Hintergrund. Unendlich fern schien die Silhouette des Flughafens zu sein und gänzlich unverwandt Lukowskys erbärmlichem Schuppen. Und trotzdem besaß dieser Schuppen etwas, was dem großen Flughafen fehlte: Einen ganz bestimmten Charakter - und den unbezahlbaren Duft der Freiheit. Das Telefon klingelte. Lukowsky empfand einen Ruck, der durch sein Innerstes ging. Er hoffte, Vera riefe an. Aber es war Fischer. Fischers Stimme tönte aus der Hörmuschel: „Gut, daß Sie noch da sind! Wir müssen uns treffen ...“

Fischer wartete im ‚Kings Corner', einem Restaurant in einer Seitenstraße der Königsallee. Das war ein Speiserestaurant, um diese Tageszeit wenig besucht. Peter Fischer saß allein an einem Fenstertisch. Wie er Lukowsky kommen sah, erhob er sich, gab die Hand und sagte: „Danke, daß Sie gleich gekommen sind, Herr Lukowsky! Bitte nehmen Sie Platz.“ Lukowsky tat es. Sofort erschien ein Kellner. Lukowsky bestellte einen Kaffee. Fischer erklärte: „Wir bleiben nicht lange hier. Ich habe Ihnen etwas zu zeigen, beziehungsweise... Aber zuerst...“ Fischer reckte den Hals, der diesmal aus einem weißen Rollkragenpullover ragte, dazu trug er einen taubenblauem Anzug mit Weste: „Zuerst muß, möchte, ich Sie etwas Persönliches fragen, wenn Sie erlauben.“ Lukowsky steckte sich eine Zigarette an: „Fragen Sie!“ Fischer nahm seinen Faden wieder auf, den er schon im Hotel ‚Corona' zu spinnen begonnen hatte: „Mein Eindruck von Ihnen ist, war von Anfang an, daß Sie weniger als die meisten Leute heutzutage an der Materie hängen – ich meine, Geld ist für Sie nicht alles, obwohl Sie nicht wohlhabend sind. Trifft dieser Eindruck zu?“ Lukowsky deutete ein Kopfnicken an. Fischer machte dieses Kopfnicken nach: „Gut! Dann hören Sie mir jetzt zu! Ich bin, um dies vorwegzunehmen, meinem Freund Busch loyal. Er weiß, meine Intentionen sind andere als die seinen. Das ist sogar von Vorteil, denn ich will nicht haben, was er haben will, und umgekehrt. Das viele Geld interessiert mich nicht. Ich stehe unter den Strahlen des Pralada, der Schwarzen Sonne.“
Lukowsky mußte unwillkürlich daran denken, welche kuriose Bemerkung erst vorhin Cornelius gemacht hatte, als er vor ‚schwarzem Sonnenbrand‘ warnte. Aber er war sich nicht sicher, ob da ein Zusammenhang bestehen mochte. Er fragte: „Des, der – was?“ - Fischer antwortete darauf nur: „Das ist jetzt noch

nicht wichtig für Sie, Sie erfahren es bald.“ Der Kellner brachte den Kaffee, und Fischer bezahlte sogleich. Er wendete sich wieder Lukowsky zu: „Jetzt, Herr Lukowsky, der zweite Punkt, eine sehr persönliche Frage: Glauben Sie an das Übersinnliche?“ Fischer sah ihm erwartungsvoll in die Augen. Lukowsky antwortete ohne Umschweife: „Nein. Ich bin auch weder religiös noch lese ich in Zeitungen Horoskope.“ Fischer lächelte in sich hinein: „So meinte ich es nicht, Herr Lukowsky, nicht so banal!, Sie werden mich gleich besser verstehen. Es ist nicht entscheidend, ob Sie an den Weg der Übermittlung glauben, es kommt nur darauf an, daß Sie die Information als solche wahrnehmen und nutzen! Es ist wichtig - wichtig für die Sache, - daß Sie ihre Mission erfüllen.“ Er warf einen Blick auf seine Uhr: "Sie haben Ihren Wagen da? Dann sollten wir in der nächsten Viertelstunde aufbrechen.“ Lukowsky fragte: „Fliegen Sie eigentlich? Ich frage danach, weil Sie sich ja mit Flugzeugen gut auskennen.“ - „O ja,“ antwortete Fischer: „Ich hatte einen Flugschein. Früher. Leider ist er verfallen. Sie wissen ja, die jährlichen Pflichtstunden. Ich kam nicht mehr dazu. Es war keine Geldfrage, sondern die Zeit.“ Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr: „Ich denke, wir könnten aufbrechen. Besser zu früh als zu spät.“

Die Fahrt führte durch die halbe Stadt, bis zur Benrather Schloßallee und endete vor dem Eingang eines gepflegten Reihenhauses. Fischer kletterte umständlich aus dem Mustang, als wolle er demonstrieren, wie unbequem er ein solches Auto finde, was Lukowsky sich aber auch nur einbilden möchte. Fischer zupfte an sich herum, rückte den Sitz seines Jacketts zurecht und wartete einen Moment bei der niedrigen Pforte, die durch einen winzigen mit Blumen bepflanzten Vorgarten zur Haustür führte. Die Blumen blühten prächtig, obwohl der Sommer vorbei war. Fischer bereitete Lukowsky vor: „Wir werden jetzt eine Dame besuchen, eine liebe gute Freundin von mir. Ihr Name ist Astrid Xylander. Bitte reden Sie sie mit ‚gnädige Frau' an. Sie ist sehr wichtig, sie besitzt besondere Fähigkeiten. Ich bin heute morgen in aller Frühe schon bei ihr gewesen. Deshalb rief ich Sie an.“ Fischers Blick streifte kritisch Lukowskys alte Fliegerjacke, die ihm offenkundig mißfiel: „Bitte, Herr Lukowsky, begegnen Sie der Dame mit Respekt. Sie ist wirklich sehr wichtig! Das Pralada erreicht sie unmittelbar. Sie werden das später noch alles verstehen.“ Er öffnete die schmiedeeiserne Pforte und ging über einen schmalen, mit Natursteinplatten belegten Weg voraus zur Haustür. Auf Fischers Klingeln hin tat sich die Tür auf. Frau Astrid Xylander war um die dreißig. Eine bemerkenswert schöne Frau mit sanften braunen Augen und im Nacken zusammengebundenen brandroten Haaren.

Fischer begrüßte die Dame mit Handkuß und ausgesuchter Höflichkeit. Sie trug ein schlichtes rostbraunes Kleid mit weiten Ärmeln und einem boden-langen Rock, dazu eine lange Korallenkette als einzigen Schmuck. Fischer sagte: „Abermals guten Tag, liebe Astrid! Dies ist Ernst Lukowsky, von dem ich Ihnen erzählte.“ Die Dame reichte Lukowsky die Hand und sprach eine freund-lich-distanzierte Begrüßung aus. Als sie sich umdrehte, um vorauszugehen, fiel Lukowsky auf, daß ihre Haare mindestens so lang waren wie die Veras oder sogar noch ein gutes Stück länger. Eine Seltenheit, die ihn augenblicklich an Dulcinea denken ließ, obwohl es sonst keine nähere Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Frauen gab. Aber er fragte sich, ob diese Dame womöglich die zweite 'langgezopfte' sein könne, von der Cornelius in Andeutungen gesprochen hatte. Irgendwie erschien ihm das aber doch äußerst unwahrscheinlich. Diese Frau hier bot nicht den Eindruck einer Abenteurerin, sie wirkte sehr häuslich.

An den Wänden der kleinen Diele hingen alte Radierungen, die wertvoll aussahen und es wohl auch waren. Frau Astrid bewegte sich mit ebenso natürlicher wie würdevoller Anmut. Sie führte Fischer und Lukowsky durch ein enges, mit sichtlich kostbaren Antiquitäten ausgestattetes Zimmer in einen größeren Raum, der keine Fenster zu haben schien. Drei der Wände waren mit dunkelrotem Samt bespannt, die vierte mit violettem. Den Fußboden bedeckten Orientteppiche. An der dem Eingang gegenüberliegenden Wand über der violetten Bespannung hing das schmal gerahmte beinahe lebensgroße Bild einer schönen Göttin mit sehr langen, wehenden Haaren. Auf einer Hand der Göttin saß eine Taube, in der anderen hielt sie einen ovalen Spiegel. Über ihrem Kopf stand eine merkwürdige violette Sonne auf schwarzem Grund. Das ganze mutete antik an, vielleicht europäisch, vielleicht auch altorientalisch, war aber wohl in jüngerer Zeit gemalt. An Möbeln gab es nur einen runden Mahagonitisch in diesem Zimmer, eine kleine Kommode und fünf dazu passende Stühle mit hohen gedrechselten Rückenlehnen. Ausreichend Licht kam von zwei fünfarmigen Kerzenleuchtern, die auf hohen Stelen rechts und links des völlig leeren Tisches standen. Die Dame hielt ein paar Atemzüge lang vor dem Göttinnenbild inne. Dann drehte sie sich um und nahm auf dem Stuhl davor Platz. Sie deutete den beiden Gästen, sich ihr gegenüber niederzulassen. Lukowsky und Fischer setzten sich. Frau Astrid Xylander hatte eine angenehme Mezzosopranstimme. Ihre schönen braunen Augen blickten wach. Sie sagte übergangslos: „Nun gut! Dann wollen wir es versuchen!“ Sie zog ohne weitere Erklärungen eine Schublade der in ihrer

Griffweite stehenden Kommode auf und holte einige Gegenstände hervor: Eine mit magischen Zeichen bemalte Keramikscheibe vom Durchmesser eines großen Tellers, einen mit Markierungen versehenen Kieselstein von der Form eines plattgedrückten Eies, den sie auf die Mitte der Scheibe legte, und ein längliches Kästchen aus hellem Holz. Die Dame klappte den Deckel des Kästchens auf und fragte Fischer: „Wollen wir zunächst die Frage von heute morgen nochmals betrachten?“ Fischer antwortete respektvoll: „Ja, bitte, das wäre gut.“
Frau Astrid wendete sich nun Lukowsky zu: „Herr Lukowsky. Sie sollen in Frankreich einen Mann treffen, einen Italiener, der diese Welt schon verlassen hat. Ihr Weg könnte dennoch sinnvoll sein.“ Sie machte ihre Haare auf und zog sie sich vor die Schultern. Abermals mußte Lukowsky unwillkürlich an Vera denken, obwohl weiter kaum Ähnlichkeit zwischen ihr und dieser Frau bestand. Diese aber schien etwas zu spüren. Sie sah Lukowsky mit ihren ruhigen braunen Augen an und sagte auf unvermittelt: „Ja, Herr Lukowsky, es hat etwas Besonderes auf sich mit jenen Frauen, die sich ihre langen Haare bewahren! Eine besondere Kraft!“ Um Astrid Xylanders Mund spielte ein winziges, kaum wahrnehmbares Lächeln. Sie sagte: "Die meinen sind darüber hinaus magisches Werkzeug." Ernst Lukowsky kam sich vor, als würden soeben alle seine Gedanken und er selbst bis in die tiefsten Winkel von Herz und Seele durchschaut. Frau Astrid blickte ihn an. Aus dem seitlichen Scheitel vorrutschende Haare, die im Kerzenschein wie schweres Gold aussahen, beschatteten ihr rechtes Auge. Lukowsky erfaßte das sichere Gefühl, daß es nichts in ihm gab, was die Frau dort nicht ganz genau sah und auch in sekundenschnelle verstand. Es war ein unheimliches Gefühl, wie er es noch nie kennengelernt hatte. Endlich erlöste Frau Astrid ihn, in dem sie den Blick dem Kästchen auf dem Tisch zuwendete. Sie nahm zwei kleine achteckige, mit magischen Symbolen versehene Plättchen heraus und plazierte diese auf der bemalten Keramikscheibe. Die Fingernägel von Astrid Xylanders gepflegten Händen waren im gleichen Fuchsrot lackiert, das ihre Haare hatten. Auch jene wirkten im Kerzenschein wie blankes Gold. Frau Astrid Xylander deutete auf das erste Plättchen, sah wieder Lukowsky an und sagte: „Das, Herr Lukowsky, sind Sie.“ Dann zeigte sie auf das zweite: „Das ist der Italiener, den Sie in Frankreich treffen sollen.“ Sie nahm den eiförmigen Stein, hielt ihn auf Brusthöhe in ihre offenen Haare und fixierte dabei die Scheibe auf dem Tisch. Lange Augenblicke vergingen. Frau Astrid setzte den Stein in die Mitte der Scheibe. Der Stein drehte sich; erst schnell, dann langsamer, bis er zum Stillstand kam. Astrid Xylander betrachtete den Stein und die

Scheibe mit den beiden Plättchen darauf. Sie sagte: „Sie werden den Mann finden und auch eine Mitteilung durch ihn erhalten. Aber sein Ich wird zu diesem Zeitpunkt das Irdische bereits verlassen haben. Trotzdem, Ihr Weg wird nicht vergebens sein, denn dafür hat der Mann noch gesorgt.“ Frau Astrid lehnte sich zurück, als müsse sie sich von einer kleinen Anstrengung erholen. Unter dem Kerzenschein wirkten ihre unbändigen Haare tatsächlich wie rötlich schimmerndes Gold, und die blasse Haut ihres Gesichts wie golden getönter polierter Marmor. Frau Astrid legte den Kopf zurück gegen die hohe Stuhllehne. Es herrschte vollkommene Stille. Fischer wagte kaum zu atmen, und auch Lukowsky war sonderbar zumute, es war das erste Mal, daß er eine magische Handlung miterlebte. Zwei oder drei Minuten verstrichen so, doch diese schienen nicht enden zu wollen. Frau Astrid Xylander richtete den Kopf wieder auf. Wortlos nahm sie eines der beiden Plättchen von der magischen Scheibe und legte dafür zwei andere darauf. Dann sagte sie „Das sind immer noch Sie, Herr Lukowsky. Die beiden anderen sind die Herren Fischer und Busch.“ Abermals hielt sie den Stein in ihre Haare und ließ ihn sich dann auf der Scheibe drehen. Sie betrachtete das Ergebnis. Dann nahm sie eines der Plättchen von der Scheibe. Sie sagte: „Herr Busch wird sein Ziel sehen, aber nicht erreichen.“ Sie gab das Plättchen in den Kasten zurück und sagte ohne jede Betonung: „Er stirbt bald.“ Fischer fuhr kurz zusammen, blieb aber still. Dann nahm Frau Astrid das nächste Plättchen, sah erst dieses an und dann Fischer. Sie sagte: „Das sind Sie, lieber Herr Fischer. Ihr Ziel wird erreicht werden. Noch nicht sofort, aber doch. Sie werden Grund zur Freude haben. Allerdings: Das sehen Sie erst aus einer anderen Welt.“ Sie legte auch dieses Plättchen in den Kasten zurück und sagte dabei: „Auch Sie werden bald sterben - obgleich ..." Die Frau zögerte und fügte dann hinzu: "Nicht endgültig.“ In Fischers Gesicht zuckten die Muskeln, aber er lächelte. Frau Astrid Xylander berührte das noch übrige Plättchen. Ihr Blick richtete sich auf Lukowsky. Nur ihr linkes Auge konnte er sehen, das rechte lag unter dem Schatten des Schleiers ihrer golden schimmernden Haare. Sie sagte: „Sie, Herr Lukowsky, werden Herrn Buschs Ziel erreichen, es aber nicht haben wollen und nicht annehmen. Sie werden auch Herrn Fischers Ziel nahe kommen und tun, was diesem dient. Sie haben noch mehr Zeit - "sie zögerte abermals, ehe sie vollendete: "Doch auch Sie überschreiten die Schwelle .... Und es stehen ihnen schwere Kämpfe bevor, auch Bitterkeit und Leid.“ Ihr Blick blieb in Lukowskys Augen gerichtet, der Zeigefinger ihrer rechten Hand stand auf dem Plättchen, das ihn darstellte. Der Fingernagel, der das achtkantige Plättchen be-

rührte, blinkte wie leicht gewölbtes Gold. Frau Astrid fragte: „Haben Sie den Wunsch, noch etwas zu wissen, Herr Lukowsky?“ Er meinte zu ahnen, woran Astrid Xylander hellseherisch dachte: Vera! Er überlegte, nur eine halbe Sekunde, und doch von unzähligen Gedanken durchtost. Endlich sagte er: „Nein, danke. Das Schicksal nimmt seinen Lauf.“ Wieder umspielte das scheinbar wissende Lächeln die Lippen der rothaarigen Frau. Sie nickte ganz leicht, sagte nur: „Das stimmt!“ und nahm das Plättchen, das ihn bedeutete, von der magischen Scheibe. Sie hielt es noch für einen Moment in den Fingern, dann legte sie es in das Kästchen zurück. Sie gab Kästchen, Scheibe und Stein wieder in die Kommode und band ihre Haare zusammen. Unterdessen erhob sie sich mit der Bemerkung: „Das wäre dann jetzt wohl alles. Ich wünsche Ihnen beiden das Beste!“ Dabei sah sie Lukowsky mit einem Blick an, der ihm auszudrücken schien, daß mit ‚Ihnen beiden' er und Vera Jörgens gemeint waren.
Fischer berührte Lukowskys Unterarm, um anzudeuten, daß die Konsultation der Zauberin noch nicht beendet sei. Er richtete das Wort an diese: „Liebe Astrid, nach dem, was Sie uns, namentlich mir, soeben enthüllten, hielte ich es für richtig und notwendig, daß Sie Herrn Lukowsky das Licht geben. Er wird viel leisten müssen, und ich denke, er ist geeignet.“ Fischer betonte ‚das Licht' in geheimnisvoller Weise. Astrid Xylander sah erst Fischer und danach Lukowsky und dann wieder Fischer nachdenklich an. Sie sagte: „Sie haben wohl recht, lieber Herr Fischer, Herr Lukowsky wird viel Kraft nötig haben.“ Sie überlegte, es schien ihr ein plötzlicher Einfall zu kommen: „Ja, es ist nötig! Vielleicht wird es das sein, was ihn in dem Kampf dieser Welt überleben läßt!“ Sie überlegte abermals, sagte dann: „Ich muß mich erst aufladen. Kommen Sie heute abend um neun Uhr, Herr Lukowsky.“ Lukowsky entgegnete: „Ich fliege noch heute nach Frankreich.“ Fischer faßte ihn beim Arm, seine Stimme klang fest: „Es reicht, wenn Sie morgen Vormittag fliegen, Herr Lukowsky. Das ‚Licht' ist wichtiger! Seien Sie heute abend pünktlich bei Frau Astrid! Ich bin Ihr Auftraggeber, ich ordne es an!“ Lukowsky wunderte sich über die Entschiedenheit, mit der Fischer auf einmal auftrat. Diese Angelegenheit schien ihm außerordentlich wichtig zu sein. „Also gut,“ erklärte Lukowsky sich einverstanden: „Ich komme gegen neun – wozu auch immer.“ Frau Astrid lächelte: „Falls Sie sonst Langeweile haben, kommen Sie schon am Nachmittag. Dann können Sie mir bei der Aufladung helfen. Außerdem gäbe es einiges, was ich Ihnen wohl nun näherbringen sollte.“ - Fischer sah Lukowsky eindringlich an: „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, Herr Lukowsky! Es wäre wertvoll für Sie!“ Die rothaarige Frau

sah ihn still lächelnd an. Lukowsky sagte: "Ich werde am Nachmittag hier sein."

Als sie wieder beim Wagen angelangt waren, sagte Fischer ernst: „Ich habe Angst vor dem Sterben, aber es freut mich, daß es nicht sinnlos sein wird.“ Dabei sah er Lukowsky über das Dach des flachen Wagens hinweg an. Lukowsky entgegnete: „Sie glauben das alles?“ Fischer fragte zurück: „Sie nicht? Seien Sie ehrlich!“ Lukowsky überlegte: „Ich weiß nicht. Aber ich gebe zu, diese Dame hat mich beeindruckt.“ Er stieg in den Wagen. Auf der anderen Seite stieg Fischer ein. Lukowsky ließ den Motor an. Fischer bat: „Geben Sie mir eine Zigarette? Ich rauche selten, doch jetzt hätte ich gerne eine Zigarette.“ Lukowsky hielt ihm seine Schachtel ‚Player's Nr.6‘ hin und gab ihm Feuer. Fischer bedankte sich und hüstelte nach dem ersten Zug. Dann nahm sein Gesicht einen freudigen Ausdruck an: „Sie werden sehen, alles kommt genau so, wie Frau Astrid es vorhergesagt hat!“ - Der merkwürdige kleine Mann begann Lukowsky zu imponieren. Er bat ihn: „Erklären Sie mir doch wenigstens ein bißchen, worum es Ihnen eigentlich geht. Das sind doch keine Goldbarren oder Säcke voll Rohdiamanten. Sie deuteten ja auch schon an, Sie seien Idealist. Ich glaube Ihnen das inzwischen, bloß: Was ist Ihr Ziel?“ Fischer paffte die ihm offenkundig zu starke Zigarette und antwortete kryptisch: „Der Sieg des Lichts! Sie werden das später alles noch verstehen. Das glaube ich zumindest. Bitte dringen Sie diesbezüglich jetzt nicht weiter in mich! Ich würde Ihnen nichts vorenthalten, was im Moment für Sie wichtig ist. Lassen Sie die Dinge reifen.“ - „In Ordnung,“ akzeptierte Lukowsky: „Aber was hat es mit der Geschichte heute abend auf sich?“ Fischer verbesserte: „Heute nachmittag! Es wird gut sein, wenn Sie das ehrende Angebot der Dame annehmen!“ Lukowsky nahm sich auch eine Zigarette. Er sah Fischer an: „Sie haben mich da überfahren, Herr Fischer. Aber ich wollte Ihnen nicht in den Rücken fallen.“ Fischer sagte: „Das ist nett. Ich glaube nun einmal an so manches, woran andere nicht glauben. Das liegt daran, daß ich mehr weiß als andere. Sie werden es zu schätzen wissen. Ich selbst bin leider nicht so geeignet wie Sie.“ Er fingerte ein kleines Kärtchen aus seiner Westentasche und reichte es Lukowsky: „Hier. Sie können Frau Astrid jederzeit anrufen, falls Sie sie brauchen. Sie sind jetzt ja eingeführt. Ich glaube sogar, sie mag Sie. Allerdings...“ Er lächelte schwach: „Sie dürfen das nicht falsch deuten. Astrid sieht in Ihnen nicht den irdischen Mann. Das werden Sie alles bald verstehen. Diese Dame kann Ihnen sehr nützen. Sie hat bemerkenswerte Fähigkeiten, ganz besondere Fähigkeiten! Und sie ist ein wichtiges Glied der Kette!“

Lukowsky fragte: „Welcher Kette?“ Fischer zeigte eine abwehrende Geste: „Nur eine Redensart. Ich wollte damit ausdrücken; Astrid Xylander steht mit der geistigen Welt in enger Verbindung.“ Lukowsky hatte das Gefühl, daß Fischer durchaus etwas anderes gemeint habe, doch er ließ es dabei, fragte nur: „Macht die Dame das beruflich? Hellseherei?“ – Fischer zeigte wieder ein Überlegenheit andeutendes Lächeln: „Nein, Herr Lukowsky Sie ist studierte Altsprachlerin und lebt von Übersetzungen. Außerdem, wie mir scheint, verfügt sie wohl über ein kleines Vermögen. Für die so wichtigen Dinge wie die unseren, nimmt Frau Xylander ganz gewiß kein Geld!“ Er hob betonend einen Zeigefinger: „Heute noch erhalten Sie eine große Kraft, Herr Lukowsky! Und es wird sehr schön sein, Sie werden sehen!“ Lukowsky steckte das Kärtchen ein: „Wollen Sie mir das nicht näher erklären?“
Fischer sah ihn mit einem wehmütigen Blick an: „Das ist nicht nötig, nein. Alles Bedeutende erklärt sich zu seiner Zeit ganz von selbst! Versäumen Sie nur nicht, rechtzeitig bei der Dame zu sein. Mehr sage ich Ihnen jetzt nicht.“ -
„Aber ich habe Ihnen noch etwas zu sagen,“ fiel Lukowsky ein: „Der Herr Kriminalkommissar Cornelius kam mich besuchen, unterbreitete ein Angebot, wir sollten gemeinsame Sache machen und so weiter. Nicht ganz klar, was er wirklich wollte. Vielleicht ist er einfach nur korrupt, vielleicht auch ein ehrlicher Spinner.“ Fischer merkte auf: „Ich danke Ihnen für diese Mitteilung! Sie könnte wichtig sein. Wir werden Erkundigungen über diesen Mann einholen. Wer weiß, womöglich kann er nützlich werden. Aber es wäre dennoch ein Risiko. Ich werde darüber nachdenken. Vorerst wahren Sie bitte Abstand! Es ist mit Fallen zu rechnen - besonders von solcher Seite! Immerhin, diese Sache ist doch bemerkenswert.“
Lukowsky versicherte, sich gegenüber Cornelius nicht dumm zu verhalten und setzte Fischer dessen Wunsch gemäß beim nächsten Taxistand ab. Fischer beugte sich nochmals zu Lukowsky in den Wagen und bat: „Rufen Sie mich an, bitte, wenn irgend etwas ist, was Ihnen mitteilenswert erscheint. Sie besitzen mein Vertrauen!“ Lukowsky versprach es und fuhr wieder zum Flughafen. Fischers so deutliche Vertrauenserklärung hatte ihn überrascht. Er nahm sich vor, diesen sonderbaren Mann, den er anfangs für einen eitlen Fatzke gehalten hatte, nicht zu enttäuschen.

Die Sonne schien warm vom Himmel herab, als Lukowsky den Schuppen am Flugplatz wieder betrat. Er versuchte, Vera telefonisch zu erreichen, hatte damit

aber kein Glück. Sie war aus dem ‚Kaiserhof' in Essen ausgezogen, wie sie es angekündigt hatte. Sie hatte ihm eine Adresse geben wollen. Doch dazu war es nicht gekommen. Immerhin, Dulcinea würde ihn zu rufen wissen, wenn sie Don Quijote brauchte. Und doch ließ ihn der Gedanke an sie nicht los. Aus diesem Grunde war es ihm lieb, erst am nächsten morgen zu fliegen. Vielleicht meldete Vera sich ja oder es käme eine Nachricht von ihr. Lukowsky beschloß, ins Büro zu fahren. Falls sie anriefe, so sicherlich zuerst dort, obwohl sie auch die Telefonnummer des Schuppens am Flugplatz kannte.

Auf dem Weg ins Büro hatte er an einer Würstchenbude Halt gemacht. Damit war gleich die Frage des Mittagessens frühzeitig erledigt worden.

Lukowsky saß im Büro und hoffte, das Telefon würde klingeln, Vera Jörgens würde dran sein und sagen, daß es ihr gut gehe. Aber das Telefon klingelte vorerst nicht. Still und stur stand es da, ein Ding aus schwarzem Hartplastik, das so viel Gutes tun könnte, wenn es klingeln und Dulcineas Stimme hörbar machen wollte. Angeregt durch Fischers Vortrag über die Jagdfliegerei des Zweiten Weltkriegs, kramte Lukowsky Sims' Buch ‚Jagdflieger' aus einer Kiste und blätterte darin. Aber er wartete doch nur weiterhin darauf, daß das Telefon kleingeln und Vera anrufen sollte. Im Grunde glaubte er nicht mehr, daß dieses Ereignis eintreffen würde – doch es traf ein! Vera sagte, sie rufe aus Österreich an, gönne sich ein paar Tage der Ruhe. Dann gab sie ihm die versprochene Anschrift. Ein Haus am Rheinufer, auf dem Türschild stehe Wagner. Sie nannte auch eine Telefonnummer dazu. Ferner teilte sie ihm Valtines momentane Anschrift mit, fügte aber hinzu, dieser sei vermutlich nicht dort, Lukowsky müsse sogar damit rechnen, ihm in Toulon zu begegnen. - Es war ein Telefongespräch in sachlichem Tonfall, anders, als Ernst Lukowsky es sich erträumt hatte. Doch er war froh, Veras Stimme zu hören. Sie sagte, sie würde sich wieder melden und er solle vorsichtig sein. Und: Sie danke ihm für seine Freundschaft, auf die sie auch zähle - doch verlieben möge er sich bitte in eine andere Frau...
Immerhin: Vera hatte sich gemeldet, es ging ihr gut – und das machte diesen Tag zu einem guten Tag.

Als der Nachmittag gekommen war, fuhr Lukowsky mit gemischten Gefühlen in Richtung Benrather Schloßallee. Es gab einen Parkplatz unmittelbar vor Astrid Xylanders Haus. Lukowsky blieb ein paar Sekunden hinter dem Lenkrad sitzen. Er hatte gute Lust, umzukehren. Astrid Xylander war eine schöne Frau. Fischer

hatte sich seine Ratgeberin gut ausgesucht. Aber Fischer war auch in keine Vera verliebt, er konnte nicht verstehen, daß Ernst Lukowsky es schon als Betrug an der Geliebten empfand, eine andere Frau auch nur näher anzusehen. Er verspürte auch gar kein Verlangen danach. Viel lieber hätte er still von Vera geträumt. Doch es war nun einmal so vereinbart, er konnte nicht wortbrüchig werden. So gab er sich einen Ruck und stieg aus dem Wagen.

Frau Astrid empfing Lukowsky freundlich, höflich: „Kommen Sie herein, Herr Lukowsky! Es ist gut, daß Sie so früh da sind, dann können wir uns noch ein wenig unterhalten.“ Sie trug jetzt ein anderes Kleid, diesmal ein dunkelrotes. Auch dieses war bodenlang. Die Korallenkette hatte sie nicht um, Ihre Haare waren jetzt vor der Schulter zusammengebunden. Das erinnerte Lukowsky augenblicklich wieder an Vera. Nur waren Astrid Xylanders lange Haare nicht dunkel und glatt, wie Veras, sondern hellrot und wellig und die Enden hatten keine gerade Kante, sondern sahen aus wie züngelnde Flammen.
Frau Astrid führte ihn durch die Diele und den kleinen mit Antiquitäten gespickten Raum in ein gemütliches Wohnzimmer. Es war ein Eckzimmer mit großen Fenstern und reichlich Blumen. In einem Korbsessel schnurrte eine schwarzweiße Katze. Die Katze hob den Kopf, musterte den Gast und entschloß sich, weiterzuschlafen. In diesem Zimmer gab es nichts, was an Magie oder Mystik erinnert hätte. Ein ovaler Tisch, ein bequemes Sofa mit gestickten Kissen, dazu passende Sessel, ein Servierwagen mit Tellern und Tassen, Besteck und Servietten, Zuckerdose und Kuchen. Eine Biedermeier-Vitrine mit Kristall darin und Porzellanfiguren. An den Wänden hingen Gemälde, die wertvoll aussahen. Ein Stilleben und eine Winterlandschaft, dazu eine ganze Sammlung Miniaturen und ein Kupferstich mit Mozarts Portrait. Alles in allem die gute Stube einer gebildeten Bürgerfamilie. Frau Astrid forderte auf: „Nehmen Sie doch Platz, Herr Lukowsky! Der Kaffee wird gerade fertig sein. Oder hätten Sie lieber Tee?“ - „Kaffee ist sehr gut!“ erwiderte Lukowsky schnell, froh, nicht aus Höflichkeit Tee trinken zu müssen. Frau Astrid freute sich: „So habe ich richtig geraten!“ Lukowsky überlegte und entschloß sich dann zu der Frage: "Gnädige Frau, können Sie so etwas wie Gedankenlesen? Ich dachte immer, das gibt es nicht." Astrid Xylander zeigte ein wägendes Lächeln: "In dem Sinne - Gedankenlesen - gibt es in der Tat nicht. Aber jeder Mensch ist zugleich Aussender von Schwingungen und empfangender Resonanzboden. Ich habe gelernt, die Schwingungen, die ich empfange, in klare Signale umzusetzen. Das gelingt

nicht immer vollkommen, aber oft." Sie verstärkte Ihr Lächeln: "So habe ich - empfangen - daß Sie mich mit einer anderen Frau verglichen." Lukowsky verbesserte: "Verglichen ist vielleicht nicht das passende Wort. Sie haben mich von ferne an eine andere Frau erinnert. Das stimmt." Astrid Xylander verstärkte ihr Lächeln: "So mag es auch gewesen sein!" Sie verteilte das auf dem Servierwagen wartende Geschirr und entschwand dann, um zwei Minuten später mit einer Kaffeekanne zurückzukehren. Sie schenkte ein und forderte auf, Kuchen zu nehmen, Gugelhupf nach Wiener Rezept, selbst gebacken. Lukowsky wunderte sich, daß diese Frau um die dreißig offenbar unverheiratet war. Sie fing seinen Gedanken auf und erklärte: „Ich kam durch Heirat aus Wien hierher. Schon vor über zehn Jahren. Vor sechs Jahren starb mein Mann bei einem Verkehrsunfall.“ Sie hob graziös die Hand, um Lukowsky an einer der nun üblichen Floskeln zu hindern, und sagte schnell: „Es geht ihm ja gut!“ Sie sagte das mit einer solchen Selbstverständlichkeit, als wisse sie es ganz genau. Dabei erhob sie sich und setzte einen unter der Vitrine verborgenen Plattenspieler in Gang. Leise ertönte Albinonis Adagio. Frau Astrid holte einen Kristallaschenbecher aus der Vitrine und stellte ihn vor Lukowsky auf den Tisch: „Sie dürfen gerne rauchen, Herr Lukowsky. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie das möchten.“ Er sagte: „Danke. Sie haben recht.“ - „Gut!“ Astrid Xylander nahm wieder ihren Platz auf dem Sofa ein und hantierte mit der Kaffeekanne. Sie bat: „Sagen Sie mir doch: Was wissen Sie über Mystik und altehrwürdige Mythen!“ Lukowsky hatte sich gerade eine Zigarette angesteckt. Er antwortete: „Nicht mehr, als zur Allgemeinbildung gehört. Ich kenne die griechische und römische Mythologie – so ungefähr – und das Wesentlichste der Edda. Dann noch ein bißchen Gilgamesch-Epos und Upanischaden, aber nicht näher, und das meiste davon habe ich schon vergessen..“ Frau Astrid Xylander nickte zufrieden: „Einige Kenntnisse haben Sie immerhin. Magie hat Sie aber nie interessiert, nein sicher nicht, das haben Sie stets für Kokolores gehalten.“ Sie sah ihn an: „Ist es nicht so? Seien Sie ehrlich!“ - „Ich bin ehrlich,“ erwiderte Lukowsky: „Es ist so. Okkultismus, Spiritismus, Astrologie und so weiter hielt ich immer für Hokuspokus. Ich bin auch nie religiös gewesen. Ich glaube ganz einfach nicht daran.“ - „Nicht woran?“ wollte Astrid Xylander nun wissen. „Nicht an das, was die Kirche lehrt,“ antwortete Lukowsky: „Ich halte das schlicht und einfach für Unsinn.“ Frau Astrid nickte wohlgefällig: „Das spricht für Sie, Herr Lukowsky! Es gibt in der Tat kaum etwas Unsinnigeres als die Lehren der Kirchen, das ganze Gebäude besteht nur aus Widersprüchen – was

natürlich auf die Gegensätzlichkeit von Altem und Neuen Testament zurückzuführen ist. In Wahrheit hat das eine mit dem anderen ja gar nichts zutun, in Wahrheit trat Christus gegen den Herbärergott auf, den er den Teufel nannte. Spuren dessen finden sich noch heute, trotz aller Verfälschung, im sogenannten Neuen Testament; beispielsweise bei Johannes 8.44, aber...“ Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf: „Das soll uns jetzt nicht berühren! Es ist ein interessantes und durchaus wichtiges Thema. Doch dafür ist es noch zu früh. Es wird der Tag kommen, an dem eine Originalschrift des wahren Evangeliums Christi gefunden werden wird. Das wird dann das Ende des Pentateuch sein, das Ende der Kirchen, und die Menschen werden erkennen, daß sie in dem El Schaddai-Jahwe des sogenannten Alten Testaments der Bibel den Teufel selbst angebetet haben! Doch, wie gesagt, dazu ist noch nicht die Zeit. Würde ein solches Originaldokument jetzt gefunden werden, käme es nie an die Öffentlichkeit. Die noch herrschenden jüdischen und kirchlichen Interessenskreise nebst sämtlicher Freimaurer und allem Drumherum ließen es sofort vernichten. Nein, die Zeit dafür ist noch nicht reif. In einem Vierteljahrhundert, frühestens, könnte das anders sein. Dann wird das Neue Zeitalter schon heraufdämmern und auch dieser Wahrheit Platz schaffen.“ Lukowsky fragte: "Meinen Sie, die Kirche hat noch so viel Macht?" Die Frau neigte lächelnd ein wenig den Kopf, ehe sie antwortete: "Die Kirche nicht - doch die anderen von mir erwähnten Gruppen." Ihre Hände zeigten eine kleine Geste, die andeuten sollte, es gelte nun, über andere Dinge zu reden. Sie sagte: „Lassen Sie uns jetzt über das sprechen, was für den heutigen Vorgang wichtig ist! Was wissen Sie über den Begriff Astralkörper?“ Lukowsky antwortete: „Wenig. So etwas wie ein inneres, unsichtbares Gerüst des Körpers?“ Astrid Xylander zögerte: „Ich sehe, dazu sollte ich Ihnen doch einiges erzählen. Ja, das sollte ich wohl tun. Nehmen Sie sich also Kaffee und Gugelhupf, rauchen Sie dazu ein paar Zigaretten – und hören Sie mir zu!“ Astrid Xylander klopfte ein Kissen zurecht, setzte sich gemütlich hin und begann: „Der Begriff Astralkörper ist an sich nicht ganz richtig. Man müßte vom ‚inneren himmlischen Leib‘ sprechen. Doch da das Wort Astralkörper nun einmal von vielen ungefähr als der richtige Begriff verstanden wird, wollen wir es dabei belassen. Astralkörper bezeichnet also den inneren Leib, ein feinstoffliches Grundmuster, das alle lebenden Wesen in sich tragen, ob Mensch, Tier oder Pflanze. Insofern war die von Ihnen geäußerte Vorstellung zumindest nicht grundsätzlich falsch, sogar einigermaßen zutreffend. Der Astralkörper ist jenseitigen Ursprungs wie wir selbst. Darüber werden wir vielleicht ein andermal aus-

führlich sprechen. Unsere diesseitigen Grobstoffkörper sind also nach dem ewigen Muster des innenliegenden Astralkörpers aufgebaut. Der innere, astrale, Leib ist ewig jung, bloß der diesseitige Grobstoffleib altert. Aufgrund des unsterblichen Astralkörpers, bauen wir uns nach dem irdischen Sterben unseres diesseitigen Leibes dann drüben, in einer jenseitigen Welt, einen neuen Leib auf. Die Astralkörper beinhalten auch die grundlegende Verschiedenheit von Mann und Frau. Es ist ja alles so beschaffen, daß die beiden Geschlechter einander ergänzen – und sich auch gegenseitig anziehen. Erst im Zusammenkommen dieser Verschiedenheit während des Liebesakts zwischen Mann und Frau entsteht für Augenblicke die göttliche Einheit der allschaffenden Kräfte von Männlich und Weiblich, welche wir die Iluhe nennen. Ilu heißt soviel wie göttliches Licht. Schon die Sumerer, Babylonier und Assyrer kannten solche Vorstellungen: Es gibt ein männliches Ilu und ein weibliches Ilu. Gemeinsam werden diese beiden zur zeitweilig wirkenden Allschöpferkraft, den Iluhe. Dies ist im Kern das, was freidenkerische Europäer als die ‚Allmacht' bezeichnen. Die Verschiedenheit von Männlich und Weiblich ist also der Schlüssel zur Ganzheit. Das oberste göttliche Prinzip ist das der Kräfte von Männlich und Weiblich in jeweils vollkommen reiner Art. Beide sind gleichwertig – doch niemals sind sie gleich! Dies drückt sich eben auch in ihren Astralkörpern aus." Frau Astrid legte ein neues Stück Kuchen auf Lukowskys Teller, ohne ihre Ausführungen zu unterbrechen: „Die Astralkörper von Frau und Mann unterscheiden sich sehr von einander - sehr viel mehr, als dies anhand der grobstofflichen Umsetzungen unserer Erdenleiber erkennbar wird. Das kommt, weil die Astralkörper von Mann und Frau aus unterschiedlichen Feinstoffarten bestehen. Während unsere grobstofflichen Erdenleiber sich im wesentlichen aus Fleisch und Blut gleicher Art zusammensetzen, sowie Wasser und so weiter, sind die Astralkörper von Mann und Frau hingegen aus ganz verschiedenartigen Stoffen, aus unterschiedlichen Feinstoffen. Da nun unsere Astralkörper auch atmen, benötigen sie passendes Astrallicht – astrale Atemsubstanzen. Diese sind zwischen Mann und Frau wiederum sehr verschieden, und daher sind auch die astralen Atmungsorgane ganz unterschiedlich. Am offensichtlichsten ist dieser Unterschied bei den Haaren. Darum erwähnte ich bereits deren Bedeutsamkeit. Bei Frauen und Mädchen erstreckt sich der Astralkörper vollständig bis in die Haare. Die Astralhaare einer Frau sind immer sehr lang. Darum fallen Frauen die Haare auch nicht aus. Anders ist es bei Männern, deren Astralhaare nur etwa ein bis zwei Handbreiten messen. Frauenhaare sind etwas ganz anderes als Männerhaare. Frauenhaare sind astral

lebendig! Daher sind lange Haare für Frauen und Mädchen so wichtig, nicht bloß, weil sie schön aussehen.“ Astrid Xylander spielte mit den Enden ihrer Haare, und sprach dabei weiter: „Sie müssen nicht ganz so lang sein wie meine, aber wenigstens bis zur Taille sollten sie reichen, noch besser, bis an die Hüften. Das aber - "sie lächele nachsichtig - "ist vornehmlich Frauensache! - Nun, Durch den Geschlechtsakt zwischen Mann und Frau und die vorübergehende Vergrobstofflichung im Irdischen, kommt es mehr oder weniger zu minimalen Vermengungen. Es wandern teilweise weibliche Strahlungen in den Mann und teilweise männliche Strahlungen in die Frau. Dadurch entsprechen die irdischen Verkörperungen zwar ungefähr, aber nicht ganz dem Abbild des wahren Leibes, also dem des Astralkörpers. Der weibliche Astralkörper ist empfindlicher als der männliche. Dies ist auch der Grund dafür, daß die Mutterschaft dem Weiblichen übertragen wurde. Doch auch die lichte Magie war seit jeher eine Angelegenheit der Frauen. Wichtig ist für beide Geschlechter ist, eine jeweils möglichst reine Ilu-Schwingung in sich zu schaffen – je nach Geschlecht. Denn der Lichtgrad, wel-cher dem Astralkörper durch die Anziehungskräfte des Geistes zugeführt wird, entscheidet über das Ausmaß der Lebenskraft in dieser Welt - und über den zukünftigen Weg in einer lichten Jenseitswelt nach dem irdischen Sterben! Der astrale Atem ist also sehr bedeutungsvoll! Die astralen Atmungsorgane von Mann und Frau, ihre Schwingungsorgane, unterscheiden sich auch sehr stark voneinander. Gemeinsam ist nur die Aufgabe, die jeweiligen astralen Atmungslichtstoffe unentwegt aus der allgemeinen Feinstoffsphäre anzuziehen und der astralen Atmung zuzuführen. Der prinzipielle Unterschied zum irdischen Atmen besteht darin, daß die Grobstoffe einheitlich sind und daher auch Männer wie Frauen die gleiche Luft atmen können. Da die Astralkörperstoffe bei Mann und Frau aber unterschiedlich sind, benötigen sie auch verschiedenartigen Astralatem. Daraus wiederum ergibt sich, daß Frau und Mann auch ganz unterschiedliche astrale Atmungsorgane besitzen. Die astralen Substanzen, welche der weibliche Astralkörper zur Erhaltung seines Lichts und seiner Lebenskräfte braucht, sind von äußerst feiner Art. Man muß sie sich wie winzige Funken vorstellen, die von der astralen Ebene her kommen und das Diesseits durchwandern, etwa so, wie Schwärme kleiner Fische einen Ozean durchziehen. Es bedarf eines möglichst großen Netzes – um bei dem Vergleich zu bleiben – um solche Feinstoffunken aufzufangen. Dazu eignet sich allein das lange Frauenhaar. Sein astrales Gegenstück besitzt eine hauchfeine magnetische Ader, die im Inneren des Astralhaares verläuft – wie im diesseitigem Gegenstück der Haarmarkkanal.

Dadurch ermöglicht es das diesseitige Haar dem Astralhaar, seine Fähigkeiten auch hier zu entfalten und die notwendige astrale Atmung zu bewerkstelligen. Das geschieht ununterbrochen, es ist das Atmen des weiblichen Astralkörpers. Frauen brauchen daher unbedingt ausreichend lange Haare, um die Vitalität ihres Astralkörpers und des Geist zu erhalten. Heutzutage fehlt dies bei den meisten, und das ist die Ursache von psychischen und sexuellen Störungen, von vielen Krankheiten und ganz grundsätzlichen Schwächen der natürlichen Lebenskraft. Männer sind robuster gebaut, sie haben es in der diesseitigen Grobstoffwelt leichter als Frauen. Die astralen Substanzen, welche der männliche Astralkörper braucht, sind feinstoffliche Zusammenballungen wie kleine Wolken, die von der astralen Ebene her das Diesseits durchschweben. Nach Form und Größe entsprechen sie ungefähr dem Zwerchfell. Dieses bewirkt auch den Astralatem des Mannes. Die Astralkörper von Mann und Frau sind also von unterschiedlicher Natur – und auch das astrale Atemlicht, das sie erfüllt, ist sehr verschieden von einander. Erst im Zusammenwirken beider entsteht Schöpferkraft.“ Frau Astrid Xylander hielt inne, sie sah Lukowsky in die Augen und fragte: „Sie konnten mir soweit folgen?“ -

„Ich denke schon,“ erwiderte Lukowsky: „Es erscheint mir auch logisch und gut begreifbar.“

Diese Antwort freute Frau Astrid offenkundig, sie sagte: „Um astrales Licht - um astrales Licht ganz besonderer Art! – wird es uns heute abend zutun sein. Es ist ein Licht, daß Sie selbst sich nicht herbeischaffen können. Eine Frau muß es zuerst anziehen und dann an Sie übergeben.“ Astrid Xylander erhob sich, ging zum Plattenspieler und legte eine andere Schallplatte auf; es erklang nun Bachs a-moll Violinkonzert. Sie ging zu dem Korbsessel dicht am Fenster, streichelte die Katze und kehrte dann auf das Sofa zurück. „Und nun,“ sagte sie, „will ich Ihnen von diesem besonderen Licht erzählen!“ Sie war gut gelaunt, schenkte Kaffee nach und begann erneut: „Herr Fischer erwähnte Pralada, ein Wort aus Arya Varta, dem alten Indien. Es gibt im Sanskrit auch die Schreibweise Pralaya – sinnbildlich der Prinz des göttlichen Lichts. Dieses Licht hat die Farbe Indigo. Die Babylonier und Assyrer wiederum glaubten, daß es außer der sichtbaren diesseitigen Sonne auch noch eine unsichtbare jenseitige Sonne gäbe. Sie nannten diese ‚Ilum' oder auch die unsichtbare schwarze Sonne. Großkönig Sargon I. von Babylon hatte eine wunderbare Bibliothek angelegt, die so umfangreich war, daß man sie die ‚Stadt der Bücher' nannte. Das meiste davon ging verloren. Doch es heißt, in der Stadt der Bücher hätte es die ältesten Schätze des

Wissens auf diesem Planeten gegeben, nicht nur babylonische und sumerische Keilschriften jedweder Art sowie aus Ägypten, Persien und Indien gekommene Texte, sondern sogar Überlieferungen aus unvorstellbar ferner Zeit, das königliche Wissen versunkener Reiche, von der Insel der Seligen, Thale Hubpur – Thule, welches womöglich unser deutsches Helgoland war, – aus Atlantis auch und vielleicht von anderen Sternen aus fernen Sonnensystemen – wer weiß?“ Sie lächelte, trank Kaffee und fuhr zu berichten fort: „Von Sargons Stadt der Bücher ist also wenig erhalten. Manches davon könnte in die berühmte Bibliothek von Alexandria gelangt sein. Doch diese wurde, wie Sie wissen werden, völlig zerstört. Es gab einflußreiche Leute, die das verlangten, weil in jener wunderbaren Bibliothek auch zahlreiche Dokumente lagen, die den Hebräergott El Schaddai - Jahwe als den Herren der Hölle entlavten. Heutzutage würden wir sagen, als den Teufel. Der ansonsten so große Julius Cäsar ließ sich bestechen. Er brauchte zur Verwirklichung seiner Vorhaben dringend Geld, das er nicht hatte. Banal gesagt, er mußte sich welches punpen. Eine Bedingung für die ihm nötigen Kredite ist die Vernichtung der großen Bibliothek von Alexandria gewesen. Ohne dies wäre es später gar nicht möglich gewesen, den biblischen Jahwe als Gott hinzustellen - was auch so, wenn man das sogenannte Alte Testament liest, nur mit Hängen und Würgen glaubhaft erscheint. Zur wenigstens teilsweisen Ehrenrettung Cäsars sei jedoch angemerkt, daß die vollständige Verbrennung aller wertvollen Schriften erst später erfolgte. Und religiöse Texte des Orients konnten für Cäsar nicht sonderlich bedeutsam erscheinen. Er hatte ja keine Ahnung, daß daran auch das Imperium Romanum einmal zerbrechen würde. Später, in der Zeit unmittelbar nach Christi, setzte eine regelrechte Hetzjagd auf alle Abschriften des wahren Evangeliums ein, weil darin abemtmals Jahwe als der Satan bezeichnet wurde. Niemand sollte bald mehr wissen, was Christus wirklich gelehrt hatte – und dahin ist es ja auch gekommen! Um einiges früher, als ein Prophet auftrat, den die Bhagavadgita als Krischna überliefert, verhielt es sich ähnlich, wenngleich nicht ganz so arg; und auch die ohnehin unklare Lehre Buddhas wurde noch erheblich verdreht. Zu allen Zeiten im Kali Yuga, dem Zeitalter der Finsternis, gab es Mächtige, die Angst hatten, ihre Macht zu verlieren sowie andere Menschen finsteren Geistes, die anstrebten, die Macht einzunehmen. Diesen allen war und ist nichts so sehr im Wege wie die Erkenntnis des Lichts, nichts hatten und haben sie mehr zu fürchten, als daß Menschen den eigenen Weg zum göttlichen Licht finden könnten – aus Eigenem, ohne vermittelnde Institutionen oder Priester zu brauchen. Denn solche

Menschen näherten sich dem Geistigen an, sie kauften nicht mehr lauter unnötiges Zeug und betäubten sich nicht im rohen Lärm von Diskotheken, Gemeinschaftssinn wäre ihnen wichtiger als Egoismus – sie wären die natürlichen Gegner des herrschenden kommerzialistischen Systems. Ja, wenn das neue Licht erstrahlt, fegt es die materialistischen Mächte hinweg! Noch nie herrschte die Finsternis so triumphal wie im gegenwärtigen 20. Jahrhundert. Noch nie war aber auch die Angst der Durchschauenden unter den Finsterlingen so groß; denn das Neue Zeitalter naht! Alles was jetzt herrscht, wird bald stürzen! Nach geschichtlichem Zeitmaß betrachtet, sehr bald. Und das reine Licht kennt keine Gnade gegenüber der Finsternis. Wenn die Sonne aufgeht, muß die Nacht wiechen. Alles Böse und Unreine wird durch das Licht des reinen Geistes vertilgt werden in einem großen und gleißenden Feuerschein! Igne Natura Renovatur Integra. Das ist die wahre Bedeutung des I.N.R.I. über dem Haupte des gekreuzigten Jesus Christus. – Die alten Tempelritter und der Ordo Bucintoro wußten dies übrigens auch. - Es gibt sogar im Neuen Testament noch ein Wort Christi, daß auf dieses Kommende hinweist, Matthäus 24.30. Lesen Sie einmal selbst!"
Frau Astrid blickte ernst und froh zugleich vor sich hin, als sehe sie schon dieses reinigende Feuer über einem nicht mehr fernen Horizont der Zeit.
Sie sprach weiter: „Jenes alle Finsternis besiegende Licht, gleichsam der geistige Strahl Christi, ist, wenn wir ihm einen Namen geben wollen, Pralada – oder das Licht der unsichtbaren Sonne. Diese dürfen Sie sich nicht wie eine Sonne nach herkömmlichem Verständnis vorstellen. Sie ist vielmehr wie eine Schleuse zwischen Diesseits und Jenseits, noch besser ausgedrückt: Das Ventil, durch welches das göttliche Licht vom Jenseits her in den diesseitigen Kosmos und zur Erde dringt. In den Zeitaltern der Finsternis ist dieses Ventil weitgehend verschlossen, so wie jetzt. Der Geist der Menschen muß erst lichter werden, damit nach dem Prinzip der Affinität von Schwingungen das Ventil sich öffnet und aus der Schwarzen Sonne das Pralada wieder kraftvoll strahlt.“ Frau Astrid blickte Lukowsky in die Augen und sagte: „Das wird kommen! Und heute Abend leisten wir einen kleinen Beitrag dazu!“
Es drang eine merkwürdige stille Begeisterung aus den sanften braunen Augen dieser schönen Frau. Ihre beiden Hände streckten sich nach Ernst Lukowsky aus, die Fingerspitzen berührten seine Schläfen. Lukowsky war sonderbar zumute. Er wußte nicht, was es war, nur: etwas, das von außen kam und angenehm war. Müdigkeit überfiel ihn, eine ungewohnte, plötzliche, wohltuende Müdigkeit, die sich über ihn decken wollte; und der Sessel in Astrid Xylanders gemüt-

lichem Wohnzimmer war weich und bequem. Sehr behaglich fühlte sich Ernst Lukowsky auf einmal in diesem Zimmer. Wie von ferne hörte er den sanften Mezzosopran: „Es ist gut...“

Als Lukowsky erwachte, herrschte Dunkelheit. Fünfzehn Kerzen brannten auf drei fünfarmigen hochstieligen Leuchtern. Das Bild, das sich darbot, war unwirklich, wie die Ausgeburt eines phantastischen Traums. Es schien gleichzeitig sehr nahe und sehr fern zu sein: Vor einer dunklen Wand, die riesengroß mit dem bizarren violetten Sonnensymbol versehen war, stand eine Frau, eine sehr schöne Frau, völlig nackt. Sie stand auf einem Bein, nur der linke Fußballen berührte den Boden. Das andere Bein war im spitzen Winkel angezogen, der rechte Fuß lag auf dem Oberschenkel über dem Knie des durchgesteckten linken Beines. Der Oberkörper der Frau war nach hinten gebogen. Ihre Brüste sahen zum Himmel. Der Kopf lag weit nach hinten geneigt. Die flammenförmigen Spitzen der sehr langen Haare berührten den Boden. Der linke Arm der Frau war waagerecht ausgestreckt, die offene Hand nach oben, als biete sie wartenden Vögeln etwas dar. Der rechte Arm war nicht zu sehen, nur die rechte Hand, deren gespreizte Finger in die fülligen Haare geschoben waren. Erst allmählich begriff Lukowsky, daß dies kein Traumbild war. Astrid Xylander stand dort so – vollkommen reglos, unbegreiflich, wie sie ihr Gleichgewicht halten konnte. Der warme Kerzenschein warf sein goldenes Licht auf die helle Haut des makellos schönen Frauenkörpers vor der schwarzen Wand mit dem großen violetten Sonnensymbol, die langen welligen Frauenhaare wirkten wie im Fließen erstarrtes Gold. So stand Astrid Xylander da – wie aus leuchtendem Gold gegossen – reglos, ohne die geringste Bewegung. Ernst Lukowsky sah sie an. Er versuchte zu denken, doch es ging nicht; er sah nur dieses Bild. Da war es ihm, als flattere ein goldenes Licht auf die ausgestreckte Hand der Frau zu – wie ein Vogel, der sich auf dieser Hand niederließ, vielleicht eine Taube aus goldenem Licht. Lukowsky wagte nicht, sich zu bewegen, als würde die Frau dort sonst das Gleichgewicht verlieren und in einen namenlosen Abgrund stürzen. Das flackernde Licht, das beinahe wie ein Vogel aussah, stieg von der Hand der Frau auf und, so schien es, flog auf Lukowsky zu – er schlief abermals ein. -

Als Lukowsky erwachte, brannte eine Stehlampe und tauchte das gemütliche Wohnzimmer in ein behagliches Licht. Es gab keine hochstieligen Kerzenleuchter und keine schwarze Wand mit einem violetten Sonnensymbol darauf. Dafür stand eine Silberschale mit belegten Broten bereit, in einer Kristallkeraffe warte-

te dunkelroter Wein, und soeben kam Frau Astrid Xylander mit einer Kanne frischen Kaffees. Sie trug ein langes, mantelförmiges Kleid aus einem schimmernden blauen Stoff und darunter offenkundig nichts. Ein gleichfarbiger stoffumspannter Reifen hielt ihre unbändigen offenen Haare zurück. Frau Astrid lächelte, sie servierte den Kaffee, nahm auf dem Sofa Platz und sagte: „Es war gut, daß Sie sich ein wenig ausgeruht haben. Ich merkte es Ihnen an, Sie hatten diese kleine Rast von Geist und Körper nötig!“
Lukowsky sah in ihr so viel Ruhe ausstrahlendes Gesicht mit den sanften braunen Augen, und er fühlte sich tatsächlich gut, so, als hätte er hundert Jahre lang geschlafen und sich von allen Anstrengungen seines Lebens mit einemmal erholt. So frisch und stark fühlte er sich, wie womöglich nie zuvor. Es war ein gutes Gefühl. Doch daneben bestand ein anderes Gefühl, eines, das er nicht fassen konnte: Es war, als ob seine Gedanken anders geordnet seien als es noch vor – vielen Jahren? – nein, höchstens drei Stunden! - gewesen war. Er betrachtete die Frau. Sie lächelte. Ein überlegenes Lächeln, freundlich, voller Wärme, eher das Lächeln einer Mutter gegenüber dem Kind als das der Frau für den Mann. Was wollte sie? Wollte sie überhaupt etwas?
Astrid Xylander beantwortete die Frage seiner Gedanken: „Schauen Sie, Herr Lukowsky, Sie haben jetzt einen ersten Schritt zur höheren Kraft getan, sozusagen im Schlafe. Daß Sie einschliefen, habe nicht ich verursacht. Ich habe Sie weder hypnotisiert noch gar Ihnen heimlich ein Schlafmittel eingeflößt. Ich hatte lediglich den Wunsch, daß Sie schlafen sollten, weil es gut für Sie war. Und Sie überkam der Wunsch nach Schlaf, weil es hier eine Atmosphäre der Gemütlichkeit gibt, Geborgenheit, die Ihr Leben wahrscheinlich schon sehr lange entbehrt. Jeder Mensch sehnt sich aber nach Geborgenheit. Auch der stolzeste Kriegsherr der Antike war davon nicht frei. Das ist ein Stück natürlicher Sehnsucht in uns Menschenwesen, eine Urerinnerung an unsere ferne paradiesische Heimat. Ich fühlte, daß Ihnen dies schon lange, vermutlich sehr lange, fehlte. Deshalb wünschte ich, daß Sie schlafen sollten – und weil Sie es selber wollten, schliefen Sie! Es hat Ihnen doch gut getan, oder?“ Sie lächelte wieder ihr sonderbar herzliches Lächeln. Lukowsky fragte seinerseits: „Habe ich geträumt, oder ist diese Wand dort vorhin schwarz bespannt gewesen, eine lila Sonne war zu sehen...“ - „Und ich splitternackt davor!“ vervollständigte Frau Astrid mit der größten Selbstverständlichkeit: „Das war tatsächlich so. Ich dachte nicht, daß Sie aufwachen würden, habe es auch nicht bemerkt. Doch Sie haben mir durch Ihre Anwesenheit geholfen, mich aufzuladen – schließlich geschah es ja für Sie!

Sehen Sie die hölzerne Schiene dort oben? Da kann ich den Samtvorhang mit der magischen Sonne darauf über die Wand ziehen; es ist ganz einfach.“ Astrid Xylander reichte die Silberschale mit den belegten Broten hin: „Greifen Sie zu, Herr Lukowsky!“ Er tat es und fragte: „Dann habe ich jetzt also dieses Licht empfangen?“ Frau Astrid ließ ein leises freundliches Lachen hören: „O, Herr Lukowsky! Das haben wir doch erst vorzubereiten begonnen! Nein, nein, ein bißchen müssen Sie sich bis dahin noch gedulden!“ Sie nahm sich Kaffee und ein Käsebrot, alles hatte geradezu eine häusliche Anmutung. Lukowsky fühlte sich wohl. Irgendwo, sehr, sehr fern, wußte er, daß es anderes gab, was ihm wichtig war, doch es gelang ihm nicht, bis zu diesen Gedanken ganz vorzudringen. Frau Astrid sagte: „Wenn Sie das Licht erhalten haben, werden Sie bemerken, daß sie nur noch sehr wenig Schlaf brauchen und trotzdem immer frisch sind. Warum müssen wir Menschen schlafen? Weil unser Astralkörper den Grobstoffleib nicht ununterbrochen tragen kann! Ihr Astralkörper wird eine übernatürliche Stärkung erfahren, die recht lange anhält. Dergleichen wird nicht vielen zuteil! Sie aber haben eine Aufgabe zu erfüllen, die – vielleicht – für einen schnellen Sieg dies Neuen Zeitalters wichtig sein kann. Denn es wird einen Kampf geben, einen letzten großen Kampf, in dem die Restmacht der Finsternis auch physisch geschlagen werden muß. Diese ist im Besitz der Masse der physischen Waffen. Die Träger der neuen Zeit werden sie besiegen müssen – und sie werden siegen! Weil Sie, Ernst Lukowsky, dazu einen Beitrag leisten können, darum bekommen Sie das Licht. Es ist eine Verpflichtung!“ Sie hatte ihr Brot aufgegessen und ihren Kaffee ausgetrunken. Jetzt stand sie auf und erklärte, sie werde gleich wiederkommen.

Lukowsky zündete sich eine Zigarette an. Eine Viertelstunde verging, dann kam Astrid Xylander zurück. Etwas an ihr war verändert, aber Lukowsky kam nicht sofort darauf, was es war. Es war nichts, das sich gegenständlich hätte feststellen lassen, außer, daß sie den Haarreifen nicht mehr trug. Dann bemerkte er, daß es etwas in ihrer Art war, was sich verändert hatte, sie wirkte ernster. Sie setzte sich wieder zu ihm und sprach: „Es ist so weit. Wir werden jetzt gleich hinübergehen. Ich brauche Ihnen nicht viel zu erklären und werde es auch nicht tun. Die Lichtkraft wird Sie erfassen – und alles weitere ergibt sich von selbst. Machen Sie jetzt Ihre Zigarette aus und kommen Sie!“ Astrid Xylander streckte ihre Hand aus und nahm die seine. Hand in Hand gingen sie durch ein winziges Ankleidezimmer in einen größeren Raum. In diesem gab es keine Möbel. In den vier Ecken standen hochstielige fünfarmige Kerzenleuchter. Zwanzig Kerzen

spendeten viel warmes Licht. Die Wände waren dunkelrot, die Decke violett und mit der Schwarzen Sonne bemalt. Auf dem Boden war schwarzer Stoff ausgebreitet, darauf die bizarre violette Sonne, ein genaues Gegenstück zu jener an der Decke.
Unter diesem Stoff wölbten sich spürbar viele weiche Kissen. Im Türrahmen blieb Frau Astrid stehen. Sie sagte: „Ziehen Sie sich aus und kommen Sie dann.“ Sie selbst streifte das mantelartige blaue Kleid ab und warf es auf den Boden des Vorzimmers. Nackt betrat sie den von zwanzig Kerzen erleuchteten Raum. Ernst Lukowsky tat, was die Frau gesagt hatte, tat es mechanisch, sein Denken folgte längst nicht mehr den gewohnten Gesetzen. Dann standen sie sich in der Mitte des weichen Lagers gegenüber. Die Frau sagte: „Sie werden mich jetzt umarmen. Mit ihren Händen fassen Sie zunächst in meine Haare, mit der einen unter den Schultern und mit der anderen über der Taille - dann fließen die Lichtströme – und es geschieht.“
In dem dunkelroten, schwarzen und violetten Raum zwischen zwei Bildern der magischen Sonne gab es keine Zeit, auch kein Erinnern an irgend etwas, was außerhalb dieses Raumes lag. Auf dem weichen unbegrenzten Lager umschlangen und vereinigten sie sich zum einen und zum anderen Mal, wieder und wieder, noch heftiger, wilder, verzehrender. Immer neue Kräfte kamen, alle irdische Natur übersteigend.
Als die Kerzen zu mehr als der Hälfte niedergebrannt waren, sprach die Stimme der Frau, leise und doch sehr deutlich: „Wir haben die Schwelle erreicht. Gleich werden wir die Pforte durchschreiten, die zwischen Diesseits und Jenseits liegt – die Pforte des Sterbens - und kehren doch gemeinsam zurück!“ Ihr Mund näherte sich seinem Mund, und sie vereinigten sich zum anderen Mal. Auf einen Augenblick war es, als wären es nicht mehr die diesseitigen Körper, die einander umfingen, sondern – Licht im Lichte. -

Als alle zwanzig Kerzen heruntergebrannt waren und Dunkelheit herrschte – nach Stunden, vielen endlos verzauberten Stunden – löste sich die Frau aus den Armen des Mannes. Ihre Stimme war nur ein mildes Flüstern: „Es ist gelungen!“

Sie saßen in dem gemütlichen Wohnzimmer beisammen. Vor den Fenstern stand eine freundliche Morgensonne. Lukowsky war wieder vollständig bekleidet und ebenso Frau Astrid Xylander. Sie hatte abermals das Werk der Hausfrau besorgt und ein gutes Frühstück aufgetischt. Jetzt schenkte sie Wein ein und sprach:

„Ernst Lukowsky, Du bist nun ein Krieger Praladas! Erweise Dich würdig! Vielleicht begegnen wir uns wieder. Falls nicht, werde ich dennoch wissen, was Du tust!“ Sie küßte ihn auf die Wangen, nicht auf den Mund.

Es war schon später Vormittag und die Sonne stand hoch, als Lukowsky in seinen Wagen stieg und in Richtung Flugplatz fuhr. Frisch und stark fühlte er sich und auf eigenartige Weise sehr jung. Aber jetzt kehrte sein ganzes Denken zurück, alles, was er durch die Künste der Frau namens Astrid vergessen hatte und für einen halben Tag und eine Nacht nicht mehr in sich hatte finden können; jetzt war alles wieder da. Die sanfte Umhüllung der Geborgenheit verflog, die Erinnerung an das Erlebnis im Hause der Frau Astrid Xylander verflog, verblaßte schnell und beinahe so vollständig, als beinhalte die Wirkung des Zaubers auch dieses Vergessen. Dafür kehrte etwas anderes wieder, das Wichtigste: Der Gedanke an Vera. -

Das hellgelb lackierte Metall des Flugzeuges glänzte unter der Sonne. Lukowsky klemmte einen Kartenstapel unter den Arm und kletterte hinein. Der Blick aus den Fenstern der Kanzel hatte etwas von Abschied. Die beiden Motoren dröhnten auf. -

12

Nach Toulon hatte ihn vor Jahren sein erster größerer Auftrag geführt. Das mochte Zufall sein. Jetzt war er hier, um im Auftrag der Wahnsinnigen, wie Vera Jörgens sie nannte, nach einem versunkenen U-Boot zu suchen. Das klang an sich schon verrückt genug. Er hatte die Maschine auf dem lokalen Flughafen abgestellt und sich in jenem Vorstadtgasthof eingemietet, den Busch in seinen schriftlichen Anweisungen benannt hatte. Da sollte er warten, bis ein Mann namens Domenico Alotti mit ihm Verbindung aufnehmen würde, jener Mann, der laut Astrid Xylanders Hellseherkunst gar nicht mehr lebte. Tatsächlich wartete Lukowsky jetzt schon den zweiten Tag über Termin vergeblich auf jenen Mann.

Als einziger Gast dieses Vormittages frühstückte Lukowsky an dem kleinen runden Tisch gegenüber dem Tresen. Ein hübsches Mädchen mit im Nacken zusammengebundenen schwarzen Haaren und einem hellblauen Kleid befaßte sich hinter der Theke mit dem neuesten Tagblatt. Von der Straße her quirlte heller Staub durch die stets geöffnete Tür, sobald ein Auto vorbeifuhr. Aber der

Wagen, den Lukowsky erwartete, kam nicht. Das Mädchen raschelte mit Zeitungspapier, brachte eine Tasse frischen Kaffees. Lukowsky bat in seinem halbwegs brauchbaren Französisch: „Bitte warten Sie einen Augenblick!“ Er zog einen zerknitterten Zettel aus der Brusttasche seines Hemdes: „Würden Sie da einmal anrufen und sagen, ich warte hier schon seit gestern?“
Das Mädchen strich den Zettel glatt und nickte: „Ja, gern Monsieur, gleich!“ -
Lukowsky wendete sich dem dampfenden Kaffee zu. Er hörte das Mädchen hinter dem Tresen am Telefon hantieren und drehte sich um: „Nichts?“
Das Mädchen hob die Schultern und schüttelte bedauernd den Kopf: „Es meldet sich niemand!“
Lukowsky stützte den linken Ellenbogen auf die Rückenlehne des Stuhles: „Wollen Sie mir ein Taxi besorgen?“
„Aber natürlich!“ nickte das Mädchen: „Ich bestelle sofort eines.“ -
Er wartete eine Viertelstunde. Blasser Staub fegte durch den Eingang. Ein dunkler Peugeot bremste. Der Taxifahrer trat forschen Schrittes ein, lief zum Tresen und sah sich um, als sei der Raum von Menschen überfüllt. Lukowsky hob den Arm: „Hier, mein Freund,“ rief er: „Hier werden Sie gebraucht! Lassen Sie sich von Mademoiselle den Zettel mit der Adresse geben - sie weiß schon, welchen.“
Sie gingen zum Wagen. Der Fahrer studierte den Zettel. Lukowsky deutete mit gestrecktem Finger auf das Papier: „Muß irgendwo in Richtung Hyéres liegen.“
„Ja, ja,“ bestätigte der Taxifahrer: „Da sind ein paar Bungalows. So eine Art Siedlung für bessere Pensionisten. Ich glaube, dort ist es.“
Sie stiegen in das Auto. Lukowsky zog die Tür zu: „Fahren wir also!“ –
Nach einer halben Stunde Fahrt auf der Hauptstraße bog das Taxi nach rechts in einen unbefestigten Nebenweg, der an gepflegten Bungalows vorüber durch einen lichten Wald führte. Bald wichen die Bäume zurück. Die Landschaft wirkte hier karg, ausgeglüht, je mehr der Weg bergan stieg. Zu beiden Seiten türmten sich Steine, welche offenbar beim erst halbvollendeten Bau der Strecke vergessen worden waren. Gräser wucherten zwischen den Spalten.

Das Taxi näherte sich einem mittelgroßen, weißgetünchten Haus. Im Gegensatz zu den Bungalows, besaß dieses Gebäude ein Obergeschoß. Mehrere Fenster standen offen. Ebenso die Haustür, deren Rahmen bogenförmig angelegt war. Rechts und links wuchsen Kakteen in großen Schalen. Vor dem Haus parkte ein heller Citroen. In gleichmäßigen Abständen angepflanzte Palmen bildeten den

Hintergrund. Lukowsky bezahlte den Taxifahrer: „Falls ich hier nicht anders wieder wegkomme, rufe ich Sie an. Notfalls werde ich in einem der Häuser hier sicherlich telefonieren dürfen."
Der Fahrer reichte ein bedrucktes Kärtchen: „Gewiß, Monsieur. Wenn Sie diese Nummer wählen, komme ich so schnell wie möglich."
Lukowsky steckte das Kärtchen ein und stieg aus dem Wagen. Durch die Sohlen seiner Schuhe meinte er die Wärme des steinigen Bodens zu spüren. Das Taxi wendete und verschwand bald hinter einer Anhöhe.
Lukowsky schritt auf das weißgetünchte Haus zu. Schon unter dem Torbogen der offenen Eingangstür strömte ihm angenehme Frische aus dem Inneren entgegen. Er betrat eine geräumige Diele. Von hier aus führte eine schmale, gewundene Treppe zum oberen Stockwerk. Auch das Innere des Hauses war überwiegend in Weiß gehalten. Nur eine alte Holztruhe, auf der ein Telefon thronte, und die im übrigen als Ablage diente, sowie ein goldgerahmter ermatteter Barockspiegel darüber, durchbrachen dieses Weiß. Dennoch wirkte die Diele dämmerig, sie hatte nur ein kleines Fenster zur Vorderseite des Hauses hin. Lukowsky blieb bei der dunklen Truhe stehen. Auf sein „Hallo!" erfolgte keine Antwort. Er trat in die Mitte der Diele und rief abermals – niemand meldete sich. Lukowsky blickte an der Treppe entlang nach oben: drei Türen, zwei davon offen. Er ging die Stufen hinauf. Die erste Tür wies in ein unberührtes Schlafzimmer, die andere in ein Bad und die dritte führte in eine Art Gästezimmer und auf einen nach Süden gelegenen Balkon. Lukowsky begab sich wieder in die Diele und sah in die angrenzenden Räume: eine Küche, ein mäßig modern eingerichtetes Wohnzimmer, ein kleines Eßzimmer mit anschließender Terrasse. Durch die gläserne Terrassentür wurde ein leerer Liegestuhl unter einen weiß-gelb-roten Sonnenschirm sichtbar, dessen Schabracken im milden Wind tändelten. Auf einem kleinen Tisch darunter standen Gläser und zwei Flaschen. Verschiedene Kakteen wuchsen überall in Steingutschalen. Lukowsky öffnete die Glastür und trat auf die sonnenbeschienene Terrasse. Hier fiel ihm abermals auf, wie kühl es im Inneren des Hauses war. Er ging auf das Tischchen zu. Darauf standen außer gebrauchten auch unbenutzte Gläser. Beide Flaschen waren nahezu leer. Lukowsky wandte sich ab. Der an die Terrasse stoßende Garten wirkte wie eine Sammlung subtropischer Pflanzen. Schmale, mit Steinplatten belegte Pfade strebten irrgartenähnlich auseinander und führten wieder zusammen, um sich vor einer fast mannshohen Bronzestatue wieder zu vereinigen. Lukowsky ging auf diese Figur zu und sah sie sich an. Sie stellte eine

löwenhäuptige Sechmet dar, eine ägyptische Göttin, die sich an diesem Ort deplaciert fühlen mußte. Sonnenstrahlen glitzerten auf ihrem metallenen Körper. Lukowsky ging in die Hocke und sah sich den Granitsockel an, auf dem die Sechmet-Figur stand. Zwischen fremdartigen Schriftzeichen, die nichts mit ägyptischen Hyroglyphen zu tun hatten und offensichtlich von einem neuzeitlichen Steinmetz eingemeißelt worden waren, fand sich ein bizarres Sonnensymbol. Es erinnerte an jenes, das Lukowsky bei Frau Astrid Xylander kennengelernt hatte, es würde ihm sonst nicht aufgefallen sein. Ob die unentzifferbare Inschrift eine Bedeutung hatte, konnte Ernst Lukowsky nicht beurteilen. Vermutlich hatte sie eine, und Frau Astrid Xylander hätte sie sicherlich zu deuten gewußt, eventuell sogar Peter Fischer. Lukowsky richtete sich aus der Hocke wieder auf und sah sich um. Überall wuchsen sorgsam angepflanzte Kakteen oder halbhohe Hartlaubgewächse. Dazwischen gab es ungezählte Blumen. Ein kleines Bächlein, das offensichtlich künstlich angelegt worden war, durchfloß das ganze Ambiente und sorgte für die nötige Bewässerung. Mit diesem Garten hatte sich jemand viel Mühe gegeben. Der Duft unvertrauter Blüten durchschwebte die Luft. -
Ein seltsames Gefühl bemächtigte Ernst Lukowskys: Als läge dieser kleine parkähnliche Garten außerhalb der wirklichen Welt. - Er spazierte in diesem Garten herum und fühlte sich in dieser stillen Idylle sehr wohl. Die Stunden, die zerrannen, bemerkte er kaum; Zeit nebst Uhren schienen an diesem Ort ihre Gültigkeit zu verlieren.

Es war hoher Mittag, als Lukowsky ins Haus von Domenico Alotti zurückkehrte, der offenkundig subtropische Gewächse liebte, eine ägyptische Göttin in seinem Garten stehen hatte – und die geheimnisvolle Pralada-Sonne kannte. Lukowsky durchmaß das Eßzimmer und die Diele. An der Holztruhe griff er zum Telefon und rief den Taxifahrer an. Die diesseitige Sonne beschien noch immer blendend die weißgekalkten Wände des Hauses. Lukowsky setzte sich an den Rand einer der beiden großen Steingutschalen, welche den Eingang flankierten, nahm eine Zigarette und wartete.
Die erste Viertelstunde verstrich, die zweite Viertelstunde verstrich – das Telefon klingelte. Verblüfft erhob sich Lukowsky und ging in die Diele. Er nahm den Hörer ab - es war niemand dran – oder wer dran war, sagte kein Wort. Lukowsky legte den Hörer auf und ging wieder nach draußen. Er schloß die Haustür und setzte sich abermals an den Rand der Blumenschale, stach sich dabei am Ableger einer Kaktee – das Taxi kam.

Bis zum späten Nachmittag langweilte er sich an dem runden Tisch nahe der Eingangstür des Hotels oder schlenderte die Straße entlang. Er las Zeitungen, deren Artikel er nur unvollkommen verstand, und trank alle möglichen Sorten Sprudelwasser. Ein paar Dutzend Autos rollten über die staubige Straße. Ein klappriger Lieferwagen brachte frische Getränke. Zwischen den Häusern spielten Kinder Indianer oder auch Piraten.
Lukowsky hatte nicht vergessen, was Vera sagte: Es könnte sein, daß Valtine, der alte Feind, jetzt hier sein Unwesen treibe. Es war Lukowsky auch klar, woher diese Vermutung kam. Wenn Herr Löw, Buschs Vertrauter, auch mit Valtine konferierte, konnten leicht sämtliche Informationen querfließen. Aber das mußte natürlich nicht so sein.
Nach und nach verlor die Sonne an Kraft. Allmählich längere Schatten schoben sich über das unebene Pflaster. Das müßige Herumsitzen ging Lukowsky auf die Nerven. Er beschloß, einfach loszufliegen und allein mit Hilfe der Karten etwas voran zu bringen. Es war noch zeitig genug. Lukowsky trat zu dem Mädchen an den Tresen: „Bitte, Mademoiselle, rufen Sie mir nochmal ein Taxi.“

Die zweimotorige Piper überflog in unvorschriftsmäßig geringer Höhe die Küste, aber doch nicht so tief, daß es sofort auffallen mußte. Lukowsky hatte sich die Karte auf den Co-Pilotensitz gelegt und verglich die Umrisse. Mehrere Möglichkeiten boten sich an. Das Wasser war nicht so klar, daß der Blick überall bis auf den Grund gereicht hätte. Die Abwässer der nahen Stadt mochten dafür verantwortlich sein, aber vielleicht war es auch ganz einfach so.
Eine kleine Einbuchtung östlich der Stadtgrenze erweckte Lukowskys Aufmerksamkeit. Da gab es etwas auf dem Grund unter Wasser, länglich, schmal, dunkel. Womöglich ein auf Grund gesetztes deutsches U-Boot? Lukowsky markierte die betreffende Stelle auf der Karte. Noch einmal flog er die ganze in Frage kommende Küste entlang – rauf und wieder runter. Allein an jener einen Stelle gab es etwas, das ein U-Boot sein konnte!

Im Flughafenrestaurant gab es einen Telefonautomaten. Mit ausreichend Münzen versehen, rief Lukowsky Düsseldorf an, Hotel 'Corona'. Fischer war da. Lukowsky sagte: „Tag, Herr Fischer. Frau Astrid Xylander könnte recht haben. - - Ja, Herr Alotti ist nicht da! - - Nein, auch nicht in seinem Haus. Bin hingefahren. Steht alles offen. Er ist nicht da. Auch sonst niemand. - - Nein, keine Spur von ihm. - - Wundert Sie nicht? - Wie dem auch sei: Ich habe aus der Luft etwas unter Wasser entdeckt, was vielleicht ein auf Grund gesetztes U-Boot sein

könnte - vielleicht! - - - Wenn überhaupt, dann dort. Würde auch mit dem Karteneintrag übereinstimmen. - - Ja, in Ordnung. - - Wie heißt der Mann? - - Gut, wenn's in den Unterlagen steht, finde ich es. - - Ja, ich fliege gleich rüber nach Nizza, zuverlässig. - Und Sie informieren den Mann. - - Gut, ich werde zum genannten Treffpunkt kommen, das finde ich schon. - - In Ordnung. Alles Gute, bis bald - die Telefonmünzen gehen mir aus... - - Ja, ich melde mich dann und gebe Bericht! Wiedersehen!" - Die letzte Münze fiel in den Telefonautomaten. Fischer sagte noch: „Gut so weit!" Dann nahm die Verbindung ein Ende. Aber alles Nötige war auch gesagt. Lukowsky sollte nach Nizza hinüber fliegen und dort einen Mann namens Herniaire treffen, der im Straßencafé des Hotels ‚Henry IV.' warten würde. Das wollte Fischer inzwischen organisieren. Im übrigen stand alles wichtige in den Papieren, die Busch ihm gegeben hatte. Das stimmte, Lukowsky hatte diese Unterlagen genau durchgelesen: Falls das auf Grund gesetzte U-Boot gefunden würde, wäre Kontakt mit jenem Monsieur Herniaire aufzunehmen – was allerdings Domenico Alotti hätte tun sollen, falls es ihm möglich gewesen wäre. Es sah aber so aus, als ob Frau Astrid Xylander in ihrer Vorhersage recht behalten sollte.

Zur vorgerückten Nachmittagsstunde landete Lukowsky auf dem Flughafen von Nizza. Die Piper rollte in eine Phalanx bunt lackierter Privatflugzeuge. Das Wetter erwies sich prachtvoll und ebenso die Lukowsky bis dahin unbekannte Stadt. Er erfreute sich an kunstvoll verbrämten Fassaden, im lauen Winde wiegenden Palmen und am Blick über das offene Meer. Die vielen Menschen, diese Mischung aus zwangloser Ferienstimmung, Geschäftigkeit und herausfordernder Lebensfreude – all dies wirkte auf ihn von Mal zu Mal wie eine riesige Filmkulisse. Bis eine Straßenkreuzung kam, die wiederum normalsten Alltag zeigte. Der Betrieb auf den Straßen und Bürgersteigen war lebhaft, jedoch nicht hektisch. Die Leute gingen einzeln, zu Paaren Arm in Arm oder auch in kleinen Gruppen. Lachen, oder zumindest ein Lächeln, spielte auf den meisten Gesichtern. Sie sahen Schaufenster an, betraten Geschäfte, Restaurants oder verließen diese soeben. Sie stiegen in Autos, winkten auch im Vorübergehen irgend einem Wagen zu. - Nein, niemand dachte hier an wahnwitzige Flüge mit alten Flugzeugen, an U-Boot-Suche oder gar geheimnisvolle Göttinnen unter einer schwarzlila Sonne, und keinen von allen interessierten gewisse grüne Pakete.
Lukowsky kam an einem Laden vorbei, in dessen Auslage Schiffsmodelle angeboten wurden. Das nächste Geschäft offerierte Bademoden und Amateurtaucher-

ausrüstung, das übernächste Obst und Gemüse. Ein Schuhgeschäft folgte, eine große Apotheke oder Drogerie und ein Schaufenster voll mit Blumen.
Lukowsky überquerte die Straße. Hell und blendend schien die Sonne vom Himmel. - Nein, niemand hier kümmerte sich um das, was vor vielen Jahren ein deutscher Geheimdienst-Chef namens Wilhelm Canaris in die Wege geleitet haben mochte, um in ferner Zukunft der Geschichte eine Wendung zu geben.
Lukowsky hatte das Straßencafé erreicht, das zum Hotel ‚Henry IV.' gehörte, und hielt Ausschau nach einem Mann, auf den die gegebene Beschreibung passen konnte. Am hintersten Tisch auf der rechten Seite saß ein dezent gekleideter Mann von Ende fünfzig oder Anfang sechzig Jahren und las eine deutsche Zeitung. Lukowsky ging zwischen den zumeist von jüngeren Leuten belegten Tischen hindurch auf den Herrn zu. Dieser senkte das Blatt und sah auf. Sein Gesicht wirkte ernst und humorvoll zugleich. Mit der linken Hand nahm er eine silberumrandete Brille ab, erhob sich halb aus dem Sitz und reichte die Hand: „Sie sind vermutlich Monsieur Lukowsky! Bitte setzen Sie sich." - Jetzt grüßte auch Lukowsky. Herniaire ließ sich wieder auf seinen Sessel nieder: „Ich bin Claude Herniaire. Aber das wissen Sie ja." - Lukowsky nahm ihm gegenüber Platz. Herniaire lehnte sich zurück: „Möchten Sie auch ein Eis? Es ist hier ausgezeichnet!" Er winkte einer zierlichen Kellnerin und bestellte. Anschließend wandte er sich wieder Lukowsky zu. Seine Stimme wirkte verbindlich: „Nun? Sie haben das U-Boot tatsächlich gefunden?" Lukowsky sagte: „Es könnte sein. Ich bin natürlich noch nicht sicher, aber es könnte sein." Er fragte: „Wissen Sie etwas über Herrn Alotti? Ich hätte ihn treffen sollen." - Herniaire zeigte ein nachdenkliches Gesicht: „Leider! Es ist sehr ungewöhnlich. Domenico Alotti ist die Zuverlässigkeit in Person. Ich fürchte, ihm ist etwas zugestoßen. Wir müssen uns darum kümmern. Ich nehme das in die Hand." - Lukowsky forschte: „Sie haben eine Ahnung, was Alotti passiert sein konnte?" - „Nein," Herniaire schüttelte betonend den Kopf: „Nein, ich habe keine Ahnung. Vermutungen höchstens, aber..." Er machte eine lebhafte Handbewegung und zog die Augenbrauen hoch: „Wie soll man wissen, was in dieser verrückten Angelegenheit noch alles passiert! Ich habe Fritz - Herrn Busch - oft genug gewarnt. Aber – er gibt nicht auf. Und da ich sein Freund bin, halte ich zu ihm. So ist das nun mal! Apropos: Ich benötige ein paar Tage, um alles Nötige in die Wege zu leiten. Es geht nicht so einfach, in das Boot hineinzutauchen, nein, nein, so einfach ist das nicht. Wo und wie es jetzt liegt, ist es offenbar gut verborgen. Das ist gut so. Wenn wir da in dummer Weise Wellen schlagen, wäre es mit dem Geheimnis

schnell vorbei – und wir hätten höchstwahrscheinlich das Nachsehen. Wir müssen sehr aufpassen, mein Freund, sehr aufpassen!“
Herniaire stützte die Arme auf die Seitenlehnen des Stuhles und sprach in seiner lebhaften Art weiter: „Sie glauben ja gar nicht, was für verrückte Leute es gibt! Auch in unserer Regierung. Aber nicht nur in Paris und London, sondern auch und besonders in Washington und sogar Moskau. Es gibt noch immer maßgebliche Personen, die davon überzeugt sind, das Dritte Reich habe damals unmittelbar vor der Fertigstellung einer alles schlagenden Wunderwaffe gestanden und das Gerede von der Wende im letzten Moment und vom Endsieg sei nicht bloß freche Propaganda gewesen. Das ist natürlich Unfug. Es mag schon sein, daß Hitler bis zum letzten Moment auf etwas gewartet hat. Doch das war sicher nicht der plötzliche Endsieg, sondern viel eher eine Nachricht, die fernere Zukunft betreffend - womöglich das Projekt 7 aus dem Z-Plan von Canaris. Es ist ziemlich sicher, daß Hitler starke Zweifel an der Schuld von Canaris hegte - falls er überhaupt je daran geglaubt hat. So weit ich weiß, ist er über die Hinrichtung gar nicht vorher unterrichtet worden. Ganz zuletzt, als leider alles zu spät war, durchschaute der Führer mehr und mehr die Unfähigkeit und das Intrigantentum in seiner nächsten Umgebung. Aber ein Führer und Kanzler ist eben auch für seine Minister und Berater verantwortlich! Heute gilt Hitler von Seiten der Gegner allgemein als der böse Mann. Ich denke, die wirklichen Bösewichter sind ganz andere gewesen. Der Führer hatte den Durchblick verloren. Aber das ist keine Entschuldigung. Ich habe damals als Angehöriger der französischen Waffen-SS 'Charlemagne' zu den letzten Verteidigern Berlins gehört. Ich kann mir also ein gewisses Bild machen. - Wie dem auch sei: Es gibt auf alle Fälle Leute, die an die irgendwo kampfbereit stehende letzte Superwunderwaffe glauben – was wollen Sie da machen?“
Lukowsky sagte: „Darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf.“ Herniaire gestikulierte mit beiden Händen: „Richtig! Völlig richtig! Es könnte durchaus wahr sein, daß damals noch größere Mengen Gold, Platin und Juwelen versteckt worden sind - und auch irgendwelche Geheimkonstruktionen in mehr oder weniger halbfertigem Zustand. Mein Freund Busch hat da Informationen, die erscheinen mir glaubwürdig. Das ist interessant, das ist sogar faszinierend. Die Traumtänzerei vonwegen Fliegenden Untertassen und so weiter, die wollen wir anderen überlassen – Hauptsache, diese anderen behindern uns nicht!“ Lukowsky wunderte sich über das perfekte, beinahe akzentfreie Deutsch seines Gesprächspartners. Dieser Mann mußte lange und sehr intensiv mit der deutschen Sprache

umgegangen sein. Aber Lukowsky fragte nicht danach. Die Serviererin brachte das Eis, das Herniaire mit einem Wink für Lukowsky bestellt hatte. Lukowsky hatte seit Ewigkeiten kein Eis mehr gegessen, aber jetzt tat er es, bedankte sich und fragte: „Wie soll es jetzt weitergehen?“ Herniaire faltete die Hände unterhalb einer perlenverzierten Schlipsnadel: „Das weiß ich noch nicht genau. Ich muß darüber nachdenken. Zuerst schlage ich vor, Sie überfliegen Morgen nochmals die Stelle und versuchen, die Entfernung des Boots von der Küste zu schätzen. Dann mieten Sie sich einen Wagen, fahren zu der betreffenden Stelle und erkunden die Küstenverhältnisse. Achten sie auch darauf, wie die Verkehrslage dort ist, ob da viele Leute herumlaufen und so weiter. Ich probiere in der Zwischenzeit nochmals, Alotti zu finden. Er hat ein inoffizielles Domizil in Italien. Ich glaube, in Ferrara. Mag sein, er ist dort und da irgendwie aufgehalten worden. Morgen Nachmittag verständigen wir uns. Rufen Sie mich hier im Hotel an. Ich gebe Ihnen die Nummer.“ Er zückte einen silbernen Kugelschreiber und versah eine Papierserviette mit einer Telefonnummer. Er reichte Lukowsky die Serviette mit den Worten: „Dann werden wir weitersehen. Ich verständige mich inzwischen auch mit meinem Freund Fritz Busch.“ Lukowsky kam der Gedanke, zu fragen: „Kennen Sie auch Herrn Fischer?“ - „Peter Fischer!“ erwiderte Herniaire mit respektvoller Betonung: „Aber ja! Einer der wenigen würdigen Gegner für eine gute Schachpartie!“ Er steckte seinen Kugelschreiber wieder ein und fragte plötzlich Lukowsky: „Spielen Sie Schach, mein Freund?“ - „Zu wenig, um ein würdiger Gegner zu sein!“ entgegnete Lukowsky. Herniaire zeigte eine bedauernde Geste mit beiden Händen: „Schade! Es ist solch ein wunderbares Spiel! Trotzdem, vielleicht ziehen Sie es vor heute hier zu übernachten?“ Lukowsky warf einen Blick auf seine Uhr: „Ich fliege lieber zurück. Darf ich die Frage stellen, welche Rolle Sie in dem Spiel der Herren Busch und Fischer spielen.“ Herniaire dachte einen Augenblick nach, Dann antwortete er: „Ich leite den französischen Teil der Firma 'Rolland & Löw', vertrete praktisch die Familie Rolland. Herr Löw machte mich neulich mit Monsieur Busch bekannt, und ich entdeckte zu meiner Freude in ihm einen alten Freund, den ich seit Jahren aus den Augen verloren hatte.“ - Er lächelte: „So spielt manchmal das Leben!“

Sie hatten sich freundlich verabschiedet. Langsam überquerte er die Straße, an der Ecke der Querstraße standen ein paar Taxis. Lukowsky lenkte seine Schritte dorthin. Vom Flughafen aus würde er versuchen, Vera telefonisch zu erreichen.

Er sehnte sich nach dem Klang ihrer Stimme. Er ging zwischen zwei parkenden Sportwagen hindurch, einem offenen weißen und einem roten Coupé. Aus letzterem tönte leises Murmeln und Kichern. - Auch die Leute auf dem Trottoir lachten ihn aus - so empfand es Lukowsky, als ob sie ahnen könnten, daß er Don Quijote von der Mancha war, der von Dulcinea von Toboso träumte. Doch es würde ihm nichts ausmachen, für ein ehrliches Gefühl ausgelacht zu werden. Ein Mann, der sich seiner Gefühle schämte, wäre des Lebens nicht wert.

Er hatte Vera nicht erreicht. Sie hatte ja auch gesagt, sie würde kaum zu erreichen sein. Aber die Sehnsucht nach ihr kam über ihn mit ungeheurer, wundersamer Kraft: Vera – Dulcinea! – In einer Viertelstunde würde er wieder auf dem Flugplatz von Toulon landen, dann den Gasthof aufsuchen, in dem er sich eingemietet hatte – und von Dulcinea träumen. Hätte er gewußt, wohin fliegen um sie zu sehen, so wäre ihm alles andere ganz gleichgültig gewesen. Und doch: Es galt ja, für sie den Drachen zu besiegen! - Morgen früh würde er vielleicht dafür den Köder fangen.

Die Motoren der Piper brummten gleichmäßig, die Sonne stach durch die Frontverglasung. Lukowsky flog mit südöstlichem Kurs. Unter ihm erstreckten sich Badestrände, Küstenstraßen, Hotels, Villen und kleine Ortschaften. Mitunter wich er über See aus, um im Tiefflug nicht zu sehr aufzufallen. Er folgte seinen Markierungen auf der Karte. Als er sich dem eingezeichneten Lageort des U-Boots näherte, zog er die Maschine hoch. Auf einmal herrschte an diesem gestern noch einsamen Ort Betriebsamkeit. Kleine helle Flecken blinkten auf dem Wasser. Lukowsky ging tiefer. Die Flecken entpuppten sich als Boote. Auch ein kleines Kriegsschiff befand sich darunter, ein Minenräumer oder etwas Ähnliches. Am Ufer wurde ein Knäuel von Autos und Menschenpünktchen erkennbar. Und auf dem Wasser schwamm ein ziemlich großer, langer, schlanker Schatten: ein Unterseeboot! -

Lukowsky zog in einer ersten Reaktion die Maschine hoch und flog überland außer Sichtweite. Er überprüfte die auf seinen Knien liegende Karte – kein Zweifel! Der Zufall wäre zu groß gewesen, es mußte sich um U-812 handeln - wie immer es aufgetaucht sein mochte: es konnte nur dieses Boot sein! -
Lukowsky drehte vorsichtig wieder der Küste zu. Bald erkannte er abermals die Ansammlung der Schaulustigen am Ufer, vor dem still die lange, schlanke Silhouette des U-Boots auf dem Wasser lag. Lukowsky flog vorsichtig näher. Er

stellte die Maschine auf linke Tragfläche und kreiste – der graugrüne U-Bootkörper lag vertäut unter ihm. Bojen ringsum. In der Nähe patrouillierte das kleine Kriegsschiff.
Er kehrte um. Erstmals verstand Ernst Lukowsky Buschs und Fischers sonderbares Jagdfieber. Die Piper brauste am Rande der Küstensicht dahin. Lukowsky flog an Cannes vorbei. Eine Vorsicht, die er selbst für übertrieben hielt, riet ihm, erst in Nizza zu landen. Sein tiefer Flug und die Volte in der Luft konnten aufmerksam gemacht haben – die Behörden, das Militär, Buschs Gegner – wen immer.
Die Maschine rollte in Nizza aus und stand bald wieder an ihrem bereits angestammten Platz neben einer Morane und einer Aztec. Die Aztec wurde gerade von einem älteren Herrn, zwei jungen Männern und einem blonden Mädchen startklar gemacht. Unwillkürlich mußte Lukowsky daran denken, daß aus Sicht dieser Leute auch er jetzt zu den Wahnsinnigen gezählt haben würde, wenn sie von seinem Tun wüßten.

Lukowsky lief durch das Flughafengebäude. Er erreichte den Schalter der Autovermietung. Dort saß eine nette Frau mit schwarzen Haaren und weißer Rüschenbluse. Lukowsky grüßte und sagte: „Ich brauche ein Auto. Typ ist egal, Hauptsache, nicht zu lahm."

Er fuhr in einem nagelneuen Citroen. Der Wagen war schwarz lackiert, wodurch die Hitze im Inneren trotz offener Fenster ständig zunahm. Eine Klimaanlage hatte der Wagen nicht.

Nach knapp zwei Stunden Fahrt sah Lukowsky bereits von weitem den Autostau. Häuser gab es in der unmittelbaren Umgebung nicht. Dennoch wirkte die winzige Bucht belebt wie ein Fußballplatz. Außer zahlreichen Personenwagen, standen vier Reisebusse am Straßenrand, ein fünfter kam gerade an. Menschen liefen durcheinander, knipsten aus jeder Art von Fotoapparaten, reichten sich Ferngläser, redeten gestenreich, Kinder schrien. Eine Gruppe Fernsehleute filmte. Lukowsky hielt im Schatten eines der Busse und stieg aus. Er zwängte sich durch den Menschenauflauf. Jetzt sah er das U-Boot. Reichlich hundert Meter vom Ufer entfernt lag es regungslos in der schwachen Dünung. Rumpf, Deck und Turm starrten von Muscheln, Algen und allem möglichen, was sich auf die Entfernung nur erraten ließ. Hinten am Turm ragten die verrosteten Doppelläufe automatischer Flakgeschütze in die Luft. Um das U-Boot herum bildete eine

Formation rot-blauer Bojen einen elliptischen Ring. Es sah aus, als sei U-812 ein gefangener Riesenfisch aus der Urzeit, der still da lag und auf Flucht sann. Abgesehen von der Überkrustung, bot das U-Boot den Eindruck sofortiger Einsatzbereitschaft. Der dunkle scharfgeschnittene Bootskörper reckte seinen spitzen Bug drohend gegen das Land.
Je näher Lukowsky sich durch die Menschen an das Ufer heranarbeitete, um so leiser wurden die sprechenden Stimmen der Neugierigen – als wagten sie kein lautes Wort. Eine merkwürdige Beklemmung lastete am Ufer. Die Luft schien schwer hier atembar zu sein. Das schweigende graugrüne U-Boot zielte gleich einem unheimlichen Menetekel auf die es betrachtenden Menschen, deren Blicke scheuer wurden, je deutlicher sie es sahen. Dicht am Wasser war nur noch Flüstern zu hören. Als fürchteten die Leute, den reglosen Stahlfisch zu wecken, als hätten sie es so miteinander ausgemacht. Auch Lukowsky fühlte diesen seltsamen Schauer, dem sich beim Anblick dieses Bootes offenbar niemand entziehen konnte. Etwas Grauenerregendes strahlte von U-812 aus: der konservierte Tod – oder das schlafende Ungeheuer vor dem Erwachen? -
Lukowsky ging zurück. Dorthin, wo die Menge wieder lauter und unbefangener ihre Theorien über das plötzliche Auftauchen dieses U-Bootes entwickelte. Er horchte sich um. Da stand breitbeinig ein alter Fischer mit weißem Vollbart und tiefgebräuntem Gesicht. Lukowsky hatte Mühe seine Aussprache zu verstehen: „... vergessen, sag' ich Euch. Das lag schon immer hier! Die Deutschen haben es ganz einfach vergessen!“ - „Und gestern nacht war es auf einmal da?“ warf ein jüngerer Mann mit Sonnenbrille ein: „Zwei Taucher sollen es ja heraufgeholt haben...“ - „Unsinn!“ rief ein anderer: „Es ist von ganz alleine hochgekommen.“ - „Seit Jahr und Tag,“ erklärte ein fetter Tourist mit Feldstecher vor dem Bauch: „Jahrzehntelang, ist dieses Unterseeboot unterwegs, die Besatzung längst tot. Es ist eben immerzu herumgetrieben!“ Der Fette untermalte seine Rede mit kreisenden Hand- und Armbewegungen: „Oder es kam von weiter her, trieb vielleicht vom Pazifik an und quer durch den Atlantischen Ozean, bis die Strömung bei Gibraltar...“
„Der fliegende Holländer! Der fliegende Holländer!" rief eine ganz in Grün gekleidete Touristin dazwischen, und ein jüngerer Mann meinte: „Das ist nur eines von vielen! Die fahren immer hinter den russischen und den amerikanischen Atomunterseebooten her, Tag und Nacht, ohne aufzutauchen, jahrelang - bis es so weit ist! und dann: bumm!“ - Seine rechte Faust klatschte in die linke offene Hand: „Man muß das in einem größeren Zusammenhang sehen...“ - „Das

ist durchaus möglich!" quasselte ein noch Jüngerer zwischendurch: „Die sollen einen geheimen Schlag im Mittelmeer führen! Die beschatten alle, und dann gibt's ein Stichwort - für alle gleichzeitig... – Wer weiß, wer dahintersteckt!“
„Und die Amerikaner, die Amerikaner?“ warf ein Mann in buntem Hemd ein: „Vielleicht...“ - „Unsinn!“ schrie ein anderer von weiter her: „Das Ding haben bestimmt die Deutschen während des Kriegs hier irgendwo versteckt, und jetzt hat sich's losgerissen und ist angetrieben. Sieht man doch, wie alt das ist! Damit ist gar nichts mehr!“ - „Woran wollen Sie das denn sehen?“ rief ärgerlich einer der jungen Männer: „Bei langen Fahrten unter Wasser...“
Lukowsky schritt langsam zu seinem Leihwagen zurück. Er überlegte, einen der zwei Marineposten zu fragen, entschied jedoch dagegen, um nicht aufzufallen.
Ein sechster Bus hielt. Touristen quollen durch die Ausstiege, Kameras knipsten. Andere Schaulustige entfernten sich. Ein Motorrad knatterte. - Lukowsky fuhr zurück.

Vom nächsten Postamt aus rief er im Hotel 'Corona' in Düsseldorf an. Busch war da. Lukowsky berichtete, was er soeben gesehen hatte: „- - - Ja, wie ich sage, das U-Boot schwimmt auf dem Wasser, sogar militärisch bewacht. - - Keine Ahnung. - Soll ich Herniaire benachrichtigen? - - Gut, dann machen Sie das, aber tun Sie’s, ich möchte nicht unzuverlässig erscheinen. - Übrigens: Herniaire ist doch ein Mann von Löw. Wie sicher können Sie sich dessen Loyalität sein? - - Sie müssen es wissen! - Gut, bis dann.“ Er hängte ein, ging zum Schalter und bezahlte. Auch in diesem kleinen Postamt fiel ein Ausländer nicht auf. Der Fremdenverkehr hatte auch diese Gegend längst überrollt.

Busch hatte sein persönliches Erscheinen angekündigt. Er würde über Nizza kommen, Herniaire treffen und sich dann bei Lukowsky in dem Gasthof melden, wo er sich bereithalten solle. Lukowsky brachte den Leihwagen zurück und flog mit der Piper wieder nach Toulon. Er ließ sich von einem Taxi zu seinem Gasthof fahren. Hinter dem Tresen las das Mädchen in einem Comic-Heft. Lukowsky unterbrach es dabei und fragte: „Pardon. Kann ich mir hier irgendwo ein Auto borgen? Ich würde gern ein bißchen herumfahren.“ Das Mädchen schaute auf, schenkte ihm einen freundlichen Blick aus himmelblauen Augen und sagte: „Wir haben einen R4, den heute und morgen niemand braucht. Den können Sie sich gerne nehmen. Er steht im Hof.“ Das Mädchen suchte in einer Schublade der Schrankwand hinter dem Tresen und reichte Lukowsky lächelnd den Autoschlüssel: „Bitte!“ - Lukowsky faltete aus einem Geldschein ein Schiff-

chen. Das Mädchen sah amüsiert zu. Lukowsky stellte das Geldscheinschiffchen es vor ihr auf die Theke, nahm den Autoschlüssel und sagte: „Danke! Ich bringe Ihr Auto unbeschädigt zurück!“ Dem Mädchen fiel ein: „Falls Sie nach dem Italiener suchen, Monsieur, den ich für Sie anrufen sollte, da kann ich Ihnen etwas sagen.“ Lukowsky sah sie erwartungsvoll an: „Das wäre nett!“ - „Dieser Monsieur hat einen sehr schönen Sportwagen. Einen Maserati. Er steht bei der Fina-Tankstelle, gar nicht weit von hier, links die Straße entlang. Da habe ich ihn ganz sicher gesehen.“ Lukowsky fragte: „Monsieur Alotti?“ - „Nein,“ erwiderte das Mädchen: „Nur seinen Maserati. Aber fragen Sie Gustave, das ist der Tankwart. Er putzt den Maserati immer für den Italiener. Er kennt ihn.“ Lukowsky bedankte sich mit einem zweiten Schiffchen.

Der kleine sandfarbene Renault stand im Hof, wie das Mädchen gesagt hatte. Die eigenartige Gangschaltung war Lukowsky ungewohnt. Er studierte die Mechanik und ließ den Wagen an, nachdem er das mit der Schaltung heraus hatte. Es ging. Lukowsky fuhr mit dem kleinen Wagen auf die Straße und schlug jene Richtung ein, in der es zu einer Fina-Tankstelle ging, an der ein Maserati stehen sollte, dessen Besitzer ihn vielleicht nie mehr fahren würde.

13

Ernst Lukowsky fuhr mit dem kleinen sandfarbenen Auto des Typs Renault ‚R4‘ die Küstenstraße entlang, vorüber an jener Stelle, auf deren Wasser eine einzelne, blau-rote Boje an U-812 erinnerte, das dort wie durch Geisterwerk aus der Vergangenheit aufgetaucht war. Das U-Boot war inzwischen fortgeschleppt worden. Mehr als Schrottwert würde es für die französische Marine kaum noch haben höchstens, daß es noch als Museumsstück dienen könnte, vielleicht auch als Touristenattraktion.

Lukowsky verlangsamte die Fahrt. Nach etwa anderthalb Kilometern kam eine Tankstelle in Sicht. Sie erstrahlte in rot-weiß-blauen Farben unter der Sonne. Die Tankstelle sah frisch renoviert aus, überall blitzende Sauberkeit. Ganz rechts, neben einer Fläche zum Wagenwaschen, stand ein weißes Sportcabriolet älteren Jahrgangs mit geschlossenem Verdeck. Im elliptischen Kühlergrill dieses Sportwagens funkelte ein verchromter Dreizack. Der Wagen war ein Maserati, ein besonders schöner des Typs 3500 GT. Lukowsky bremste an der Tankstelle und ließ Benzin auffüllen. An den Kassenraum angeschlossen, gab es ein winzi-

ges Café. Lukowsky ließ den Renault an der Tankstelle stehen, bezahlte den Treibstoff und setzte sich in das Café-Stübchen. Dort dudelte leise Musik aus einem Kofferradio, und ein zweiter Tankwart besorgte die Bedienung. Zwei der vier dreikantigen Tischchen waren besetzt. Lukowsky wählte das vorderste freie und bestellte aus Ratlosigkeit zu einem Sandkuchen Apfelsaft. Er fragte den kellnernden Tankwart: „Da draußen bei Ihnen steht ein schöner alter Maserati. Soll der verkauft werden?“ - „O!“ der junge Mann in blauer Montur winkte ab: „Nein! Der gehört einem Stammkunden. Einem Italiener, wissen Sie. Der gibt den nie her! Er holt ihn sicher bald ab.“ Der Tankwart war vermutlich Gustave. Lukowsky tat dennoch interessiert: „Ob man trotzdem mal mit dem Mann reden sollte?“ - „Das hätte bestimmt keinen Zweck,“ erwiderte der junge Mann mit einem Gewißheit ausstrahlenden Lächeln: „Sie können mir das glauben, Monsieur, dieser Maserati ist ganz sicher unverkäuflich! Das habe ich auch dem Amerikaner gesagt. Es hat nämlich schon jemand danach gefragt, ein Amerikaner. Der hat sogar extra eine Telefonnummer aufgeschrieben und wollte mir einen Hunderter gegeben damit ich ihn anrufe, wenn Monsieur Alotti kommt – das ist der Besitzer von dem Maserati – aber ich habe gesagt, er soll sein Geld behalten, weil aus dem Geschäft nichts wird.“ Das ließ Lukowsky aufhorchen. Er fragte aufs Geratewohl: „Dieser Amerikaner, hieß der Valtine? Ein Mann so um die sechzig? Ziemlich groß?“ Eine nähere Beschreibung von Valtine hatte Lukowsky nicht, doch der Tankwart bestätigte sofort: „Ja, ja, Monsieur. Kennen Sie ihn?“ Lukowsky sagte: „Die Welt ist klein! Darf ich die Telefonnummer haben?“ - „Warum nicht?“ Der Tankwart stöberte auf seinem Pult und reichte Lukowsky einen Zettel.“ Der Name Valtine stand darauf und eine Telefonnummer, die Lukowsky bekannt vorkam: Die Vorwahl war die von Nizza – und die Telefonnummer gehörte dem Hotel ‚Henry IV.‘, in dem er Monsieur Herniaire getroffen hatte, den ein Sachwalter von Herrn Löw, der wiederum mit dem Herrn Valtine Verbindung hatte, Monsieur Herniaire, der zugleich Buschs Vertrauter war... Hinterging hier jeder jeden? – Oder war bloß der idealistisch angehauchte Peter Fischer nicht im Bilde darüber, was sich womöglich ringsum zusammenbraute? – Lukowsky hielt das kleine Stück Papier in den Händen und fühlte sich sonderbar berührt. Er betrachtete die hastige Handschrift von Mark Valtine: Ein Autogramm des Teufels!

Ein greiser Mann am Nebentisch beugte sich herüber: „Der ist wieder in der Festung, der Italiener! In der Festung ist er!“ –

Lukowsky steckte den Zettel ein und wendete sich dem alten Mann zu. „In welcher Festung?“ forschte Lukowsky. Der Tankwart lachte nachsichtig: „Geben Sie nichts drauf, Monsieur! Der Opa spinnt manchmal ein bißchen, obwohl er sonst ganz in Ordnung ist.“ Der Tankwart ging, um draußen ein vorfahrendes Auto aufzutanken.
Lukowsky rückte samt Stuhl näher zu dem Greis, der von einer Festung gesprochen hatte: „Wie meinten Sie das gerade, wenn ich Sie danach fragen darf?“
„Aber natürlich! Aber natürlich!“ rief der Alte gutgelaunt: „Unter uns sind die Reste der Festung - Festung, so nannten wir das als Kinder immer.“ Er zog ein Päckchen Tabak und eine geschwungene Pfeife aus der Tasche seines grünen Jacketts: „Das ist nämlich so!“ Während er sprach, stopften seine geübte Finger die Pfeife. „Vor hundert oder hundertfünfzig Jahren – vielleicht auch vor zweihundert – da gab es irgendeine Blockade gegen Frankreich. Ja, das muß gewesen sein, als Kaiser Napoleon – der große Napoleon! - regierte. Da war diese Blockade! Ja, natürlich!“ Sein sonnengebräuntes, faltiges Gesicht wurde lebendig und wirkte auf einmal nicht mehr greisenhaft. Er zündete die Pfeife an: „Ich besinne mich jetzt! So war das gewesen: Zu Napoleons Zeit! Die Engländer - der Teufel verschlucke sie samt ihrer Seeräuberinsel – wollten Frankreich aushungern! So war das! Ja! Und der Kaiser sorgte dafür, daß ihre abscheulichen Pläne mißlangen! Französische Schiffe durchbrachen die Blockade immer wieder – große und kleine, wie es gerade kam. Weil es die Kleinen leichter hatten, luden die großen Schiffe ihre Waren frühzeitig auf mehrere kleine, zumeist sehr schnelle Boote um, die dann unbemerkt die Küste erreichten!“ Er paffte kräftig, stützte einen Ellenbogen auf die Tischfläche und erzählte mit farbiger, eindringlicher Stimme, als wäre er damals zu Napoleons Zeiten persönlich mit dabei gewesen: „Immer öfter beschossen die Engländer die Küste. Es hat viele Tote gegeben. Vor allem unter den Fischern. Da haben unsere Soldaten dieses Versteck gebaut. Wir nannten sie als Kinder Festung. Aber es ist selbstverständlich keine Festung. Mehr eine Höhle an der Steilküste. Gerade hier war die Gegend dafür günstig. Die kleinen Schiffe und Boote konnten bis an die Höhle heranfahren und ihre Fracht abladen. Durch einen langen Schacht wurde die Fracht dann nach oben gehievt. Der Schacht ist sehr tief. Wenn Sie ein paar Schritte gehen, entdecken Sie links am Straßenrand ein Eisenrost. Dort beginnt der Schacht! Er führt senkrecht in die Tiefe – bis zum Wasser. Sie können einmal einen Stein durch das Gitter fallen lassen. Sie werden sich wundern, wie lange es dauert, bis er unten ankommt! Der Schacht ist noch immer in Ordnung.

Während des letzten Krieges haben ihn auch die Deutschen benutzt, die hier nichts zu suchen hatten – pardon Monsieur, das geht nicht gegen Sie, wir sind jetzt Freunde.“ Seiner Miene war anzumerken, daß er sich dessen nicht ganz so sicher war, aber er zeigte guten Willen und fuhr zu erzählen fort: „Ich war zu der Zeit in San Malo und habe es nicht gesehen. Hier waren sonst keine Deutschen. Bloß an dieser einen Stelle, so es wird erzählt. Mein Vetter Etienne sah zweimal mehrere Lastwagen hier stehen. Mit Flaschenzügen haben sie Gegenstände durch den Schacht raufgehievt und auf die Lastwagen verladen. Das Eisengitter, das jetzt dort ist, stammt noch aus der Zeit. Früher lagen Bretter über dem Loch. Und neulich...“ der Alte senkte die Stimme: „...ist hier ein deutsches Unterseeboot aufgetaucht! Wie ein Geisterschiff! Ich sage Ihnen: Das kannte den Weg!“ Die Augen des greisen Mannes weiteten sich: „Irgendwann ist das Unterseeboot dort gewesen und dann, als der Krieg vorbei war, trieb es ruhelos ins Meer! Die Besatzung war längst tot! Aber die Seelen der toten Matrosen! Begreifen Sie: Die Seelen waren gefangen – unter Wasser in dem Rumpf des Unterseeboots! Und die Seelen zwangen es dorthin, wo sie sich auskannten! Hier durch den Schacht sind sie an Land gekommen, um ihre ewige Ruhe und Frieden zu finden!“ Der Greis nickte langsam und bedeutungsvoll: „Es gibt viele Dinge, die sehr sonderbar sind...!“ – Lukowsky bekam seinen Kuchen und den Apfelsaft, ohne im Moment Appetit zu verspüren. Er fragte den Alten: „Dieser Schacht - oder diese Höhle - kann man da rein?“ - „Nein, nicht mehr,“ erwiderte der Greis beinahe erregt: „Sie haben das Geisterschiff nach Toulon geschleppt. Zwei Kriegsschiffe begleiteten es! Doch die Seelen der U-Bootbesatzung waren ja längst an Land. Sie schossen nicht auf die Kriegsschiffe. Wenn sie das gewollt hätten..! Seelen sind unverwundbar! Ihre Kraft hätte das Unterseeboot unsinkbar und unbesiegbar gemacht! Aber sie sind immer friedfertig. Alle erlösten Seelen sind friedfertig. Sie führen nicht Krieg, sie haben auch keine Nationalität mehr. Die Seelen der U-Boot-Leute haben keinem etwas getan und niemanden gestört. In der Nacht, bevor das Geisterschiff auftauchte, hat man ein paar unerklärliche Stimmen gehört!“ Der alte Mann blickte zur Decke und beschrieb einen Halbkreis in der Luft mir der rechten Hand: „Ganz merkwürdig, hohl und singend...“ Er nahm die Hand herunter und sah wieder zu Lukowsky: „Ich bin davon aufgewacht! Aber ich wußte nicht, was es war, obwohl... So eine Ahnung hatte ich schon. Madame Dureaux hat es auch gehört! Trotzdem glaubt mir natürlich niemand! Nun ja, das macht nichts! Mir macht das nichts aus!“ Nach kurzem Überlegen und Paffen sprach er weiter: „Daß aber

selbst die hohen Behörden im stillen Angst haben, ein zweites Geisterschiff könnte auftauchen, ist bewiesen: Der Höhleneingang mußte nämlich gleich gesprengt werden! Angeblich wegen der Einsturzgefahr für spielende Kinder. Doch glauben Sie mir: In Wirklichkeit hatten die Herrschaften nur Angst!“ Er flüsterte: „Schlechtes Gewissen! Es könnten Seelen kommen, die Rechenschaft von ihnen verlangen! Viele Seelen, nicht allein die von den deutschen Matrosen! - Wer weiß?!“ -
Eine halbe Stunde später wurde der Alte von einer Schar Enkel oder Urenkelkinder abgeholt. Lukowsky verabschiedete sich herzlich von ihm. Als er wieder zum Tisch sah, standen Sandkuchen und Apfelsaft noch immer unberührt da. Lukowsky sagte zu sich selbst: „Also!“ und nahm einen Schluck aus dem Glas.

Er ließ den Renault bei der Tankstelle zurück und spazierte an der zur See liegenden Straßenseite. Die Luft war mild und warm, der Nachmittag angenehm. Jedes vorbeifahrende Auto wirbelte hellen Staub auf. An den Straßenrändern hatte sich feiner weißgelber Sand angesammelt. Einige Jugendliche mit Badezeug unter den Armen liefen fröhlich vorbei. Vor einem flachen gelben Haus fegte eine rosagekleidete Frau die ausgetretenen Steinstufen zur Eingangstür. Sie hielt inne, schob ein paar Locken unter ihr rosa Kopftuch und klopfte den Besen aus. Das flache gelbe Haus war das letzte oder erste der Ortschaft. Dahinter wucherten versandete Gräser entlang des Asphaltes. Ein ungewöhnliches Quadrat wurde sichtbar. Lukowsky ging bis an dieses Quadrat und blieb davor stehen. Es maß ungefähr 70 mal 70 Zentimeter und war in Beton gefaßt. Auf dem Beton ruhte ein schweres, rostiges Eisengitter. Lukowsky hockte sich nieder, suchte einen Kieselstein und ließ ihn durch das Gitter fallen. Er zählte nicht mit. Eine erhebliche Zeitspanne verstrich, ehe das Steinchen unten leise aufschlug. Lukowsky versuchte, hinunterzusehen – doch da war nur schwarz. Ein vollkommenes, gähnendes Schwarz. Lukowsky richtete sich wieder auf. Er verließ die Straße und trat bis dicht an den Rand der Steilküste. Er schätzte die Höhe auf reichlich dreißig Meter. Eher mehr als weniger. Unten umspülte schimmerndes Wasser den spröden Fels. Die Dünung war schwach und nahezu gischtlos. Die blau-rote Boje, die den Fundort des U-Boots markierte, war von diesem Punkt aus noch zu sehen, obschon sie ziemlich weit entfernt auf den kleinen Wellen schwankte, vielleicht einen Kilometer entfernt.
Lukowsky entdeckte einen Trampelpfad, kaum breiter als ein Fuß, jedoch deutlich festgetreten. Seine Schritte folgten dieser Fährte. Schon bald hielt der Pfad

auf den Rand der Steilküste zu. Es schien unmöglich zu sein, daß er dort weiterführte. Dennoch wanden sich schmale, enge Serpentinen weiter hinab. Zwischen zwei hölzernen Pfeilern war ein blauer Draht gespannt, der wohl das Weitergehen verbieten sollte. Der Draht hing sehr niedrig. Lukowsky machte einen Schritt darüber hinweg und tastete langsam voran. Der Boden erwies sich fest wie Stein, der Pfad sicher. Jedes Kind hätte mit etwas Mut hier herum-klettern können. Auf halber Höhe zwischen Straße und Wasserspiegel nahm die Gefährlichkeit zu. Offensichtlich war der Trampelpfad nur bis hierher häufig benutzt worden. Er führte zwar weiter, gabelte sich dann aber. Auf der einen Seite führte er wieder nach oben, auf der anderen weiter hinunter. Auf dem Weg nach unten lag teilweise unter steifen Gräsern verborgen, von Schritt zu Schritt wurde es nun unsicherer. Lukowsky kletterte weiter. Das Spülen des Wassers wurde lauter vernehmbar. Von oben her klangen lachende Stimmen vorbeigehender Menschen. Lukowsky konnte sie nicht sehen. Er drängte an der steilen Felswand entlang tiefer. Der Fels lag im Schatten, die Sonne blendete nicht. Lukowsky fühlte sich allein wie am Ende der Welt. Geröll bröckelte von Mal zu Mal unter seinen Füßen. Die Gesteinsfärbung wirkte plötzlich frischer. Hier war gesprengt worden. Sechs oder sieben Meter über dem Wasser reichte eine Geröllmuräne aus dem Fels, der hier nicht grau und verwittert aussah, sondern hellgelb, wie abgewaschen. Oberhalb der Muräne klafften zwei sichelförmige, dunkle Schlitze. Diese geometrischen Wölbungen zeugten von Menschenwerk - die Reste des Eingangs zu jener Anlage, die der alte Mann in dem kleinen Tankstellencafé, beschrieben hatte. Lukowsky arbeitete sich heran. Es war einfach. In das feuchte Geröll ließ sich mit kräftigen Fußtritten Stufe für Stufe pressen. Die größere der beiden sichelförmigen Öffnungen war knapp einen halben Meter hoch. Ein Mann konnte da hindurchkommen. Nach innen verlief die Muräne scheinbar in einem ähnlichen Winkel wie nach außen. Lukowsky probierte vorsichtig mit einem Fuß – das Geröll war drinnen feuchter und ließ sich noch besser zu Stufen treten als draußen. Lukowsky bückte den Körper vollends durch die Sichelöffnung ins Innere des Gewölbes. Er stampfte eine weitere Stufe in das feuchte kiesartige Geröll, verharrte eine Weile und spähte in das Dunkel. Allmählich gewöhnten sich die Augen daran. Die Dunkelheit war nahezu vollkommen. Lediglich aus einem entfernten Winkel schimmerte kaum wahrnehmbares Tageslicht. Langsam tastete sich Lukowsky weiter abwärts in die Höhle hinein. Er ärgerte sich, keine Taschenlampe gekauft zu haben und suchte mit der linken Hand nach seinen Streichhölzern. Das durch die Sichelschlitze

dringende Licht machte sich schon nach wenigen Metern kaum noch bemerkbar. Der Grund wurde glitschig. Zweimal hintereinander rutschte Lukowsky aus, fing sich wieder, versuchte eine Stufe zu treten – die ganze Geröllschicht verrutschte in sich. Lukowsky sank bis an die Knie ein. Er quälte sich vorwärts. Abermals geriet die Muräne in Bewegung. Es wurde stockdunkel. Allein der ferne, wahrscheinlich vom Schacht herrührende, Lichtschimmer blieb. Überall schoben sich, rollten oder kollerten Steine und Steinchen. Lukowsky griff mit beiden Händen zu – nasses, schleimiges Geröll stürzte über seine Arme. Modergeruch stieg auf, Wasser tropfte. Lukowsky versuchte sich zu orientieren. Es gelang ihm nicht. Bei jeder Bewegung glitt er tiefer. Ein kalter Schreck überfiel ihn für eine Sekunde. Er spürte Schweiß auf der Stirn – oder war es vom Gewölbe herabtriefendes Wasser? Er blieb regungslos liegen. Richtig! Etwas platschte auf seinen Handrücken – dicke Tropfen, die von oben kamen. Lukowsky versuchte sich aufzurichten – wieder ein Kollern und Rollen und Schleifen überall. Er verhielt sich still, völlig still. Hier und dort klickerte ein Steinchen, plitschte ein Tropfen. Lukowsky wußte nicht mehr, aus welcher Richtung er gekommen war. Die Muräne schien nun waagrecht zu liegen. Auch der ferne Lichtschimmer im Hintergrund war verschwunden. Lukowsky stellte eine Tatsache fest: In hundert Jahren würde kein zweiter Mensch hier herabsteigen, und wenn, so fände auch dieser nur noch sein Totengerippe. - Lukowsky atmete tief durch, er bemühte nüchterner Überlegung: Der Schacht! Irgendwo mußte der Schacht sein. Und der Schacht führte ans Licht! - Lukowsky rüttelte sich aus dem Geröll frei. Die feuchte Kieslawine ruckte an und schob ihn weiter nach vorn in das Innere der Höhle. Abermals glitschten, rumpelten und kollerten feuchte Brocken und Bröckchen. Dann herrschte Ruhe. Lukowsky konnte aufstehen und sich aus den Ausläufern der Muräne befreien, der Grund war erreicht. Nach wenigen Schritten trat Lukowsky auf festen, harten Steinboden. Er blieb stehen und sah sich um: Nur absolute Dunkelheit. - Jetzt fand er seine Streichhölzer. „Idiotische Situation!“ Lukowsky sagte es laut vor sich hin und die Worte hallten von den grundwassertriefenden Wänden des alten Gewölbes wider, dessen Decke gut fünf Meter Höhe messen mochte – die winzige Streichholzflamme erlaubte kein ungenaues Schätzen. Während das Flämmchen verlosch, erkannte Lukowsky, in einer Art Halle zu stehen, an die sich ein breiter, hoher Gang anschloß. Er machte ein paar vorsichtige Schritte. Der Boden blieb fest. Lukowsky ging mit vorgehaltenen Armen in jene Richtung, in der er den Gang vermutete. Etwas Helles - sehr schwach, aber doch hell - tauchte aus dem

Hintergrund auf. Lukowsky ließ die Arme sinken und sagte halblaut: „Aha!“ - Vom fernen Ende des Ganges blinzelte ein winziges Licht - scheinbar ohne Ursprung - nichts als ein blasser Schimmer im alles umgebenden Schwarz. Lukowsky stolperte voran. Morsche Bretter und alte aufgebrochene Kisten barsten unter seinen Schritten. Der Modergeruch nahm zu. Uralte Bohlen versperrten den Weg. Manche zerknickten wie Papier, andere widerstanden jedem Tritt und mußten überwunden werden. Überall plätscherten unsichtbare Rinnsale. Lukowsky zündete fürs erste kein zweites Streichholz an. Er hielt den Lichtschimmer im Auge und tastete sich dorthin vorwärts. Die Zeit, seit er sich hier unten befand, schützte er auf eine halbe Stunde, vielleicht auch schon länger. Der Stollen verengte sich. Es lag kaum noch Holz herum. Der Modergeruch wurde schwächer, die Luft dafür kälter und noch feuchter. Aber das Licht kam näher. Bald zeichnete sich eine gewölbte Decke ab und am Ende des Ganges ein kegelförmiges, völlig symmetrisches Gebilde. Lukowsky rätselte, was das sein könne, während er Kegel und Licht Schritt um Schritt näher kam. Nach einer Weile sah er, was es mit dem Kegel auf sich hatte: Ein meterhoher Berg all dessen, was oben Vorübergehende im Laufe der Zeit durch das Eisenrost geworfen hatten, um zu prüfen wie tief der Schacht sei – der Schacht! Mit ein paar schnellen Sprüngen stand Lukowsky darunter und blickte hinein! Das Quadrat am oberen Ende wirkte winzig, verschwindend, die Höhe erschien gewaltig. Allein um an den Einstieg zu gelangen, hätte es einer langen Leiter bedurft! Lukowsky stand unter dem Schacht und starrte hinein. Er wunderte sich über seine innere Ruhe. Wie sollte er dort hinaufkommen?! Und über - durch - die Geröllawine? - - Rufen, fiel ihm ein: Man könnte rufen! - Wer sollte das hören! - Lukowsky vergrub die Hände in den Taschen und sann vor sich hin. Er betrachtete gedankenabwesend die kleine Pyramide vor seinen Füßen und sah wieder zur der gewölbten Decke. Vier Meter, maßen seine Gedanken. Wenn er dort erst einmal wäre, könnte er... durch den Schacht.... irgendwie hinauf, sich festklammern, emporstemmen, kraxeln...
Ein Auto fuhr über das Rost. Sand rieselte durch den Schacht nach unten. - Lukowsky ging ein Stück zurück, setzte sich auf eine der Bohlen, fingerte eine nicht mehr ganz gerade Zigarette aus der Brusttasche und zündete sie an. Das Streichholzflämmchen züngelte vor seiner Hand, noch orangerot, dann kleiner und hellgelb, dunkelrot blau - - Ein menschlicher Körper lag rücklings nicht weit von Lukowskys Sitz. Lukowsky empfand ein plötzliches Gefühl zwischen Zweifel und Grauen. Er hatte einen Körper gesehen. Ganz deutlich, einen

menschlichen Körper - unnatürlich glatt und glänzend. Wie eine Halluzination. Lukowsky überzeugte sich mechanisch, daß sein Revolver noch da war, ließ ihn jedoch stecken. Lukowsky zündete noch ein Streichholz an. Da glänzte es wieder, kaum zwei Meter links von ihm: Glatt, seltsam – aber in menschlicher Gestalt. Lukowsky verließ seinen Platz auf der Bohle. Das Streichholz verlosch, er nahm ein neues. Jetzt stand er unmittelbar bei dem Körper. Lukowskys Fuß zuckte zurück, als er versehentlich an einen sonderbar glatten Schenkel stieß. Die zweite Fußspitze berührte einen ebenso glatten Arm. Lukowsky entzündete drei Streichhölzer gleichzeitig und bückte sich. - Vor ihm lag ein beleibter Mann. Der Mann war nicht mehr jung. Seine Augen waren geschlossen, aber er wirkte nicht schlafend. Der Mund zeigte harte, verbissene Züge. Der Körper des Mannes wirkte starr, obwohl die Haltung schlaff aussah, schlaff und starr zugleich - tot. Die drei Streichhölzer waren abgebrannt. Lukowsky griff ein neues. Jetzt erkannte er die Ursache des unnatürlich glatten Glänzens: Der Tote trug einen Gummianzug – einen Gummianzug, wie Froschmänner ihn benutzen. Und zwei Sauerstofflaschen lagen in nächster Nähe über einer Plastiktasche. Der Reißverschluß der Gummijacke war halb aufgezogen. Die rechte Hand des Toten schien jeden Augenblick ins Innere fassen zu wollen. - Abermals ging ein Streichholz aus. Während Lukowsky das nächste anrieb, spürte er Tropfen auf der Stirn und unter den Augen, die vom triefenden Grundwasser herrührten. Er kniete neben dem Toten nieder und langte vorsichtig mit flachgestreckter Hand in die Gummijacke – dorthin, wo die Hand des Toten nicht mehr greifen konnte. Der Körper fühlte sich eiskalt an und hart wie Stein. Lukowskys Hand tastete unter das Gummi. Nach dem Verglimmen auch dieses Streichholzes herrschte wieder völlige Dunkelheit. - Lukowskys Finger berührten etwas, das eine Brieftasche sein mochte. Seine Hand zog diesen Gegenstand unter der Gummihülle hervor. Es schien eine Brieftasche zu sein. Er rückte ein paar Zentimeter von dem Toten ab, legte die Brieftasche auf seine Knie und opferte ein weiteres Streichholz. Was auf seinen Knien lag, war keine Brieftasche, sondern eine Paßhülle aus dünnem Leder. Lukowsky blätterte mit einer Hand in dem Paß. Es war ein italienischer Paß. Ein paar Fotos steckten zwischen den mit vielen Visastempeln versehenen Seiten. Der Paß lautete auf den Namen Domenico Fausto Alotti. Lukowsky klappte ihn zu und besah die Fotos. Es waren drei. Zwei offensichtlich alte und ein neueres. Die alten zeigten eine Gruppenaufnahme italienischer und deutscher Seeleute und das Portrait eines Offiziers. Darauf stand eine persönliche Widmung mit der Unterschrift Valerio Borghese. Lukow-

sky dachte an Lucrezia Borgia – dann fiel ihm das Stichwort Torpedoreiter ein: Der Fürst Borghese! Kommandant der italienischen Torpedoreiter! Eine berühmte Einheit. Vera hatte davon gesprochen. Es war auch in mehreren Illustrierten vor Jahren darüber zu lesen gewesen, Lukowsky erinnerte sich jetzt vage daran. Torpedoreiter - Froschmänner - U-Boot! Das dritte Foto zeigte eine prunkvoll gekleidete Frau mit schönen verträumten Augen und einem vor der Schulter liegenden dunklen Zopf. Das brachte sofort Veras Bild in Lukowsky zur Entfaltung. Urplötzlich fühlte er sich dem Mann, dessen toter Körper dort so still lag, sehr eng verbunden. Lukowsky tat die Fotografien wieder in den Paß und gab alles zusammen zurück. Er zog den Reißverschluß der Taucherjacke zu und legte mühsam des Toten Hände übereinander. Dabei bemerkte er, daß eine der Hände etwas festhielt. Lukowsky fühlte etwas glattes, geschliffenes. Es entrutschte der Hand des Toten – beinahe so, als wolle dieser es an Lukowsky übergeben. Lukowsky fühlte einen sonderbaren länglichen Gegenstand, nicht viel größer als seine Streichholzschachtel, jedoch anders geformt und deutlich schwerer, aus Metall oder poliertem Stein, an einer Seite spitz zulaufend. Lukowsky steckte den Gegenstand ein und legte dem Toten eine Hand auf die Schulter. Er tat das ohne nachzudenken, unwillkürlich, wie ein Gruß und ein Abschied zugleich. Der Mann, der zu diesem Körper gehörte, war ja längst weit fort... Lukowsky mußte jetzt an Astrid Xylanders Vortrag über die Astralkörper denken. Vielleicht war ja der wahre, unsterbliche Domenico Alotti hier? Diese Vorstellung empfand Lukowsky nicht als unheimlich, im Gegenteil, es war eine schöne Vorstellung – das Empfinden einer Berührung mit der Unsterblichkeit. Lukowsky stand im Dunkeln neben Domenico Alotti und dachte daran, daß er ein Freund gewesen sein würde – womöglich noch war – wer mochte es wissen? Das durch den Schacht eindringende Licht wurde schwächer. Oben im Freien nahte der Abend. Lukowsky saß auf seiner Bohle bei Alotti im Dunkeln. Eine unbegreifliche Ruhe hatte von Lukowsky Besitz ergriffen. Er dachte an den mit ihm eingeschlossenen Mann, der tot war, gewiß, aber dessen Gedanken weiterzuleben schienen – hier, in diesem Gewölbe, Gedanken an tote Freunde – und an die schöne Frau, deren Bild er bei sich trug – und wahrscheinlich an das Geheimnis des Admirals Wilhelm Canaris, das er vermutlich gekannt hatte.
Lukowsky empfand kein Entsetzen vor der Leiche, die neben ihm lag, auch keinen Ekel, keine Scheu. Ihm war, als kenne er den Mann dort gut. In Gedanken unterhielt er sich mit ihm - nicht mit dem kalten Körper, der am Boden lag, sondern mit Domenico Alottis – Geist, die vielleicht seine Gedanken hörte und

in diesen antwortete. – Möglich, daß dies auch nur Einbildung war.
Der letzte Lichthauch verschwand. Die Nacht kam. Außer dem plätschernden Geräusch kleiner Rinnsale und einzelner Tropfen an verschiedenen unbestimmbaren Stellen herrschte absolutes Schweigen in dieser tiefen, stillen Dunkelheit.

Nach endlosen Stunden wagte sich wieder schwaches Licht durch den Schacht nach unten. Lukowsky erwachte aus seinem Halbschlaf. Er stand auf und trat unter die Schachtöffnung. Nach dem völligen Schwarz erschien es ihm hier geradezu hell. Er ging zu Alotti. Dieser Mann war offenbar an Erschöpfung gestorben. Sein Körper wies keinerlei Wunden auf. Seine verbissenen Gesichtszüge bezeugten, daß er bis zum letzten Augenblick gekämpft hatte – mit sich selbst - für irgend ein Ziel, das die allerletzten Kräfte weckte. Er mußte zu dem U-Boot getaucht sein, um von dort etwas zu holen, das nicht in falsche Hände fallen sollte. Wahrscheinlich jenen kleinen Gegenstand, der nun in Ernst Lukowskys Besitz war. Lukowsky sammelte Bretter und schleppte mächtige Bohlen unter den Schachteinstieg. Er lief durch den langen Gang bis zu den Ausläufern der Geröllmuräne - hier gab es kein Durchkommen. Lukowsky kehrte zum Schacht zurück. Er lehnte zwei starke Bohlen gegen die Wände. Eine rechts, eine links, so daß sich ein ‚V' ergab, nahm ein Brett, klemmte es dazwischen, stemmte andere Bohlen darauf. Ein weiteres ‚V' entstand. Lukowsky zwängte wieder ein Brett hinein und erstieg das Gerüst. Er zog andere Bretter nach, baute einen regelrechten Turm. Endlich griffen seine Hände in das feuchte Mauerwerk des engen Schachtes. Lukowsky versuchte, den geringfügigen Halt auszunutzen. Er stemmte sich in den Schacht, preßte die Füße gegen die Bretterenden, spreizte die Knie, mit denen er sich so bereits im Schachtanfang befand. Die rechte Hand kletterte wie ein unsicherer Käfer wenige Zentimeter höher, die linke folgte, dann das rechte Knie, das linke, jetzt die Fußspitzen - Lukowsky hing eingeklemmt im Schacht. Plötzlich kam ihm der Gedanke: Hoffentlich ließ sich das Gitter oben öffnen! -
Lukowsky spürte, wie die Kletterei an den Kräften zehrte. Verirrte sich sein Blick hinunter, dem schmalen Lichtschein folgend, wurde ihm sehr deutlich, daß sich seinen Füßen kein erkennbarer Halt bot. Auch die Hände fanden nichts Umfaßbares. Allein Muskeldruck hielt ihn. Ernst Lukowsky wollte nicht abstürzen, jetzt nicht sterben, er wollte Dulcinea wiedersehen. Das gab Kraft. Und zugleich mußte er abermals an die merkwürdige Frau namens Astrid Xylander denken, die ihm besondere Kräfte gegeben zu haben versicherte – ein indogofarbenes

Licht. Jetzt würde er solche Kräfte dringend brauchen – übermenschliche Kräfte, um den Weg nach oben durch puren Muskeldruck zu schaffen. Kein normaler Mensch konnte das durchhalten, auch nicht der stärkste. Er gab sich diesbezüglich keiner Illusion hin. Aber vielleicht – sei es auch nur in der Einbildung – würde ja jenes magisch Licht jetzt die nötigen Kräfte verleihen.
Klein Steine rieselten von oben durch das Gitter. Auf einen Moment wurde es finster. Ein Auto fuhr vorüber. Sandkörner blieben an Lukowskys Gesicht haften. Er wandte den Blick zu dem winzigen gerasterten Loch über sich, schob erst die Hände, dann die Füße einige Zentimeter empor.
Noch ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, bemerkte Lukowsky, wie seine Bewegungen langsamer, mühsamer wurden. - Zuerst begannen die Arme zu zittern. Dann auch die Beine. In allen Gliedern zerrte zunehmender Schmerz. Unter ihm klaffte eine schwarze Öffnung, die Lukowskys Vorstellung vom Eingang der Hölle nahe kam. Hellgrüne, gelbe und orangefarbene Kreise, oft auch Spiralen, stiegen von dort unten auf und schraubten sich in sein Hirn. - Er blickte auf das helle, viereckige Ding über sich. Auch von dorther sanken pastellfarbene Gebilde auf ihn ein. Er wußte, das bedeutete nicht Schwindelgefühl, sondern ein Alarmzeichen körperlicher Überanstrengung. Ohne den Druck seiner Arme und Beine gegen das Mauerwerk zu vermindern, schloß er die Augen und wartete, bis die bunten Zeichen abflauten, endlich ganz verschwanden. Ein violettes Licht breitere sich auf eine Sekunde in ihm aus: ‚Das Licht der magischen Sonne‘, dachte er unwillkürlich. Seine Finger tasteten weiter. Der helle Fleck über ihm wurde größer. Lukowsky zwang den Blick nach unten: Es schien, als schwebe er in diesen Abgrund. – Er arbeitete sich höher – allmählich, unendlich langsam, aber das gerasterte Licht rückte näher. Schon meinte er manchmal nach dem Gitter greifen und es fassen zu können, um sich daran festzuhalten, hängen zu lassen, die Krämpfe aus den Schenkeln zu schütteln. - Doch das Gitter lag noch fern.
Als erstes verlor er das Schätzmaß. - Waren das nur noch fünf, zwei oder zwanzig Meter? - Dann verließ ihn der Sinn für die Zeit. Er wußte nur: Oben herrschte Helligkeit, also Tag - unter ihm die Nacht.
Von dort unten hob ein Sog an. Wie der eines gewaltigen Staubsaugers, dessen Schlund ihn nicht freigeben wollte. Und dieser Sog blieb unvermindert, verstärkte sich bald - andauernd. –
Lukowsky wunderte sich über den viereckigen Mond, der während dieser Nacht an einem versteinerten Himmel stand. –

Von Mal zu Mal überkam ihn der Wunsch, jenem wohltuend weichen Sog nachzugeben, der von unten lockte, sich hinunterschweben zu lassen in das seltsam beruhigende Dunkel, aus dem er irgendwann grundlos aufgestiegen sein mußte. - Die bunten Kreise und Spiralen kehrten zurück - nur grün und orange diesmal, jedoch viel größer und schöner als zuvor – manche waren durchsichtig. Auch dicke gelbe Punkte kamen jetzt, die summten und pfiffen ... Und dann wieder für Augenblicke ein helles violettes Licht. –
In Armen und Beinen machte sich ein Kribbeln breit, ein vibrieren der Haut über den Muskeln. Lukowsky schloß die Augen. Wieder vernahm er ein leises Summen, das aus der Tiefe kommen mußte - - Alotti sang - und die Frau mit den verträumten Augen ... – Vera! Fiel ihm ein; und seine Kräfte kehrten zurück – auch ohne erneutes violettes Licht. – Als Lukowsky wieder aufblickte, schien das Gitter berührbar nahe zu sein. Die Helligkeit blendete. Draußen strahlte die Sonne eines frühen Morgens. Auf den Bruchteil einer Sekunde löste sich Lukowskys linke Hand von der feuchten Mauer, plötzlich fühlte er den kalten Stein nicht mehr. Aber seine Hand vermochte das Gitter nicht zu erreichen. Die schillernden Gebilde vor den Augen wischten es fort. Schließlich schälte es sich wieder aus dem Farbenspiel, das abermals von Violett überstrahlt wurde. Lukowsky ließ das Gitter nicht aus den Augen. Dabei fiel ihm auf, wie es sich zusammenzog, zum dünnen Drahtgewebe wurde, bald dick wie gekreuzte Balken und manchmal gänzlich verschwand, um nach einiger Zeit wiederzukehren. –

Das Gitter war rostig und warm von der Sonne. Jetzt fühlten es Lukowskys Hände. Die Betonfassung unterhalb des Eisens bot ausreichend Halt. Ein wildes Surren tönte in Lukowskys Ohren. Er stemmte die rechte Schulter gegen das Eisen. - Es hob sich! –

Ein: „Eh! Monsieur! eh!“ weckte Lukowsky aus tiefem Schlaf. Er wälzte sich auf den Rücken und blinzelte durch hohe Gräser in die helle Sonne. Zwei kleine Jungen mit Holzschwertern und aus Aktendeckeln gefertigten Schilden standen neben ihm: „Sind Sie krank, Monsieur?“ fragte der eine Junge, und der andere: „Haben Sie was?“ - Lukowsky sah die beiden Jungen an und richtete sich auf: „Ja. Mehr als ich dachte - aber keine Krankheit! – Ich danke euch!“ -

Schmutzverkrustet und müde aber gut gestimmt saß er im Wagen. Am Nachmittag bremste er vor dem kleinen Gasthof bei Toulon, blieb noch einen

Moment im Auto sitzen, ehe er das Hotel betrat. Das blonde Mädchen kam hinter dem Tresen hervor und machte die Augen weit: „Monsieur! Hatten Sie einen Unfall?! Wie fühlen Sie sich?“ Lukowsky ging auf sie zu: „Gut fühle ich mich, Mademoiselle,! - Ich möchte gern baden. - Und etwas zu trinken bitte, ja?“ Außer einigen Kratzern und Schrammen erinnerte Lukowsky nichts mehr an Geröll, Höhle und Schacht. Das Mädchen zeigte dennoch ein besorgtes Gesicht. Dann bemerkte es: „Ach, Monsieur! Zwei Männer haben nach Ihnen gesucht, zwei Ausländer.“ Lukowsky dachte an Busch und Fischer. Er fragte: „Ein älterer und einer in mittleren Jahren? Zwei Deutsche?“ Sie schüttelte den Kopf: „Nein Monsieur, zwei junge. Ich meine, es waren Amerikaner. Sie redeten Englisch untereinander, so quakend, wie die Amerikaner sprechen. Französisch konnten sie, glaube ich, nur sehr wenig. Lukowsky ließ sich sagen, wann die beiden Fremden aufgekreuzt waren. Erst zwei oder zweieinhalb Stunden sei das her, erklärte das Mädchen und fügte an, die beiden seien unhöflich und unsympathisch gewesen. Der eine, der gesprochen hatte, hätte sich benommen als gehöre das ganze Land ihm. Damit war auch Lukowsky davon überzeugt, daß es sich um Amerikaner gehandelt haben dürfte. Doch was für eine Sorte Mäuse war das in übrigen gewesen? Im Augenblick war es Lukowsky ganz gleich, er wollte sich erst einmal frisch machen.

Als er auf seinem Zimmer war, sich gewaschen und umgezogen hatte, machte sich die Anstrengung der vergangenen Stunden in den Knochen bemerkbar. Müdigkeit überkam ihn, plötzlich und stark. Er legte sich auf das Bett und machte die Augen zu. Ein Traum kam: Er stand in einer Grotte – so ähnlich wie jene, in der er Alotti gefunden hatte, aber doch anders, größer, höher, und an den Gesteinswänden rann überall Wasser herunter. Das war mehr zu hören als zu sehen, denn es herrschte beinahe völlige Dunkelheit. Doch sonderbarer Weise gab es an der Felswand, an der er entlang tastete, einen Lichtschalter. Es war ein altmodischer Lichtschalter, den man noch drehen mußte. Er drehte, und es wurde hell. Da bemerkte er, daß unmittelbar vor sich die Silhouette eines kräftigen Mannes, der nach seinen Schultern faßte, um ihn festzuhalten ... Er wachte auf und sah den Mann in sehr realer Weise vor sich. Lukowsky machte sich frei und schlug zu. Im nächsten Augenblick war er über dem Fremden und schlug noch zweimal zu. Wer immer der Fremde sein mochte, den Reflexen eines aus manchen Kriegen kampferfahrenen Ernst Lukowsky war er nicht gewachsen. Lukowsky sah sich sein Opfer an. Der Gegner regte sich nicht und würde es

zumindest in der nächsten Viertelstunde auch kaum tun. Lukowsky sah sich an, was in den Taschen des Ohnmächtigen zu finden war. Der Mann war unvorsichtig. Er hatte komplette Papiere bei sich. Einen U.S.-Paß auf den Namen Marvin Thanner, 32 Jahre alt, wohnhaft in Washington D.C.; dazu einen Dienstausweis der Secret Intelligent Agency, ansässig am selben Ort. In seiner Brieftasche steckten über 2.000 französische Francs, 180 deutsche Mark und 800 US-Dollar. Außerdem hatte Mr. Marvin Thanner eine halbvolle Schachtel ‚Lucky Strike, ein Feuerzeug und einen S & W Chief Special bei sich, Kaliber .38 Speziel. Lukowsky wunderte sich, daß NATO-Geheimdienstler in solcher Weise arbeitete. Nur eine farbenprächtige Armbinde mit der Aufschrift ‚CIA‘ fehlte noch, um die Geheimhaltung perfekt zu machen. Aber es mochte andere geben, von derselben Fakultät, die ernster zu nehmen waren. Lukowsky nahm sich vor, non nun an mehr als bisher wachsam zu sein. Vorerst nahm er die Patronen aus Mr. Thanners Revolver, schmiß sie in den kleinen Abfalleimer beim Waschbecken und steckte die leere Waffe in das Holster zurück. Auch alles andere verstaute er wieder an seinen Plätzen. Bei der Schachtel ‚Lucky Strike‘ zögerte er und beschloß, sie als Kriegsbeute zu behalten, da ihm seine ‚Player's‘ ausgegangen waren. Er steckte sich eine der Beutezigaretten an und überlegte. Da Mr. Thanner sicherlich einer jener beiden Burschen war, von denen das Wirtsmädchen gesprochen hatte, wartete der zweite vermutlich unter auf der Straße in einem Wagen. Eine öffentliche Auseinandersetzung in einem fremden Land hätte ungut ausgehen können. Die Franzosen mochten die Amerikaner nicht lieben, aber im Fall des Falles würden sie doch unter ihrem Pantoffel stehen. Auch die eventuelle Sympathie der französischen Polizisten, die ihn gegebenenfalls wegen Verprügelns zweier amerikanischer Spitzel hätten verhaften sollen, wäre da nur ein schwacher Trost gewesen. Es war also klüger, eine andere Lösung zu währen. Lukowsky ging nach unten. So unauffällig wie ein Rhinozeros in Kaninchenstall, war durch die offene Haustür ein orangeroter Buick zu sehen, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkte. Hinter dem Steuer langweilte ein junger Mann. Das Mädchen warf Lukowsky eine Salve fragender Blicke zu. Er erklärte Lukowsky: Der Gast aus den Vereinigten Staaten, der mich besuchen kam, fühlt sich nicht wohl. Er wird sich noch eine Weile oben ausruhen.“ Das Mädchen grinste: „Sie haben ihn gehauen?“ Lukowsky grinste zurück: „Unter Cowboys begrüßt man sich so! Falls er nach mir fragen sollte: Ich bin heim nach Deutschland.“
Er bezahlte seine Rechnung. Die wenigen Sachen, die er bei sich hatte, blieben

oben im Zimmer. Durch den Hinterausgang und über den Hof verließ er das Gasthaus. Es war ein schöner sonniger Tag, und Ernst Lukowsky hatte an diesem Tag noch einiges vor.
Die Straße hinter dem Gasthaus war schmal. Es gab nur Wohnhäuser. Lukowsky spazierte über das sonnenwarme Pflaster. Erst zwei Kreuzungen weiter kam ein Geschäft, eine Metzgerei. Dort bat Lukowsky, telefonieren und ein Taxi rufen zu dürfen. Zehn Minuten später kam das Taxi und wirbelte beim Bremsen Staub auf. Lukowsky ließ sich zum Flughafen fahren.

14

Lukowsky saß im Terrassen-Café des Flughafens in der Sonne und betrachtete endlich in Ruhe den sonderbaren Gegenstand, den Alotti ihm gegeben hatte – ja, gegeben, so kam es Lukowsky noch immer vor. Aus einer Hand, die längst von der Totenstarre erfaßt gewesen war, hatte Domenico Alotti ihm, Ernst Lukowsky, jenen Gegenstand in seine Hand geschoben! Das mochte Einbildung sein, aber der Eindruck blieb. Dieses Vermächtnis hatte ungefähr die Größe eines Lippenstifts und auch ein wenig eine solche Form. Ein Drittel bestand aus achtkantigem Metall. Es schien poliert und dann brüniert worden zu sein, wie Pistolen. Zwei Drittel der Länge bestanden aus einem achtkantigen, spitz zugeschliffenen Kristall oder Stein. Lukowsky hielt das Material für Amethyst. In den Kanten des Kristalls gab es zahlreiche Einschliffe, die wahrscheinlich eine Bedeutung hatten. Auf dem Boden des Metallteils befand sich eine Eingravierung, die mit viel Phantasie für eine Stilisierung der magischen Sonne gehalten werden konnte. Lukowsky betrachtete dieses Hinterlassenschaft des Domenico Alotti wieder und wieder. Dieses kleine Ding mußte dem tapferen Italiener sehr viel bedeutet haben. Aber es war sicherlich mehr als ein persönliches Andenken, mehr als ein Talisman oder dergleichen. Die Kanten brünierten Metallteils zeigten abgegriffene Stellen. Dieser Gegenstand war nicht neu, er konnte sehr gut aus der Kriegszeit stammen. Wenn man die Spitze des Kristalls nach hinten schob, vollzog es eine halbe Drehung und ging etwa fünf Millimeter in die Fassung hinein. Lukowsky verstaute den kleinen Gegenstand in seiner leeren Player's-Zigarettenschachtel, die er noch bei sich trug, da nichts anderes zur Hand war, und steckte dieses Vermächtnis Alottis sorgsam in die zuknöpfbare Brusttasche seines Hemdes.

Nachdem er tüchtig gegessen hatte, überlegte Lukowsky, Fischer anzurufen, ihm Bericht zu erstatten eher er nach Nizza flog, um dort dem Hotel ‚Henry IV.' seine Aufwartung zu machen. Er entschloß sich, lieber ganz auf eigene Faust zu handeln. Vielleicht war Fischer zu trauen, vielleicht auch nicht. Aber der würde sicherlich mit Busch schwatzen, und dem war nicht zu trauen.
Beim Zahlen bemerkte Lukowsky von der Terrasse aus einen orangeroten Buick, der soeben in einen Parkplatz rangierte. Es war an der Zeit, aufzubrechen.

Lukowsky flog nach Nizza. Das ging sich mit den Finanzen noch mühelos aus. Er wußte noch nicht genau, was er dort tun wollte. Herrn Valtine auf der Stelle über den Haufen schießen, um Vera eine Freude zu bereiten? So einfach würde es wohl nicht gehen. Aber er wollte den Drachen gegenüberstehen, ihn kennen und wissen, mit wem er es zu schaffen hatte. Auch mit Herniaire wäre zu reden, vielleicht aus ihm herausholen, auf welcher Seite er stand – und was für Seiten es in diesem Spiel überhaupt gab. Und wer wußte, ob ‚Herniare' überhaupt Herniare gewesen war?

Unter ihm zog die Küste vorüber. Die Stelle, an der ein altes deutsches U-Boot aufgetaucht war, lag schon weit hinter ihm. Wahrscheinlich war es zu dem Auftauchen gekommen, wie Alotti unter Wasser hineingestiegen war. Oder Alotti hatte das Boot absichtlich zum Auftauchen gebracht, um dadurch etwas in Bewegung zu versetzen, was Ernst Lukowsky noch nicht verstand, aber bald zu verstehen gedachte. Er malte sich aus, Valtine samt Herniaire zur Rede zu stellen, Klarheit zu verlangen und auch zu erhalten. Und doch zweifelte er daran, daß es so kommen würde. Zu viele verschiedene Faktoren bestimmten diese krause Hatz nach dem, was vor Jahrzehnten ein deutscher Geheimdienst-Chef ‚Z-Plan' benannt hatte, und Ernst Lukowsky zweifelte mittlerweile daran, daß auch nur eine der an dieser Jagd beteiligten Personen wirklich genau wußte, um was es sich dabei handelte. Möglich, daß Domenico Alotti es gewußt hatte. Viel-leicht hatte dieser durchschaut, daß sämtliche Beteiligten ein unlauteres Spiel trieben? Domenico Alotti würde nicht mehr darüber sprechen – jedenfalls nicht von Mensch zu Mensch in dieser Welt. Eventuell, so kam Lukowsky ein Gedanke, würde ja Frau Astrid Xylander via Spiritismus noch mit Herrn Alotti konferrieren – mit einem nächsten Gedanken entschuldigte er sich bei der schönen Dame für diesen respektlosen Einfall.

Als er beim Landeanflug mit dem Tower sprach, beschlich Lukowsky ein ungutes Gefühl. Es schien ihn, als wolle man ihn hinhalten. Es gab keinen ersichtlichen Grund dafür, ihn zu einer Warteschleife zu nötigen. Der Flughafen von Nizza war alles andere als stark frequentiert. Eine namenlose aber wohlwollende innere Stimme, die Ernst Lukowsky von so mancher Gefahrensituation seines Lebens kannte, riet ihm, abzudrehen und woanders zu landen. Eine andere Stimme schalt ihn, er leide plötzlich unter Verfolgungswahn. Außerdem: Der Drache wartete! Lukowsky hätte es sich Vera gegenüber nie verziehen, würde ein eine solche Gelegenheit auslassen. Doch die warnende Stimme in seinen Gedanken wurde zunehmend lauter, und die kluge Vera wäre die erste, die ihm davon abraten würde, geradewegs in ein stehendes Messer zu laufen. Mit dem Hampelmann von vorhin im Gasthaus war er leicht fertig geworden. Aber damit hatte er womöglich einen ganzen Apparat aufgescheucht. Lukowsky wurde das Gefühl nicht los, daß das Leben von nun an um einiges schwieriger werden könnte. – Er stellte die Piper auf die rechte Tragflächenspitze und drehte in einer Messerkurve um. Aus dem Kopfhörer tönte die Stimme eines Mannes vom Tower. Lukowsky nahm den Kopfhörer ab und vergaß sie. Er flog in Richtung Meer, so lange vom Tower aus Sichtverbindung herrschte. Dann drückte er die Maschine nach unten, schwenkte nach West-Nord-West und umflog in Baumwipfelhöhe weiter. Kein Radargerät der Welt würde ihn jetzt noch erfassen.
Er tat das, womit ein eventueller Gegner am wenigsten rechnen dürfte: Er flog zurück nach Toulon. Die Landung dort war problemlos, kein Hinhalten, keine Fragen, lauter nette, freundliche Leute. Er hatte die Piper weit hinten unter den Privatflugzeugen abgestellt. Es standen noch zwei andere zweimotorige Pipers herum, der Typ war kein seltener. Der Flugplatz von Toulon war sicheres Terrain, das hatte Lukowsky im Gefühl. Es gab auch nirgends mehr einen orangeroten Buick. Lukowsky erkundigte sich nach den Flugverbindungen nach Nizza und hatte Glück. In siebzehn Minuten flog eine lokale Fluggesellschaft mit einer Vicount hinüber. Binnen zehn Minuten saß Ernst Lukowsky in dieser Maschine.

Als die Maschine in Nizza landete, schaltete Lukowsky auf Wachsamkeit. Er verließ das Flugzeug weder als erster noch als letzter der vielleicht 20 Passagiere. Es zeigte sich vorerst nichts Verdächtiges. Ein einsamer Polizist spazierte in der Sonne, der sicher nichts von ihm wollte. Touristen gab es reichlich, sie

redeten laut in allen erdenklichen Sprachen durcheinander. Falls überhaupt jemand meinte, Lukowsky abpassen zu müssen, so würde er es am ehesten bei den Taxistandplätzen versuchen. Dort gab es zwei Männer, die herumlungerten, ohne in eines der Taxis zu steigen. Vielleicht hatten sie bloß nichts zu tun – vielleicht aber auch einen dienstlichen Auftrag.
Lukowsky ging direkt auf jene Männer zu, stieg in das erste Taxi. Die beiden kümmerten sich nicht um ihn, sie schienen auf jemanden andren zu warten. Es setzte sich auch kein Auto in Bewegung, um dem Taxi, in dem Lukowsky saß, zu folgen. Er ließ sich zum Hotel ‚Henry IV.' fahren. Er ließ sich noch eine Kreuzung weiter bringen und stieg dort aus. Das Wetter war angenehm, geradezu geschaffen für einen kleinen Spaziergang durch die Straßen von Nizza. Lukowsky ging nur die etwa zweihundert Meter bis zum Hotel ‚Henry IV.' Er schlenderte langsam heran, schaute, ob sich irgend etwas Verdächtiges oder Ungewöhnliches erspähen lasse. Es war ja nicht ausgeschlossen, daß auch Herniaire und Valtine unter Beobachtung standen, womöglich mehr als er selbst. Doch es ließ sich nichts ausmachen, was einen Verdacht hätte erregen können. – Lukowsky betrat das Hotel. Er ging zur Rezeption, grüßte den freundlich blickenden Mann hinter der Theke und fragte: „Ist Monsieur Herniaire im Hause?" Der Rezeptionist brauchte nicht nachzudenken: „Nein, es tut mir leid, Monsieur, Monsieur Herniaire ist schon gestern abgereist. Aber er hat eine Postnachsendeanschrift hinterlassen. Soll ich sie Ihnen aufschreiben?" „Bitte," sagte Lukowsky: „Das wäre sehr nett von Ihnen." Der Mann hinter der Theke holte ein Helf hervor, blätterte darin und übertrug eine Adresse auf einen kleinen Zettel. Diesen reichte er Lukowsky mit den Worten: „Bitte, Monsieur!" Lukowsky gab legte einen Zehn-Fracs-Schein auf den Tisch und fragte nun: „Wohnt vielleicht ein Monsieur Valtine bei Ihnen?" „Herr Valtine," erwiderte der Rezeptionist, den Namen deutsch aussprechend: „Ein Deutscher. Er ist ebenfalls gestern abgereist. Allerdings hinterließ er keine Adresse." Lukowsky wußte von Vera, daß Valtine einen deutschen Paß besaß und auch zumeist seinen Namen deutsch aussprach. Für den Hotelportier war er also ein Deutscher. Lukowsky fühlte sich enttäuscht: Der Drache ausgeflogen, auch Herniaire nicht da – und nicht einmal das Hotel umlagernde Geheimdienstler – nichts Außergewöhnliches. Es war geradezu ernüchternd banal! Lukowsky verabschiedete sich von dem freundlichen Rezeptionisten und verließ das Hotel. Trotz aller offenkundigen Harmlosigkeit an diesem Platz, überquerte er doch die Straße, ging rund fünfzig Meter weiter und ließ sich dort an dem kleinen weißen Tischchen eines

Straßen-Cafés nieder. Er bestellte eine Limonade und betrachtete nun die Herniaires Nachsendeanschrift auf dem kleinen Zettel. Es war die Adresse eines Gasthofs in Grödig, einem kleinen Ort in der Nähe von Salzburg. Lukowsky fragte sich weniger, was Herniaire dort wollte – vielleicht bloß Erholung suchen - als vielmehr, warum, für welche erwartete Post, er diese Adresse hinterlassen haben mochte. Offenbar wurde sie jedem gegeben, der danach fragte. Geheimniskrämerei schien demnach nicht Herniaires Sache zu sein. Oder, so ging es Lukowsky unwillkürlich durch den Kopf, war diese Mitteilung speziell für ihn bestimmt gewesen? Der Rezeptionist hatte so überaus freundlich reagiert, gerade so, als habe er jemanden erwartet, der nach Monsieur Herniaire fragen würde – und der ihm womöglich wie ein gewisser Ernst Lukowsky beschrieben worden war? Er verwarf diesen Gedanken wieder; das erschien doch zu unwahrscheinlich. Der Eingang des Hotels ‚Henry IV.' war von diesem Straßencafé aus gut zu sehen. Ein grauer Peugeot bremste in zweiter Spur. Der Mann, der ausstieg, war um die Dreißig, dunkelblond, urlaubsmäßig geleitet und kam Lukowsky bekannt vor. Vorhin noch hatte dieser Bursche zusammen mit einem zweiten an einem Taxistand beim Flughafen herumgelungert. Der zweite saß sicherlich im Auto und wartete auf seinen Kumpan. Also war das Terrain noch nicht so vollkommen harmlos? Lukowsky versuchte, sich einen Reim auf seine Beobachtung zu machen. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Eine der unwahrscheinlichsten und doch auch wiederum logischen: Die beiden hatten ihn doch am Flughafen erwartet, aufgrund einer Beschreibung erkannt – und hatten auch gewußt, wohin er sich begeben würde. Wenn es so war, wollten sie von ihm nichts anderes als wissen, was er tat, jedenfalls vorerst. Es mochte auch alles ganz anders sein, auf alle Fälle aber war es merkwürdig. Nach wenigen Minuten kam der Bursche wieder aus dem Hotel. Neben ihm ging, gestikulierend und heftig auf ihn einredend, eine hübsche Frau von vielleicht Mitte Zwanzig. Sie war nicht billig gekleidet, die rückenlangen aschblonden Haare trug sie offen. Die beiden waren ganz sicher kein Liebespaar. Der Mann sagte ein paar vermutlich grobe Worte zu der Frau, ließ sie stehen und stieg in den wartenden Wagen, der sofort davon fuhr. Die hübsche Frau hielt sich mit einer Hand ihre aschblonde Mähne zurück und zeigte mit der anderen dem fortfahrenden Auto ein unhöfliches Zeichen; eine ordinäre Geste, die zu der Erscheinung der Frau nicht recht paßte, doch sie war wohl sehr wütend. Dann drehte sie sich um und eilte wieder ins Hotel.
Lukowsky rauchte noch in aller Ruhe eine Zigarette und zahlte. dann. Er hatte sich überlegt, mit der Bahn nach Toulon zurück zu fahren. Gerade als er über die

Straße zum Taxistand ging, sah er die aschblonde Frau aus dem Hotel gefegt kommen. Sie hatte eine Reisetasche bei sich und über dem Arm einen hellen Mantel. Fluchs saß sie im ersten Taxi, das sich auch sofort in Bewegung setzte. Lukowsky stieg in das zweite und sagte zu dem Fahrer: „Immer dem Wagen Ihres Kollegen mit Mademoiselle darin nach!“ Der Taxifahrer war ein Araber, doch der Auftrag schien ihm ebenso zu gefallen wie einem Franzosen.
Die Fahrt führte zunächst durch die Stadt, dann über die Stadtgrenze hinaus, zunächst landeinwärts, dann nach Westen, weiter, immer weiter, auf die Küstenstraße, an Cannes vorbei und wieder landeinwärts. Der Verkehr war mäßig, und auch sonst wäre der chauffierende Araber sicherlich dran geblieben. Verkehrsregeln hielt er offenkundig für eine unsinnige Erfindung, an die sich kein kluger Mann halten sollte; er jedenfalls tat es nicht. Ein winziger Ort namens Mougins kam. Das Taxi mit der aschblonden Frau kurvte einen Hügel hinauf und hielt schließlich bei einem kleinen Hotel, das ‚Ma Candie‘ hieß. Sie zahlte und verschwand in diesem Hotel. Auch Lukowsky zahlte und legte ein gehöriges Trinkgeld drauf. Noch reichte sein Finanzenreservoir aus. Lukowsky begab sich in das Hotel. Es war ein flacher, bungalowähnlicher Bau inmitten der malerischen Landschaft. Mimosen blühten zu beiden Seiten des Eingangs.

In dem gemütlichen Vorraum, den es anstelle einer Halle gab, saß ein deutsches Ehepaar und beratschlagte Ausflugsmöglichkeiten für den kommenden Ferientag. Die hübsche Aschblonde knallte ihre Reisetasche auf die Theke, warf den Mantel darüber und sprach den verdutzten älteren Mann dahinter in mühsamen Französisch an; der Akzent war unverkennbar Amerikanisch. Sie schwenkte dann auch gleich auf ihre Muttersprache, da sie wohl nicht genügend französische Worte fand. Sie wünsche: Erstens ein anständiges Zimmer und zweitens Mr. Erik Bolds zu sprechen. Der wohne hier, sie wisse das! Die junge Frau hatte veilchenblaue Augen, doch diese blickten zurzeit nicht sonderlich sanft. Der ältere Mann hinter dem Portierstresen sah in die veilchenblauen Augen und erwiderte eisern auf Französisch, obschon er höchst wahrscheinlich Englisch verstand: Erstens seien alle Zimmer seines Hotels anständig, und zweitens befinde sich Monsieur Bolds auf der Südterrasse. Die hübsche Aschblonde verstand ihn nicht, und es war dem Hotelier anzumerken, daß er sich diebisch darüber freute. Lukowsky nutzte die Gelegenheit, sich als Dolmetscher anzubieten. Die Amerikanerin mochte 26 oder 27 Jahre alt sein. Sie war keine ausgesprochene Schönheit, aber durchaus sehr hübsch und vermutlich auch nett –

wenn sie sich nicht gerade über irgend etwas ganz fürchterlich ärgerte, wie eben jetzt. Lukowsky sprach Englisch zu ihr: „Monsieur sagt, alle Zimmer seien anständig, da brauchen Sie keine Sorge zu haben, und Mr. Bolds sei auf der Südterrasse. Dahin muß man wahrscheinlich durch das Gebäude gehen.“ Die Amerikanerin schenkte Lukowsky einen beinahe freundlichen Blick und sagte: „Dem Himmel sei Dank – ein Mensch!“ Sie kramte einen Paß aus der Handtasche, klatschte ihn auf die Theke und bat Lukowsky: „Würden Sie so freundlich sein, mich hier einzumieten? Danke!“ Damit fegte sie davon, dorthin, wo die Südterrasse zu vermuten war. Der Hotelier grinste. Auch Lukowsky mußte grinsen. Der Hotelier fragte: „Sie sind auch Amerikaner?“ Lukowsky schüttelte den Kopf: „Deutscher.“ Der Hotelier sagte in recht gutem Deutsch: „Wir haben oft deutsche Gäste. Amerikaner kommen selten. Möchten Sie länger bleiben?“ Lukowsky erwiderte: „Möchten schon, aber es wird sich kaum einrichten lassen. Auf alle Fälle diese Nacht. Sofern Sie ein Zimmer frei haben.“ – „Natürlich,“ sagte der Mann hinter dem Tresen. Und die junge Dame?“ Lukowsky klappte ihren Paß auf: „Miss Jill Hardford aus Stanton, Lone-Star-State.“ - „Woher, bitte?“ Wunderte sich der Hotelier. „Texas,“ antwortete Lukowsky. Die haben eine eigene Flagge mit nur einem Stern drin.“ „Aha!“ nickte der Franzose: „Sie ist ja trotzdem eine hübsche Person, Ihre Amerikanerin.“ Lukowsky ließ sich die Anmeldeformulare geben und füllte sowohl seines wie das für Miss Jill Hardford aus. Nach dem das erledigt war, sagte er auf Französisch: „Dann möchte ich mir auch einmal Ihre Südterrasse ansehen!“ – „Es wird Ihnen gefallen!“ versicherte der Hotelier, während er mit einem anschließenden Seufzer Miss Hartdfords Sachen vom Thresen nahm.

Die Südterrasse war erstaunlich groß, Tische mit Stühlen und Liegestühlen unter Sonnenschirmen stranden da. Nur wenige Gäste dösten in der Sonne. In der Ferne war das Mittelmeer zu sehen.
Miss Jill Hardford hockte auf einem Stuhl und redete auf einen Mann ein, der es sich in einem Liegestuhl bequem gemacht hatte. Der Mann war um die Vierzig. Er hatte eine helle Leinenhose an, ein blaues T-Shirt und Turnschuhe. Seine Haare waren dunkel, wie er überhaupt ein wenig südländisch wirkte. Das kam aber wohl nur durch die momentane Sonnenbräune. Lukowsky ließ sich auf einem nicht allzu weit entfernten Stuhl nieder, jedoch auch nicht auffällig nahe. Er konnte den Mann, der wahrscheinlich Bolds hieß, nur von der Seite sehen. Das Gesicht war auf den ersten Blick nicht unsympathisch. Er sprach mit der

Frau, seine Stimme, wirkte ruhig, ohne bewußt leise zu sein. Die Stimme der Frau hingegen war deutlich zu vernehmen. Der Mann machte eine Geste mit der Hand, die bedeuten mochte, sie solle nicht so laut sprechen. Das half aber nichts. Es mußte wohl etwas geben, das Miss Jill Hardford in Aufregung versetzte. Sie sagte: „Die Franzosen haben gar nicht daran gedacht, mich zu unterstützen! Es war peinlich! Ich habe sowieso keinen Spaß an so etwas, das ist nicht mein Job! Ich bin vielleicht eine naive dumme Kuh, aber dann brauchen Sie mich ja auch nicht!“ Bolds machte abermals eine beschwichtigende Handbewegung. Er wirkte sehr souverän. Jetzt drehte er den Kopf, um die Frau direkt anzuschauen. Lukowsky konnte Bolds Gesicht erstmals ganz sehen. Es war ein strenges, intelligentes Gesicht, der Blick war der eines Vorgesetzten, der Widerspruch nicht mag. Er sagte mit leicht erhobener Stimme: „Sie hätten trotzdem, nicht herkommen dürfen, Jill. Und Sie habe Ursache zu tun, was man Ihnen sagt! Das sollten Sie nicht vergessen.“ Er wendete den Blick wieder in Richtung Meer: „Und jetzt beziehen Sie ein Zimmer, ruhen Sie sich aus. Wir reden morgen weiter.“ Die Autorität von Mr. Bolds wirkte. Jill Hardford stand auf, um zu gehen. Sie entdeckte Lukowsky und kam zu ihm an den Tisch. Erstmals sah er sie ein regelrecht freundliches Gesicht machen, obschon sie ein bißchen zerknirscht wirkte. Sie sagte: „Danke für Ihre Hilfe.“ – Drüben in seinem Liegestuhl drehte Bolds den Kopf, um zu erspähen, mit wem die Frau sprach. Sie ging aber nun. Bolds drehte sich beruhigt wieder um, angelte eine Zeitschrift vom Terrazzoboden und las.

Lukoswsky stand ebenfalls auf und ging auf sein Zimmer. Es war ein schönes, helles Doppelzimmer mit einem durchgehenden Fensterfront und einem Balkon. Eine schmale Tür führte in ein anschließendes Badezimmer. Auf dem Nachttisch gab es ein Telefon. Man konnte direkt wählen. Er rief im Quartier von Busch und Fischer an. Sie waren beide nicht da. Lukowsky steckte sich eine seiner letzten Beutezigaretten an, betrat den Balkon und betrachtete die malerische Landschaft. Auf einmal hörte er im Zimmer Geräusche. Er drehte sich um und sah Miss Jill Hardford aus dem Badezimmer kommen. Offenbar hatte der Hotelier doch nicht ganz so gut Deutsch verstanden, wie es den Anschein gehabt hatte. Die Erklärung des Doppelzimmers war damit gegeben. Lukowsky und die Frau sahen sich gegenseitig verblüfft an. Ihr kam der gleiche Gedanke wie ihm. Sie lachte: „Das alte Roß hat uns für ein Paar gehalten!“ Lukowsky nickte: „Es hat ganz den Anschein. Oder er hat sich einfach geirrt.“ – „Oder,“ meinte die

Frau, „er hat uns absichtlich hereingelegt.“ Sie trat mit auf den Balkon. Lukowsky sagte: „Ich regele das.“ Sie nickte, als sei es ihr im Moment nicht wichtig, sagte nur: „Ja, ja...“ und warf einen Blick über die Landschaft, wie auch Lukowsky es getan hatte. Sie fragte: „Wie heißen Sie?“ Lukowsky zögerte, seinen Nachnamen zu nennen, er sagte nur: „Ernst.“ Sie sah ihn an: „Gut. Ich heiße Jill.“ Dann nahm ihr Blick wieder einen mürrischen Zug an. Lukowsky fragte geradeheraus: Sie haben Ärger? Sie sah ihn an und überlegte. Nach einer halben Minute erklärte sie gereizt: „Ich habe Ärger mit Leuten, die alles besser wissen, Ärger mit Leuten, die bloß das Falsche wissen, Ärger mit Leuten, die gar nichts wissen ...! Und außerdem sehe ich wie abgewrackt aus!“ Lukowsky sagte: „Sie sehen sehr hübsch aus! Reden sie also nicht solchen Unsinn.“ Jill warf ihm einen beinahe wütenden Blick zu. Sie überlegte, und ihr Blick hellte sich auf: „Sie meinen das sogar ehrlich?“ Er lächelte: „Natürlich, sonst würde ich es doch nicht sagen!“ Jetzt lächelte sie. Ein sonderbares sinnierendes Lächeln: „Was sind Sie für ein Sternzeichen?“ Er schüttelte den Kopf: „Löwe. Aber ich halte nichts von Horoskopen.“ Jill sah ihn noch immer mit einem geradezu grüblerischen Blick an. Lukowsky sagte: „Ich lasse Sie jetzt in Ruhe und besorge mir ein eigenes Zimmer.“

Von dem eigenen Zimmer aus, das unmittelbar neben dem Jill Hardfords lag, versuchte er abermals. Busch oder Fischer telefonisch zu erreichen. Diesmal hatte er Glück damit, und es war ihm lieb, daß Fischer am anderen Ende der Leitung sprach. Lukowsky berichtete ihm so knapp wie möglich und so ausführlich wie nötig, was bis Mittag dieses Tages vorgefallen war. Nur eine Kleinigkeit ließ er vorerst aus: Die sonderbare Hinterlassenschaft Alottis. Fischer hörte ruhig zu. Als Lukowsky seinen Bericht beendet hatte, sagte er: „Sehr bemerkenswert, Herr Lukowsky! Sein Sie auf der Hut! Ich wußte nicht, das einiges schon so weit gegoren ist, wie es nun doch der Fall sein dürfte. Wann kommen Sie zurück?“ Lukowsky antwortete: „Wahrscheinlich übermorgen. Das hängt auch davon ab, was Sie mir jetzt sagen werden: Herr Fischer, sagt Ihnen der Name Bolds etwas?“ Lukowsky konnte Fischers Atem hören: „Ist Bolds aufgetaucht? Wo? Bolds ist einer von den Gefährlichen, weil Intelligenten. Nicht CIA, eine ganz eigene Institution. Er ist Deutschland-Spezialist.“ Lukowsky erklärte: „Jetzt ist er in Frankreich. In einem kleinen Hotel nicht weit von Cannes. Ich bin in dem selben Hotel.“ Fischer warf sofort mit nervös werdender Stimme ein: „Passen Sie auf, Herr Lukowsky! Wenn Bolds da ist, dann be-

stimmt wegen unserer Angelegenheit. Ich glaube nicht, daß er dort Urlaub macht. Obwohl, möglich ist alles. Frankreich ist sonst nicht sein Revier.“ Lukowsky fragte weiter: „Sagt ihnen eine junge Amerikanerin, Jill Hardford, etwas?“ – „Nein,“ erwiderte Fischer: „Aber das hat nichts zu bedeuten. Sie kann eine der vielen Konsulatsangestellten sein, die Bolds und Co. bei Bedarf heranziehen. Sie müssen äußerst vorsichtig sein! Ich werde Herrn Busch unterrichten. Er ist auf dem Weg nach Toulon.“ – „Das halte ich für keine gute Idee,“ bemerkte Lukowsky. – „Ich auch nicht, pflichtete Fischer bei. Ich werde ihn warnen, er macht in Paris Station. Und Sie, passen Sie auf sich auf! Gehen Sie kein unnötiges Risiko ein. Sie wissen noch zu wenig um die weiterreichenden Zusammenhänge. Wenn Sie zurück sind, weihe ich Sie ein, ich verspreche es Ihnen!“

Lukowsky begab sich auf die Südterrasse, um etwas zu essen. Auch Jill war da, sie saß mit Bolds an einem Tisch zusammen. Jill und Bolds schienen jetzt keinen Streit miteinander zu haben. Sie sprachen nicht laut und saßen auch zu weit entfernt, als daß Lukowsky ihr Gespräch hätte mit anhören können. Um diese Zeit waren die meisten Tische von Hotelgästen besetzt, darunter alle in Jills und Bolds Nähe. Lukowsky konnte Bolds nur von hinten sehen und daher dessen Mienenspiel nicht erkennen. Jill bot einen ernsten Eindruck. Möglich, daß sie sich nicht allzu behaglich fühlte, doch Lukowsky traute sich nicht zu, das auf die Entfernung zu beurteilen. Ausgesprochen herzlich war die Atmosphäre zwischen den beiden aber offenkundig nicht. Jill hatte kaum aufgegessen, als sie auch schon den Tisch verließ. Sie kam nicht weit von Lukowskys Tisch vorbei, sah ihn jedoch nicht an. Eine halbe Stunde später verließ auch Lukowsky die Südterrasse. Bolds las stur Zeitung. Lukowsky hielt es inzwischen für denkbar, daß dieser Mr. Bolds tatsächlich bloß Urlaub an diesem Ort machte. Niemand suchte ihn auf, er ging nicht telefonieren – er las bloß Zeitungen.

Lukowsky spazierte ein wenig in der Gegend um das Hotel herum. Allmählich kam der Abend. Sein Zimmer wie auch das von Jill Hardford war zu Landseite hin gelegen. Lukowsky konnte Jills Silhouette auf dem Balkon stehen sehen. Aber seine Gedanken flogen zu einer anderen Frau, von der er nicht wußte, wo sie gerade war: Vera.
Wie das Abendrot sich in dunkles Violett verwandelte, begab sich Lukowsky in das Hotel zurück. Bei Jill brannte inzwischen kein Licht mehr. Lukowsky interessierte Mr. Erik Bolds. Dieser hatte sich von der Terrasse in das zur Südseite hin gelegene Restaurant begeben. Dort gab es Licht. Mr. Bolds saß bei einem

Glas, das vermutlich Whisky enthielt, und schrieb in ein dickes Heft. Dieses Heft würde eventuell interessant sein. Neben dem Heft lagen einige größere aufgefaltete Papierbögen. Auch die hätte Lukowsky ganz gerne aus der Nähe gesehen. Doch da war jetzt nicht heranzukommen. Lukowsky beschaffte sich an der Rezeption ein paar Blätter Papier. Er setzte sich an einen der leeren Tische, nicht allzu weit den dem Bolds' entfernt, und bestellte sich Kaffee. Dann zückte seinen Federhalter und begann, kuriose Skizzen auf das Papier zu kritzeln. Möglich, daß Mr. Bolds neugierig werden würde. Lukowsky zeichnete Gebilde, die wie Riesenraketen aussahen. Vorerst geschah nichts. Nach zehn Minuten aber reckte Mr. Bolds erstmals den Hals. Nach fünfzehn Minuten wiederholte sich dies. Nach zwanzig Minuten mußte Mr. Bolds austreten. Ehe er aufstand, pachte er seine Unterlagen sorgsam zusammen und klemmte sie sich unter den Arm. Sie mußten ihm wichtig sein, wenn er sie schon mit aufs Klo nahm. Mr. Bolds schielte im Vorübergehen auf Lukowskys geheimnisvolle Zeichenkünste. Bald kam Mr. Bolds wieder an seinen Tisch und bestellte einen weiteren Whisky. Nach einer Dreiviertelstunde packte er seinen Kram zusammen und ging. Lukowsky folgte diesem Beispiel. Er wollte wissen, ob Mr. Bolds vielleicht noch Miss Hardford aufsuchen würde. Aber kein Gedanke daran. Bolds‘ Zimmer lag zur Seeseite hin, er ging ohne Umweg hinein. Nun begab sich auch Lukowsky auf sein Zimmer.

Er lag noch eine Weile wach auf dem Bett. Die Balkontür stand offen. Angenehme, ein wenig schwüle Nachtlust strömte von dort in das Zimmer. In dem Zimmer rechts neben dem seinen mußte Jill es wohl ebenso halten. Lukowsky hörte Geräusche von dort her. Es waren sonderbare Geräusche. Sie hörten sich an wie eine gequälte Stimme. Lukowsky trat auf den Balkon. Was zu hören war, klang nach Jills Stimme, aber so, als rede sie im Traum, in einem Alptraum womöglich. Klare Worte waren nicht zu verstehen, doch was zu hören war, hatte etwas von eiskaltem Grauen. Lukowsky war noch angezogen. Er entschloß sich, einen vorsichtigen Blick auf seine Nachbarin zu werfen, die gequälte Laute von sich gab. Das kleine Geländer, das die beiden Balkone voneinander trennte. war leicht überwunden. Lukowsky war sich jetzt sicher, daß die Frau unter einem Alptraum litt. Das Empfinden des Grauens überkam ihn erneut: Es war das Wideratürliche, der Hauch des aus einem Alptraum hervorströmenden Wahninns. Denn dies ist das einzige, was auch den abgehärtetsten Mann kalte Schauer empfinden läßt: Das Unfaßbare – der Wahnsinn. Alpträume waren nicht Wahnsinn der träumenden Person, aber von außen kommende Boten des Wahnsinns.

Lukowsky stand dicht neben Jill Hardfords Bett. Der Schein eines zunehmenden Mondes erhellte den Raum. Die Frau quälte sich. Sie wand sich hin und her, verschränke die Arme über dem Kopf und streckte sie wieder aus. So tat sie es immer wieder. Lukowsky hatte mit dergleichen keine Erfahrung. Er sagte sich lediglich, wenn er sie aufweckte, nähme die Qualen ein Ende, dann würde der Bote des einströmenden Wahnsinns vertrieben sein. Lukowsky setzte sich auf die Bettkante, berührte vorsichtig mit zwei Fingern eine Schulter der Frau und sagte mit dem sanftesten Klang, den er seiner Stimme geben konnte: „Jill! Es ist alles in Ordnung.“ Sie blieb für einen Moment reglos. Dann richtete sie sich ruckartig halb auf, noch ohne die Augen zu öffnen. Lukowsky wiederholte seine Worte: „Es ist alles in Ordnung, Jill.“ Und er fügte hinzu: „Hier ist Ernst, Ernest! Sie erinnern sich doch?“ Jetzt klappte sie die Augenlider auf – ganz schnell, anders als sonst ein Mensch, der aus dem Schlaf erwacht. Jill erkannte ihn. Der Spuk war vorüber. Sie ließ die Schultern hängen und sah ihn an; ihr Blick war jetzt klar. Sie fragte: „Haben wir...“ Sie besann sich: „Nein, Sie sind jetzt gekommen?“ Er nickte: „Über den Balkon. Ich hörte, daß Sie sich mit einem Alptraum herumquälten. Ich lag noch wach, ich schlafe nie früh ein.“ Sie setzte sich vollends gerade auf und massierte die Schläfen: „Ja,“ sagte sie: „Es war schlimm. Ich hatte das sonst nicht. Aber jetzt manchmal, seit... seit zwei Jahren ...“ Sie sprach nicht weiter, als dürfe sie aus irgendwelchen Gründen darüber nicht reden. Lukowsky fragte: „Wollen Sie mir von dem Traum erzählen? Vielleicht tut Ihnen das gut?“ Sie dachte ein paar Augenblicke lang nach und begann dann übergangslos: „Ich stand in einer dunklen Gasse. Ich war im Nachthemd. Die Fenster alle Häuser waren dunkel und hatten keine Scheiben. Sie verformten sich zu Mündern, und ich hörte sie mit Eriks – Mr. Bolds‘ – Stimme sprechen: ‚Ich sehe dich überall ...‘ Ich begann zu laufen, immer die dunkle Gasse entlang. Eriks Stimme klang hinter mir her. Endlich wurde sie leiser. Die Gasse mündete auf einem großen Platz. Ich sah prächtige Bauwerke. Da hörte ich Eriks Rufen nicht mehr. Ich war in einer alten europäischen Stadt, die ich aber nicht kannte. Ich wußte nur, ich bin in Europa. Ich las ein Schild, auf dem ‚Karlsplatz‘ stand. Also war ich in Deutschland. Von hinten begann ein starker Wind zu blasen, und dieser trug auch Eriks Stimme wieder heran: ‚Ich sehe dich überall...‘ Ich rannte schneller, durch mehrere dunkle Gassen mit alten Häusern, und der von hinten wehende Wind wurde stärker. Das Nachthemd und meine Haare flatterten. Es war kühl. Ich entdeckte einen offenen Hauseingang und lief hinein. Da ließ der Wind nach. Ich war ganz

außer Atem, rannte aber weiter. Immer noch verfolgte mich Eriks rufende Stimme. Auf einmal erreichte einen Wald. Da sah ich plötzlich ein Tor. Ich lief hinein. Eriks Stimme verstummte. Nun befand ich mich in einem Keller. Nein, es war kein Keller, es war zwar unter der Erde, aber riesengroß – wie endlos. Überall gab es vergabelte Wege und dann wieder sehr große Räume. Davon ist mir erzählt worden, ich weiß das, ja, es mußte in Deutschland sein. – Sie müssen wissen, ich arbeite bei unserem Konsulat in Düsseldorf. – Sie legte eine Pause ein, ehe sie zu sprechen fortfuhr: „Ich bin durch diese endlosen Keller gegangen. In einigen Teilen war es dämmrig, in anderen brannte Licht. Ich kam an starr dastehenden Gestalten vorbei. Die sahen aus wie schwarzglänzende Ritterrüstungen. Aber wie ich näher kam, erkannte ich, daß es Roboter waren. Sie standen ganz still, sie bemerkten mich nicht. Ich ging weiter und kam an einem riesengroßen schwarz angemalten Panzer vorbei. Der sah sehr alt aus. Es lag eine dicke Staubschicht auf seinem Metall. Gegenüber stand in einem besonders großen Keller ein sonderbares Ding, wie eine riesenhafte Linse mit einer Kuppel oben. Das Ding stand auf drei Stelzen. Es erinnerte mich an ein U.F.O.. Auch davon hatte ich schon gehört. Wie ich es betrachten wollte, ertönten plötzlich Schritte – so wie von marschierenden Soldaten. Ich versteckte mich hinter einer Stelze der Riesenlinse. Da sah ich Männer in schwarzen Uniformen vorbeimarschieren. So ähnlich, wie man es in Nazifilmen sieht. Aber bald waren die Männer weg und die Schritte verhallten. Ich richtete mich auf. Da hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir, über die ich sehr erschrak, obwohl sie nicht unfreundlich klang. Ich drehte mich um und sah einen Frosch. Einen richtigen Frosch, aber so groß wie ein vielleicht zehnjähriges Kind. Der Riesenfrosch blickte mich an und sagte: ‚Du bist neu hier, nicht wahr? Bleib‘ nur hier, dann bist Du in Sicherheit. Hier brauchst Du keine Angst zu haben. Nur draußen, da wollen sie von Dir fressen!‘ Ich fragte den Frosch: ‚Wer will mich fressen?‘ Der Frosch hüpfte auf und ab und guckte mich mit seinen großen grünen Augen an und sagte: ‚Das weißt Du nicht? Die Gierigen, die Gierigen! Sie wollen alles von Dir, alles, Dein Blut und Deine Seele! Geh‘ also nicht nach draußen.‘ Damit hüpfte der große Frosch davon. Er rief noch einmal: ‚Gehe nicht fort!‘ Ich meinte aber, ich müßte wieder aus dem Keller heraus. So ging ich in die entgegengesetzte Richtung. Dabei kam ich an einem Tunnel vorbei. An dessen Ende sah ich etwas sehr Helles, Glänzendes. Ich schlich vorsichtig ein Stück in den Tunnel hinein und erkannte, daß dieses helle Glänzende ein längliches Weltraumschiff war. Die schwarzuniformierten Männer luden da alle möglichen

Dinge ein. Ich hatte Angst vor ihnen und lief zurück an das andere Ende des Tunnels, von wo ich gekommen war. Da sah ich auf einmal einen Ausgang. Ich lief hinaus und stand in einem dunklen Wald voller kahler Bäume. Es sah aus, als wären sie alle verbrannt. Dann sah ich ein flaches Gebäude, in dem schwaches Licht brannte. Ich dachte, daß da Menschen wären, normale Menschen, und ging näher. Auf einmal griffen von allen Seiten verkohlte Äste nach mir. Und dann bemerkte ich, daß diese Gebilde menschenähnliche Gestalt hatten, aber unbeschreiblich häßlich waren. Ich wollte mich befreien, aber ich konnte mich überhaupt nicht mehr bewegen. Dann kamen von vorne riesengroße Zangen und Scheren heran. Sie deuteten mit ihren Spitzen auf mich. Ihre Schneiden gingen auf und zu, und so redeten sie und stritten darum, wer welche Körperteile von mir abschneiden dürfte. Die eine sagte, sie wollte meine Arme, die andere meine Haare, die nächste meine Beine – und so stritten sie sich um mich und kamen immer näher. Ich hatte panische Angst. Ein paarmal hatten sie mich schon fast erreicht. Doch dann zuckten sie ganz plötzlich zurück und versteckten sich für eine Weile. Jedesmal, wenn sie sich verzogen, hatten sie Angst davor, daß aus den tiefen Kellern etwas kommen könnte. Wenn sie aber sahen, daß nichts herauskam, drängten sie erneut auf mich ein. Dann kam so etwas wie ein riesengroßer Pilz geräuschlos vorübergeflogen. Davor hatten die Bestien offenbar große Angst. Aber danach wurde der Griff der verkohlten Klauen immer fester.- Ich denke, der größte Teil des Traums bestand daraus, wie sie sich um meine Zerstückelung stritten“ Jill schüttelte den Kopf und massierte sich die Stirn: „Ungefähr so,“ sagte sie: „Es war eigentlich ein ganz dummer Traum. Das sage ich jetzt. Als ich ihn träumte, war er unbeschreiblich grauenhaft.“ Ein Schauer durchlief sie. Lukowsky fragte: „Hatten Sie ein Schlafmittel eingenommen?“ Sie schüttelte den Kopf: „Ich war auch so müde genug. Ich habe einen Tag voller Hetzerei hinter mir.“ Jill blickte Lukowsky nun ruhig an. Sie sagte: „Das meiste von dem Traum kann ich erklären. Von den Kellern mit den schwarzgekleideten Männern und den raumschiffähnlichen Geräten hat mir jemand erzählt. Ich besinne mich zwar nicht genau, aber von so etwas habe ich auch schon gelesen. Es kommt mir sogar so vor - irgendwie - sls ob ich etwas in dieser Art schon wirklich gesehen hätte. Sicherlich war es in einem Film. Ich weiß nicht genau. Den Frosch kann ich mir nicht erklären. Sie seufzte leise und versuchte ein Lächeln: „Vielleicht läßt sich der Traum ja ganz einfach erklären - ob-wohl...“ Ihr Blick nahm wieder einen ernsten Zug an: "Vieles verstehe ich doch nicht. Solche Träume habe ich seit damals öfter, wenn auch in letzter Zeit seltener,

aber ich kenne so etwas seit ... Vor zwei Jahren hatte ich einen schweren Unfall und war dann sehr krank. Die Erinnerung daran habe ich fast völlig verloren. Ich kam damals in ein spezielles Sanatorium in der Nähe von Washington. Zum Glück kommen die Alpträume immer seltener. Ich glaube, in dem Sanatorium haben sie verschiedene Versuche mit mir angestellt, damit ich mein Gedächtnis wieder finde. Das meiste ist mir auch wieder klar." Sie starrte wohl eine Minute lang schweigend vor sich hin. Dann lösten sich die Nachwirkungen des Alptraums, und Jill Hardford zeigte ein befreiten Lächeln. "Ich danke Ihnen, daß Sie sich um mich gekümmert haben!" sagte sie: "Ich denke, jetzt werde ich gut schlafen können." Lukowsky erhob sich von der Bettkante: „Na gut. Falls etwas ist – ich bin sicher noch eine Weile wach.“ Ehe er auf den Balkons trat, um wieder zu sich hinüber zu klettern, drehte er sich noch einmal um und fragte: „Dieser Erik Bolds, Sie haben Angst vor ihm?“ Jill schüttelte den Kopf: „Nicht direkt.“ Lukowsky meinte zu merken, daß sie nicht darüber reden wollte. Er entfernte sich.

Er hatte noch eine ganze Weile wach gelegen, aber von nebenan keine Geräusche mehr gehört. Offenbar hatte Jill Hardford das Grauen des Alpträumens tatsächlich überwunden. Lukowsky ging noch einmal hinunter, um Zigaretten aus dem Automaten zu ziehen. Im Restaurant brannte noch ein einzelnes Licht. Zuerst dachte er, der Hotelier sitze dort vielleicht über seiner Buchhaltung. Doch dort saß Mr. Erik Bolds. Er war nicht allein. Zwei jüngere Männer waren bei ihm. Einen von beiden kannte Lukowsky, er hatte diesem erst unlängst eine Schachtel 'Lucky Strike' abgenommen. Lukowsky ging leise durch den Vorraum und sah aus dem Fenster. Dort parkte auch der orangerote Buick. Die Dinge nahmen Gestalt an.

Am anderen Morgen wachte Lukowsky früh auf. Er trat auf den Balkon und warf einen Blick hinunter. Der orangerote Buick war nicht mehr da. Folglich wohl auch die beiden dazugehörigen Männer nicht. Es würde also kein Versteckspiel nötig sein. Trotzdem nahm er sich vor, erst einmal vorsichtig zu sein. Immerhin ließ sich nicht völlig ausschließen, daß einer der beiden, der, der ihn kannte, im Hotel geblieben war.

Anderthalb Stunden später stellte Lukowsky beim Frühstück fest, daß dies nicht der Fall war. Erst kam Bolds, sodann setzte sich Jill zu ihm an den Tisch. Sonst niemand. Die Atmosphäre zwischen Jill und Bolds war spürbar kühl, sie spra-

chen kaum. Lukowsky war mit dem Frühstück fertig. Er ging nach draußen, um sich in der Nähe des Parkplatzes umzusehen – nirgends ein Buick. Jill kam aus dem Hotel. Sie trug Jeans und eine einfache weiße Bluse. Sie schlug den Weg in die nahe Ortschaft ein, ohne Lukowsky zu bemerken. Er folgte ihr mit einigem Abstand. Dabei blickte er in jede der kleinen Seitenstraßen, ob irgend-wo ein orangeroter Buick stehe. Womöglich hatte Jill vor, sich mit den beiden dazugehörigen Männern zu treffen. Offenbar suchte sie etwas, sie bemühte sich um Orientierung. Jill wechselte die Straßenseite. Da gab es ein Lokal, zu dem ein kleiner idyllischer Gastgarten gehörte. Dort ging Jill hin. Lukowsky folgte ihr. Der Gastgarten lag ein wenig erhöht unter einem schönen Kastanienbaum. Lukowsky erstieg die vier ausgewetzten steinernen Stufen. An einem der vier grün lackierten Holztische hatte Jill Platz genommen. Es gab keine weiteren Gäste. Lukowsky setzte sich umstandslos zu ihr an den Tisch: „Guten morgen!“ Sie sah ihn nicht allzu erstaunt an: „Guten morgen. Ist das Zufall oder sind Sie mir nachgegangen?“ Lukowsky sagte: „Ich will ehrlich sein: Ich bin Ihnen nachgegangen. Aber ohne eine bestimmte Absicht.“ Eine rundliche Wirtin kam. Jill bestellte eine große Portion Schokoladeneis, Lukowsky Kaffee. Jill sah Lukowsky mit einem langen Blick an, lächelte und begann, ihr Schokoladeneis zu löffeln. Dabei zeigte sie eine konzentrierte Miene, als müsse Sie über etwas nachdenken. Sie schien einen Entschluß gefaßt zu haben, blickte auf und sagte: „Ich will Ihnen etwas erzählen. Ich reise gleich ab, wir begegnen uns nie wieder.“ Sie ließ ihren Löffel über dem Eis wippen und begann: „Ich bin eine brave Konsulatsangestellte. Schon seit über drei Jahren in Düsseldorf, Cecilienallee. Ich kann auch ganz gut Deutsch, aber nicht fehlerfrei. Ich wollte nie etwas anderes, als eben brav arbeiten.“ Sie unterbrach sich und dachte einen Augenblick nach, ehe sie weiter sprach: Erik Bolds ist ein wichtiger Mann, auch wenn manche ihn ein bißchen für einen Spinner halten, weil er an U.F.O.s glaubt.“ Sie kicherte: „Aber er hat in Washington D.C. und auch in Bonn ein Büro! Ich will nicht mehr für ihn arbeiten.“ Sie warf einen Blick auf ihre ovale Armbanduhr: „Ich werde gleich verschwinden! Sagen Sie Erik bitte nichts. Aber er wird Sie nicht fragen.“ Jill sah anscheinend konzentriert auf ihr Eis und sprach dabei weiter: „Diesen Alptraum von gestern Nacht, oder so ähnlich, habe ich, wie schon gesagt, seit längerer Zeit manchmal; zum Glück immre seltener.“ Sie hob den Blick: „Vielleicht gibt es so etwas wie das, wovon ich da träume, wirklich?“ - Ein Taxi hielt vor dem Gastgarten. Jill bat: „Würden Sie einmal schauen, ob es das Taxi mit meinem Gepäck ist?“ Lukowsky stand auf tun tat es. Auf der

Rücksitzbank des dunkelroten Fiat-Taxis stand Jill Hardfords Reisetasche, auch der Mantel lag da. Lukowsky ging an den Tisch zurück: „Ja.“ Sie tupfte sich mit einer Papierserviette den Mund und stand auf: „Gut, dann muß ich los!“ Sie zog Geld hervor, doch Lukowsky winkte ab. Jill drückte ihm kräftig die Hand und bat: „Wünschen Sie mir Glück! Ich kann es gebrauchen!“ Er sagte: „Ich wünsche Ihnen sehr viel Glück!“ Sie lächelte: „Danke!“ Mit eiligen Schritten huschte Jill zu dem Taxi und stieg ein. Der Wagen fuhr an, in jene Richtung, die dem Hotel ‚Ma Candie‘ entgegensetztet lag.
Lukowsky blieb bei seiner Tasse Kaffee und Jill Hardfords halbgeleertem Eisbecher zurück. Er steckte sich eine Zigarette an und blickte in das Kastanienlaub, das sich über ihm ausbreitete. Grün ist die Hoffnung. Mochte Jills Hoffnung sich erfüllen – welcher Art diese auch war. Sicherlich hätte sie ihm einiges erzählen können, was eventuell wichtig gewesen wäre. Doch er hatte die junge Frau nicht aushorchen und sie dadurch womöglich in Schwierigkeiten bringen wollen.

Als Lukowsky ins Hotel zurückkam, schlief Mr. Erik Bolds in einem Liegestuhl auf der Südterrasse. Er schien tatsächlich hier Urlaub zu machen, jedenfalls in erster Linie. Lukowsky gewann den Eindruck, daß an diesem Ort nichts von Interesse mehr geschehen würde. Er bezahlte sein Zimmer, ließ sich ein Taxi rufen und sich von diesem zum nächsten Bahnhof bringen.

Die Bahnfahrt nach Toulon war umständlicher, als er gedacht hatte. Doch es gab keine Ursache zur Eile. Am Bahnhof von Toulon rief er von einer Telefonzelle aus seinen ehemaligen Gasthof an. Er wollte wissen, ob es dort wegen des Zwischenfalls mit dem CIA-Burschen Ärger gegeben hatte. Das Wirtsmädchen war am Telefon und sagte, alles sei in Ordnung, es habe sich auch niemand mehr nach ihm erkundigt. Lukowsky bedankte sich nochmals für die Gastfreundschaft, vielleicht werde er einmal wiederkommen. Das war mehr als bloße Rederei. Er hatte das Gefühl, in dieser Gegend noch einmal gebraucht zu werden. Aber solche Gefühle mochten auch täuschen. Vielleicht war es nur das merkwürdige Empfinden, jenem verstorbenen Manne etwas schuldig zu sein, der ihm einen sonder-baren Gegenstand - gegeben hatte.

Im Bahnhofsrestaurant aß er und ließ sich dann von einem Taxi zum Flughafen fahren.
Am späten Nachmittag hob die Piper ab – Kurs Deutschland.

15

Im allerletzten Büchsenlicht des Tages landete Lukowsky auf dem Flugplatz in Mönchengladbach. Er stieg aus dem Flugzeug und ging am Klubgebäude vorbei zu dem Parkplatz, auf dem sein weinroter Ford Mustang stand. Die Witterung war noch angenehm mild. Lukowsky kurbelte das Fenster der Fahrertür auf und hoffte, daß der Wagen gleich anspringen würde. Er tat es. Lukowsky fuhr nach Düsseldorf. Er ließ sich Zeit, es war beinahe eine Spazierfahrt.

Im Büro guckte er als erstes in den Briefkasten. Er hatte zwar wenig Hoffnung auf Post von Vera, aber doch ein klein bißchen. Es gab tatsächlich ein Kuvert mit ihrer Handschrift und einer schwedischen Briefmarke. Lukowskys Herz begann schneller zu schlagen. Er ließ alles andere sein, setzte sich an den Schreibtisch und öffnete Veras Brief. Es waren anderthalb Seiten. Sie schrieb, es gehe ihr sehr gut, sie gönne sich viel Ruhe, höre Musik, lese, unternehme mitunter lange Spaziergänge durch die beschauliche Einsamkeit. Sie schilderte die Landschaft, die Formen der Wolken über der abendlichen Silhouette des Waldes. Sie denke oft an ihn und wünsche ihm alles Gute, schrieb sie schließlich, mit sehr vielen Grüßen ... Ernst Lukowsky hielt diesen Brief in seinen Händen, vielleicht eine Viertelstunde lang tat er nichts anderes. Er war sehr froh.

Dann hatte er die Fenster aufgerissen, um zu lüften, und Kaffee aufgesetzt. Nun sah er sich die übrige Post an. Es gab darunter nichts Bemerkenswertes. Doch zwischen den Seiten eines Werbeprospekts hatte sich ein Zettel versteckt gehabt, der direkt in den Briefkasten eingeworfen worden war. Der Zettel stammte von Cornelius. Es stand nur eine Telefonnummer darauf und: ‚Rufen Sie mich an!‘ Dazu das Datum vom vorgestrigen Tage.

Der Brief von Vera hatte Lukowsky gut gestimmt. Dies übertrug sich in gewisser Weise sogar auf Cornelius‘ Zettel. Als der Kaffee fertig war, wählte Lukowsky die Telefonnummer auf dem Zettel. Cornelius meldete sich; es war sein Privatanschluß. Lukowsky sagte: „Guten abend, Herr Cornelius. Was gibt’s?“ Cornelius erwiderte: „Das erfahren Sie, wenn wir uns treffen. Es ist wichtig für Sie. Wann paßt es Ihnen? Falls Sie Zeit haben, bin ich in einer Dreiviertelstunde bei Ihnen.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung. Im Büro am Jürgensplatz.“
Lukowsky ging mit der Kaffeetasse in der Hand nach hinten in jenes Zimmer, das seine Wohnung darstellte. Er zog sich um, ging dann ist Bad, machte sich frisch. Dann rief er im Hotel ‚Corona‘ an. Weder Fischer noch Busch waren da.

Lukowsky legte auf, schloß die Fenster, durch die allmählich kühlem Luft einströmte, und wartete auf Cornelius. Dieser klingelte nach einer reichlichen Halben Stunde an der Tür. Lukowsky ließ ihn ein: „Tag, Herr Corenelius.“ Cornelius zog seinen Mantel aus: „‘n Abend, Herr Lukowsky. Wo kann ich mit dem Mantel hin?“ Lukowsky deutete auf einen weißen Kunststoffsessel, und Cornelius warf seinen Mantel darüber. Sie gingen in Lukowskys Arbeitszimmer. Nur die Schreibtischlampe brannte, was dem großen hohen Raum einen Hauch von Gemütlichkeit hab. Auf dem Schreibtisch standen eine Thermoskanne mit Kaffee, eine offene Zuckertüte, in der ein Löffel steckte, zwei Tassen und ein Aschenbecher. Die beiden Männer machten es sich bequem. Während Lukowsky Kaffee einschenkte, fragte Cornelius: „Na? Was ist Ihnen inzwischen denn so alles passiert?“ Lukowsky antwortete: „Nichts, was in meine Memoiren gehörte, falls ich sie jemals schreiben sollte, was höchst unwahrscheinlich ist.“ Er reichte Cornelius eine Tasse mit Kaffee und wies auf die Zuckertüte hin. Cornelius bediente sich und meinte dabei: „Sie sollten offener geben mich sein. das wäre gut für Sie!“ Lukowsky zündete sich eine Zigarette an: „Sie machen sich Sorgen um mich?“ Cornelius nickte: „Man ist auf Sie aufmerksam geworden. Sie sind noch nicht definiert, aber trotzdem.“ Lukowsky fragte: „Was ist in diesem Zusammenhang unter ‚definierte zu verstehen?“ – „Das heißt,“ erläuterte Cornelius: „Man hat Sie noch nicht eingeordnet. Bisher gelten Sie als Randfigur ohne Eigeninteresse in der Sache. Damit haben sie gewissermaßen einen neutralen Status – im Prinzip so wie der Bäcker, bei dem Leute wie Busch oder Fischer ihre Brötchen kaufen. Sie gehören sozusagen noch nicht zu den ‚Bösen‘.“ Cornelius grinste: „Das ist gut! Es läßt Ihnen Bewegungsfreiheit!“ Lukowsky fragte: „Wer ist ‚man‘ und wer sind die ‚Bösen‘ und wer die ‚Guten‘, die es dann ja wohl auch geben muß?“ Cornelius zeigte ein zweifelndes Kopfschütteln: „Ich weiß nicht... Aber ich habe das Gefühl, Sie wissen es vielleicht wirklich nicht.“ – „Darum wäre ich Ihnen für Aufklärung dankbar,“ sagte Lukowsky: „Sie sprechen für mich in Rätseln.“ Cornelius nahm sich eine Zigarette, riß wie üblich den Filter ab, ließ diesen in den Aschenbecher fallen und zündete den so hergerichtete Glimmstengel an: „Es ist folgenden,“ erklärte Cornelius: „Die ‚Guten‘, das sind nach gültiger Sprechweise all jene, die zurzeit auf diesem Planeten herrschen – ganz egal, ob in West oder Ost, politisch, wirtschaftlich oder militärisch. Alle, die jetzt die Macht haben und sie auch behalten wollen, müssen als die ‚Guten‘ gelten - wobei es in der Wirtschaft einige Ausnahmen gibt, derer man sich nicht so ganz sicher ist. Wenn ich ‚man‘ sage,

meine ich damit jene Institutionen, die sich um die Machterhaltung besagter ‚Guter' zu kümmern haben. Die ‚Bösen' aber sind diejenigen, die den ‚Guten' die Macht wegnehmen wollen, um sie selber auszuüben. Diese ‚Bösen' sind unsichtbar – aber sie sind da!" Cornelius grinste breit: „Klingt ein bißchen kompliziert, ich weiß, ist aber ganz einfach." Lukowsky probierte: „Wenn ich's richtig verstanden habe, sind die sogenannten guten im Wesentlichen sämtliche gegenwärtigen Regierungen..." Cornelius unterbrach mit einem Kopfschütteln: „Nicht nur die Regierungen und die nicht an erster Stelle. Nein, die Regierungen sind nicht wirklich wichtig. Sagen wir vielleicht mit einem blöd klingenden Wort: Es sind die herrschenden Systeme. Also konkret Demokratismus und Sozialismus - wobei der Unterschied bei näherem Hinsehen nicht allzu groß ist. Stellen Sie sich vor, der Hauptsitz der ‚Guten' ist New York, dann wird es anschaulicher. Dort haben sie sich eine Attrappe hingestellt, von der aus sie die ganze Welt beherrschen wollen: Die UNO. Die Mitgliedsstaaten haben da nichts zu vermelden, die UNO ist, wie gesagt, nur eine Atrappe, weniger als ein Alibi. Herrschen tut nur eine kleine Gruppe. Über die dürfen wir heutzutage nicht reden, beziehungsweise nur in demutsvollen Lobgesängen, sonst ergeht's uns schlecht, sonst werden Nazis genannt und abgemurxt. Das sind die momentanen Machtverhältnisse, oben sind die 'Guten'. - Na, ja... Eines ihrer verschiedenen Sinnbilder ist ganz einfach das Dollar-Zeichen. Klar so weit? Es ist nicht schwer zu verstehen. - Die ‚Bösen' verhalten sich geheimnisvoller, ihr Symbol ist eine schwarzen Sonne." Lukowsky fragte skeptisch: „Und wo haben die ‚Bösen' ihr Hauptquartier?" Cornelius zeigte eine Resignation andeutende Geste: „Vielleicht tief unter der Erde? Oder auf dem Meeresgrund? Oder im weiten Weltall? Vielleicht auf unfaßbaren U.F.O.s? Eben überall und nirgends - im Reiche Nirgendwo! Das ist ja das Verzwickte! Dort warten sie in aller Ruhe, bis ihre Zeit kommt." Lukowsky winkte ab: „Lassen Sie den Blödsinn, Herr Cornelius, für so was habe ich keine Zeit." Cornelius betrachtete seine fast ausgerauchte Zigarette und sagte: „Ja, ja, das ist das Problem ..!" Er drückte den Zigarettenstummel im Aschenbecher aus, sah wieder Lukowsky an und sagte forsch: „Wollen wir also von den naheliegenden Bestandteilen der Sache reden: Wieviel wissen Sie über das Projekt ‚Z-Plan' des alten Canaris? – Die Nazis haben ihn wegen angeblichen Verrats aufgehängt." Lukowsky antwortete: „Das weiß ich. Sonst beinahe nichts." – „Na gut," sagte Cornelius, und machte sich abermals eine seiner Zigaretten zurecht: „Z-Plan ist ursprünglich ein Code für die deutsche Marinerüstung gewesen. Dieser Plan wurde bald aufgegeben. Damit hat der

akute Z-Plan nichts zu tun. Der geht auf die Abteilung 'Z' der deutschen Abwehr zurück, des Ladens vom alten Canaris. Der benutzte denselben Code für ganz etwas anderes. Das haben die wenigsten Leute durchschaut – wie es ja auch von alten Fuchs erwünscht war! Wie schon gesagt, die Abteilung 5 seinen Amtes trug den Untertitel, 'Abteilung Z'. Aber das durchschauten schon wieder kaum einer. Canaris‘ ‚Z-Plan‘ umfaßte zahlreiche Komponenten. An besonderer Stelle standen ganz außergewöhnliche Geheimwaffen. Darüber weiß auch ich nicht viel. Nur ein Beispiel: Im alten Marine-Z-Plan war ein Schlachtschiff vorgesehen, das als ‚H-Typ‘ bezeichnet wurde. Genau wie Canaris den Code ‚Z-Plan‘ für etwas anderes übernommen und dadurch sozusagen einen Code im Code geschaffen hatte, machte er es ebenfalls mit dem Code ‚H-Type‘. Im Rahmen des Canaris’schen ‚Z-Plans‘ bedeutete ‚H-Type‘ kein Schlachtschiff für das Wasser, sondern eines für das Weltall, ein Gerät namens 'Hauneburg'.“ Cornelius hieb sich erregt mit beiden Händen auf die Schenkel: „Jawohl, Herr Lukowsky, das verflossene Großdeutsche Reich war in der Lage, in den Weltraum zu fliegen, weit, weit, weit in den Weltraum! Es ist unglaublich aber ganz sicher wahr! Möglicherweise sind dabei sämtliche Probanten elendig verreckt, das bleibe mal offen, aber unternommen worden ist das!“ Er wurde wieder ruhig und beobachtete Lukowskys Mienenspiel. Da ihm dieses wohl zu viel Zweifel widerspiegelte, schwenkte Cornelius um: „Das alles ist für uns jetzt aber unwichtig, Herr Lukowsky. Es genügt zu wissen: Das Projekt ‚Z-Plan‘ ist ein wesentlicher Bestandteil auf Seiten der ‚Bösen‘. Bis die aber etwas ausrichten können, vergeht noch mindestens ein Vierteljahrhundert, das hat ‚man‘ berechnet. Vielleicht ist das alles auch Quatsch. Ich weiß es nicht genau. Es kann uns sogar egal sein.“ Cornelius lehnte sich zurück und sagte mit besonderer Betonung: „Was für uns interessant ist: Zum ‚Z-Plan‘ des alten Canaris gehörte auch das Horten von Gold, Platin, Silber und Diamanten in großen Mengen an verborgenen Orten.“ Cornelius setzte sich hoch auf und hob einen Zeigefinger: „An eines dieser Depots will ich heran! Und dafür tun auch Sie jetzt gerade einiges – ohne es zu wissen! Ich meine, wir sollten uns von den Ressourcen des alten Admirals ein bißchen unter den Nagel reißen. Vielleicht können wir das schaffen!“
Er sah Lukowsky erwartungsvoll in die Augen. Lukowsky entgegnete: „Ich weiß nicht. Das klingt mir alles zu phantastisch, Herr Cornelius. Außerdem – korrekt betrachtet, wäre es so etwas wie Leichenfledderei am Erbe des Admirals Canaris, das - falls es wirklich existiert - für einen höheren Zweck bestimmt sein dürfte.“

Cornelius stand ruckartig auf, ging zweimal im Zimmer hin und her, blieb dann stehen und sprach zunehmend laut: „Herr Lukowsky! Sie sind doch kein Idiot! Falls die ‚Bösen' jemals kommen, sind wir beiden inzwischen alte Männer. Und dann hätten die auch anderes zu tun als uns zu malträtieren, weil wir vielleicht ein bißchen Z-Plan-Gold geklemmt haben!" Er griff in die Innentasche seiner Jacke und zog einen der Länge nach gefalteten dicken Papierstoß hervor. „Dies," sagte Cornelius mit erhobener Stimme, „ist ein Dossier über alles, was man bisher über Sie weiß, was man von Ihnen annimmt – und alles Essentielle über die Leute, mit denen Sie es zutun haben und noch zutun kriegen könnten – und darüber hinaus eine Menge über die ganzen Zusammenhänge! Ich habe es mit viel Mühe zusammengestohlen und ich garantiere Ihnen: Eine mittlere Atombombe ist nichts dagegen! Behüten sie es gut!" Er warf die etwa vierzig Seiten auf den Schreibtisch, daß es klatschte, setzte sich wieder und hob beschwörend die Hände: „Nehmen Sie das und machen Sie etwas daraus! Herr Lukowsky! Solch eine Gelegenheit kehrt nicht wieder! Sie müssen nur sehr aufpassen: Sie stehen in der Mitte zwischen den ‚Guten' und den ‚Bösen'. Im Augenblick sind aber die ‚Guten' die gefährlicheren Mistviecher! Die sind nämlich am Drücker und, so stark sie sich auch geben, vor den 'Bösen' haben sie trotz allem die Hosen voll." Cornelius erhob sich: „Ich will jetzt gar nichts von Ihnen hören. Das Dossier lasse ich hier. Betrachten Sie es als Geschenk von einem armen Hund an einen anderen armen Hund. Aber wenn Sie an die Klunkern herankommen, dann vergessen Sie mich nicht." Er ging mit schnellen Schritten zur Diele und nahm seinen Mantel, Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich bin sicher, Sie vergessen mich nicht!" Im nächsten Moment war er zur Tür hinaus. Cornelius' schneller Abgang hatte etwas von einer Überrumpelung gehabt.

Lukowsky hatte sich einen neuen Kaffee gekocht und studierte nun Cornelius' Exposé. Es war in der Tat eine beeindruckende Sammlung von Schriftstücken anscheinend ganz unterschiedlicher Art, die sich aber wie ein Mosaik zu einem Bild zusammenfügen ließen – zu einem äußerst bizarren Mosaikbild. Alles in allem waren es 44 Blätter, teils doppelseitig beschriftet. Alles war auf halbe Größe verkleinert, so daß Cornelius' Dossier insgesamt den Lesestoff von rund 100 Seiten enthielt. Da gab es Dokumente aus verschiedenen Epochen, beginnend mit der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die Gegenwart. Briefköpfe und Stempel der Reichswehr, Wehrmacht, SS, SD. verschiedener

Ministerien, dann des MAD und BND, des Verfassungsschutzes, des Bundesministeriums der Verteidigung, der Österreichischen Staatspolizei und auch des Ministeriums für Staatssicherheit der 'DDR'. Dazu zahlreiche Blätter in englischer Sprache. Solche des Nationalen Sicherheitsrats der U.S.A., des Pentagon, der C.I.A. einer ‚Space Controll Institution' und ‚Enemy Observer Group' sowie der NASA und Auszüge aus einem ‚Blue Book' mit kritischen Anmerkungen. Aber auch einige russische Schriften mit angefügten Inhaltsangaben fanden sich, ferner ein Dokument in Französisch und mehrere Blätter vom britischen MI 5.

Zu oberst gab es einiges über Ernst Lukowsky. Man hielt ihn für harmlos, hatte im Grunde nichts gegen ihn. Dann, nach Alphabet, über die Personen, Antonietta Alotti, Alfred Beekn, Friedrich Busch, Peter Fischer, Eberhard Jörgens, Vera Jörgens, Tarek Abdel-Insaf, Ferdinand Löw, Mark Valtine. Lukowsky sah sich zuerst an, was über Vera da war: Ihre Personalien, eine Personenbeschreibung sowie die Anmerkung: ‚Intelligent manövrierend, unterkühlt, eventuell zur ‚Kette' gehörig.' Mehr stand über Vera nicht da. Die Personenbeschreibung war ungenau, die Größe um zehn Zentimeter zu klein angegeben. Mehr gab es über ihren Vater und am meisten über Fischer.
Lukowsky nahm sich aber zunächst die chronologisch dargelegten Hintergründe vor. Diese begannen mit einer Notiz von 1919 aus Wien, die sich auf eine amtlichen Eintragung von 1917 bezog. Einige Personen hatten demnach eine geistliche Vereinigung zur Gründung angemeldet. An Namen waren erwähnt: Karl Haushofer, Gernot Höcker, Maria Orschitsch, Hermann Steinschneider, Rudolf von Sebottendorf, Lothar Weitz. Anmerkung: Die geplante Vereinigung wolle spirituelle Ziele verfolgen. Mehr nicht.
In den nächsten Dokumenten, welche aus München zur Zeit der Weimarer Republik stammten, kehrten einige dieser Namen wieder. Es war eine Loge unter der Bezeichnung ‚Thule-Gesellschaft' gegründet worden. In diesem Zusammenhang erschienen auch die Namen Rudolf Hess und Adolf Hitler.
In einem anderen Dokument aus derselben Zeit war von der Gründung einer ‚Vril-Gesellschaft für Antriebstechnik o.H.G.' die Rede, bei der wiederum der Name Maria Orschitsch auftauchte, außerdem Traue Gerlach und ein Dr. W. O. Schumann besonders erwähnt wurde. Eine spätere, aber dazugehörige Notiz von 1944 erwähnte noch eine gewisse Sigrun von Freiling als wichtige Person.
Ein weiteres Dokument aus Wien berichtete über magische Forschungsarbeiten einer Panbabylonischer Gesellschaft.

Dann anscheinend zusammenhanglos ein Papier des Ostberliner M.f.S., wonach der Erik Jan Hanussen, Adoptivname Hermann Steinschneider, welcher als Hitlers Hellseher und persönlicher Freund bezeichnet wurde, nicht 1933 ermordet worden, sondern 1967 in einem kleinen Ort nahe bei Dresden verstorben sei. Dazu ein knapper Bericht, der besagte, die 1933 als Hanussen ausgegebene Leicht sei in Wahrheit die des SA-Führers von Ost gewesen, der wegen Spielschulden Selbstmord begangen habe. Hanussen habe unter dem Namen Siegfried Haunschild einen Wohnsitz in Oberbayern bezogen, nicht weit von Hitlers 'Berghof' entfernt. Von dort aus sei er viel gereist. Während des Bonbenangriffs auf Dresden 1945 habe er sich dort befunden und sei schwer verletzt worden. Nach dem Krieg hätte er unerkannt in Dresden ein einfaches Leben geführt, unterdessen aber republikfeindliche Tätigkeit entfaltet, sunversive Kontakte zu revanchistischen Kreisen in Westdeutschland unterhalten. Erst nach dem Tod dieses Mannes sei dessen Identität mit Erik Jan Hanussen festgestellt und erkannt worden. Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR habe daraufhin das westdeutsche Bundesamt für Verfassungsschutz informiert.

Lukowsky blätterte weiter. Es kam eine Menge Seiten von überwiegend technischem Charakter in einer Chronologie von 1922 bis 1945. Da ging es um die Entwicklung ungewöhnlicher Flugapparate. Mit diesem Bereich befaßte sich ein erheblicher Teil des Exposés. Es waren auch zwei Ingenieurskizzen und eine Fotografie beigeheftet, die an die Vorstellung von Fliegenden Untertassen erinnerte. Das meiste zu diesem Themenkreis stammte aus den Jahren 1922 bis 1934 und dann erst wieder1943 und 1944. In den Jahren dazwischen hatten offenbar politische Konflikte die Dinge gestört; allein die schwierige Kriegslage hatte das dann zweitrangig gemacht. Das letzte Blatt dazu war auf 28. April 1945 datiert und bestrichene vom erfolgreich Verlauf des Projekts 'Odin', welches mit der Nummer 8 beziffert war.
Es gab eine unvollständige Liste mit durchnumerierten Projekten. Das 'Projekt 3' war eine bekannte Maschine, die Do 335, und das 'Projekt 4' ein Horten-Jäger mit dem Namen 'Parabel'. Als 'Projekt 5' und 'Projekt 6' wurden zwei deltaförmige Düsenflugzeuge erwähnt und beschrieben, die Arado Ar E 555 und die Focke-Wulf Fw 1000, die auch als 'FW Neos' bezeichnet worden und zumindest in zwei Exemplaren gebaut worden sei. Das 'Projekt 7' sollte eine Art 'Fliegende Untertasse' von beträchtlicher Größe gewesen sein. Ein ähnliches Gerät wurde als 'Projekt 10' mit der Bezeichnung 'H III' angeführt.

Am meisten war über das 'Projekt 7' zu lesen. Nicht über technische Details, sondern dessen angebliche Gefährlichkeit.

Danach folgte eine ganze Reihe Blätter in Englisch. In diesen ging es vor allem um die Suche nach der deutschen Geheimtechnologie, wobei wiederum das 'Projekt 7' im Mittelpunkt des Interesses zu stehen schien, ferner aber auch von angeblich zu befürchtenden Folgen der Mission des 'Projekts 8' die Rede war. Überdies fanden Geräte mit der Bezeichnung 'Hauneburg II' Erwähnung. - Alles in allem wirkte dies mehr als mysteriös.

In mehreren Schreiben der C.I.A. am verschiedene amerikanische Institutionen aus den Jahren 1951 bis 1954 ging es um die Verschleierung der Tatsache, daß jene unbekannten Flugobjekte, die als ‚Fliegende Untertassen'/UFOs zu sehen seien, deutscher Herkunft wären. Es handle sich dabei um einzelne deutsche Flugkörper jener Typen, die den Alliierten nicht übergeben worden waren, sondern noch von Deutschen benutzt würden, welche sich der Kapitulation entzogen hätten. Es wurde unter anderem dem nationalen Sicherheitsrat empfohlen, das Gerücht auszustreuen, bei jenen U.F.O.s handle es sich um außerirdische Besucher. Dazwischen gab es auch Kommentare, die das ganze als Unfug einschätzten.

Zwei weitere amerikanische Blätter berichteten von der Auffindung eines verlassenen, notgelandeten Prototyps der Arado 560 im Jahre 1948. Bei dieser Maschine handle es sich im Grunde um eine Ar E 555, die jdoch mit einem unbekannten Antriebssystem ausgestattet sei. Dieses Flugzeug sei im Hangar 18 der Area 51 untergebracht worden, nach dem es nicht gelungen war, den offenbar unbrauchbar gemachten unbekannten Antrieb wieder in Betrieb zu nehmen; auch alle Bemühungen, das Antriebssystem zu rekonstruieren, seien gescheitert.

Lukowsky überblätterte die ganzen U.F.O.-Geschichten, die noch folgten.

Erst verhältnismäßig spät in der Chronologie entdeckte er mehrfach die Bezeichnung Z-PLAN. In einem 1958 verfaßten amerikanischen Bericht war davon die Rede, daß eine Geheimorganisation, welche das Zeichen einer schwarzen Sonne verwende, vermutlich identisch mit der von Admiral Wilhelm Canaris, Chef der deutschen Abwehr, ins Werk gesetzten sogenannten ‚Kette' zur Verwirklichung des Z-Plans sei. Daran schlossen dann verschiedene Berichte bundesdeutscher Geheimdienste an. In alledem ging es immer wieder um das selbe: Die mut-

maßlich enormen Mittel an Gold, Platin, Silber, Diamanten, ganz vordringlich jedoch die geheime Waffentechnologie verschiedener Art aus dem Z-Plan, in die Hände der Alliierten zu bringen. Zwischen den Schreiben der deutschen sowie auch österreichischer Dienststellen, befanden sich immer wieder solche amerikanischer Institutionen.

Dann gab es mehrere Seiten des britischen Geheimdienstes, in denen behauptet wurde, separatistische Teile der Bundeswehr, namentlich der Luftwaffe, arbeiteten zusammen mit deutschen Firmen, eventuell auch italienischen und japanischen, hinter dem Rücken der Alliierten an der Rekonstruktion der gefährlichsten bisher nicht greifbar gewesenen letzten Geheimwaffe des Dritten Reiches. Die Erprobung finde im entweder in Libyen, in Ägypten, dem Iran oder dem Irak, womöglich auch in Israel statt. Zuwiderlaufende Aussagen der deutschen Bundesregierung seien nicht mit letzter Gewißheit glaubwürdig.

Immer wieder stand eine unbekannte Geheimwaffe im Mittelpunkt der Ausführungen, welche häufig mit dem U.F.O.-Phänomen in Verbindung gebracht wurde, und zwar in verschiedenen in Pro- und Kontra-Auslegungen. Angebliche Gold-, Platin- und Diamantendepots fanden dagegen zumeist nur am Rande Erwähnung, diese wurden offensichtlich als unwichtig erachtet.

Das Lesen der auf Winzigkeit verkleinerten und oft auch noch undeutlichen Schrift bereitete Anstrengung. Lukowsky wendete sich wieder den ersten Blättern zu, in denen über Personen gesprochen wurde.
Zuerst las er nochmals die wenigen Zeilen über Vera durch und dann das Blatt, das ihren Vater betraf: Eberhard Jörgens. Schwedischer Abstammung. Kapitänleutnant zur See. Dann während des Kriegs beim SD, von dort zur Abwehr des Admirals Canaris. Nicht sicher, aber wahrscheinlich, bald im engeren Kreis von Canaris gewesen. Auf alle Fälle wichtiger Geheimnisträger. Beteiligt gewesen an ‚Z-Plan‘ und 'S'- oder ‚V-Anlagen‘. Nach dem Krieg nicht kooperationsbereit. Bis 1949 in britischer, amerikanischer und nochmals britischer Gefangenschaft. Kein Nazi, aber Nationalist. Höchstwahrscheinlich zur Organisation ‚Kette/Schw.Sonne‘ gehörig. Noch mehrfach zu Gesprächen gebeten worden, die ergebnislos verliefen. Ein unbeugsamer Charakter. Hatte sich schließlich erschossen.

Lukowsky blätterte weiter.
Fischer war Dr. jur., ursprünglich im Dienste des Auswärtigen Amtes gewesen,

dann zum BND und schließlich zum MAD gekommen. Gelobt wegen hoher Intelligenz und Geschicklichkeit im Vorgehen. Dann jedoch, obwohl Staatsbeamter, aus dem Dienst entlassen worden. Auf die ihm zustehende Teilpension hatte er verzichtet. Als Wirtschaftsberater selbständig gemacht, schnell viel Geld verdient. Die Akte behauptete, während seiner MAD-Zeit, wahrscheinlich aber sogar schon früher, habe Fischer heimlich am Aufbau einer nationalistischen konspirativen Vereinigung innerhalb von Bundeswehr und Teilen der Industrie gearbeitet. Eine ganze Reihe von daran angeblich beteiligt gewesenen Offizieren sowie Unternehmern war namentlich aufgelistet. Fischer wurde ferner beschuldigt, aufgefundene Konstruktionspläne deutscher Geheimwaffen aus den letzten Kriegsjahren unterschlagen und alle Kopien vernichtet zu haben, damit nichts davon zu den Alliierten gelange. Ein Querverweis auf die britische Anschuldigung bundesdeutscher Alleingänge in Sachen neue Waffentechnologie versetzt Fischer auch in eine Verbindung zu dieser Angelegenheit. Dazu werden seine mehrfachen Reisen nach Ägypten, Israel und in den Irak erwähnt. Über volle zweieinhalb Seiten wird dieser Dr. Peter Fischer als ein rechtsradikales Monstrum erster Ordnung geschildert, das für die gesamte westliche Welt nebst Ostblock und Neutralen eine permanente Gefahr darstelle. Fischer werde vom Verfassungsschutz beobachtet, verstehe es jedoch, sich keine Blöße zu geben.
Über Friedrich Busch gab es weniger. Während des Kriegs zunächst Kriegsberichter gewesen, ab 1941 beim SD. Beherrscht Englisch perfekt, kann sich einstellen, Britisch-Englisch wie Amerikanisch vollkommen akzentfrei. Daher während des Krieges mehrere Auslandseinsätze. Nach dem Krieg verschwunden. Mutmaßlich Australien oder auch Neuseeland. 1952 wieder in Deutschland aufgetaucht. Unbekannt, wie er seinen Lebensunterhalt bestreitet. Politisch sei Busch nicht gefährlich.
Zu Beenk: Auch er war beim SD. Habe nach dem Krieg mit den Amerikanern zusammengearbeitet, in der Türkei wichtige Dienste geleistet.
Dann war Ferdinand Löw erwähnt. Ein wohlhabender Antiquitätenhändler mit der Neigung zu abenteuerlichen Unternehmungen. Teilweise jüdischer Abstammung, aber nicht religiös. Erklärt rechtsgerichtet, deutschnational, mehrfach aufgefallen. Politisch wahrscheinlich ungefährlich.
Zwei neue Namen.
Der erste: Antonietta Alotti. Tochter eines italienischen Offiziers und überzeugtem Faschisten. Studierte Germanistin. Zurzeit in gehobener Position eines deut-

schen Elektronikkonzern, der auch wehrtechnische Produkte herstellt. Anfang 20, sehr attraktiv, intelligent und gefährlich. Sie unterhalte Kontakte zu rechtsgerichteten Kreisen, doch bisher sei ihr nie beizukommen gewesen.
Tarek Abdel-Insaf. Aus dem Mittleren Orient stammend. Seit 1962 in Deutschland. Studium in Hamburg, Physik und Mathematik. Teilhaber eines Ingenieurbüros in München. Vermutlich, aber nicht sicher, mit Dr. Peter Fischer bekannt, eventuell auch mit Antonietta Alotti. Als gefährlich einzustufen.

Über Valtine nichts außer seinem Geburtsdatum.

Lukowsky schloß für diese Nacht das Dossier und steckte es unter einen Kartenstapel in einer Schreibtischschublade. Was Cornelius da angebracht hatte, war jedenfalls bemerkenswert. Zum erstenmal meinte Lukowsky. zum mindesten einige Zipfel der ganzen Angelegenheit greifen zu können, in die er seit einer Weile verwickelt war. Vieles in dem Dossier mochte falsch sein, manches fehlte völlig, eine Menge aber hatte sicher Hand und Fuß. Lukowsky nahm sich vor, Cornelius am nächsten Vormittag anzurufen und sich zu bedanken. Für diese Nacht aber ging er schlafen. Das Lesen der kleinen Schrift hatte müde gemacht.

16

Es war schon beinahe halb zehn am Vormittag, die Sonne schien hell durch die Fenster, als Lukowsky die erste Tasse Kaffee des Tages getrunken hatte. Er steckte sich eine Zigarette an, griff zum Telefon und wählte die Nummer vom ‚Corona.‘ Fischer war da. Er freute sich über Lukowskys Anruf und sagte: „Herr Lukowsky, ich habe heute zwei Bitten an Sie, und beide sind wichtig.“ Lukowsky sagte: „Ich höre Ihnen zu.“ – „Zum einen,“ sagt Fischer am anderen Ende der Telefonleitung: „Frau Astrid möchte Sie sehen. Sie wünscht mit Ihnen über Domenico Alotti zu sprechen. Sie müssen unbedingt zu ihr. Am besten noch heute Vormittag, Astrid ist ungeduldig, sie hat eine Ahnung.“ Lukowsky sagte: „Ich werde hinfahren.“ – „Fein,“ tönte Fischer: „Zum anderen: Ich möchte Ihnen ein etwas zeigen. Es hängt ein wenig mit jenen Dingen zusammen, die Sie bei Frau Astrid sahen. Vielleicht wird das Ihr Interesse finden. Falls nicht, haben wir eben einen kleinen Ausflug unternommen. Aber das ist zweitrangig, vor allem sollten Sie Frau Astrid besuchen. Wenn Sie jetzt gleich zu ihr fahren, können wir uns zum Mittagessen im ‚Kings Corner‘ treffen und dann gemein-

sam losfahren.“ Lukowsky stimmte zu und fragte: „Haben Sie Buch noch rechtzeitig erwischt?“ – „Ja,“ erwiderte Fischer, „doch er wollte sich unbedingt selber vor Ort orientieren. Ich erzähle Ihnen das beim Mittagessen.“

Lukowsky tat Fischer den Gefallen, und fuhr zu Astrid Xylander. Es konnte auch unerfreulichere Begegnungen geben als die mit dieser Dame. Die Erinnerung an das vielleicht mystisch zu nennende Erlebnis mit Frau Astrid erschien ihm unsagbar fern, beinahe so, als sei es ihm gar nicht in Wirklichkeit widerfahren sondern nur der Traum einer unruhigen Nacht gewesen. Frau Astrid Xylander und deren Tun ließ sich in die Welt des Ernst Lukowsky noch immer nicht so recht einordnen; er würde es vermutlich nie ganz verstehen – ebenso wenig wie er verstand, daß es vor ihrem Haus immer ein Parkplatz zu haben war wenn er ankam, obwohl es doch sonst in dieser Gegend nie freie Parkplätze gab. Doch auch diesmal fuhr soeben ein Wagen fort, um einen Platz frei zu machen.

Frau Astrid Xylander war im Vorgarten mit ihren Blumen beschäftigt, die verblüffender Weise immer noch prächtig blühten, obwohl der Sommern sich inzwischen für dieses Jahr verabschiedet hatte. Frau Astrid trug diesmal ein schlichtes braunes Straßenkleid und eine Schürze. Ihre brandroten Haare waren zu Zöpfen geflochten und in einer Weise aufgesteckt, die an Bilder der Kaiserin Sissi erinnerte. Astrid Xylander legte ihr Gartenwerkzeug aus der Hand und begrüßte Lukowsky mit einem freundlichen Lächeln: „Guten Tag, Herr Lukowsky! Wie nett, daß Sie gleich gekommen sind!“ Beim vorigen Auseinandergehen hatten sie sich noch mit ‚Du‘ angesprochen, doch das schien nur für jenen einen Tag gedacht gewesen zu sein. Lukowsky sagte: „Guten Tag! Herr Fischer sagte mir, Sie wollten mich sehen – also bin ich hier!“ Astrid Xylander verstärkte ihr lächeln: „Fein! Dann lassen Sie uns hineingehen!“
Sie wischte ihre Hände an der Schürze ab und ging voraus. In der Diele sagte sie: „Ich komme gleich! Sie kennen sich ja inzwischen schon aus. Machen Sie es sich bitte im Wohnzimmer bequem.“
Im Wohnzimmer begrüßte ich die schwarzweiße Katze, ließ sich streicheln und setzte sich dann auf die breite marmorne Fensterbank; sie und sah hinaus als erwarte sie einen befreundeten Kater.
Zehn Minuten verstrichen, ehe Frau Astrid erschien. Ohne Schürze, aber mit einem Tablett, auf dem Tassen und eine Kaffeekanne nebst Zuckerdose standen. „So!“ sagte die Frau des Hauses: „Dann wollen wir es uns gemütlich machen!“ Sie stellte das Tablett auf den Servierwagen, verteilte Tassen und schenkte

Kaffee ein: „Sie sind erfolgreich gewesen?“ Dabei sah sie ihn wissend an. Lukowsky fragte: „Wie meinen Sie das?“ Frau Astrid lächelte ihn an: „Nun, es ist Ihnen nichts Schlimmes widerfahren, nichts, womit Sie nicht fertiggworden wären – und bekommen haben Sie doch auch etwas?“ Sie griff mit beiden Händen an ihre Sissi-Frisur, steckte Haarnadeln fester und bat: „Bitte entschuldigen Sie mich noch einen Augenblick! In der Vitrine ist ein Aschenbecher. Nehmen Sie sich den, falls Sie rauchen wollen!“ Lukowsky tat es uns wartete.
Nach reichlich zwanzig Minuten erschien Frau Astrid wieder, nun im langen rotbraunen Kleid, das ihren schlanken Körper mit der schmalen Taille sehr gut zur Geltung brachte. Das Kleid hatte einen schmalen aber tiefergehenden Ausschnitt, und unter dem Kleid trug Astrid Xylander nicht viel außer Ihrer schönen, zarten blassen Haut. Ihre roten Haare waren jetzt offen. Aufgrund der Welligkeit und der unregelmäßigen Spitzen sahen sie tatsächlich ein bißchen wie ihre Hüften umzüngelnde Flammen aus. Frau Astrid Xylander bot einen sehr schönen Anblick, was sie zweifellos gut genug wußte. Sie warf ihre Haare auf den Rücken und hob sie im Nacken an, ehe sie auf dem Sofa Platz nahm. Der tiefe keilförmige Ausschnitt ließ während dieser mit beiden Armen ausgeführten Bewegung ihren Busen sehen. Frau Astrid bemerkte mit einem kleinen Lächeln: „Es gefällt Ihnen besser, mich so zu sehen als in alltäglicher Aufmachung? Mir gefällt es auch besser!“ Sie legte die Hände über den Knien übereinander und fragte gerade heraus: „Nun, Herr Lukowsky! Was hat der Verstorbene für Sie bereitgehalten? Sie haben doch etwas von ihm bekommen! Ich weiß es!“ Sie rührte im Kaffee, trank und sah Lukowsky wieder erwartungsvoll an. Er holte die Zigarettenschachtel mit dem sonderbaren Gegenstand hervor, den Alottis Hand in die seine geschoben zu haben schien. Er nahm den Gegenstand aus der zerknautschte Schachtel und hielt ihn Astrid Xylander hin. Ihr Blick verriet, daß sie wußte oder zum mindesten ahnte, um was es sich dabei handeln konnte. Sie nahm das merkwürdige Gebilde aus Metall und Kristall behutsam in ihre Hände, beugte sich vor und betrachtete es. Ihre unbändigen Flammenhaare drängten vor und umhüllten malerisch ihren Oberkörper. Sachte bewegten Astrid Xylanders Finger die Spitze des Kristalls, als habe sie um die verborgene Mechanik gewußt. Sie lächelte still in sich hinein. Lukowsky fragte: „Sie wissen, was das ist?“ Die Frau wendete den Kopf und sah ihn an: „Ich denke, ein Schlüssel.“ Lukowsky fragte: „Wofür?“ Frau Astrid verstärkte ihr Lächeln: „Zu den Sternen?!“ Sie legte den Gegenstand behutsam auf die Tischplatte, schob ihre aus dem Seitenscheitel vorrutschenden Haare zurück und sah

Lukowsky freundschaftlich an ehe sie sich wieder Alottis Hinterlassenschaft zuwendete: „Wenn ich mich nicht irre, ist dies ein sehr bedeutungsvoller Gegenstand. Genau weiß ich es noch nicht, aber ich komme dahinter!“ Sie grübelte, nahm dann das sonderbare Ding wieder in die Hand und versenkte sich abermals in seine genaue Betrachtung. Minuten vergingen. Endlich sagte Astrid Xylander ohne aufzublicken: „Der Stein ist eine Art Amethyst, eine ganz besondere Art. Er ist vermutlich mit einer bestimmten Schwingung aufgeladen.“ Jetzt nahm sie den Stein in die linke Hand und fuhr mit dem schöngeformten hellrot lackierten Fingernagel des rechten Zeigefingers an den Kanten entlang. Sie schien dabei sehr konzentriert zu sein und erklärte sinnierend: „Es ist ein zweifacher Schlüssel. Zum einen ein mechanischer. Er paßt in ein ungewöhnliches Schloß. Zum anderen ein wegweisender. Er sagt aus, wo sich dieses Schloß befindet. Sehen Sie die Einschliffe? Sie bedeuten sowohl Worte wie sie auch in ein mechanischen Gegenstück passen.“ Frau Astrid schüttelte den Kopf und legte das, was sie einen zweifachen Schlüssel genannt hatte, sorgsam wieder auf den Tisch und betrachtete ich still. Endlich blickte sie auf, sah Lukowsky an und sagte mit einem zuversichtlichen Lächeln: „Ich werde beides herausfinden! Aber dazu brauche ich ein wenig mehr Zeit.“ Sie berührte den Kristall mit der Kuppe ihres rechten Mittelfingers und bat: „Würden Sie dieses Stück in meiner Obhut lassen? Bei mir ist es sicher! Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie erhalten es zur gegebenen Stunde wieder, niemand außer Ihnen wird es bekommen, sehen oder auch nur davon erfahren. Ich verspreche es Ihnen!“ Ihr Blick war eindringlich, beinahe streng. Sie betonte: „Ich weiß, was zu tun ist. Sie wissen es nicht – noch nicht. Fragen Sie mich jetzt nicht danach. Ich bin selbst noch nicht sicher. Wenn aber die Zeit kommt, werden Sie es erfahren und das kostbare Stück wiedererhalten. Wahrscheinlich werden Sie es dann brauchen.“ Der Blick ihrer braunen Augen blieb fest auf Lukowsky gerichtet. Abermals wogte ein Schwall roter Haarwellen aus dem seitlichen Scheitel vor und beschatteten die Augen. Lukowsky sagte: „Sie haben wohl Recht.“ Astrid Xylander zeigte ein winziges zufriedenes Kopfnicken, lächelte und nahm wieder ihre zuvorige Körperhaltung ein. Sie betonte: „Wenn ich etwas verspreche, dann halte ich es! – Ist Ihnen ‚das Licht‘ nicht inzwischen sehr nützlich gewesen?“ Lukowsky drehte eine noch nicht angezündete Zigarette zwischen den Fingern. Er sagte: „In Ordnung. Ich vertraue Ihnen diesen Gegenstand an. Ich weiß nicht, was es mit ihm auf sich hat, aber dies ist das Erbe eines Mannes, der vermutlich dafür gestorben ist. Darum ist mir dieses Ding wertvoll. Es ist das Vermächtnis eines Toten.“

Astrid Xylander warf ihm einen tadelnden Blick zu: „Herr Lukowsky!“ sagte sie entschieden: „Dieser Mann ist nicht tot! Es gibt keinen Tod! Er, Sie und ich – wir alle sind Wesen ewigen Seins – und wir verlieren auch unsere Persönlichkeit nicht mit dem Sterben!“ Sie legte für eine halbe Sekunde einen Finger an die Unterlippe und sagte: „Ich werde Sie gelegentlich mit Leopold bekanntmachen! Das ist ein sehr, sehr weiser alter Herr. Ja, Sie sollten einmal einen ruhigen Abend mit ihm verbringen und ein Gespräch führen, daß Ihnen viel geben könnte. Ja, ich werde das anregen!“ Sie nickte bekräftigend und wendete sich wieder ganz Domenico Alottis Hinterlassenschaft zu. Sie legte behutsam eine Hand über das sonderbare Ding, das sie einen Schlüssel zu den Sternen genannt hatte, und sagte: „Danke!“ Dabei sah sie ihn an – freundlich und eindringlich zugleich. Lukowsky empfand deutlich, wie viel jener Gegenstand der Frau dort auf dem Sofa bedeutete. Er bat: „Ich möchte etwas wissen – etwas Grundsätzliches.“ Frau Astrid neigte den Kopf: „Ja?“ – „Alles das,“ sagte er, „was ich hier bei Ihnen erlebe...“ Er suchte nach der richtigen Formulierung: „Welcher Sinn steckt dahinter? Sie sind doch keine Kartenschlägerin, sie gucken in keine Glaskugel und machen Vorhersagen gegen Honorar. Sie fühlen sich etwas verpflichtet. Was ist das?“

Astrid Xylander sah ihn nachdenklich an. Endlich trat ein feines Lächeln auf ihre Lippen. Sie erwiderte: „Gibt es etwas, woran Sie glauben? Einen Gott oder Götter? Eine Idee oder ein Ideal? Irgend etwas, das Ihnen wichtiger ist als ihr irdisches Leben?“ Es fiel Lukowsky schwer, darauf sogleich eine Antwort zu finden. Er suchte in seinen Gedanken, in allen Ritzen und Winkeln. Die schöne Frau in dem dunkelroten Kleid mit dem tiefen spitzen Ausschnitt und in dem weichen Flammenmeer ihrer roten Haare beobachtete ihn dabei. Lukowsky zeigte eine resignierende Handbewegung: „Ich weiß es nicht, ich glaube, nein. Ich würde im Falle eines Krieges meine Pflicht als Soldat tun und meine Knochen hinhalten, weil das nun einmal so ist. Aber das ist es wohl nicht, wonach Sie fragten. – Ich würde mein Leben geben für einen Menschen, den ich liebe.“ Astrid Xylander kam ihm entgegen: „Für eine Frau!“ Er nickte: „Natürlich für eine Frau!“ – „Das ist sehr schön!“ sagte Astrid Xylander ernst: „Es ist auch eine Art von Gottesdienst – Minnedienst an der Göttin, die in der Frau lebt, die Sie lieben. So wie einst Don Quijote für seine Dulcinea focht – das ist wahre, tiefe, göttliche Liebe! Es gibt nichts Höheres.“ – Daß Frau Astrid das Sinnbild von Don Quijote und Dulcinea brachte, berührte Lukowsky im Innersten. Sie bemerkte das zweifellos; sie lächelte, sagte: „Es ist die selbe Göttin, die

Sie in einer Frau lieben, der ich diene: Die Liebesgöttin! Sie wird das kommende neue Zeitalter beherrschen. Aus der magischen Sonne strahlt ihre Lichtkraft. Wer wahrhaft liebt – nicht nur begehrt! – steht auf ihrer Seite – wissend oder unbewußt. Über ihrem Haupt der Göttin schwebt die magische Sonne, aus deren Strahlen Sie bereits besondere Kräfte empfangen haben!“
Eine kleine Pause entstand. Dann fragte Lukowsky: „Was bringt Sie zu der Überzeugung, daß diese Epoche bald überwunden werden wird und ein neues Zeitalter anbricht, eine Ära, in der völlig andere Wertmaßstäbe herrschen? Wie sollte das vorstellbar sein?“
Astrid Xylander lächelte ihn an, sie antwortete: „Wir gehen einem Neuen Zeitalter entgegen, lieber Herr Lukowsky, unaufhaltsam. Die Mächte, des alten, die in diesem Zwanzigsten Jahrhundert ihre finsteren Kräfte so weit entfaltet und so viel Zerstörung angerichtet haben, stemmen sich dagegen, sie werden noch mehr Zerstörung anrichten. Doch das Morgenrot der neuen Äons steigt bereits über den Horizont der Zeit! – Wie der Umschwung im einzelnen vonstatten gehen wird, das kann auch ich Ihnen nicht sagen, aber – er kommt! Unsere Eltern haben einen Teil dazu beigetragen, gegen Ende des vorigen Kriegs. Wer weiß, ob nicht noch ganz Erstaunliches auf diese Erde zukommt – in ein paar Jahrzehnten?“ Ihr Blick nahm einen rätselhaften Ausdruck an. Dann sagte sie: „Ohne daß es Ihnen so recht klar wäre, kämpfen auch Sie auf dieser Seite.“ Er fragte: „Sie sind dessen sicher?“ Sie nickte betonend: „O, ja! Sie haben eine Aufgabe zu erfüllen in diesem Kampf. An Ihnen wird es sein, einen kleinen Mosaikstein für das neue Bild beizutragen – einen kleinen, aber womöglich doch wichtigen.“ Sie lächelte. Lukowsky fragte: „Welche Steine fügen Sie in das Mosaik ein?“ Astrid Xylander verstärkte ihr rätselhaftes Lächeln: „Vielleicht solche, die auf dieser Welt nicht zu finden sind?“ Sie erhob sich.

Als sie sich am Hauseingang von einander verabschiedeten, sagte Astrid Xylander: „Es könnte gut sein, lieber Herr Lukowsky, daß Ihre Anwesenheit bei mir demnächst wieder wünschenswert wäre. Das würde ich es Sie durch Herrn Fischer wissen lassen, sofern ich Sie unter Ihrer Telefonnummer nicht erreichen sollte.“ Sie gab ihm ihre rechte Hand, in der linken hielt sie Alottis Vermächtnis. Lukowsky sagte: „Ich weiß noch nicht, wo ich in den nächsten Tagen sein das Sinnbild von Don Quijote und Dulcinea brachte, berührte Lukowsky im freundlich an: „O, ich denke doch, wenn Sie hier gebraucht werden, sind Sie auch da!“ - Lukowsky nickte ihr zu. Sie sah wirklich sehr schön aus in ihrem bis

zum Boden reichenden Kleid, mit ihren langen flammenden Haaren und den so viel Ruhe ausstrahlenden braunen Augen. Lukowsky freute sich darüber, sie anzusehen – so wie man ein schönes Gemälde betrachtet. Doch mehr wünschte er sich nicht, und ihr ging es wohl ebenso. Ernst Lukowsky dachte an Vera Jörgens, und Astrid Xylander mochte wohl auch an jemanden anderen denken. Aber ihre Gedanken waren scheinbar daran gewöhnt, sehr weite Wege zurückzulegen. Als ob sie dies empfangen habe, sagte sie auf einmal ganz unvermittelt: „Das Schnellest von allem was fliegt, ist der Gedanke!“ Sie lächelte: „Das ist ein Satz aus dem Rg-Veda der alten Arier! Auf Wiedersehen, Herr Lukowsky!“

17

Es dauerte auch dieses Mal eine Weile, bis Astrid Xylanders wundersame Ausstrahlung zurückblieb und der Alltag sich wieder gegen ihren Zauber durchsetzen konnte. Als Lukowsky in die Königsalle einbog und sich einen Parkplatz suchte, war dies aber geschehen.

Er ging in die Seitenstraße und betrat das ‚Kings Corner.‘ Fischer wartete schon. Er hatte eine Waschlederjacke an und darunter ein hellblaues Hemd ohne Krawatte. Ganz untypisch für Herrn Peter Fischer, der im übrigen einen Doktortitel besaß und nicht benutzte. Sie begrüßten sich. Fischer sagte: „Fein, daß Sie da sind, Herr Lukowsky! Wir werden jetzt erst einmal gut essen! Wie ist es bei Frau Astrid gewesen?“ – „Eine Begegnung mit dieser Dame kann bloß angenehm sein,“ erwiderte Lukowsky, „das wissen Sie doch selbst.“ Fischer lächelte: „Ja, Sie haben recht.“ Lukowsky entschloß sich, Fischer nichts vorzuenthalten: „Herr Fischer,“ begann er: „Ich werde Ihnen jetzt etwas sagen. Meine Bedingung ist: Sie behalten es für sich, Auch Busch erfährt es nicht.“ Fischer neigte interessiert den Kopf: „Sie versetzen mich in Erstaunen! Aber bitte, wenn es ihr Wunsch ist – Sie haben mein Wort.“ .- Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und zeigte Fischer die Schachtel: „In einer solchen Zigarettenschachtel, in der allerdings keine Zigaretten mehr waren, hatte ich bis vorhin einen merkwürdigen Gegenstand. Der tote Alotti hielt ihn in der Hand – es war geradewegs so, als ob er ihn mir geben wollte. Diesen Gegenstand, von dem ich nicht weiß, was er ist, gab ich soeben Astrid Xylander. Sie meint, er sei eventuell etwas Bedeutsames. Was es genau ist, weiß sie auch noch nicht sicher – oder vielleicht doch, und sie will es nicht sagen. Sie wird zu niemandem darüber

sprechen.“ Er steckte die Zigarettenschachtel wieder ein und betonte: „Ich traue Ihnen, Herr Fischer. Busch traue ich nicht.“ Fischer sah ihn nachdenklich an: „Ihr Vertrauen ehrt mich, Herr Lukowsky. Sie können auch gewiß sein, ich werde mein Wort halten. Was mich anbelangt, so mißtraue ich Herrn Buch nicht. Er ist gierig, das stimmt, aber in eigenen Reihen loyal.“ Lukowsky deutete ein Kopfschütteln an: „So bald es ums Geld geht oder sich etwas zu Geld machen läßt, könnte diese Loyalität sehr in Frage stehen.“ Fischer meinte: „Generell stimmt das. Auf Herrn Busch trifft es, glaube ich, nicht zu. Doch ich teile Ihre Auffassung, daß Vorsicht mitunter notwendig ist.“ Ein Ober kam und reichte Speisekarten an. Fischer winkte ab: „Ich denke, wir wissen auch so, was wir wollen.“ Damit bestellte er zwei Pfeffersteaks mit Reis und Erbsen und erklärte Lukowsky: „Das können sie hier unbestreitbar gut!“ Lukowsky war einverstanden. Er erinnerte: „Sie wollten mir von Busch erzählen!“ – „Ja, ganz recht,“ nickte Fischer: „Er spielt den englischen Touristen zwischen Nizza und Toulon. Für besonders klug halte ich das nicht, es wird zu nichts führen, doch Herr Busch hält es für möglich, auf Dinge zu stoßen, für uns wichtig sein könnten. Er wird aber bald zurück sein. In Gefahr befindet er sich kaum, er verfügt über die Talente eines Schauspielers und wird den britischen Pensionisten auf Urlaub sehr glaubhaft mimen.“
Während des Essens erzählte Fischer, daß Busch auch um jeden Preis nochmals in Alottis Haus nach eventuell wichtigen Hinweisen suchen wolle. Das würde womöglich gerade in dieser Stunde geschehen. Es gäbe aber wichtigeres zu besprechen als dies. Denn so wie Lukowsky sich entschlossen habe, ihm zu vertrauen und von Domenico Alottis Geschenk zu sprechen, so wolle er, wie er ja schon angekündigt habe, seinerseits einen Vertrauensbeweis liefern, ja, Lukowsky solle heute so weit in alles eingeweiht werden wie irgend möglich.

Das Essen war gut. Nach etwa einer Stunde brachen sie auf. Die Sonne schien nach wie vor, doch es hatte sich ein scharfer, kühler Wind aufgetan. Während der wenigen Schritte zum Wagen begann Fischer bereits zu frösteln, und auch Lukowsky war froh, im Wagen wie er im Wagen saß. Fischer sagte: „Wir fahren auf die Autobahn in Richtung Siegen. Ich hatte mir zwei verschiedene Möglichkeiten überlegt, wie ich Ihnen... einiges näher bringen könnte. Ich habe mich für eine recht persönliche entschieden.“ Lukowsky fragte: „Was wäre das?“ Fischer lächelte ihn mit einem traurigen Blick an: „Lassen Sie sich überraschen!“

Fischer dirigierte ihn über die Autobahn, dann ein Stück hinter der Ausfahrt

Hagen hinaus, über Bundes- und Landstraßen bis in einen kleinen Ort, der gar nicht weit von jenem entfernt lag, der Lukowsky noch gut in Erinnerung stand, weil dort einmal Heinz Kufner seine Werkstatt betrieben hatte.

Nur erklärte Fischer: „Wir werden einen Friedhof besuchen. Allerdings keinen gewöhnlichen. Ich zeige Ihnen damit etwas, das zu unseren Angelegenheiten gehört, obgleich es anscheinen gar nichts mit ihr zutun hat. Ich möchte, daß Sie so manches richtig verstehen, was Ihnen bisher notgedrungen noch unklar sein muß.“ Er deutete auf eine Abzweigung: „Fahren Sie dort über die Bahnschienen und dann rechte und gleich wieder links und bis an das einzelne Gebäude heran, daß Sie dort sehen.“ Lukowsky entsprach der Wegweisung. Eine schmale Sackgasse führte bis zu dem alleinstehenden Backsteinbau einer kleinen Fabrik, die schon vor Jahren ihren betrieb eingestellt haben mußte. Auf den ersten Blick nicht viel mehr als eine Ruine. Fischer bat: „Halten Sie hier,“ und stieg aus. Fischer schritt voran in die verlassene Fabrikshalle hinein. Er drehte sich nicht nach Lukowsky um. Dieser schloß mit ein paar Schritten zu Fischer auf. An einem Platz nahe der glaslosen Fenstern blieb Fischer stehen und sprach: „Hier war der Arbeitsplatz meiner Mutter. Sie half bei den technischen Zeichnungen. Mein Vater ist Schlossermeister gewesen. Ein einfacher aber ehrlicher Mann. Er ist im Krieg geblieben.“ Es klang sachlich, ganz unsentimental. Fischer blickte sich noch einmal um und sagte dann: „Lassen Sie uns nun wieder gehen.“ Schweigend schritt er voran, aus der Ruine hinaus und ein ganzes Stück über das Land. Lukowsky ging neben ihm. Auf einer Höhe blieb Fischer stehen und sagte: „Hier spielte ich oft mit meiner kleinen Schwester. Die Mutter wollte es nicht, sie hatte Angst, englische oder amerikanische Tiefflieger würden uns sehen. Eines Nachmittags lief sie wieder einmal herbei, um uns hier wegzuholen. Acht oder zehn Flugzeuge kamen. Zwei Amerikaner – ich erkannte sie an ihren Hoheitszeichen – drückten nach unten und schossen. Sie töteten meine Mutter und meine kleine Schwester. Ich erhielt nur einen Kopfstreifschuß und wurde ohnmächtig.“ Er schob seine dunklen Haare auseinander und zeigte Lukowsky die noch deutlich sichtbare Narbe. Fischer drehte um und ging langsam in Richtung Auto zurück. Ohne erkennbare Gefühlsbewegung sprach er weiter: „Als ich aus der Ohnmacht erwachte, saß ich Anneliese, meine kleine Schwester, sie war fünf Jahre alt, tot in ihrem Blut liegen. Nicht weit entfernt ebenso meine Mutter. Ich blieb ruhig stehen und blickte zum Himmel auf. Die feindlichen Flugzeuge waren nicht mehr da, aber ich sah sie doch. Daß ich am

Kopf stark blutete störte mich nicht, ich fühlte keine Schmerzen, ich weinte auch nicht. Ich war ein kleiner Junge, aber es bildete sich ein sehr klarer Gedanke in mir: Ich schwor unseren Feinden ewigen Haß! Dann verlor ich wieder die Besinnung.“ Fischer ging ein paar Schritte wortlos weiter und fuhr dann zu sprechen fort: „Ich weiß, daß die Amerikaner nicht die Schlimmsten waren, die Engländer waren viel schlimmer. Doch hier waren es Amerikaner gewesen. Darum mag ich Ihr Auto nicht, Herr Lukowsky, weil es ein amerikanisches ist, und Ihre Zigaretten nicht, weil es englische sind.“ Er wendete den Blick und sah Lukowsky an. Er hatte Fischer noch nie so erlebt, als einen geradezu Respekt einflößenden Mann. Fischer sagte: „Es heißt, Hannibal habe den Feinden seines Vaterlandes ewigen Haß geschworen. So tat ich es auch. Mein Haß ist so unversöhnlich wie der des Alten Testaments des Juden. Ich hoffe, daß ich New York noch brennen sehe, wie unsere Städte gebrannt haben. Dafür tue ich alles!“ Er wendete sich ab und ging mit nun schnelleren Schritten zum Wagen.

Während der ersten Kilometer der Rückfahrt sprachen sie nicht. Lukowsky hatte das Gefühl, daß Fischer innerlich aufgewühlt war, auch wenn er sich davon nichts anmerken ließ. Wie sie den kleinen Ort hinter sich gelassen hatten und auf die Autobahn fuhren, brach Fischer das Schweigen: „Diesen Teil meines persönlichen Lebens habe ich Ihnen nicht ohne Grund näherbringen wollen, Herr Lukowsky. Die Natur hat mich nicht eben mit einer hünenhaften Gestalt ausgestattet, aber dafür gerechter Weise mit einem gut arbeitenden Verstand. Ich pflege alles was ich unternehme sehr genau zu durchdenken und zu planen – und vorher auf Erfolgsaussichten zu prüfen. Die Angelegenheit, an der wir arbeiten, um die wir uns bemühen, Herr Lukowsky, klingt schlichtweg verrückt, aber sie ist es nicht! Auch dazu möchte ich Ihnen heute noch etwas zeigen. Wir fahren jetzt nach Neuss. Dort habe ich eine Privatadresse, was Sie bitte niemandem anvertrauen. Frau Astrid ist der einzige Mensch außer mir, der sie kennt, beziehungsweise die Telefonnummer hat. Auch Herr Busch ist über diesen meinen Wohnsitz nicht unterrichtet. Sie sehen, ich bringe Ihnen viel Vertrauen entgegen, Herr Lukowsky!“

Fischers Wohnung in Neuss umfaßte das ganze obere Stockwerk eines Zweifamilienhauses. Sie war anders eingerichtet, als Lukowsky sich eine Wohnung von Peter Fischer bisher vorgestellt hatte. Die Möbel waren modern, an den Wänden hingen einige alte, bestimmt wertvolle Gemälde. Ein Gemälde allerdings war nicht alt, es zeigte Frau Astrid Xylander. Fischer lächelte und gestand: „Ich

himmele sie ein bißchen an. Das Bild ließ ich nach einem Foto von ihr malen, sie war so liebenswürdig, mir eines zu schenken.“ Er wies auf einen Schrank mit Flaschen und Gläsern und sagte: „Bitte bedienen Sie sich, falls Sie möchten, aber wir bleiben nicht lange.“ Er ging zu den Fenstern und zog Vorhänge zu. Dann nahm er das Bild einer flämischen Landschaft von der hellen Wand und baute auf der gegenüberstehenden Kommode einen Filmprojektor auf. Dabei erläuterte er: „Der Film, den Sie gleich sehen werden, wurde im Frühling 1944 gedreht. Er sollte Hitler vorgeführt werden, doch dazu kam es nie. Es wurde nur eine Kopie angefertigt und das Negativ vernichtet. Ich entdeckte also ein Unikat und sorgte dafür, daß es nicht in falsche Hände geriet.“ Fischer werkelte an dem Filmprojektor, stellte die Linse ein und ließ den Film laufen. „Die entscheide Passage,“ merkte Fischer an, „dauert nur ganze siebzehn Sekunden. Diese aber haben es in sich! Der Film hat keine Tonspur, aber das macht nichts.“ Er forderte Lukowsky auf, sich zu setzen und nahm neben ihm Platz. Der Film ratterte los und zeigte zunächst Proben mit einer neuen Panzerfaust. Ziel war ein schon kaputter Beutepanzer. Als nächstes wurden Pläne eines undefinierbaren Gebildes präsentiert sowie einige mathematische Zahlenkombinationen. Dann kam wieder das selbe Gelände ins Bild, auf dem die Panzerfaust vorgeführt worden war. Jetzt wurde ein sonderbar anmutendes mehrkantiges Rohr auf das Wrack des Beutepanzers gerichtet. Ein heller Strahl schoß aus dem kantigen Rohr – und der Panzer war nur noch ein glühender Klumpen. „Das,“ warf Fischer ein, „war schon bemerkenswert! Aber das Wichtigste kommt erst noch! Warten Sie!“ Der alte Film ratterte weiter und zeigte ein offenes Gelände. Zwei Männer in Zivil und mehrere Offiziere in Luftwaffenuniform gingen auf etwas zu, das einen Schatten warf. Es ließ sich noch nicht erkennen, was es war. Dann kam eine hübsche Frau ins mit ins Bild. Sie war vielleicht Mitte dreißig. Ihre blonden Haare waren zu einem langen Pferdeschwanz gebunden. Die Frau sagte etwas, doch da dem Film die Tonspur fehlte, war nicht zu hören, was. Einer der Herren in Zivil deutete auf zwei der kantigen Rohre, die als Paar aus einer Art Waffenstand ragten. Dann traten die Männer zurück. Die Kamera fuhr auf, und es wurde ein Apparat von beträchtlicher Größe erkennbar, der wie aus einem utopischen Film aussah – wie eine Fliegende Untertasse. Fischer berührte Lukowskys Unterarm und sagte: „Jetzt passen Sie auf!“ Lukowsky konzentrierte sich auf die flimmernden Filmbilder, die an die gegenüberliegende Wand geworfen wurden. Die Fliegende Untertasse hob sich tatsächlich einige Meter vom Boden, schwebte dann höher – und verschwand wie im Nichts. Jetzt kamen wieder zwei

Zivilisten ins Bild, die an einem Modell etwas demonstrierten. Fischer schaltete den Projektor aus. „Das war es!“ sagte er: „Das ist die vielversprochene Wunderwaffe gewesen, die noch alles hätte wenden können!“ Er erhob sich, zog wieder die Vorhänge auf und erläuterte: „Sie war noch nicht einsatzreif. Die Führung hatte auch diese Chance, wie so viele andre, nicht rechtzeitig erkannt. Aber dieses Gerät, das Sie da eben im Film gesehen haben, existiert noch. Es ist voll flugfähig und mit den neuen Geschützen bestückt. Es hat die besondere Eigenschaft, die für uns faßbaren Dimensionen verlassen und somit – unsichtbar werden zu können! Es ist damit zugleich unverwundbar. Weite Entfernungen überbrückt es in wenigen Augenblicken. Es gibt nichts auf der Welt, was dieser Waffe gewachsen wäre!“ Fischer sah Lukowsky mit Begeisterungsfunken in den Augen an: „Darum geht es! Dieses Gerät darf nicht in Feindeshand fallen. Die richtigen Leute müssen es finden und benutzen, wenn die Stunde kommt! Canaris hat dafür diverse Vorkehrungen getroffen. Er hat eine Kette von Eingeweihten ins Werk gesetzt. Aber diese Kette ist inzwischen wahrscheinlich zerbrochen, es verging zu viel Zeit, sie muß neu geschmiedet werden.“
Fischer räumte den Filmprojektor weg und Lukowsky hängte das Bild mit der flämischen Landschaft wieder an seinen Platz. „Gut!“ sagte Fischer: „Dann wollen wir wieder!“
Sie verließen die Wohnung. Im Wagen fragte Lukowsky: „Sie sind ganz Sicher, daß der Film echt ist? Ich meine, alles wirkt sehr echt – aber doch sehr unwahrscheinlich, finden Sie nicht? Und außerdem: Die hübsche Dame mit dem langen Pferdeschwanz. Waren Pferdeschwanzfrisuren damals nicht völlig unüblich?“ – „Sie haben Recht,“ bestätigte Fischer, „doch es war die spezielle Vereinstracht, so möchte ich es nennen, der Damen von der Alldeutschen Gesellschaft für Metaphysik - mitunter auch Vril-Gesellschaft genannt. Eine von Frauen gegründete und geführte Gemeinschaft, die bereits in den Zwanzigerjahren entstand. Zu der Zeit kamen erstmals kurze Frisuren bei Frauen auf. Die Damen jener Gesellschaft führten dagegen einen vehementen Kulturkampf und trugen ihre Haare demonstrativ lang. Das war sogar in den Statuten dieser Gesellschaft verankert. Es gab dabei sicher auch noch einen quasi magischen Aspekt - ähnlich vielleicht, wie bei unserer Freundin Astrid Xylander. Die Pferdeschwanzfrisuren sind gewissermaßen ein Wahrzeichen gewesen, und daß eine solche Frau auf dem Film erscheint, macht ihn gerade glaubwürdig! Denn diese Gesellschaft hat die unkonventionellen Flugkörper erschaffen! Im übrigen - gewiß wirkt da manches unwahrscheinlich – trotzdem ist alles vollkommen wahr! Aber bitte behal-

ten Sie dies für sich. Es ist ein Geheimnis, ja, dies verdient die Bezeichnung, Geheimnis! Wir arbeiten jetzt gemeinsam dafür, es zum Leben zu erwecken!“ Lukowsky sagte: „Es kann sein, daß ich Ihnen morgen auch etwas zu zeigen haben werde. Ich muß es noch prüfen, vielleicht ist es auch Blödsinn.“ – „Was immer es sei,“ bemerkte Fischer: „Es wird mich interessieren!“

Fischer hatte sich ins Hotel ‚Corona‘ bringen lassen, und Lukowsky war in sein Büro gefahren. Er hatte sich einen Kaffee gekocht und nahm nun das Dossier von Cornelius noch einmal vor. Diesmal sah er sich auch jene Seiten an, die er in der vorigen Nacht überblättert hatte, weil sie ihm zu utopisch vorgekommen waren. Die verschiedenen Schriftsätze behandelten das Motiv sehr kontrovers. Einige behaupteten steif und fest, mindestens ein ‚German U.F.O.‘ sei noch knapp vor Kriegsende erfolgreich in den Weltraum gestartet. Andere meinten, diese Experimente seien gescheitert. Daß es sie gegeben hatte, schien aber festzustehen, sogar mehrere unterschiedliche Typen solcher Art seien gebaut worden, stand da zu lesen. Die überwiegende Anzahl der Dokumente brachte diejenige Version, die am glaubwürdigsten erschien. Danach waren jene Flugkörper nicht über ein Versuchsstadium hinausgelangt und zerstört worden, bevor die Alliierten die entsprechenden Herstellungs- und Erprobungsstätten erreichen konnten.
Lukowsky beschloß, Fischer dieses Material zu überlassen.

Er rief bei Cornelius an, um mit diesem einen fairen Handel auszumachen. Aber Cornelius war nicht zu Hause. Lukowsky nahm sich vor, es später noch einmal zu versuchen, es war noch früh am Abend. Lukowsky beschloß, im nächsten ‚Wienerwald‘ etwas Essen zu gehen. Er hatte sich schon die Jacke übergeworfen, als das Telefon klingelte. Fischer war dran und richtete aus, Frau Astrid Xylander wünsche ihn zu sehen, es gäbe etwas zu besprechen. Ob er um acht Uhr bei ihr sein könne. Lukowsky sagte, er würde hinfahren. Ob Fischer zuvor noch einen Augenblick Zeit habe. Fischer erwiderte, in einer halben Stunde müsse er aufbrechen, er habe eine Verabredung mit Ferdinand Löw in Köln. Lukowsky sagte, das reiche, er werde in zwanzig Minuten da sein und ihm etwas bringen.
Er legte auf, packte Cornelius‘ Dossier zusammen und verließ das Büro.

Der ‚Wienerwald‘ fiel aus. Lukowsky fuhr zum Hotel ‚Corona‘ und schaffte es knapp in der Zeit. Fischer wartete schon in der Halle auf ihn. Lukowsky hielt

ihm das Dossier hin und sagte: „Ich will es schnell machen. Das brachte mir gestern abend Cornelius. Er will natürlich etwas dafür haben. Das müssen wir regeln. Ich glaube, es könnte interessant sein.“ Fischer faltete die Papiere auseinander und warf einen Blick darauf. Dieser Blick verriet, daß Fischer die Papiere in der tat für interessant hielt. Er drückte Lukowsky die Hand und sagte: „Danke! Vielen Dank! Sehr gut, daß wir das haben! Ich bringe es schnell noch auf mein Zimmer. - Wir sprechen uns morgen!“

Ziemlich genau um acht Uhr rangierte Lukowsky in den Parkplatz, der soeben frei wurde – unmittelbar vor Astrid Xylanders Haus. Der Abend war angenehm, es blies kein kühler Wind mehr. Lukowsky ging durch den kleinen Vorgarten und klingelte. Über der Haustür leuchtete eine schmiedeeiserne Ampel. Astrid Xylander öffnete. Sie trug wieder ein langes Kleid, diesmal aus dunkelbraunem Samt. Die roten Haare hatte sie zu einem Schweif zusammengebunden. Unwillkürlich mußte Lukowsky diesmal an die Dame in Fischers altem Film denken. „Willkommen, Herr Lukowsky!“ sagte die Frau gut gestimmt: „Treten Sie ein!“ Er tat es und ließ sich durch die ihm schon bekannten Räume führen. „Ich sagte Ihnen ja,“ sprach die Frau: „Es könnte sein, daß wir uns bald nochmals zusammensetzen müssen. Es kam nun schneller als ich dachte.“ Diesmal ging es nicht ins Wohnzimmer, sondern in jenes mit dem runden Tisch vor dem Bildnis der Göttin unter der magischen Sonne, in dem Frau Astrid bei ihrem ersten Zusammentreffen geweissagt hatte. Sie nahm auf ihrem Stuhl vor dem Göttinenbild Platz und deutete Lukowsky, sich ihr gegenüber zu setzen. In der Mitte des Tisches lag Domenico Alottis Vermächtnis auf einem runden Spiegel. Auf zwei Leuchtern brannten insgesamt zehn Kerzen. Frau Astrid griff mit einer Hand hinter sich, und leise Musik erklang: Buchs Brandenburgisches Konzert Nr. 5, Lukowsky wußte, das mit dem Cembalo-Solo, er mochte es auch besonders und hatte es früher, in einem fernen anderen Leben, mitunter gehört. Astrid Xylander lächelte: „Wir werden jetzt über nichts Persönliches sprechen, Herr Lukowsky, sondern arbeiten!“ Sie verstärkte ihr Lächeln: „Ich werde arbeiten!“ Lukowsky fragte: „Was soll ich unterdessen tun?“ Sie neigte den Kopf: „Sie werden mir assistieren! Vor allem: Ich brauche Ihre Schwingung! Ich möchte etwas von dem verstorbenen Herrn Alotti erfahren. Er ist ein Mann. Um ihn genau zu erreichen, benötige ich eine männliche Schwingung! Dazu kommt, ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er sich noch astral in der Nähe befand, als Sie ihn trafen – fanden. Er könnte Sie also kennen.“ Frau Astrid erklärte das alles in

einem lebhaften aber sehr sachlichen Ton. Sie berührte Alottis Hinterlassenschaft mit zwei Fingern und sagte: „Zuerst will ich Ihnen erzählen, was ich inzwischen erkannt habe: Dies ist tatsächlich ein Schlüssel – ein zweifacher Schlüssel, wie ich bereits vermutet hatte. Der Stein ist, wie ich gleichfalls schon dachte, eine Art Amethyst. Allerdings: Eben eine Art Amethyst. Einen Stein wie diesen gibt es nicht.“ Sie legte eine kleine Pause ein und sah Lukowsky mit einem langen Blick aus ihren schönen braunen Augen an. Sie betonte: „Auf dieser Welt gibt es einen solchen Stein nicht. Er muß also schlüssiger Weise aus einer anderen stammen.“ Sie lächelte: „Sie werden das nachher verstehen! – Nun also! Wir wissen soviel: Dieser Schlüssel soll zu einem ganz besonderen Ort Einlaß gewähren. Das ist ganz sicher ein Ort im Umfeld der Alpen, das habe ich schon herausbekommen; Oberbayern oder Salzburger Gegend. Die kleinen Einschliffe hier...“ Sie fuhr mit einem ihrer langen rot lackierten Fingernägel an einer der Kanten des Kristalls entlang: „Sie sind wie Buchstaben einer Geheimschrift. Da ich diese Geheimschrift kenne, konnte ich das meiste schon lesen. Ich bekomme auch die letzten Einzelheiten noch heraus. Dann werden wir wissen, wo die Tür zu dem Schloß zu finden ist – und Sie werden dort hingehen und sie öffnen!“ Sie sah ihn erneut mit einem langen Blick ihrer braunen Augen an; diesmal lag etwas Prüfendes in diesem Blick. „Nun,“ sprach sie weiter: „Nun wollen wir versuchen, von dem vorigen Besitzer des Kleinods Genaueres zu erfah-ren. Ohne seinen Rat würden wir es sehr schwer haben. Ich erkläre Ihnen jetzt, was zu tun ist!“ Sie ließ den Gegenstand auf dem Tisch los und setzte sich lockerer als bisher in ihrem hochlehnigen Stuhl zurecht. „Gleich begeben wir uns in das Nebenzimmer. Sie kennen es, Sie haben dort das Licht empfangen. Heute wird Ihre Aufgabe aber eine andere sein. Ich werde versuchen, in das Grüne Land hinüberzuschauen – in die Generalschwingungssphäre des Jenseits. Sie, Herr Lukowsky, werden einiges von Ihrer Eigenschwingung durch mich hindurch senden. Wie das geschieht, erkläre ich Ihnen gleich drüben. Diese Schwingung kann keinen einzigen Augenblick in mir bleiben, weil sie ja eine männliche Schwingung ist. Aber es genügt, daß die aus Ihrem Astralkörper kommende Schwingung durch meinen Astralkörper hindurchgeht und für einen winzigen Moment ‚drüben‘ erkennbar wird. Denn ich nehme an, daß Domenico Alotti auf diese Kontaktaufnahme wartet. Ich sprach vorhin telefonisch mit seiner Tochter. Dieser Mann ist ein Wissender gewesen! Wenn er das Signal also wahrnimmt, wird die Verbindung zustande kommen. Herr Alotti wird Gedanken senden! Da dieses wiederum auf einer männlichen Frequenz gesendet

werden – sozusagen – können sie durch mich nur hindurchgehen. Das vollzieht sich sehr schnell. Ich werde während dessen aber die Bilder sehen. Gedanken sind ja in erster Linie Bilder. Ob es gelingen wird, daß Sie auch die gedachten Worte Herren Alottis empfangen, ist ungewiß; es wäre möglich, doch da Sie in dergleichen ungeübt sind, dürfen wir nicht damit rechnen.“ Sie erhob sich: „Gehen wir jetzt also hinüber. Es wird kaum länger als eine halbe Stunde dauern.
Astrid Xylander ging voran und öffnete die Verbindungstür. Der Raum wirkte genauso wie beim ersten Mal als Lukowsky ihn sah. Kerzen brannten auf fünfarmigen Leuchtern in den vier Ecken, an der Decke und auf dem Boden war jeweils die bizarre magische Sonne zu sehen. Astrid Xylander trat in die Mitte des Raumes und kniete sich auf dem Zentrum des Sonnenzeichens nieder. Dabei erklärte sie: „Sie haben in den nächsten Minuten einige Dinge zu tun, Herr Lukowsky.“ Sie sah ihn kritisch an und bat: „Ziehen Sie erst diese grobe Lederjacke aus!“ Er zog seine Jacke aus und legte sie zur Seite. Frau Astrid meinte: „So ist es besser!“ und wies ihn an: „Sie knien sich hinter mich – aber so, daß sich unsere Oberkörper nicht berühren. Ihre Beine müssen jedoch außen parallel dicht an den meinen liegen, ich muß sie fühlen können. Tun Sie das!“ Lukowsky kam sich ein wenig komisch dabei vor, aber er folgte den Anweisungen der Frau. Sie sagte: „Gut so. Ihre Hände legen sie flach an meine Wangen. Tun Sie das.“ Er tat es. Astrid Xylander verlangte weiter: „Sie halten Ihre Hände so lange in dieser Weise, bis ich meine Hände über die Ihren lege. Dann ziehen Sie Ihre Hände langsam zurück und umfassen statt dessen meine Haare. Diese sind zusammengebunden, Sie müssen unten das Ende des Schweifs anfassen und so fest halten, daß ich meinen Kopf nicht neigen kann. Sie legen dann ihr Kinn auf meinen Hinterkopf. Genau über der Stelle, an der meine Haare zusammengebunden sind. So schließen Sie die Augen und nehmen alle Ihre Konzentrationsfähigkeit zusammen, um sich den Augenblick in die Gedanken zurückzurufen, da Domenico Alotti Ihnen den Schlüssel gab. Es kommt darauf an, daß Sie das Bild jenes Moments in Ihren Gedanken wiederherstellen! Sofern es funktioniert, werden Sie auf einmal das Gefühl haben, einen leichten elektrischen Schlag aus meinen Haaren an ihren Händen zu spüren. Es ist etwas anderes, aber es fühlt sich so an. Wenn das erfolgt ist, lassen Sie los, erheben sich so vorsichtig wie Sie können und gehen hinüber. Falls ich Sie nicht rufe, warten Sie, bis ich komme. Haben Sie alles verstanden?“ Lukowsky versicherte, alles verstanden zu haben. Er tat nach bestem Vermögen, was Astrid Xylander von ihm verlangt

hatte. Die Minuten kamen ihm dabei wie Stunden vor. Endlich gelang es ihm, das Bild von Alotti klar wieder in seine Gedanken zu rufen. Es kam so plastisch, daß er meinte, die kühle Feuchtigkeit der Grotte zu spüren. Für einige Augenblicke stand dieses Bild fest in seinen Gedanken – und tatsächlich zuckte eine Art von Stromschlag aus Astrid Xylanders Haaren durch seine Hände, ein Schlag von so erstaunlicher Stärke, daß Lukowsky zusammenzuckte. Er richtete sich vorsichtig auf und verließt quasi auf Zehenspitzen den Raum.

Es dauerte eine Weile. Lukowsky hätte sich gerne eine Zigarette angesteckt, aber er war sich nicht klar darüber, ob Astrid Xylander und ihre Göttin das in diesem Raum gerne gesehen hätten. Mehr als eine Viertelstunde verging. Dann erschien Frau Astrid im Türrahmen. Sie zeigte ein gutgelauntes Gesicht, als sie sagte: „Wir haben es!“ Sie löste ihre Haare auf und setzte sich wieder auf ihren Stuhl: „Also,“ begann sie: „Es ist beim Mondsee, nicht weit von Salzburg.“ Astrid Xylander fühlte sich spürbar wohl. Sie sagte: „Das war gar keine einfache Sache – und Sie haben Ihren Teil gut gemacht!“ Lukowsky fiel nichts anderes ein als zu sagen: „Es freut mich, daß es Sie freut.“ Sie lächelte, wurde dann aber wieder ernst: „Wir sind noch nicht fertig!“ betonte sie, es kommt noch eine Prozedur!“ Sie stand auf, holte aus der kleinen dunklen Kommode neben ihrem Sitz eine Bürste und bürstete kräftig ihre Haare durch. Dabei erläuterte sie: „Jetzt muß ich die Schwingungen aus dem amethystähnlichen Kristall auf einen Makara-Stein übertragen, sonst kommen wir nicht weiter. Ich hoffe, es wird verhältnismäßig flott gehen. Sie war mit dem Bürsten fertig und entnahm der Kommode den flachen eiförmigen Stein, der jenem ähnelte, den er schon einmal gesehen hatte. Frau Astrid gab Lukowsky einen Wink: „Sie können sich inzwischen Ihre Jacke holen. Wahrscheinlich haben Sie Paß, Portemonnaie und so weiter drin! Sie liegt noch drüben.“ Lukowsky stand auf und holte seine Jacke. Astrid Xylander hielt sich den eiförmigen Kieselstein auf Bursthöhe in ihre Haare und schob Alottis Erbe unten in die Haarenden. „Jetzt,“ bat Frau Astrid, „sein Sie bitte für ein paar Augenblicke muxmäuschenstill!“ Lukowsky verhielt sich so ruhig wie er konnte. Die Frau auf dem thronartigen Stuhl gegenüber saß so reglos wie eine Marmorfigur; sie zuckte buchstäblich mit keiner Wimper. Nach vielleicht drei Minuten stieß sie einen Seufzer aus: „Ich hab es noch nicht! Bitte noch einmal Silentium!“ Diesmal dauerte es länger, fünf oder sechs Minuten, schätzte Lukowsky. Astrid Xylander nahm den Stein und Alottis Hinterlassenschaft und lächelte: „Wir haben es!“ Sie hob einen Zeigefinger: „Sehr gut!“

Sie war blendend gelaunt, regelrecht in Fahrt. Sie holte die mit magischen Zeichen und Schriften bemalte Keramikscheibe aus der Kommode, die Lukowsky schon bei seinem ersten Besuch in diesem Raum gesehen hatte, und stellte sie vor sich hin. „In wenigen Augenblicken werden wir eine Menge mehr wissen!“ betonte Astrid Xylander: „Es kann sein, daß wir etwas sehr, sehr Erstaunliches feststellen werden!“ Sie legte den eiförmigen Kieselstein auf die Mitte der Kreamikscheibe und ließ ihn sich drehen. Er drehte sich fast eine halbe Minute lang. Dann kam er zum Stehen. Frau Astrid betrachtete die Anzeige des Steins. Sie klatschte leicht in die Hände, sah Lukowsky an und sagte fröhlich: „Es ist voll geladen!“ Da Lukowsky sie ratlos anguckte, erläuterte sie, in dem sie mit einem ihrer Fingernägel Alottis Vermächtnis berührte: „In diesem kleinen Gegenstand, lieber guter Herr Lukowsky, steckt die Kraft, das Tor zu den Sternen zu öffnen!“ Sie sah ihn sekundenlang schweigend an und sagte dann: „Aber da muß ich erst noch alle Kleinigkeiten ergründen. Ich schaffe das und teile Ihnen das nächste Mal alles mit. Für heute ist es genug. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht!“ Sie erhob sich und bat: „Blasen Sie hier eben die Kerzen aus? Ich mache es drüben.“

Während sie hinüber ins Wohnzimmer gingen, fragte Lukowsky: „Wollen Sie mir nicht ein bißchen mehr verraten? Ich bin zwar nicht neugierig, aber das ist alles recht sonderbar für mich.“ Sie sagte: „Lassen Sie mich erst einmal etwas auftischen. Sie können unterdessen qualmen!“

Lukowsky nahm den Vorschlag dankbar an.
Nach wenigen Minuten kam Astrid Xylander und balancierte eine kalte Platte auf den Tisch. Sie verschwand wieder und schob als nächstes den Servierwagen herbei, verteilte dann Teller, Besteck und Gläser und bat Lukowsky: „Machenden Sie doch bitte eine Flasche Wein auf!“ Auf dem unteren Deck des Servierwagens standen zwei Flaschen Rotwein. Lukowsky öffnete die erste und schenkte ein. Astrid Xylander drehte das schimmernde Flammenmeer ihrer roten Haare auf dem Rücken zusammen und verteilte belegte Brote auf die Teller, wozu sie beinahe mütterliche bemerkte: „Essen Sie, Sie müssen bei Kräften bleiben!“ Im übrigen wirkte sie eher aufgekratzt und fast überschwenglich gut gelaunt. Lukowsky fragte: „Wollen Sie mir nun verraten, was Sie so fröhlich stimmt?“ – „Ja!“ sagte sie: „Ich verrate es Ihnen: Der Stein in Herrn Alottis Schlüssel stammt wirklich aus einer anderen Welt. Aber nicht aus einer jenseitigen, wie ich vorhin erst dachte, sondern von einem anderen Stern – wie ich

schon zu allererst annahm.“ Lukowsky sah sie an: „Sie glauben doch nicht etwa an außerirdische Besucher oder so was ?“ Sie schüttelte lachend den Kopf: „Nein, so ist es nicht gemeint!“ Sie schob ihre wieder vorgeglittenen Haare zurück und erklärte: „Es ist anders: Vor vielen, vielen tausend Jahren – niemand weiß zu sagen, vor wievielten – da lebte eine Rasse auf unserem Planeten, die geistig und auch technisch sehr weit fortgeschritten war. Die Schriften des alten Arya Varta – Indien – berichten bruchstückweise davon, und in der Sprache der Sumerer, die mit keiner anderen bekannten Sprache verwandt ist, haben wir ein Zeugnis jener hochentwickelten Völkerschaft. Vor vielen Jahrtausenden also – nicht jetzt oder in jüngerer Zeit – da gab es wohl tatsächlich Verbindung zu fernen, fernen Welten. Aber auch hierbei spreche ich nicht von außerirdischen Besuchern, sondern umgekehrt. Jenes Volk damals, ein irdischen Volk, flog bereits zu den fernen Sternen! Von dort brachten sie manches mit – wie den Stein in Herrn Alottis Schlüssel! Als Katastrophen unvorstellbaren Ausmaßes über die Erde kamen, durch die beinahe alles zerstört wurde, retteten sich Teile jenes hochstehenden Volkes in die Fernen des Weltalls.“ Astrid Xylander betonte: „Es sind also unsere Verwandten, die fern dort draußen leben, keine Fremden!“ Sie hob ihr Glas. Lukowsky fragte: „Und wenn es so gewesen wäre, in welcher Verbindung stände es dann zu der Sache jetzt?“ – „Es gibt etwas,“ antwortete Frau Astrid ernst, „das ist sehr schwer zu erklären. Ich habe ihnen einen Satz aus dem Rg-Veda zitiert: ‚Das Schnellste von allem was fliegt, ist der Gedanke.‘ In diesem Satz steckt sehr viel. Es ist möglich – wenn ein Mensch seine Gedankenkräfte sehr gut im Griff hat – Gedanken und Gedankenbilder hin und her zu senden. Das haben auch wir beiden gerade getan! Man kann das noch sehr verfeinern.“ Sie blickte ihn einen Augenblick nachdenklich an, lächelte und sagte: „Wir sprechen darüber ein andermal. Vielleicht in einer Woche. Ich glaube, so lange werde ich für den nächsten Schritt brauchen. Jetzt... “ Sie lehnte sich gutgelaunt zurück: „Jetzt wollen wir mit diesem Tag zufrieden sein. Es war ein guter Tag für uns! Ich muß auch erwähnen, ich bin Ihnen dankbar. Sie haben den Fund gemacht und ihn mir anvertraut. Dafür danke ich Ihnen! Falls ich für Sie etwas tun kann, lassen Sie es mich wissen. Jetzt aber möchte ich mich bald ausruhen. Für mich war es vorhin anstrengender als Sie sich vorstellen können.“

Lukowsky fuhr zurück in sein Büro. Anderthalb Stunden hatten er und Astrid Xylander noch geplaudert, über belanglose, einfach amüsante Dinge. Beinahe kam es ihm vor, als habe er die magische Handlung von zuvor bloß geträumt

Als er das Büro betrat und feststellte, daß er wieder einmal vergessen hatte, die Tür abzuschließen, war es nach Mitternacht. Er holte sich eine Tasse noch dastehenden Kaffees. Der alte Kaffe war noch erstaunlich warm. Lukowsky steckte die vorletzte Zigarette an, die noch in der Schachtel war.
Trotz der späten Stunde wählte er nochmals Cornelius' Telefonnummer. Cornelius hob sofort ab, er hatte noch nicht geschlafen. Lukowsky nannte seinen Namen und sagte: „Guten Abend. Ich habe Ihre Sachen angesehen. Sie sind interessant. Wenn ich mich erkenntlich zeigen kann, werde ich es tun." Cornelius entgegnete: „Das wußte ich. Ich verlange auch nichts Krummes von Ihnen. Außerdem ist es gut, daß Sie anrufen. Sonst hätte ich mich morgen bei Ihnen gemeldet. Man – Sie wissen: ‚man' – wird Sie vielleicht unter Beobachtung stellen. Ich sitze auf einem praktischen Stuhl, wissen Sie, genau in der Dienststelle, die für sowas hier zuständig ist. Den Amis ist eine Agentin durchgebrannt, keine wichtige, eigentlich bloß eine bessere Angestellte des hiesigen Ami-Konsulats in der Cecilienallee. Aber ihr Boss ist stinksauer. Ein Oberspitzel namens Bolds, ein Scheißkerl. Es ist auch rausgekommen, daß Sie einen Adlatus besagten Scheißkerls in Toulon verprügelt haben. Das fanden die auch nicht witzig. Dann ist noch rausgekommen, daß sie dem Boss nachspioniert haben. Sie waren so blöd – Entschuldigung! – sich im dem Hotel da mit ihrem richtigen Namen einzutragen. Man glaubt, die Mieze sei vielleicht mit Ihnen zusammen getürmt, auf alle Fälle, daß sie ihr geholfen hätten. Sie wollen die Maus unbedingt wiederhaben. Alter 27, Name Jill Hardford, nach Konterfei recht hübsch, aber laut Akte ein Luder. Liegt alles seit heute nachmittag auf meinem Schreibtisch. Haben Sie die Mieze unter Ihre Fittiche genommen? Die hat hier sonst sicher keine Kontakte. Vielleicht wußte sie ja nicht wohin? Sie könnten's mir ruhig sagen." – „Nein," antwortete Lukowsky und fragte: „Was noch?" – „Daß Sie aufpassen und nicht blöd sind," riet Cornelius: „Sollte die Mieze bei Ihnen auftauchen – die hat Ihren Anmeldezettel nämlich bestimmt auch beäugt – lassen Sie die Finger davon. Die Amis glauben, sie ist irgendwo hier. Nach Hause kann sie nämlich nicht, da würden sie sie sofort krallen. Jetzt steckt sie tief in der Rue de la Merde. Spielen Sie nicht den Kavalier. Das bringt nichts." Lukowsky sagte: „In die Verlegenheit werde ich auch kaum kommen." – „Na gut," meinte Cornelius: „Dann viel Glück!" Lukowsky sagte: „Ihnen auch. Ich rühre mich."
Er legte auf, steckte sich die allerletzte Zigarette an, die noch in der auf dem Schreibtisch liegenden Schachtel war, und ging nach hinten in das Zimmer, das zurzeit seine Wohnung darstellte. Als er das Licht anknipste, sah er auf seinem

Feldbett kerzengerade eine junge Frau sitzen. Diese nahm eine schwarze Perücke vom Kopf, als grüße sie mit einem Hut. Ihre aschblonden Haare quollen darunter hervor. Jill Hardford aus Texas sagte in beinahe akzentfreiem Deutsch ein paar Worte, die fast wie ein aktuelles Cornelius-Zitat klangen: „Ich stecke in der Scheiße!“ Sie blickte Lukowsky erwartungsvoll an. Er reichte ihr die Kaffeetasse. Jill deutete in die Tasse: „Den habe ich gekocht.“ Das erklärte nun, warum dieser Kaffee warm war. Lukowsky sagte: „Ich bin schon informiert. Bleiben Sie hier!“
Er ging vor ins Büro vor und rief im Hotel ‚Corona‘ an. Fischer schlief schon. Lukowsky klingelte ihn aus dem Bett: „Tut mir leid, Herr Fischer. aber ich brauche ihren verdeckten Wohnsitz. - - Ja, den! - - Ich erzähle Ihnen alles dann. Wann geht es? – In Ordnung. In einer Stunde stehe ich mit dem Wagen vor Ihrem Hotel. – Und danke!“ Er legte auf, guckte in den Schreibtischschubladen nach, ob sich vielleicht irgendwo eine vergessene Zigarette fand, hatte damit Glück, steckte sie an und ging wieder in das Hinterzimmer. Dort blickte ihm Miss Jill Hardfort treuherzig entgegen. Lukowsky sagte: "Ich versuche, etwas für Sie zu tun. Sie könnten mir aber einmal in wenigen Worten erzählen, warum Sie dieses Risiko eingehen." Die junge Frau machte ein trotziges Gesicht und antwortete: "Das mit dem fetten Deutschen in Nizza war zu viel! Er war ein fieser Möb!" Mit den letzten beiden Worten dieses Satzes hatte sie deutlich unter Beweis gestellt, ihr Deutsch im Rheinland erlernt zu haben. Sie berichtete weiter: "Er war übrigens kein richtiger Deutscher, sondern stammte aus Maryland. Das erzählte er mir, obwohl er einen deutschen Paß hat und sich zumeist auch ganz als Deutscher gibt. Aber er behandelte mich wie eine Prostituierte - beziehungsweise, er wollte es tun. Und die französischen Kollegen, die ich um Hilfe bat, lachten mich nur aus. Ich glaube, die Franzosen mögen keine Amerikaner. Ich ärgerte mich und sagte, wir hätten sie immerhin von den Nazis befreit, aber einer der Franzosen erwiderte frech, unsere Leute hätten sich soaufgeführt, daß sie sich gewünscht hatte, die Deutschen kämen zurück. Das fand ich gemein." Jills Beschreibung eines fetten Deutschen, der gebürtiger Amerikaner war, ließ Lukowsky aufhorchen. Er dachte an Valtine. Er forschte: "Wie hieß der Fette?" Sie antwortete: "Valtine. Aber er sprach den Namen deutsch aus. Ich hatte nur wenige Stunden mit ihm zu tun, verteilt über zwei Tage. Ich sollte später - das heißt, jetzt - hier für ihn arbeiten. Das wollte ich nicht. Mein Boss bestand aber darauf. Er sagte, es wäre nicht einfach gewesen, diesen Mann zu engagieren, er wäre wichtig." Jill zeigte eine resignierende Geste mit beiden Händen: "Na ja..."

Lukowsky bat: "Können Sie mir irgend etwas über diesen Valtine erzählen?" Sie schüttelte den Kopf: "Ich weiß nur, daß er einflußreich sein muß." Lukowsky nickte: "Gut. Wir treffen jetzt gleich einen Freund von mir. Ich hoffe, er kann Ihnen weiterhelfen. - Irgendwie schaffen wir es schon!" Die junge Frau lächelte, ein unsicheres Lächeln, in dem aber doch Hoffnung lag.

Fischer wartete bereits ungeduldig vor dem Hoteleingang. Jill hatte sich auf der winzigen Rücksitzbank des Mustangs zusammengekauert. Fischer stieg sofort in den Wagen und sagte: "'n Abend, Herr Lukowsky!" Er bemerkte die Frau, drehte sich um, reichte ihr die Hand und stellte sich knapp vor: "Peter Fischer!" - Sie sagte: "Jill." Der ausländische Name warf einen Schatten über Fischers Gesicht. Er sah Lukowsky an: "Wer ist sie?" - "Eine Amerikanerin, die vor ihren eigenen Leuten auf der Flucht ist," antwortete Lukowsky, "Sie ist in Ordnung." Fischer runzelte die Stirn: "Ist Ihr Büro sicher?" - "Wenigstens bis morgen," erwiderte Lukowsky, "Cornelius hätte es mir sonst gesagt." Fischer entschied: "Dann fahren wir erst einmal dorthin. Wir müssen die Dinge sondieren und durchdenken. Ich möchte detaillierte Informationen. In meinem Privatissimum geht es auf keinen Fall. Aber ich verfüge gegebenenfalls über andere Möglichkeiten." Es war Fischer anzumerken, daß ihn die Sache nicht gerade in Begeisterung versetzte.

Der Parkplatz beim Büro war noch frei. Lukowsky gab Fischer die Schlüssel: "Gehen Sie mit Jill vor. Ich ziehe noch eben Zigaretten aus dem Automaten um die Ecke. Fräulein Jill kennt sich schon aus."
Lukowsky holte Fischer zuliebe 'Reval', eine alte deutsche Zigatettenmarke, obwohl er sie nicht mochte.

Wie er das Büro betrat, brannte die kleine Schreibtischlampe, Fischer hatte hinter seinem Schreibtisch Platz genommen und telefonierte - er sprach Spanisch. Jill saß ihm mit großen Augen gegenüber und Staunte. Fischer agierte souverän wie Napoleon. Nachdem er dieses Telefonat beendet hatte, legte er auf, sah Lukowsky an und erläuterte: "Ich mußte Ihr Telefon beanspruchen. Fräulein Jill hat Schwierigkeiten. Aber es ist kein ernsthaftes Problem." Er wendete sich Jill zu, die auf einem der beiden Stühle gegenüber dem Schreibtisch saß. Lukowsky ließ sich auf dem zweiten nieder. Fischer sagte: "Fräulein Jill, ich besitze ein kleines Domizil in Garmisch-Partenkirchen. Dort werden Sie die nächsten Wochen verbringen, vielleicht auch länger. Ich habe geregelt, daß Sie offiziell morgen in Acapulco eintreffen, in einem Hotel, auf das das F.B.I. gewohnheits-

gemäß ein Auge hat - respektive dessen mexikanische Verbindungsleute. Eine mir gut bekannte BND-Mitarbeiterin wird dort Ihre Rolle spielen, Fräulein Jill, Größe, Alter und so weiter passen, man wird annehmen, Sie hätte Ihre Haare schwarz gefärbt und hochgesteckt. Sie werden nur wenige Stunden in jenem Hotel bleiben, nicht lange genug, als daß Beamte aus den Vereinigten Staaten dort erscheinen könnten; man wird auch annehmen, Sie blieben zumindest bis zum nächsten Tag und sich deswegen nicht überschlagen. Ich weiß, wie diese Herrschaften vorgehen. Sie verschwinden jedoch unvermutet schnell in Richtung Argentinien, Fräulein Jill - das heißt, die freundliche Mitarbeiterin des BND wird dafür Sorge tragen, daß es überzeugend danach aussieht. Sie ist Mexikanerin, und auf die Lateinamerikaner ist immer Verlaß. Außerdem ist diese Dame ist mir noch etwas schuldig, wir können ihrer Loyalität sicher sein. Man wird Ihre Fährte nicht weiterverfolgen. Sie sind an-sich keine wichtige Zielperson, und wenn Sie nach Argentinien gehen, so signalisiert dies, daß Sie nur Ihre Ruhe haben und keinen Ärger bereiten wollen." Jill hörte fasziniert zu. Fischer sprach weiter: "Das alles ist, wie gesagt, nur Bluff. Sie verlassen Deutschland nicht. Ich benötige Ihre Unterschrift und Paßfotos. Die Fotos mache ich selbst. Sie werden Ihr Äußeres nicht verändern. Der Gegner erwartet, daß Sie es tun, also tun sie es nicht. Außerdem wünsche ich persönlich nicht, daß Sie Ihre schönen Haare färben oder schneiden lassen. Sie bleiben genau so, wie Sie sind." Er griff wieder zum Telefon, wählte eine Nummer und sprach in den Hörer: "Fischer! Es tut mir leid, Sie zu wecken, Erwin. - Ja - Ich benötige eine Geburtsurkunde auf den Namen ... Karola Julia Hold. Geboren am ... 14. 4. 1947 in Osnabrück. - - Ja. - Und einen deutschen Paß auf diesen Namen, adäquat einen Personalausweis. Beschreibung: Größe 1,62, Augen blau, Haare blond. Ferner dazu passend einen Führerschein, ausgestellt in Köln, sowie einen Studienabschluß in Anglistik, ausgestellt von der Universität Köln. - Ja. - Ich werde übermorgen Abend bei Ihnen sein. Danke, Erwin - und gute Nacht!" Er legte auf. Auch Lukowsky war nun in s Staunen geraten. Fischer stützte die Ellenbogen auf die Schreibtischplatte, legte die Handflächen aneinander, sah Jill, dann Lukowsky und wieder Jill an, eher er erläuterte: "Von diesem Augenblick an, Fräulein Jill, heißen Sie Karola Hold. Es ist der Vorname meiner Mutter. Er fiel mir gerade ein. Ich hoffe, er gefällt Ihnen. - Sie beziehen vorläufig mein Domizil in Garmisch. Dort werden sie sich auch korrekt polizeilich melden. Sie können da so lange bleiben wie Sie mögen. Vermutlich wird es Ihnen gefallen. Düsseldorf und Umgebung werden Sie in den nächsten Monaten

meiden. In Garmisch ist es ohnehin schöner, und wenn Sie sich nach einer größeren Stadt sehnen sollten, haben Sie es nach München nicht weit. Sie werden sich neue Sachen zum Anziehen kaufen. Was noch aus den Vereinigten Staaten stammt, lassen Sie gleich hier. Sie verfügen in Garmisch auch über ein Auto. Es ist nur ein Volkswagen, aber der bewährt sich besonders im Winter sehr gut. Sie werden sich dort ganz natürlich einleben, Nachbarn kennenlernen und so weiter - nichts ist ungewöhnlich. Zum Glück ist Ihr Deutsch sehr gut. Sie werden es durch Heimstudium noch vervollkommnen. Für Lernmaterial sorge ich. Ihr leichter Akzent erklärt sich daraus, daß Sie Anglistik studiert haben und über längere Zeit in englischsprachigen Ländern lebten. Dieser Akzent wird ohnehin bald völlig verschwunden sein. Den rheinischen Tonfall werden Sie nicht so schnell loswerden, doch das macht nichts, Sie haben ja in Köln studiert. Ich verfasse Ihnen einen Lebenslauf, den Sie auswendig lernen werden - wer Ihre Eltern sind, Großeltern, wie Sie aufgewachsen sind - eben alles. Um Ihren Lebensunterhalt machen Sie sich keine Gedanken. Ich bin kein ganz unvermögender Mann. Sie werden ein Konto bei der Raiffeisen-Bank in Garmisch haben, auf dem sich immer eine ausreichende Summe befindet. Sofern Sie dort bleiben möchten, werde ich Ihnen entweder Übersetzungsaufträge verschaffen oder eine geeignete Stellung. Ich habe recht gute Beziehungen zu einem großen Elektronikunternehmen in München. Sie brauchen sich also nicht ausgehalten zu fühlen. - Sie sind im Bilde?" Jill bestätigte dies sprachlos mit einem bewundernden Kopfnicken. Fischer nahm die Handflächen auseinander und wendete den Blick Lukowsky zu: "Ich sehe keine Probleme, Herr Lukowsky. Es ist lediglich wichtig, die Dinge entschlossen und nicht halbherzig zu machen. Ich werde jetzt ein Taxi nehmen und meinen Wagen holen. Er steht in der Garage meines bewußten Wohnsitzes. In einer guten Stunde bin ich wieder hier und bringe Fräulein Karola dann nach Garmisch. Ich werde einen oder anderthalb Tage dort bleiben um einiges zu regeln. Dann komme ich wieder. Ich muß nach Bonn, um die Angelegenheit mit den Papieren zu erledigen. Anschließend fahre ich nochmals nach Garmisch, damit dort alles auf sichern Geleisen steht." Fischer legte die Hände flach auf die Tischplatte, überlegte eine Viertelminute und erhob sich: "Ja, wir haben nichts vergessen! Es wird keinerlei Schwierigkeiten geben." - Jill sah Fischer an wie einen Übermenschen, der er in mancherlei Hinsicht womöglich auch war.

Es hatte keine volle Stunde gedauert, bis Peter Fischer wieder erschien. Er nahm

Jills Reisetasche und bat Lukowsky: "Bitte eliminieren Sie die aussortierten Sachen schnell und gründlich! Am besten noch diese Nacht. Ferner bitte ich Sie, morgen früh hier meinen Anruf zu erwarten und, was - wir nicht vergessen dürfen: Bitte holen Sie Busch vom Flughafen ab. Er kommt mit der Maschine um 14 Uhr 20 aus Frankfurt am Main." - Lukowsky versprach, das alles zu tun.

Er begleitete Jill, die jetzt Karola hieß, und Fischer zu dessen Wagen. Es war ein silbergrauer Ferrari 500! - Peter Fischer hatte Ernst Lukowsky an diesem Tage gleich mehrfach in Erstaunen versetzt.

18

Noch zwischen Nacht und Morgen hatte Lukowsky die von Fischer aussortierten und zum Verschwinden bestimmten Sachen Jills, die nun Karola hieß, gründlich beseitigt. Dabei hatte er sich bemüht, ähnlich perfekt zu denken wie Fischer es getan haben würde, und das war gar nicht so einfach gewesen. Falls ‚man', wie Cornelius sich auszudrücken pflegte, tatsächlich nach solchen Spuren suchte, was Lukowsky sehr unwahrscheinlich vorkam, so an allen Orten, die dafür in Frage kamen. Also entschied er sich dafür, dorthin zu fahren, wo Heinz Kufner einst alte Autoreifen den Flammen übergeben hatte und es mit Jills überflüssig gewordenen Dingen ebenso zu tun. Der Schauplatz war eine einsame Halde, weit und breit kein beobachtendes Auge. Lukowsky setzte den Inhalt seines Reservebenzinkanisters ein, machte das nötige Feuer und wachte darüber, daß von diversen Kleidungsstücken nebst Perlonperücke nichts übrig blieb. Das alles erinnerte ein bißchen an kindliches Indianerspielen mit verbotenem Lagerfeuer in Opas Garten. Lukowsky verteilte noch herumliegenden Unrat über die Brandstelle und machte sich auf den Weg zurück nach Düsseldorf. Dichter Nebel zog auf, Lukowsky fuhr nicht schnell. In Gedanken besuchte er Fischer und Jill – zwei abenteuerliche Außenseiter des Lebens, die durch einen dritten von dieser Sorte, nämlich ihn, zusammengekommen waren – wer mochte wissen, was daraus noch werden würde? Auf alle Fälle hatte Fräulein Jill-Karola eine neue Chance bekommen, und das war gut.

Es ging auf fünf Uhr morgens, als Lukowsky sich endlich in seinem Büro einen Kaffee kochte. Da es keinen Zweck hatte, noch zu schlafen, setzte er sich in den Schreibtischsessel, legte die Füße auf den Tisch und beobachtete den Sonnen-

aufgang. Allmählich rötete sich der Himmel. Langsam ziehende Wolken stiegen wie grau-violette Schleier empor. Die Sonne ging auf, purpurrot und still.

Gegen sieben Uhr klingelte das Telefon. Fischer rief aus Garmisch an. Er sagte nicht viel. Womöglich fürchtete er, das Telefon könne abgehört werden. Das hielt Lukowsky für unwahrscheinlich, doch Fischer war an ein anderes Leben gewöhnt als er, an ein noch sehr viel abenteuerlicheres. Für Fischer gehörten solche Vorsichtsmaßnahmen wohl zur Routine. Er sagte nur, er sei samt Familie wohlbehalten angekommen und werde nun Urlaub machen. Unterdessen möge ihn ein wenig vertreten. Er solle nicht vergessen, den Kollegen vom Flughafen abzuholen. Von dem Familienausflug sei diesem nichts erzählen, sondern nur, er habe außerhalb zu tun. Er werde den Kollegen am Nachmittag anrufen. Es sei alles in bester Ordnung. Lukowsky meinte, Fischer möge sich von Karola doch einmal ihren Alptraum von neulich erzählen lassen. Es werde ihn interessieren. Fischer wunderte sich, sagte aber, er wolle einmal danach fragen.
Jedenfalls hatte Fischer seinen Haß gegen alles Angelsächsische überwunden. Darüber freute Lukowsky sich. Aus Haß war schließlich noch nie etwas Gutes hervorgegangen. Lukowsky spielte mit dem Gedanken, ob dem klugen Peter Fischer die hübsche Jill, beziehungsweise Karola, vielleicht auch persönlich gefalle. Frau Astrid Xylander, deren Bild lebensgroß in Fischers heimlichem Wohnsitz an der Wand hing, war vermutlich nicht zu haben. Aber Karola-Jill platzte fast vor Bewunderung für ihren Beschützer, das konnte niemand übersehen. Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und dachte, daß er in der vergangenen Nacht womöglich als Kuppler tätig gewesen sein könnte. Mitunter spielte das Schicksal ganz eigensinnige Spiele – so wie mit ihm und Vera. Auch diese Frau war vermutlich nicht zu haben. Er träumte trotzdem von ihr – vielleicht gar nicht viel anders als Peter Fischer von Astrid Xylander. Solche Träume konnten schön sein, auch wenn sie wirklichkeitsfremd waren. Ernst Lukowsky hatte das gelernt, jetzt, als ein Man in mittleren Jahren. Das hatte offenbar nichts mit dem Lebensalter zu tun. Sein Traum war so stark, daß nichts dagegen zu bestehen vermochte. Er wunderte sich selber darüber. Im Falle Peter Fischers mochte es anders liegen. – Doch vielleicht waren dies alles ja ganz dumme Gedanken. –

Lukowsky konnte die sonderbaren Ereignisse noch nicht so recht in sein Leben einordnen. Er beschloß, sie so weit wie möglich zu ignorieren und nutzte den Vormittag, sich ums Geschäft zu kümmern. Der von einem alten Kunden in Aussicht gestellte Flug nach Spanien mußte bald fällig sein. Lukowsky rief an.

Der Auftrag wurde zu seiner Freude für Ende der kommenden Woche bestätigt.

Wenig später rief Cornelius an und blies Entwarnung. Man vermute die ausgerissene Amerikanerin nicht bei ihm, er brauche sich deswegen keine Sorgen zu machen. Aber Vorsicht habe ja nicht schaden können. Lukowsky bedankte sich und meinte, das stimme wohl. Sie vereinbarten, sich in den nächsten Tagen einmal zusammenzusetzen und über alle möglichen unwichtigen Dinge zu reden. Vielleicht auch, daß Cornelius etwas Bestimmtes zu sagen hatte, womit er am Telefon nicht herausrücken wollte.

Lukowsky fuhr nach Lohausen, Richtung Flughafen. Zum ersten Mal in diesem Jahr machte sich der Herbst deutlich bemerkbar. Die Sonne schien, es war nicht kalt, nur windig. Erste gelbe und rötlich-braune Blätter wehten aus dem noch überwiegend grünen Laub der Bäume herab und wirbelten im Wind über das Straßenpflaster dahin. Wie kleine Windräder sahen sie in ihrer Bewegung aus. Das erinnerte Lukowsky an seine Kindheit: Windräder aus den Umschlägen alter Schulhefte hatten sie da gebastelt und ebenso über den Asphalt der Straßen sausen lassen, wie es der erste Herbstwind heute mit dem herabgefallenen Laub tat. Sonderbar, daß ihm jetzt diese Erinnerung kam an eine so weit zurückliegende Zeit – Kindheit. Doch Erinnerungen kamen und gingen mitunter ganz wie sie wollten, nahmen irgendeine Winzigkeit zum Anlaß, um sich auf Augenblicke groß und deutlich auszubreiten, so schnell, wie sie dann auch wieder verschwanden. - Flugzeuge! Die hatten ihn schon damals fasziniert. Die deutschen Me 109 und FW 190, die japanische Zero und die Mustang der Amerikaner. Die Jagdflugzeuge vor allem, die in der Luft manchmal noch so etwas wie Ritterlichkeit kannten und um die sich Legenden gebildet hatten, sowie auch um die berühmten Piloten: Erich Hartmann, mit 352 Abschüssen der erfolgreichste Jagdflieger der Geschichte. Noch am letzten Kriegstag holte er einen Gegner vom Himmel. Dann Walter Nowotny, Werner Mölders, Heinz Bär, Walter Oesau, Jochen Müncheberg, Adolf Galland – und natürlich Hans Joachim Marseilles, der ‚Stern von Afrika.' Da gab es viele große Namen, die unvergessen blieben. Mehr deutsche Jagdflieger hatten über 100 Abschüsse erzielt als Gegner zehn. Das war schon bemerkenswert. Und trotzdem ging der Krieg verloren: Viele Hunde sind des Hasen Tod, so lehrte es bereits ein altes Sprichwort. Aber es mußte damals wohl maßgebliche Leute in Deutschland gegeben haben, die dieses Sprichwort nicht kannten.

Lukowsky kam an der Abzweigung vorbei, die zum Abstellplatz der Transportflugzeuge führte. Das war diesmal nicht sein Weg. Er fuhr weiter. Immer noch wirbelte buntes Herbstlaub über das Straßenpflaster. Abermals schweiften die Gedanken zurück. Es hatte auch Quartettspiele mit Flugzeugen gegeben, dicke Flugzeugbücher – und natürlich Modelle, solche aus Plastik wie auch ganz selbstgebastelte Schleuderflugzeuge aus Pappe, die wunderbar im Kreise herumsausten. Die wurden auch möglichst naturgetreu angemalt. Bloß die auf das Leitwerk gehörenden Hakenkreuze durften nicht sein; deswegen hatte es in der Schule einmal ernstlichen Ärger gegeben. Als ob dieses schlichte Zeichen etwas so Gefährliches sei, daß jedermann davor Angst haben müßte. Ernst Lukowsky, damals Klasse 5 A, hatte das nicht verstanden. Doch mit dieser Flugzeugen ließ es sich besonders gut träumen, träumen von Fliegerabenteuern und vom heldenhaften Kampf. Die Bomber hatte er nie gemocht, sondern die kleinen Jäger, die gegen die großen Bomber antraten. Auch er hatte, wie Fischer, als Junge davon einiges mitbekommen, aber vieles doch nicht verstanden. Dort, wo er in jenen Jahren aufwuchs, bei den Großeltern auf dem Lande in Kärnten, war ihm ein Erlebnis wie das Fischers erspart geblieben. Wirklich schlimme Zeiten hatte er erst nach Kriegsende kennengelernt, als es nichts zu Essen gab und Willkür herrschte. Der Vater war in Gefangenschaft geraten und kehrte erst spät zurück. Die Mutter hatte den Krieg überlebt, aber nicht sehr lange. Bald verstarb auch der Vater an den Folgen einer in der Gefangenschaft nie richtig verheilten Kriegsverletzung. Ernst Lukowsky nahmen Verwandte im Rheinland auf. Der Onkel war Flieger gewesen, zuletzt beim Eismeergeschwader im hohen Norden. Der erzählte mitunter von seinen Erlebnissen. - So war das gewesen, vor sehr vielen Jahren. Nun sanken diese Bilder hinter diese Grenze des Vergessens zurück.

Lukowsky war rechtzeitig am Flughafen, um Busch abzuholen, wie Fischer ihn geheißen hatte. Busch wollte über Frankfurt am Main kommen. Lukowsky wußte, wo er zu warten hatte, um Busch sicher abzupassen.

Am Flughafen herrschte nicht viel Betrieb. Die Ferienzeit war vorüber, es gab kaum Urlauber, wie sie zu anderen Zeiten zahlreich die Flughäfen in Besitz nahmen. Die Privatreisenden waren jetzt in der Minderheit. Akkurat gekleidete Geschäftsleute mit kleinen Köfferchen an der Hand und Zeitungen unter dem Arm bestimmten das Bild, sowie Leute in Jeans und mit Turnschuhen. Diese hielten sich für Individualisten und waren doch die Uniformiertesten von allen.

Allesamt kamen sie Lukowsky irgendwie gleich vor. Ob sie ein Leben hatten? Oder nur eine Existenz, die gesichert sein mochte, aber kraftlos und bleich? Das hatte er sich schon manchmal gefragt, obschon es ihn gar nichts anging. Ein jeder mußte sein eigenes Leben leben. Er dachte unwillkürlich an eine alte chinesische Tautologie: ‚Der Sinn des Lebens ist das leben.' Ob die geknickten Diener des Götzen Mammon verstehen würden, was dies meinte? Wohl kaum; und wenn es einer von ihnen begriffe, erginge es ihm vielleicht so wie weiland dem Doktor Faust in seiner grauen Studierstube. Bloß daß kein Mephisto ihm einen Pakt anbieten würde. Dieser Gedanke hielt Lukowsky für einen Moment fest: Hatte denn er mit Mephistopheles einen Pakt geschlossen? Mit Blut unterzeichnet und sich der dämonischen unteren Welt verschrieben? War Busch, der gleich ankommen sollte, gar sein Mephisto? Doch das Gleichnis stimmte nicht. Ernst Lukowsky hatte nie in dem dunklen Mauerloch gehockt wie einst der Doktor Faustus, Geister zur Befreiung daraus brauchte er nicht zu beschwören, denn wenn es einen Besitz gab, den er unbestreitbar sein eigen nannte, so die Freiheit. Mephisto müßte sich also andere suchen. Opfer gäbe es derer heutzutage genug. Bloß mochte dem unternehmungslustigen Gesellen aus den dunklen Gefilden das 20. Jahrhundert womöglich zu unattraktiv sein. In diesen Tagen dachte die Hölle sich anderes aus.

Die 14-Uhr-20-Maschine war gelandet. Alle Ankömmlinge hatten den Ausgang passiert. Ihre Schritte tönten über den harten Boden des Flughafengebäudes. Busch war nicht unter ihnen gewesen. Zwei wartende Männer fielen Lukowsky jetzt auf, die enttäuschte Gesichter zogen. Vielleicht hatten auch diese beiden auf jemanden gewartet, der nicht eingetroffen war.
Busch konnte dieses Flugzeug verpaßt haben und mit dem nächsten kommen. Das würde in einer knappen Stunde landen. Lukowsky kaufte sich eine x-beliebige Zeitung; es stand ohnehin in allen das Gleiche. Dann ging er in die Cafeteria, holte sich einen Kaffee und wartete. Die Zeit verstrich langsam, wie das während des Wartens immer zu sein scheint. Lukowsky blätterte in der Zeitung. In einem der Artikel wurde über das ‚Konsumentenverhalten' lamentiert. Das brachte ihn auf eine Idee: In dieser Zeit sandte die Hölle keinen Mephisto mehr aus, denn der hatte ja durchaus Witz, war kein geistloser Bursche. In der modernen Gegenwart machte der Teufel die Menschen zu innerlich leeren Lemuren, zu: Konsumenten! Die brauchten keinen romantischen Pakt mit Blut zu unterschreiben – es genügte, wenn sie ihre Namen mit Kuli unter einen Kreditvertrag

setzten. Dafür bekamen sie aber nicht etwa zeitweilige Freiheit, im Gegenteil, schnell steckten sie bis über die Ohren in einem finsteren Mauerloch aus Schulden, Zinsen und Zinseszins. Von Kindheit an hämmerte brutale Rockmusik den Menschen den Geist aus der Seele, den Verstand aus dem Hirn und das Herz aus dem Leibe. Das Motto hieß: ‚Ihr sollt die Sau rauslassen' und - konsumieren, irgend etwas, Hauptsache viel und auf Pump, damit das Gefühl der Freiheit gar nicht erst aufkomme, wofür die Schulden schon sorgen würden. Dafür, das hatte der Offizier Ernst Lukowsky sich einst gesagt, lohnte es nicht, zu kämpfen. Er versuchte, die alte chinesische Spruchweisheit danach neu zu betrachten: Der Sinn des Lebens ist das leben. – Der Unsinn des Konsumierens ist das sich selbst Verlieren. – Da brachte die Hölle reichliche Ernte ein in dieser modernen Zeit; und wenn es so weiterginge, wäre der Mensch bald völlig verschwunden – bloß Konsumenten würden den Planeten bevölkern. Doch so weit war es noch nicht, noch gab es andere, wie Jill-Karola, Fischer und Busch, Astrid Xylander, Vera Jörgens und Ernst Lukowsky. Und, wer mochte es wissen, vielleicht würden ja eines Tages auch alle die Lemuren in den Spiegel schauen, sich vor sich selber ekeln und lernen, ein sehr wichtiges Wort auszusprechen: Nein!
Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und faltete die Zeitung zusammen. Druckerschwärze beschmutzte die Finger. Das war nicht so schlimm. Was da gedruckt stand beschmutzte die Würde des geistigen Wesens Mensch – das war schlimm. Der Blick aus dem Fenster zeigte ein startendes Flugzeug, ein anderes landete im selben Moment: Kommen und Gehen – Geburt und Tod – Ende und Neuanfang – ewiger Reigen. Er mußte auf einmal an Astrid Xylander denken: Es kommt ein neues Äon. –

Die 15-Uhr-10-Maschine aus Frankfurt am Main war angekommen. Lukowsky wartete auf Busch. Diesmal fiel es ihm auf: Jene zwei Männer, die schon bei Ankunft der 14-Uhr-20 gewartet hatten, lungerten wieder herum. Und sie sahen nicht aus wie Enkel, die ihre alte Oma vom Flugzeug abholen wollten. Das stimmte ihn mißtrauisch, er dachte an Cornelius' Warnungen und an Fischers ständige Vorsicht.
Busch kam mit flottem Schritt, den hellen Regenmantel über dem Arm, sonst trug er nichts bei sich. Er mußte Lukowsky sehen, doch sein Blick ging durch ihn hindurch und an ihm vorbei. Dieses Zeichen war eindeutig. Lukowsky verhielt sich nun ebenso, tat, als erwarte er jemanden anderen. Aus dem Augenwinkel bekam er mit, wie die beiden wartenden Männer Busch in Empfang nah-

men. Es gab keine Handschellen, doch es war eine Verhaftung, das stand außer Zweifel. ‚Man,‘ so mußte Lukowsky an Cornelius‘ Wort denken, ‚man‘ hatte sich Busch geschnappt.

Lukowsky wechselte beim Zigarettenkaufen Kleingeld ein und ging zum nächsten öffentlichen Telefonautomaten. Er wählte Fischers Nummer in Garmisch und erreichte ihn auch: „Ernst Lukowsky, grüß‘ Sie, Herr Fischer. Wie geht es Ihnen? - - Fein. Hier leider nicht so. Man hat sich Busch hergenommen. Er kam mit einem späteren Flugzeug, hatte vielleicht eine Ahnung.“ Fischer wirkte nicht sonderlich beunruhigt: „Ich glaube nicht, daß man Busch lange festhalten wird. Hatte er Handgepäck bei sich?“ – „Nein,“ antwortete Lukowsky, „nichts außer seinem Mantel.“ – „Gut,“ sagte Fischer, „dann wird es kaum Probleme geben. Mich hatten sie in dieser Weise schon ein halbes Dutzend mal, und auch für Busch ist es nicht neu. Das gehört sozusagen dazu. Ich werde aber trotzdem unseren Anwalt alarmieren. Dr. Josef Delböck. Merken Sie sich den Namen, er steht im Düsseldorfer Telefonbuch. Ich komme planmäßig übermorgen zurück.“ Lukowsky fragte: „Sonst noch was?“ – „Nein,“ erwiderte Fischer: „Bleiben Sie so unauffällig wie möglich. Bis Übermorgen!“ Auch Lukowsky sagte: „Bis Übermorgen,“ und hängte ein. Übrige Münzen klirrten im Rückgabefach.

Den Rest des Nachmittags und den frühen Abend hatte Lukowsky mit Bürotätigkeiten zugebracht, die Schreibmaschine gequält, um verschiedene Geschäftsverbindungen zu erneuern. Endlich waren immerhin neun tippfehlerfreie Briefe fertig, in Kuverts gesteckt und diese mit Briefmarken versehen. Auch solche Arbeit war nötig, und wer keine Sekretärin hatte, mußte sie selber erledigen.

Er fuhr in die Stadt, parkte in der Nähe des Hauptbahnhofs, und warf die Post in den Briefkasten. Er aß eine Kleinigkeit im nächsten Restaurant und schlenderte anschließend durch die Straßen. Es begann nun, zu dunkeln.

Sein zielloser Spaziergang führte in einer jener mitten in der Stadt abgelegen wirkenden Nebenstraßen, die nur als Abstellplätze für endlose Autoketten gebaut worden zu sein schienen. In einem der Keller mußte es eine Diskothek geben. Das dumpfe Stampfen eines immer gleichen, stumpfsinnigen Rhythmus‘ dröhnte von dort her. In Lukowskys Gedanken formten sich dazu unwillkürlich Bilder: Der Neandertaler in seiner Höhle, immerzu mit der Keule auf seinen Mitneandertaler einschlagend. Das war die moderne westliche Zivilisation, un-

endlich fern jeder Kultur. Lukowsky ging weiter, in eine noch entlegeneren Gasse. Dort drang aus dem grün erleuchteten Eingang einer Halbweltbar melancholische Musik auf die dunkle Straße. Nach einigen Schritten fand Lukowsky, daß die aus der Bar ins Freie dringenden Melodien gar nicht melancholisch, sondern übertrieben fröhlich waren. Doch gerade dieser überzogenen Heiterkeit haftete etwas Tragisches an. Eine dicke Lüge tönte durch die nächtliche Gasse. An dem froschgrün erleuchteten Bareingang, über dem in schillernden Buchstaben der Name ‚KAKADU' prangte, ging ein junges Paar vorüber, dem die Lüge nicht auffiel.

Plötzlich stand Lukowsky in dem grünlichen Lichtschein des Bareingangs. Er bemerkte es kaum. Sein Weg führte durch Dunstschwaden vieler Zigaretten, zwischen Plüschportieren hindurch, immer der überspannt fröhlichen Musik folgend. Er stieß gegen sich bewegende Leiber, drang an eine froschgrün flimmernde Theke vor, rückte auf einem Barhocker zurecht und bestellte bei einem im Rhythmus der Musik kopfnickenden Keeper ein Getränk, dessen Geschmack ihm nichts sagte. In grünen und violetten Straußenfedern tanzte ein hellblondes Mädchen auf einer winzigen Bühne vor offensichtlich dankbarem Publikum. Die strahlenden Augen des Mädchens bezeugten, daß es nicht ungern den altmodischen Tanz zu Klängen aus vergangenen Tagen aufführte. Auf welligem Blond und glänzender Haut blitzte das Licht grünlicher Scheinwerfer. Die Straußenfedern wippten bei jeder Bewegung des Mädchens, das nun erstaunlicherweise eine Einlage klassischen Spitzentanzes bot, bevor es nach tiefem Knicks die Bühne von Beifall begleitet verließ. Mehrere Stimmen riefen: „Josi!" Und noch einmal verstärkte sich der Beifall. Josi trat nochmals auf die kleine Bühne, knickste erneut, lächelte mit blutrot angemalten Lippen und strahlenden Augen, die aussahen wie blaues Porzellan. Vielleicht war Josi ja eine Puppe, die man aufziehen und tanzen lassen konnte wie die Olympia des Copelius? Dann verloschen die Scheinwerfer. Bald flammten sie wieder auf, um einen Zauberkünstler zu beleuchten. Der Zauberkünstler wirkte wie ein netter gealterter Gigolo. Aber er machte seine Sache gut, zauberte viele schillernde Seidentücher aus seinem Zylinder, anschließend Papierblumen und schließlich, zur Krönung des Vortrags, ein weißes Kaninchen, das bei näherem Hinsehen aus Stoff war und unter den Scheinwerfern froschgrün aussah. Er ließ Blumen und Tücher auf dem Boden liegen und das Stoffkaninchen - unter dem Klatschen des Publikums - wieder spurlos verschwinden. Nun erschien eine schmächtige Assistentin und

schob einen kleinen mit vier Rädern versehenen Tisch vor sich her. Auf diesem thronten die Requisiten für das weitere Wirken des Magiers. Mädchen und Tisch wurden ebenfalls mit kräftigem Beifall bedacht. Der Zauberkünstler begann ein verwirrendes Spiel mit zahllosen glanzpapierbeklebten Schachteln und kleinen Kästen, die er nach Belieben zusammenfügte und wieder auseinandernahm, wobei stets irgendein erstaunliches Wunderwerk zum Vorschein trat, von gefüllten Gläsern bis zu rohen Eiern, deren Dotter dann in wiederum anderen Gläsern landeten und wieder verschwanden, was dafür sprach, daß die Eier keine richtigen Eier waren sondern Zauberkünstlerhandwerkszeug. Doch es war nett.

Lukowsky verspürte ein Beißen in den Augen, was von stickiger Luft herrührte. Die übrigen Besucher des Lokales schien dies nicht oder nur wenig zu stören. Sie lachten und applaudierten und fühlten sich offenbar pudelwohl.
Über einer breiten Flaschenwand hinter der Theke leuchtete in grünen Lettern der Name des Etablissements: ‚KAKADU'. Außerdem klebten verschiedene Großfotos und Plakate an den Wänden, die oft nicht recht zueinander passen wollten. Auf einem dieser Plakate stand zu lesen: ‚Bündnis mit Peking bringt Rettung!`. Gleich daneben gab es die Gruppenaufnahme der Fußballmannschaft von Fortuna Düsseldorf mit Autogrammen, ein Foto von Greta Garbo und eines von Generalfeldmarschall Rommel. Auch Karl Marx fehlte nicht, obschon dieser sich hier im ‚Kakadu' nicht so ganz wohl zu fühlen schien, weshalb er die Stirn runzelte. Sein Bild hing genau zwischen dem eines Wehrmachtsoldaten mit Stahlhelm und heroischem Blick und dem Poster eines Leopard-Panzers. Ein kleineres Foto von Nietzsche hatte sich offenbar mit dem daneben befindlichen Dali angefreundet. Dann gab es ein Filmplakat von ‚Vom Winde verweht' und daneben ein Poster, das John Wayne mit gezogenem Colt zeigte. Die andere Wandhälfte teilten sich Zarah Leander, Heinz Rühmann und Hans Albers. In einer entfernteren Ecke durfte El Cordobes einen Stier bekämpfen und ein Porsche über Kunstdruckpapier rasen. An der Wand gegenüber, hinter der Bühne, hing ein überlebensgroßes Portrait von Brigitte Bardot, schön und goldgerahmt, wie das einer Landesmutter. Neben ihr gab es noch einen stolzen Samurai. - Unzählige kleine und kleinste Bildchen kamen hinzu, die alles nur Denkbare präsentierten. So bunt wie diese einem Kakadu würdige Galerie, erwies sich auch das Publikum. Vom minderjährigen Mädchen bis zum Greis waren alle Generationen gleichermaßen vertreten, man konnte Sekt oder Sprudelwasser trinken, die widersprüchlichsten Meinungen diskutieren oder einfach still dasit-

zen. - Im ‚Kakadu' herrschte Friede zwischen aller Verschiedenheit. Lukowsky sah sich nochmals um - ein bemerkenswertes Lokal. –

Der Illusionist hatte sein Tagewerk vollendet. Fünf junge Männer bezogen jetzt auf der Bühne Stellung. Vier Instrumentalisten und ein Sänger. Dieser Vortrag begann mit einigen gedehnten Tönen der Klarinette. Dann kam das Schlagzeug dazu und schließlich die beiden Gitarren, ehe der Sänger ein trauriges Lied von sich gab, das auf einen Italo-Western zurückreichte.

„Sie habe ich noch nie hier gesehen?" sprach eine helle, leicht beschwipste Stimme zu Lukowsky. Sie gehörte einem hübschen stubsnäsigen Mädchen. – „Das stimmt," entgegnete Lukowsky: „Ich bin rein zufällig hier." - „So," sagte das Mädchen nur, und nippte an einem Sektglas, stützte den Kopf in die Hände und die nackten Ellenbogen auf die Theke. Dunkelblondes Haar züngelte über den bloßen Oberarmen. Nach einer Weile wandte das Mädchen den aufgestützten Kopf: „Kennen Sie hier jemanden?" - „Nein," antwortete Lukowsky, „niemanden." Das Mädchen klappte die Lider zu und langsam wieder auf. Grüne Augen blickten unter langen, schattigen Wimpern hervor. Das Mädchen sagte: „Da hinten sitzt noch einer, der fremd hier ist. Der guckt immerzu herüber. Den kennen Sie auch nicht?" Es schien beinahe so, als seien neue Gäste im ‚Kakadu' unerwünscht. Lukowsky spähte in den dunstigen Raum. An einem Tisch ganz in der Nähe des Eingangs saß ein schlanker strohblonder Mann um die Dreißig. Sein Gesicht wirkte wie das eines großen Jungen. Er trug einen eleganten hellen Anzug. Das Mädchen sagte: „Der kam hinter Ihnen her und hat sich dann da hingesetzt. Ich hab so den Eindruck, der will was von Ihnen. Vielleicht ist der Schönling ja schwul?" Sie schüttelte sich demonstrativ: „Igitt!" –
Der Mann, den das Mädchen einen Schönling genannt hatte, machte einen durchaus männlichen und keineswegs unsympathischen Eindruck. Lukowsky kannte ihn nicht, er hatte ihn sicher noch nie gesehen.

Die Musik beschränkte sich nun auf eine einzelne Gitarre. Der Sänger war verschwunden. Er kam mit einer kleinen C-Trompete zurück. Trompete und Gitarre gaben die Melodie von ‚Alamo' zum besten, sehr einfühlsam, traurigschön. Das stubsnäsige Mädchen raffte sich auf und sagte: „Ich bin müde. Gute Nacht." Auch Lukowsky wünschte: „Gute Nacht!"
Lukowsky sah die trotz leichter Trunkenheit graziöse Mädchengestalt hinter einem Vorhang neben der Theke verschwinden. Klimpern wurde hörbar, als be-

finde sich hinter dem Stoff noch ein Holzperlenvorhang. Lukowsky fragte den Keeper: „Wohnt sie hier?“ - Der Mann hinter der Bar stutzte: „Wer? - Ach ja, das Fräulein. - Ja. Oben ist eine Pension. Gehört aber nicht zum Kakadu. - Möchten Sie mal eine Spezialität?“ Er reichte ein hohes, schmales Glas voll grüner Flüssigkeit. Lukowsky sagte: „Danke. Zyankali mit Waldmeister in Stronzium 90 geschwenkt?“ - Der Keeper lachte: „Probieren Sie!“ -
Die Musiker verließ unter Beifall das Podium. Allein der Schlagzeuger blieb mit seinen Instrumenten, um fortan einen Pianisten zu begleiten, dessen Klavier auf die Bühne geschoben wurde. In dem Pianisten erkannte Lukowsky den Zauberkünstler wieder, der nun einen Tango zu spielen begann, woran auch der Schlagzeuger besonderen Spaß zu finden schien, denn er rief hin und wieder „Bravo“ in die rauchige Luft. Jetzt kam auch noch Josi, nun in enganliegendes Schwarz gekleidet, nebst einer Geige und stimmte damit in den Tango ein. Die Stimmung im ‚Kakadu‘ hob sich. Kräftiger hieb der Illusionist-Pianist in die Klaviatur und mischte improvisierte Kadenzen in die Melodie. Verschiedene Gäste klatschten, andere tanzten lachend oder kichernd. Die Plätze an den Tischen und der Theke leerten sich. Fast alle Anwesenden drängten zur Tanzfläche. Lukowsky bezahlte seine Zeche und ging.

Vor dem froschgrün erleuchteten Ausgang des ‚Kakadu‘ blieb Lukowsky kurz stehen und atmete tief durch. Die merkwürdige Atmosphäre dieser ungewöhnlichen Bar hallte noch nach wie die Tangoklänge durch die offene Eingangstür.

Die Fußgängerampel an der Ecke Berliner Allee und Graf-Adolf-Straße schaltete soeben auf Rot. Lukowsky wartete. Da bemerkte er neben sich den gutaussehenden strohblonden Mann, den das Mädchen in der Bar einen Schönling genannt hatte. Er sah ihn an. Der Mann lächelte. Lukowsky fragte geradeheraus: „Ist das Zufall?“ Der Mann aus der Bar schüttelte den Kopf: „Nein. Mein Name ist Hugo Weiß. Wir sollten ein paar ruhige Worte miteinander wechseln.“ Lukowsky fragte: „Warum sollten wir das Ihrer Meinung nach?“ Hugo Weiß lächelte wieder: „Weil ich es möchte – mit einem gewissen Recht, wie Sie dann erfahren werden.“ Die Fußgängerampel schaltete auf Grün, sie überquerten nebeneinander die Straße. Lukowsky forderte: „Das möchte ich vorher erfahren.“ – „Gut,“ erwiderte Weiß: „Ich stehe im Auftrag von Antonietta Alotti. Spricht das für sich?“ Lukowsky wendete den Blick zu dem jüngeren Mann und sagte: „Dort drüben ist ein ruhiges China-Restaurant.“ Weiß nickte. Sie gingen wortlos nebeneinander her. Etwas kam Lukowsky in den Sinn: Einen Mann

namens Weiß hatte Vera Jörgens im Hotel Mondial gesucht, als sie statt dessen ihn antraf; und er hatte aufgehört, in solchen Dingen an Zufälle zu glauben.
Sie erreichten das Lokal, das Lukowsky meinte, und gingen hinein. Viel Betrieb herrschte nicht. Sie setzten sich an einen ruhigen Tisch, mit Blick auf eine chinesische Miniaturlandschaft voller Porzellanfiguren und einem winzigen Springbrunnen in der Mitte. Sofort kam eine freundlich lächelnde junge Chinesin, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Sie bestellten Kaffee, Pflaumenwein und Wun-Tun-Suppen. Als die Kellnerin sich entfernt hatte, sah Lukowsky den ihm gegenübersitzenden Mann an und meinte mit einer auffordernden Geste: „Nun? - Reden Sie!“ – Hugo Weiß erwiderte den Blick und sagte: „Ich möchte zunächst von Ihnen etwas wissen...“ – „Nein,“ winkte Lukowsky ab: „Erst erzählen Sie näher, wer Sie sind und was Sie wollen!“ Hugo Weiß lächelte. Sein Lächeln hatte beinahe den gleichen Ausdruck wie das der netten chinesischen Kellnerin. Hugo Weiß sagte: „Ich vertrete, wie schon gesagt, die Interessen von Fräulein Antonietta Alotti.“ – „Das heißt?“ fragte Lukowsky: „Sind Sie Rechtsanwalt?“ – Der blonde Mann gegenüber verstärkte sein Lächeln, als habe ihm soeben etwas gut gefallen. „Ja,“ antwortete er beinahe lebhaft: „So könnte man es ausdrücken: Ich bin Anwalt! Nicht Doktor juris – aber trotzdem in gewisser Weise Anwalt! Ich vertrete die Interessen meiner Klienten, und das sehr pflichtbewußt.“ Lukowsky steckte sich eine Zigarette an: „Dann tun Sie das, in dem Sie konkret werden.“ Hugo Weiß schien einen Augenblick lang zu überlegen, wie er seine Sache am besten darlegen solle. Schließlich begann er: „Fräulein Alottis Vater ist unlängst verstorben.“ Ein lauernder Blick mischte sich in Hugo Weiß‘ konstant-freundliches Lächeln: „Wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte.“ Er legte abermals eine kleine Pause ein und neigte sich dann leicht vor: „Fräulein Alotti hat Ursache, sich um die Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Vaters Sorge zu machen. Es gibt Gründe, aus denen sie damit rechnen muß, seitens der Behörden keine so ganz gerechte Verfahrensweise erwarten zu können.“ Hugo Weiß formulierte tatsächlich nicht viel anders, als es ein Rechtsanwalt getan haben würde: „Der Hintergrund ist: Ihr verstorbener Vater, Herr Domenico Alotti, gehörte während des Zweiten Weltkriegs dem Kreis der achsentreuen italienischen Offiziere an, die bis zuletzt an der Seite Deutschlands standen. Da Italien nach dem Sturz des Duce aus dem Krieg ausschied, hätten auch diese Offiziere kapitulieren müssen. Sie taten es aber nicht. Aus Loyalität wie aus weltanschaulichen Gründen. Dadurch gerieten sie in einen Rechtskonflikt, der sich nach Kriegsende naturgemäß auswirkte.

Außerdem ...“ Hugo Weiß zeigte eine Geste, die offenbar den römischen Gruß andeuten sollte, der auch einmal in Deutschland geholten hatte: „Alotti war von dieser zurzeit sehr unbeliebten Fakultät. – Sie verstehen?“ - Die nette chinesische Kellnerin servierte. Hugo Weiß blickte erwartungsvoll. Lukowsky sagte: „Jedenfalls so viel, daß, falls Herr Alotti Vermögen gehabt hätte, dieses beschlagnahmt werden könnte?“ Weiß nickte. „Zum Beispiel! Es geht aber nicht nur um substantielle Vermögenswerte, sondern auch und noch mehr um ideelle: Andenken, Kleinigkeiten, die für seine Tochter wichtig sind. Die Behörden behaupten, gewisse Dinge, die meine Klientin aus dem Erbe ihres Vaters auf aller Fälle beansprucht, seien nicht vorhanden. Es kann sein, das ist gelogen – es kann auch sein, daß es der Wahrheit entspricht. Dies betrifft besonders eine Silbergravur aus dem deutschen Mittelalter und verschiedene Schmuckgegenstände aus der italienischen Renaissance. Dabei handelt es sich um Erbstücke der Familie. Von überwiegend materiellem Wert wäre Herrn Alottis Briefmarkensammlung: Altitalien und Altdeutschland. Der Wert ist beträchtlich.“ Weiß richtete seinen Blick ruhig und erwartungsvoll in Lukowskys Augen. Es war der Blick eines Mannes, der daran gewöhnt ist, seine Ziele zu erreichen. Lukowsky antwortete offen: „Ich habe Herrn Alotti gesucht. Die Haustür stand offen. Er war nicht da. Jeder hätte hineingehen und alles stehlen können, was er wollte. Ich habe nichts angerührt.“ Hugo Weiß stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen der gepflegten Hände gegeneinander: „Das glaube ich Ihnen. Es war nicht meine Absicht, Sie des Diebstahls zu bezichtigen, wie Sie wohl auch der Art meiner Rede entnommen haben werden. Ich habe mich über Sie kundig gemacht, so weit das möglich war. Was ich von Ihnen erwarte – erbitte! – sind eventuelle Hinweise auf andere in Frage kommende Personen, die weniger altmodisch empfinden als Sie und ich – will meinen: weniger ehrlich.“ Lukowsky mußte unwillkürlich an Busch denken. Der hatte sich unbedingt noch in Alottis Haus umsehen wollen, wie Fischer es ausdrückte. Unterdessen sprach Hugo Weiß weiter: „Auch wenn die Haustür sperrangelweit offenstand, würde es einem Dieb, und zwar auch einem gewieften, kaum möglich gewesen sein, die besagten Gegenstände an sich zu bringen, denn sie waren vorzüglich versteckt. Domenico Alotti wußte, womit gegebenenfalls zu rechnen war – und er ist sicher ein kluger, äußerst umsichtiger Mann gewesen.“ Weiß besann sich der inzwischen kalt werdenden Wun-Tun-Suppe, schob sie aber beiseite und nahm nur einen Schluck Kaffee: „Nein, nein, an diese Sachen kam niemand heran, der nicht von Alotti selbst wußte, wo sie versteckt waren - oder eventuell alles syste-

atisch durchsuchende Spezialisten.“ – Lukowsky fragte: „Wer hätte das sein können?“ Nun lächelte der Mann ihm gegenüber wieder und lehnte sich zurück: „Herr Lukowsky! Warum, glauben Sie, war es mein Wunsch, mit Ihnen zu reden? Haben Sie keine Idee, wer in Betracht käme?“ Lukowsky tat Zucker in seinen Kaffee, rührte um, ließ sich Zeit. Endlich antwortete er: „In Toulon gab es einen Burschen namens Thanner, der mir dumm kommen wollte. Er hatte einen C.I.A.-Ausweis in der Tasche.“ Hugo Weiß legte eine zweifelnde Miene auf: „Davon hörte ich; das heißt: von dem C.I.A.-Hintergrund, von der Person des Mr. Thanner wußte ich noch nicht. Trotzdem – ich denke, wir müssen an einen persönlichen Vertrauten Domenico Alottis denken, und von denen gibt es nicht viele.“ Wohl eine halbe Minute lang sahen die Männer sich schweigend an. Dann sagte Lukowsky: „Ich werde mich umhören. Wo sind Sie zu erreichen?“ Der andere lächelte: „Im Reiche Nirgendwo - überall und nirgends! Aber wenn es Ihnen recht ist, rufe ich Sie an – sagen wir übermorgen?“ Die Ausdrucksweise, ‚überall und nirgends‘, und noch dazu in der sonderbaren Betonung, erinnerte Lukowsky plötzlich an etwas, das Cornelius auf seine Frage geantwortet hatte, wo denn die ‚Bösen‘ ihr Hauptquartier hätten: ‚Im Lande Nirgendwo. Überall und nirgends,‘ hatte Cornelius darauf erwidert. Lukowsky sagte: „Es ist mir recht.“ Hugo Weiß zeigte ein zufriedenes, verhalten-siegesgewisses Lächeln. Er legte Geld auf den Tisch und erhob sich: „Ich danke Ihnen für Ihre Zeit, Herr Lukowsky! Ich muß leider aufbrechen, die Pflicht ruft heute noch andererorten nach mir. Bis übermorgen!“

Lukowsky hatte noch ein tüchtiges Essen nachgeholt, ehe er sich in sein Quartier begab – schon, um die nette chinesische Kellnerin nicht zu kränken. Diese hatte das ganz offenkundig bemerkt, und ihr bis dahin nur nett-traditionelles Lächeln strahlte auf einmal Herzlichkeit aus. Lukowsky hatte die Menschen Ostasiens kennen und schätzen gelernt, als er einmal für eine Weile im Auftrag eines japanischen Kunden zwischen Taiwan und Singapur flog. Immer, wenn er den Menschen dieser so fremden und doch bewundernswerten Kulturen begegnete, war es ihm, als gäbe es da eine stille, sehr enge Verbindung. Der amerikanische Co-Pilot hingegen hatte sich stets fremd dort gefühlt. Zen Okada, sein damaliger Auftraggeber aus Kioto, hatte gemeint, vielleicht gebe es eine uralte geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen den Deutschen und Asien. Zen Okada hatte lange in Düsseldorf gelebt; er kannte die beiden Welten. Asien – sonderbar – es erschien Lukowsky nicht fremd. Er nahm sich vor, auch Hsü-Shui wieder

einmal zu besuchen, den Besitzer des kleinen China-Ladens in der Breitestraße, mit dem er schon so manche Stunde verplaudert hatte. Darüber dachte er noch ein wenig nach. Hugo Weiß, dieser sonderbare Geselle, der von ‚überall und nirgends' kam, beschäftigte ihn in dieser Nacht nicht weiter. Aber er nahm sich vor, Cornelius zu fragen, ob der Name irgendwie bekannt sei.

19

Der Blechwecker auf dem Schreibtisch, ein Gegenstück zu dem noch verbeulteren Exemplar hinten im Wohnraum, zeigte viertel nach acht. Lukowsky war gerade dabei, sich den ersten Kaffee dieses neuen Tages einzuverleiben, als die Türklingel schellte. Lukowsky ging durch die Diele und öffnete. Ein Postbote stand vor der Tür und hielt Lukowsky ein Paket hin: „Ein Eilpaket," sagte der Briefträger ungeduldig und erklärte: „Ich stehe im Halteverbot." Lukowsky fand ein paar von den übriggebliebenen Münzen, die er für das Ferngespräch mit Fischer eingewechselt hatte, und gab sie dem Briefträger. Der rief: „Danke!" und hastete die Treppe hinunter zu seinem im Halteverbot stehenden Fahrzeug.

Lukowsky schloß die Tür, ging in sein Arbeitszimmer und plazierte das mittelgroße Paket auf dem Schreibtisch. Es war außerordentlich schludrig verpackt, so wie es jemand gemacht hätte, der entweder sehr schlampig war oder in sehr großer Eile. Letzteres schien zutreffend zu sein. Das Paket hatte den Absender ‚F. Busch, Hotel Corona, Düsseldorf', war aber beim Flughafenpostamt in Frankfurt am Main aufgegeben worden. Es fiel nicht schwer, sich darauf den passenden Reim zu machen. Lukowsky öffnete das Paket. Darin lag zuoberst ein Zettel mit den handschriftlichen Worten: „Bitte gut sicherstellen! Busch." - Offenbar hatte Busch diese Sachen hastig zusammengepackt und beim Flughafenpostamt in Frankfurt am Main aufgegeben. Dabei dürfte er wohl sein Flugzeug versäumt haben. Wahrscheinlich hatte er geahnt, daß ihn in Düsseldorf die falschen Leute empfangen könnten. Lukowsky mochte nicht in fremden Sachen stöbern, doch die Begegnung mit Hugo Weiß am Vortag ließ dieses Paket in einem besonderen Licht erscheinen. Vermutlich stammte der Inhalt aus Domenico Alottis Haus in Toulon.
Das Paket enthielt, wovon Hugo Weiß gesprochen hatte: Drei Briefmarkenalben, ein großes und zwei kleinere. Dann mehrere Schachteln, die Lukowsky verschlossen ließ. Vermutlich befanden sich darin die bewußten Schmuckstücke.

Dazwischen lag ein in steifen Karton gebundenes Heft mit tagebuchähnlichen Aufzeichnungen in deutscher Sprache, auf 1862 datiert. Auffällig war eine ovale Silberplatte, die auf den ersten Blick wie ein zu klein geratenes Tablett aussah. Auch diese hatte Hugo Weiß erwähnt. Die Platte war auf beiden Seiten mit Gravuren versehen. Die Vorderseite zeigte eine schöne Frau mit lang wallenden Haaren, wahrscheinlich eine Göttin, über einer merkwürdigen Figur, die ein männlich-weibliches Doppelhaupt darstellte, von ferne an einen Januskopf erinnernd. Über dem Scheitel des Doppelkopfes, zugleich ungefähr auf Höhe des Bauchnabels der darüber prangenden Göttin, war ein kleiner Bergkristall eingelegt. Von der weiblichen Kopfhälfte ging ein Zopf aus, der das Doppelhaupt wie eine Säule trug. Rechts davon stand ein Ritterkreuz und links ein schlangen- oder blitzförmiges Gebilde. Über alledem ragte das Frauenbild empor, das zwar nicht unmittelbar Astrid Xylanders Göttin glich, aber doch leicht eine andere Darstellungsform von dieser sein konnte. Die Gravuren auf der anderen Seite waren bizarr und unverständlich. Anscheinend wahllos zusammengestellte Linien, Bögen, Kreise, Ellipsen und Punkte von sehr unterschiedlicher Größe. Dazwischen gab es, winzig klein, unlesbare Zeichen, vielleicht auch fremdartige Zahlenkolonnen. Während die Silberplatte selbst und das Göttinnenbild auf der Vorderseite sichtlich alt war, schienen die Eingravierungen auf der Rückseite erst später hinzugefügt worden zu sein, Lukowsky gewann beinahe der Eindruck einer verschlüsselten technischen Zeichnung. Diese mit Gravuren versehene Silberplatte war in eine Zeitung eingeschlagen gewesen. Als Lukowsky das Paket wieder zusammenpackte, fiel ihm auf, daß die Zeitung alt war. Eine Ausgabe des Vatikan-Blattes ‚Osservatore Romano' aus dem Jahre 1966. Vermutlich stand etwas darin, was Busch für bedeutsam hielt. Lukowsky nahm seine Italienischkenntnisse zusammen, durch Reste des Latinums verstärkt, und blätterte. Das einzig Interessante schien ihm der Hinweis darauf zu sein, Papst Johannes XXIII. habe bemerkenswerte prophetische Verse hinterlassen. Einige davon waren wiedergegeben, und in einem hieß es, die Gewinner des Zweiten Weltkriegs würden letztlich die Verlierer sein und die Verlierer die Sieger. Lukowsky dachte daran, daß Fischer sich darüber freuen dürfte und machte eine Fotokopie dieses Artikels. Es fiel ihm ein zu versuchen, ob sich auch die Silberplatte ablichten lasse. Er hätte das Bild gerne bei nächster Gelegenheit Frau Astrid Xylander gezeigt. Die Ablichtung gelang recht gut. Er blätterte in dem merkwürdigen Tagebuch und kopierte daraus die ersten Seiten. Dann stellte er

Buschs Paket wieder zusammen und überlegte, wohin damit. „Gut sicherstellen," hatte Busch verlangt, und vielleicht war das nötig. Nach den jüngsten Ereignissen war auch Lukowsky gegenüber so manchem mißtrauisch geworden. Das Auftauchen des eleganten Herrn Weiß ließ ebenfalls aufhorchen. Allerdings: Der Inhalt des Pakets stand ganz unzweifelhaft Alottis Tochter zu, und diese sollte das auch alles erhalten; dafür zu sorgen nahm Lukowsky sich fest vor. Herrn Busch stand davon höchstwahrscheinlich nichts zu. Lukowsky entschied sich zunächst für die banalste aber wohl gerade deshalb sicherste Lösung: Auf den Namen der Firma ein Bankschließfach anmieten. Die Briefmarkenalben stellten sicherlich einen erheblichen Wert dar, und andere Gegenstände in dem Paket womöglich ebenso. Lukowsky erinnerte sich, daß auch Vera den Namen Antonietta Alotti erwähnt hatte und diese kannte. Dank Cornelius' Dossier, hatte Lukowsky deren Anschrift in München. Womöglich würde es Busch nicht gefallen, doch Alottis Tochter sollte ihr Eigentum vollständig erhalten, sie und niemand sonst, auch kein Herr Weiß von ‚überall und nirgends'.

Nachdem er bei der 'Deutschen Bank' ein Tresorfach gemietet und das Paket dort verstaut hatte, aß Lukowsky in dem China-Restaurant, in dem er am vorigen Abend gewesen war, zu Mittag und begab sich dann ins Büro. Er überlegte, Cornelius anzurufen, entschied sich aber dafür, diesen einmal persönlich aufzusuchen. Schließlich lag das Polizeipräsidium direkt auf der anderen Straßenseite.

Im Polizeipräsidium erlebte Lukowsky eine Überraschung. Seine Frage nach Herrn Cornelius rief ein geradezu scheues Erstaunen hervor. Der ältere Beamte in der Portiersloge fragte: „In welcher Angelegenheit möchten Sie Herrn Cornelius sprechen? Reinhard Cornelius?" Lukowsky behauptete: „Es geht um einen ungeklärten Flugzeugabsturz. Ich vertrete eine private Transportfluggesellschaft." Der Beamte in der verglasten Loge sah ihn zweifelnd an: „Und deswegen möchten Sie Herrn Cornelius sprechen? War das betreffende Flugzeug in militärischem Auftrag unterwegs?" – „Nein," entgegnete Lukowsky, „mit militärischen Angelegenheiten hatte das nichts zu tun." Der Beamte in der Portiersloge sah ihn von unter herauf durch Panzerglas nachdenklich an. Im Hintergrund erschien ein jüngerer, mit MPi bewaffneter Polizist. Der Ältere sagte: „Bitte warten Sie einen Moment. Wie ist Ihr Name?" Ganz plötzlich hatte Lukowsky das Gefühl, bei der ersten falschen Regung in ein ungemein gefährliches Wespennest zu stechen. Es war kein angenehmes Gefühl. Er nannte seinen Namen und wartete, obwohl er lieber schnell wieder gegangen wäre. Es

dauerte keine fünf Minuten, da erschien ein vielleicht vierzigjähriger Beamter in Zivil und sagte: „Guten Tag! Sie sind Herr Lukowsky? Ich bin Oberinspektor Großmann. Sie suchen Herrn Cornelius?“ Lukowsky antwortete: „Wenn er gerade da wäre, hätte ich ihn gern besucht. Er ist nicht da?“ – „Nein,“ sagte Oberinspektor Großmann, „Herr Cornelius hat zwar ein Büro im Präsidium, aber seine Hauptdienststelle ist nicht hier. Am besten, Sie hinterlassen Ihre Personalien, Herr Cornelius wird sich dann sicherlich mit Ihnen in Verbindung setzen.“ – „Nicht nötig,“ erwiderte Lukowsky: „Ich weiß, wie ich ihn erreichen kann.“ Das schien den Oberinspektor in ein unsicheres Erstaunen zu versetzen. Lukowsky merkte, daß er immer noch ganz dicht daran war, in das dicke, gefährliche Wespennest zu stoßen. Alles in ihm riet, möglichst schnell und zugleich souverän zu verschwinden. Er sagte: „Danke für Ihre Mühe! Auf Wiedersehen.“ Er gab dem Oberinspektor die Hand, die Verabschiedung war schnell und schlicht. Ohne sich umzusehen und ohne erkennbare Eile verließ Lukowsky das Polizeipräsidium. Die ihm folgenden Blicke des Herrn Oberinspektors spürte er wie tausend Nadelstiche im Rücken. Der Name Cornelius hatte eine verblüffende Wirkung ausgelöst. Wahrscheinlich war dieser mit Dingen befaßt, die außerhalb der gewöhnlichen Polizeiarbeit lagen. Selten hatte Lukowsky den Geruch der Gefahr so unmittelbar empfunden wie während der eben vergangenen Minuten.

Wieder im Büro, nahm er das Telefon und wählte die Nummer, die ihm Cornelius als die seiner Dienststelle gegeben hatte. Es war eine Nummer mit Durchwahl. Lukowsky ließ aufs Geratewohl die beiden letzten Zahlen weg und wählte statt dessen eine Null, um so womöglich zur Zentrale zu kommen und zu erfahren, welche Institution sich dort meldete. Aber es funktionierte nicht. Er versuchte es erneut, diesmal mit einer Eins statt der Null. Auch das klappte nicht. Also die ganze Nummer – Cornelius ging dran. Lukowsky sagte: „Tag Herr Cornelius. Ich wollte Sie gerade einmal im Polizeipräsidium besuchen, aber dort reagierten die Herrschaften sehr sonderbar.“ Cornelius schwieg zwei Sekunden und sagte dann: „Das war auch keine gute Idee. – Falls sie sich wegen Busch erkundigen wollen, da gibt es nichts Ernstes.“ Lukowsky ging nicht darauf ein, sondern fragte: „Sagt Ihnen der Name Hugo Weiß etwas? So um die dreißig, vielleicht auch Mitte dreißig, aber sehr jung wirkend, groß, blond, kultiviertes Auftreten?“ – „Spontan nicht,“ entgegnete Cornelius, „aber ich höre mich um. Lassen Sie uns abends reden, nach 21 Uhr. Rufen Sie aus einer Gastwirtschaft an.“ Lukowsky meinte zu merken, daß Cornelius momentan nicht viel sprechen

wollte oder konnte, sagte: „Gut," und legte auf. Er betrachtete das Telefon, das jetzt still auf dem Schreibtisch stand: Ein kleiner Geheimnisträger aus grauem Hartplastik mit ein bißchen Elektronik im Bauch. Womöglich hatte dieses brave Gerät inzwischen ungebetene Mithörer bekommen. Die merkwürdigen Eindrücke mehrten sich. Allmählich begann Lukowsky, Fischers Sicht auf die Dinge nachempfinden zu können: Das Unberechenbare lugte aus allen Ecken und Ritzen. Er kramte die Bankschließfachunterlagen hervor und steckte diese samt dem Schlüssel in ein Kuvert. Bei ‚Wellmeyers 1A-Gebrauchtwagen' würde ganz gewiß niemand danach suchen. Lukowsky brach auf, um das Kuvert dort zu hinterlegen. Es konnte keinen sichereren Platz geben als diesen. Mochte der Autohändler auch jeden Kunden nach Strich und Faden betrügen, außerhalb des Geschäfts war er durchaus ehrlich, schon aus Bequemlichkeit.

Gegen Abend rief Lukowsky aus einer Kneipe in der Adersstraße Cornelius auf dessen Privatnummer an. Cornelius war da und erklärte zuerst: „Ich konnte vorhin nicht gut reden. Haben Sie wahrscheinlich gemerkt. Zu Ihrem Spezi Busch: Der springt bald wieder in der freien Natur herum. Ich denke, noch heute. Na ja. So viel ich davon mitgekriegt habe, ist er eine harte Nuß. Ein paar Leute, die ihn verhört haben, brauchen beinahe schon den Psychiater." Lukowsky warf ein: „So genau kenne ich Busch nicht. – Was über den Burschen namens Hugo Weiß?" – Cornelius lachte: „Nein. Aber unter der Personenbeschreibung über Hugo Schwarz, Grün und Braun. – Das ist kein Scherz!" – „Und?" fragte Lukowsky. Cornelius antwortete: „Nichts Greifbares. Aufgetaucht ist der Hugo Bunt – wie ich ihn jetzt mal nenne – an verschiedenen Orten. Sofern es derselbe ist. Meran, Klagenfurt, Wien, München, Köln, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm, Brüssel, Paris, Dublin, vielleicht noch woanders, das weiß ich nicht. Überall gab es dann ein-zwei unaufklärbare Todesfälle am Rande. Kann, muß aber nicht zusammenhängen. Auch keineswegs sicher, daß es immer derselbe Mann war. Gibt ihn behördlich nirgends. Keine polizeiliche Meldung, auch nie in einem Hotel. Komisch. – Was haben Sie mit dem zu schaffen?" Lukowsky sagte: „Vielleicht gar nichts. Habe ihn in einer Bar kennengelernt. Er sagte auf eine sonderbar kryptische Art, er komme von ‚überall und nirgends'. Das erinnerte mich an etwas, was Sie einmal gesagt haben." Eine kleine Pause entstand. Dann bemerkte Cornelius mit nachdenklicher Stimme: „So, so..., sieh an..." Lukowsky fragte: „Was heißt das?" – „Im Moment noch gar nichts," antwortete Cornelius, „Geben Sie mir mehr Zeit. Wir reden darüber Ende der Woche weiter."

In dieser Nacht kam Lukowsky ein merkwürdiger Traum: Über ihm war ein glitzernder Sternenhimmel, so klar, wie es ihn über der Großstadt nicht gab. Rechts stand ein Mond von ungewöhnlich grünfarbenem Schein. Es war warm, geradezu schwül. Der Blick auf den stillen Sternenhimmel war sehr schön, aber trotz der Klarheit ließ sich keines der vertrauten Sternbilder erkennen. Der von dem sonderbaren Mond kommende grüne Schein nahm zu, und nun wurde auch ein sanft-hügeliger Horizont erkennbar – als tauche er aus dem Nichts auf. Dann meinte Lukowsky, die geduldige Stimme Astrid Xylanders erläutern zu hören: „Schau, dies ist das Grüne Land... das Grüne Land... das Grüne Land...“ Er lauschte den Worten, die wie ein leiserwerdendes Echo verklangen. Und dann war da auf einmal die ovale silberne Scheibe über dem Horizont – riesig groß – und das Bild der Göttin darin war es, das sprach: „Die zeitlose Ewigkeit und die raumlose Unendlichkeit umfangen es, das Grüne Land, und darinnen ist alles, was Raum hat und Zeit.“ Dann begann der Bergkristall über dem Doppelhaupt zu leuchten – wie eine hellgrüne Sonne – und die Frauenstimme sprach: „Die überwunden haben, überwinden...! Die überwunden haben, überwinden...!“ –

Ein schrilles Geräusch störte auf einmal die wundersame Atmosphäre, die Bilder verschwanden. Das Geräusch blieb. Lukowsky wachte auf: Das Telefon! Er warf einen Blick auf die Leuchtziffern des Weckers – 3 Uhr 10 – und ging ins Büro, wo auf dem Schreibtisch das Telefon unentwegt läutete. Er nahm den Hörer: „Ja?!“ – Busch war dran: „Haben Sie meine Sendung erhalten? Gut untergebracht?“ Lukowsky sagte: „Ja! Wo stecken Sie?“ – „Im 'Corona'. Vor zwei Stunden ließ man mich gehen: Befragung fruchtlos beendet! Was soll’s! - Ich habe von Freund Fischer eine Nachricht vorgefunden, er sei auf Reisen. Darum möchte ich Sie treffen. Nicht bei Ihnen, auch nicht hier. Haben Sie einen Vorschlag?“ Lukowsky überlegte: „Unternehmen wir eine Spazierfahrt?“ – Busch stimmte freudig zu: „Ein ausgezeichneter Gedanke, ja! Erwarten Sie mich beim Taxistand Königsallee Ecke Graf-Adolf-Straße. In einer halben Stunde.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung,“ und legte auf. Er zog sich an, überlegte, ob er den Revolver einstecken sollte – sein Waffenschein war noch gültig – meinte aber, das würde nicht nötig sein. Beim Aufbrechen streifte sein Blick über den Schreibtisch. Dort lagen die Fotokopien, die er von der Silberplatte und aus dem Tagebuch angefertigt hatte. Lukowskys nahm das Bild der Göttin in die Hand. Er betrachtete es einen Moment, versuchte sich zu besinnen. Aber der Traum erschien ihm nun schon unsagbar fern und überdies unwichtig. Lukowsky ver-

staute die Blätter in einer Schreibtischschublade, nahm Zigaretten und Streichhölzer, knipste das Licht aus und verließ sein Büro.

Zu dieser Stunde gab es keine Schwierigkeit, direkt gegenüber dem Taxistand an der Ecke Kö einen Parkplatz zu finden. Bald bremste ein Taxi. Busch stieg aus und kam schwungvoll, offensichtlich gut gelaunt, auf Lukowskys Mustang zu. Er öffnete die Beifahrertür und ließ sich mit den Worten in den niedrigen Sitz fallen: „Das war ein guter Einfall von Ihnen, lieber Herr Lukowsky, eine Spazierfahrt bei Mondschein! Glänzende Idee! Guten Tag!“ Busch wirkte zwar abgespannt, aber dennoch in keiner schlechten Form. Er reckte den Kopf und spähte aus dem Wagenfenster: „Tatsächlich: Mondschein! Zwar nur ein Halbmond – aber romantisch!“ Lukowsky fuhr an und sagte: „Grüß Sie, Herr Busch. Sie müssen einen Riesenerfolg hinter sich haben, so gut wie Sie gelaunt sind.“ – „Habe ich, habe ich!“ bestätigte Busch und warf seinen zusammengeknudelten Mantel nach hinten: „Die Falle für den alten Fuchs ist noch nicht erfunden! Stellen Sie sich vor: Diese lausigen Tölpel von Staatsschützern meinten, sie könnten mich zuerst einschüchtern und dann einnähen! Nein, nein, meine Herren, weder das eine noch das andere!“ Lukowsky lenkte in Richtung Bergisches Land. Er fragte: „Was wollte man denn von Ihnen?“ – „Ooch,“ machte Busch gedehnt: „Nur auf den Busch klopfen. Wort-wörtlich sozusagen. Sie wußten, oder ahnten, daß ich noch in unseres Freundes Alotti Haus gewesen war. Bei denen mahlen die Mühlen langsamer als bei unsereins. Als sie ankamen, war ich schon im Gehen. Allerdings: Es ging um Stunden!“ – „Wollen Sie mir verraten,“ fragte Lukowsky, „was es im Hause Alottis so Spannendes gab?“ – „O ja!“ erwiderte Busch lebhaft: „Das, was ich gefunden und mitgebracht habe! Ich gab es in Frankfurt am Main per Post auf, wie Sie wissen, sonst wäre’s jetzt futsch! Allein die Briefmarken sind spielend eine Viertelmillion wert, wenn nicht mehr. Alotti hat eine Tochter. Sie würde davon nie etwas sehen, wenn ich es nicht noch eben sichergestellt hätte.“ Daß Busch von sich aus die rechtmäßige Erbin erwähnte, war Lukowsky lieb, es erleichterte vieles. Er fragte: „Warum eigentlich sollten die Behörden Alottis Tochter ihr rechtmäßiges Erbe vorenthalten.“ – „Warum?“ Busch warf Lukowsky einen staunenden Blick zu: „Weil unser Freund Alotti solch ein verträumter Idealist war, wie unser Freund Fischer einer ist, Leute, die noch nachträglich den Krieg gewinnen und die Welt verbessern wollen, den Kapitalismus überwinden und dergleichen Blödheiten mehr, der Menschheit Heil und Segen bringen ... Damit macht man sich nicht beliebt,

mein lieber Herr Lukowsky, glauben Sie mir! - Ich persönlich halte nichts von Weltverbesserei. Die Leute, die das Paradies bringen wollen, bringen meistens die Hölle. Das begann mit Lykrug im alten Sparta und pflanzte sich mit Marx und Hitler in die Gegenwart fort. Und sogar das Christentum, was hat es gebracht? Kulturverwüstung und Inquisition! Nein, nein, glauben Sie einem alten Mann: Am besten ist es noch immer, die kleinen Menschlein als kleine Menschlein voller Fehler zu nehmen, wie sie nun einmal sind. Napoleon Bonaparte war ein großer, kluger Mann, und was hat er gemacht? Einen großen, dummen Krieg! Nein danke! Unsere Regierungen taugen wahrlich nicht viel – ob die deutsche, die französische, die amerikanische, sämtliche Parteien, das gilt alles gleich: Lauter kleine, egoistische, korrupte Menschlein voller Fehler. Aber mehr wollen sie eben auch gar nicht sein, sich nur die Wänste vollfressen und bequem leben. Darum sind sie nicht gefährlich. Es ist alles ganz einfach! Ich bekenne, ich bin ein Stück von dieser Welt – ich will nur Geld!“ Er kicherte über seinen Zufallsreim und schloß an: „Mein Ziel ist es, die letzten Jährchen meines Lebens in Ruhe und Wohlstand zu genießen. Ich denke da an eine nette Besitzung im Salzkammergut, einen Wagen mit Fahrer – Bentley oder Mercedes – das Nötigste an Personal, und dann ein wenig Natur und Kultur frönen!“ Er wendete wieder den Blick zu Lukowsky und betonte: „Sie sehen, wie ehrlich ich bin! Ich bekenne mich zum platten Materialismus! So lange es mir gut geht, ist mir der Rest um mich herum reichlich egal. Ich bin mit den Nazis gut ausgekommen, ohne einer zu sein, ich komme mit den Demokraten gut aus, ohne einer zu sein, mit den Kommunisten würde es nicht anders stehen, und falls morgen die Marsmenschen die Macht übernähmen, käme ich auch mit denen gut aus, ohne einer zu sein!“ Busch fuhr angeregt zu sprechen fort: „Sie können das charakterlos nennen, in Ordnung! Es stimmt! Aber...“ Er holte eine Zigarre hervor und steckte sie an: „Die Wertgegenstände gehören dem Alotti-Mädel, sie soll das alles haben. Ich hole mir meine Beute woanders. Ein paar der Sachen möchte ich nur erst in Ruhe unter die Lupe nehmen. Wo haben Sie sie?“ – „Im Bankschließfach der Firma,“ antwortete Lukowsky. Busch nickte zufrieden: „Das ist nicht schlecht, ja, das ist sogar sehr gut!“

Sie hatten das dichtbebaute Stadtgebiet hinter sich gelassen. Lukowsky fuhr nicht schnell, es war eine geruhsame nächtliche Spazierfahrt. Die Mondsichel stand am Himmel, nur wenige Sterne ließen sich sehen, doch der Hauch eines grünen Schimmers schien für einen Augenblick über den Horizont zu steigen. Lukowsky erinnerte sich – so, als ob er vor vielen hundert Jahren davon gehört

hätte: „Das Grüne Land.“ Er hatte die Worte halblaut ausgesprochen, ohne daß ihm dies bewußt geworden wäre. Busch merkte auf: „Wie kommen Sie darauf?“ Lukowsky fragte: „Auf was?“ – „Das Grüne Land!“ drängte Busch: „Wie kommen Sie jetzt auf diesen Begriff?“ Lukowsky nahm sich eine Zigarette und wich aus: „Dies ist das Bergische Land – Bergisches Land – Grünes Land – eine Assoziation.“ Busch warf ihm einen zweifelnden Blick zu: „Mein lieber Freund Lukowsky! Wollen jetzt Sie versuchen, den alten Fuchs Busch zu übertölpeln? Ich nehme eher an, unser Freund Fischer hat ihnen davon erzählt, von dieser Mythe des Grünen Lands.“ – „Nein,“ sagte Lukowsky: „Es kam mir einfach so in den Sinn.“ Und er fügte wahrheitsgemäß an: „In einem Traum, glaube ich, sagte eine Stimme in der Nacht: ‚Das Grüne Land.‘“ Er wendete den Blick und lächelte Busch an: „Es ist die Wahrheit!“ – Busch erwiderte das Lächeln nicht, er wirkte auf einmal ernst und nachdenklich: „Ich glaube Ihnen!“ – Nun forschte Lukowsky: „Welche Bedeutung hat das Ihrer Meinung nach – das Grüne Land? Denn Sie scheinen dem doch eine besondere Bedeutung beizumessen.“ – „Ja und nein,“ antwortete Busch ernst: „Es ist so: Der Mythe nach ist das Grüne Land eine Art Überwelt, in die alle anderen Welten, diesseitige, unser Kosmos, und jenseitige, viele, viele, quasi eingebettet sind. Der Glaube daran kommt aus dem alten Mesopotamien und Persien. Ich habe zu solchen Dingen nicht den richtigen Zugang. Sie müßten Fischer danach fragen, das ist eher sein Metier, was ich darüber weiß, habe ich auch bloß von ihm.“ Busch streifte Zigarrenasche in den Aschbecher bei der Mittelkonsole: „Was mich so nachdenklich stimmt, mein lieber Lukowsky... Ich halte an-sich nichts von Okkultismus und dergleichen – obwohl es faszinierende Seiten daran geben mag. Bedeutende Persönlichkeiten haben sich damit auseinandergesetzt. Aber ich kenne diesen Begriff auch in einem anderen Zusammenhang, das will ich Ihnen ruhig sagen: Sofern dieses Grüne Land existiert, es also noch ganz andere Sphären gibt als unseren Kosmos, in welche dieser jedoch eingebettet ist ...“ Busch unterbrach sich und begann von einer anderen Seite neu: „Sehen Sie, Herr Lukowsky, es gab die Idee, so um 1943/44, überschnelle Fluggeräte zu bauen, mit denen selbst ferne Gestirne ohne nennenswerte Probleme erreicht werden könnten. Die Idee dabei war, daß dies sehr einfach möglich wäre, wenn es gelänge, unsere diesseitigen Naturgesetze zu überwinden und gewissermaßen ...“ Busch zeigtet einige zweifelnde Gesten: „Gewissermaßen durch das Jenseits zu fliegen, in dem völlig andere Naturgesetze herrschen – eben durch das besagte Grüne Land.“ Er winkte ab: „Aber das ist alles Träumerei! Und Sie sind nicht der Mann, scheint

mir, mystischen Träumereien nachzuhängen. Deshalb verblüffte es mich, diesen mir nur durch Freund Fischer bekannten Begriff aus Ihrem Munde zu hören. Doch lassen wir das!“ Lukowsky bemerkte, daß Busch diese Gedanken nicht weiter verfolgen wollte. Lukowsky meinte: „Vielleicht erzählen Sie mir, warum Sie mich jetzt mitten in der Nacht unbedingt treffen wollten.“ – „Ja, ja!“ machte Busch, als falle es ihm erst jetzt wieder ein: „Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten – eigentlich um zwei.“ Er unterbrach sich und sagte nach einer kleinen Pause: „Das stimmt zwar, aber vor allem hatte ich keine Lust, jetzt allein zu sein oder irgendwo in einer Bar zu hocken. Meine Nerven haben doch allerhand aushalten müssen, so daß ich mich nach dem Gefühl sehnte, unter Freunden zu sein.“ Er paffte mit seiner Zigarre und wurde dann wieder lebhafter: „Doch zu meinen Bitten an Sie. Die erste eilt nicht. Sie haben Verbindung zu diesem Cornelius. Ich möchte gelegentlich mit ihm reden. Aber unter besonderen Bedingungen, die arrangiert sein wollen. Können sie ihn zu einem Treffen auf neutralem Boden bewegen? Es könnte ein ruhiges Gasthaus sein, irgendwo am Stadtrand, gut überschaubar. Ich muß sicher sein, daß der Mann ohne Kollegen erscheint.“ Lukowsky meinte: „Das würde er höchstwahrscheinlich, es sei denn, sie laufen ihm ohne sein Wissen nach. Aber ich halte ihn für geschickt, er würde das merken.“ – „Gut!“ Busch paffte an seiner Zigarre: „Dann fädeln Sie das bitte ein. Mit Diplomatie, ohne erkennbare Eile. Dieser Cornelius kann Gold wert sein.“ Lukowsky bemerkte: „Er wird auch welches haben wollen.“ Busch lachte: „Ja? Das macht ihn mir sympathisch. Na gut! Wir geben ihm Geld!“ Busch spann seinen Faden weiter: „Sie möchte ich nicht dabei haben, Herr Lukowsky, dieser Cornelius soll nicht das Gefühl bekommen, zwischen zwei Leuten eingezwängt zu sein. Unter vier Augen spricht es sich immer am besten. Ich kann Ihnen gleich sagen, worum es mir geht: Er soll spionieren, und zwar in Permanenz! Ich möchte möglichst genau wissen, was man inzwischen über uns weiß, was man vermutet und annimmt, wie der Stand der Dinge ist – immer aktuell. Wenn der Mann funktioniert, werden wir zu jeder Zeit einen Schritt voraus sein. Das Zweite: Als die Dummköpfe mich verhörten, brachten sie mich auf eine Spur, von der wir alle noch gar nichts wußten.“ Er hob eine Hand und zeigte eine einschränkende Geste: „Das heißt: Vielleicht ist es eine Spur. Es muß eine Ruine geben, besser gesagt, ein verfallenes Gebäude. Hat nur ein paar Jahre gestanden. War ein Ingenieurbüro mit einer kleinen Versuchswerkstatt. Damit muß es etwas auf sich haben. Ich weiß wie die Firma hieß, aber noch nicht, wo sie sich befand. In vierundzwanzig Stunden, spätestens, werde ich das wissen.

Ich beschaffe mir einfach alte Branchenadressbücher und sehe nach. Was da so interessant ist – ich habe keine Ahnung! Aber es muß etwas auf sich haben mit diesem Haus. Gewisse in- und ausländische Institutionen suchen dort nach etwas und können es nicht finden – offenbar. Es dürfte mit jenem Teil unserer Sache zusammenhängen, die Freund Fischers Part ist. Er soll es gegebenenfalls auch haben. Mich interessiert daran lediglich die weiterführende Fährte – oder, falls sich der von Fischer so verschmähte dumpfe Mammon dort finden läßt, eben dieser. Sie sind jung und kräftig, Herr Lukowsky, Sie werden das hinkriegen! Wichtig ist, daß Sie sich die Kellerräume ansehen. Womöglich gibt es da einen Geheimgang. So richtig zum Gruseln! Das wird es auch werden, denn Sie müssen bei Nacht und Nebel dort hin, lieber Lukowsky. Das Terrain wird sicherlich bewacht, wenn auch vermutlich nicht sonderlich streng. Trotzdem: Erwischen darf man Sie da nicht! Ich gehe davon aus, daß wir nichts Besonderes entdecken werden. Aber ich möchte mir später kein Versäumnis vorwerfen, dazu fragten unsere geschätzten Gegner mich zu intensiv deswegen aus. Sie sind immer noch hinter den letzten Geheimwaffen des Reiches her, und es ist ihnen unheimlich, daß sie die nicht finden können. Da ...“ hob Busch hervor: „Da geht es um das, was durch besagtes Grünes Land fliegen sollte! Vielleicht gibt es das alles ja gar nicht, aber das beruhigt sie auch nicht, so lange sie es nicht definitiv wissen.“ Busch grinste wohlgefällig: „Ich konnte die Gelegenheit wahrnehmen, ihnen einen falschen Happen hinzuwerfen, an dem sie sich tüchtig verschlucken mögen!“ Lukowsky fragte: „Wenn ich da schon nächtens in einer Ruine herumstöbern soll, können Sie mir dann wenigstens einen Anhaltspunkt geben, was im Fall des Falles zu finden wäre?“ Busch tat erstaunt: „Das sagte ich schon: Ein Geheimgang! Oder etwas Ähnliches. Ich hatte das schon so gemeint, wie ich es sagte. Was wir suchen, mein lieber Herr Lukowsky, befindet sich unter der Erde, in einer von insgesamt drei, vier oder auch fünf verborgenen Anlagen, die zwischen Ende 1943 und Anfang 1945 gebaut, beziehungsweise vollendet worden sein müssen. Nicht von offiziellen Stellen, denn sonst wären unsere Gegner nach dem Krieg darauf gestoßen, weil es irgendwo sicher bürokratische Akten darüber gegeben hätte. Nein, diese Geschichte war eine Privatinitiative, geheimer als geheim – weil nämlich nach allen Seiten. Und es steht ganz außer Zweifel, daß dies kein Märchen ist. Es wäre ja nun möglich, daß Leute, die sich damit auskannten, ihr Häuschen samt Werkstatt über einer dieser Anlagen errichtet hatten und also auch einen Zugang kannten. Selbst wenn es so wäre und wir das fänden, würde damit noch immer nicht gesagt sein, daß es eine von jenen beiden

der Anlagen ist, die wir suchen. Wir könnten auch Pech haben und nur ein paar verrottete Überreste halbfertiger Flugzeuge finden. Aber es könnte ja auch anders sein. Gerade jetzt nach dem Verhör glaube ich nicht, daß der Gegner weiß, wo er zu suchen hat. Aber...“ Busch machte eine Geste mit beiden Händen: „Man wird sehen! Für Sie wird es ein ganz nettes kleines Abenteuer sein, und erwischen lassen Sie sich schon nicht.“ – „Ich hoffe es,“ sagte Lukowsky. – „Ja,“ begann wieder Busch: „Es ist doch fein, das wir uns getroffen haben. Die nächtliche Spazierfahrt hat mir sehr gut getan. Da Peter Fischer nicht zugegen ist, hätte ich sonst mit meinen Gedanken alleine herumsitzen müssen, denn zum Schlafen war mir noch nicht zumute. Jetzt aber kommt doch die Müdigkeit, es ist auch alles Wichtige gesagt.“ Busch kurbelte das Seitenfenster einen Spalt auf und warf seinen Zigarrenstummel nach draußen: „Es ist nötig, daß wir die Dinge beschleunigen, lieber Herr Lukowsky! Und es ist ebenso nötig, von nun an sehr, sehr achtsam zu sein, noch mehr als bisher!“

Auf der Rückfahrt hatte Buch nur noch im Plauderton über Belangloses gesprochen. Ein paar hundert Meter vor dem Hotel ‚Corona‘ ließ er sich von Lukowsky absetzen und ging das letzte Stück zu Fuß.

Als Lukowsky wieder in sein Quartier gelangt war, zwitscherten bereits die Vögel des jungen Tages und am Himmel zog der erste Schimmer des Morgens auf. Die Mondsichel war noch deutlich zu sehen, und Lukowsky dachte: ‚Das Grüne Land‘...

Am frühen Vormittag rief Fischer an. Er sei unterwegs nach Düsseldorf, in Garmisch wäre alles in Ordnung, mit Busch habe er bereits telefoniert. In den Abendstunden sollte man sich zusammensetzen. Ob Lukowsky in seinem Büro sein werde. Lukowsky sagte, er werde, und so verblieben sie.

Lukowsky benutzte den weiteren Tag, sich um eine Maschine für den nächste Woche bevorstehenden Flug nach Spanien zu kümmern. Eine von der Luftwaffe ausrangierte 'Nord Atlas' bot sich an, der französische Nachbau einer im wesentlichen noch aus Kriegszeiten stammenden deutschen Konstruktion. Die würde ab Dienstag verfügbar sein, gerade rechtzeitig. Die nötige Vorfinanzierung war zu regeln. Es klappte mit Ach und Krach, aber es ging. Dann mußte noch jemand her, der den Co-Piloten spielte. -

Als der Abend nahte, war das meiste geschafft. Lukowsky kam auf die Idee, ein-

mal bei Wenzl anzurufen. Der zeigte tatsächlich Interesse, sie verabredeten sich für kommenden Montag früh. All das hatte Lukowsky wieder in seinen gewohnten Alltag zurückgebracht, einmal wieder nichts von abenteuerlich anmutenden Geschichten, nichts von magischen Sonnen, geheimen Wunderwaffen oder dem Grünen Land; das alles ließ sich leicht und ohne Bedauern vergessen. Nicht vergessen ließ sich Vera Jörgens. Immer wieder mußte Ernst Lukowsky an sie denken, ob er wollte oder nicht. Sie mochte an einem fernen Ort sein, in einem anderen Land, für ihn war sie doch nahe. Jedoch das Gefühl, um sie Angst haben zu müssen, war verflogen. Im Gegenteil hatte sich das große, ruhige Empfinden in ihm ausgebreitet, daß Vera in ihrer klugen Art stets das Richtige tun würde, besser als er es vermöchte. So war der Gedanke an Vera zu einem Ankerplatz der Gewißheit geworden – auf eine unerklärliche Weise. Und im richtigen Augenblick, das meinte er zu spüren, würde sie auch da sein, ihn anschauen und zu ihm sprechen – Vera, deren Name ‚die Wahrhaftige' bedeutete. -

Vera Jörgens, Astrid Xylander - jetzt womöglich noch Antonietta Alotti - was hatte diese Frau mit alledem zu tun? Erstmals dachte Lukowsky darüber mit Distanz nach. Er saß an seinem Schreibtisch. Durch die großen hohen Fenster sah er die Sonne untergehen hinter den Dächern der Stadt.
Vera hatte Hugo Weiß gesucht, den Mann von ‚überall und nirgends.' Warum? Brauchte auch sie einen – ‚Anwalt'? Wahrscheinlich, und der hieß nun Ernst Lukowsky. Zum Glück. Oder hätte Hugo Weiß ihr womöglich besser dienen können? Dieser strohblonde Bursche mit dem ruhigen und kühlen, aber nicht kalten Blick? Lukowsky versuchte sich zu erinnern, welche Farbe die Augen dieses Mannes hatten. Es fiel ihm nicht ein, nur: Sehr ruhig und kühl waren sie gewesen, gar nicht wie die eines jungen Menschen; ein sonderbarer Gegensatz. Den hatte Vera also gesucht – vermutlich. Die meisten anderen Akteure des Geschehens waren ihr bekannt; Busch und Fischer – und Valtine, ihr Feind. Aber desgleichen Alotti und dessen Tochter. Ob Vera auch Astrid Xylander kannte? Unmöglich erschien Lukowsky das nicht mehr. Auf alle Fälle hätten diese beiden Frauen sich gewiß sehr gut verstanden. - Ein Gedanke ging Lukowsky nicht mehr aus dem Kopf: Kam nicht auch Vera Jörgens, die Tochter des Offiziers um Canaris – von ‚überall und nirgends'? Doch nein! Sie hatte eine Geschichte, eine Vergangenheit, ein Schicksal. Vera stand am Rande des Geschehens, vielleicht auch darüber, aber nicht mittendrin.

Das Klingeln des Telefons rief ihn in den gegenwärtigen Augenblick zurück.

Fischer war dran, sagte, in einer halben Stunde würden er und Busch kommen. Lukowsky ging in die Küche und setzte Kaffee auf. Drei von den insgesamt vier verfügbaren Tassen waren sauber.

Fischer und Busch waren guter Dinge. Busch, weil er möglichst bald die aus Alottis Haus stammenden Sachen zu durchstöbern gedachte, und Fischer wegen des Hinweises auf den verfallenen technischen Betrieb, der, wie die beiden inzwischen herausgefunden hatten, sich in Schwaben befand, in der Nähe von Crailsheim. An Lukowskys Schreibtisch besprachen sie ihre nächsten Pläne, studierten Karten im Autoatlas und legten Vorgehensweisen fest. Fischer zeigte sich entschlossen, die Exkursion selbst vorzunehmen. Lukowskys Rolle war nicht viel mehr als die eines Gastgebers, und das empfand er als durchaus angenehm. Nach anderthalb Stunden hatten seine Gäste ihren Kriegsrat beendet. Fischer fragte: „Herr Lukowsky, hätten Sie Lust, mich auf meiner Erkundungsreise zu begleiten? Dazu besteht keine Notwendigkeit, aber vielleicht haben Sie nichts anderes vor?“ – „Wenn Sie mich dabei nicht brauchen,“ antwortete Lukowsky, „kümmere ich mich lieber hier um meine Geschäfte. Sie werden sich vorstellen können, daß ich da auch noch etwas zu tun habe.“ Fischer nickte: „Das sehe ich ein.“ Busch sagte zu Fischer: „Ich komme mit!“ Fischer faltete die ausgeklappte Autokarte zusammen und klemmte sich den Atlas unter den Arm: „Gut. Dann, so denke ich, sehen wir alle uns übermorgen abend wieder.“ Busch hob einen Zeigefinger: „Wir werden dann die Sachen aus Alottis Haus in Augenschein nehmen!“ Fischer ging auf diesen Einwurf nicht ein. Der Gedanke an die aus dem Haus geholte Hinterlassenschaft schien ihn unangenehm zu berühren. Vielleicht mißtraute er Busch. Im Gehen merkte Fischer gegenüber Lukowsky an: „Ich werde ein besseres Quartier als das Hotel ‚Corona‘ für uns suchen. Es ist nicht gut, wenn Ihr Büro zu einer Drehscheibe unserer Angelegenheiten wird.“ Sie gaben sich die Hände. Busch war schon in die Diele vorausgegangen.

Lukowsky trat ans Fenster. Fischer und Busch überquerten die Straße. Busch redete und gestikulierte eifrig. Fischer verhielt sich ruhig. Es sah nach einer Verstimmung zwischen den beiden aus. Sie stiegen in zwei verschiedene Taxis und fuhren in der selben Richtung davon. Das hatte etwas Sinnbildhaftes: Zwei sehr unterschiedliche Männer, die nur ein gemeinsamer Weg verband, an dessen Ende verschiedene Ziele stehen sollten.

Lukowsky setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch, steckte sich eine Zigarette an und überlegte: „Was gingen ihn eigentlich die Ziele der Herren Fischer und Busch an? Gar nichts! Die gerade zuendegegangene Zusammenkunft hatte ihm das deutlich gemacht. Er war im Grunde nur Zuschauer gewesen – so, wie es sein sollte. Denn, um was ging es ihm? Er wollte den oder die Schuldigen am Tode seiner Freunde Felix und Heinz zur Strecke bringen – und Veras Todfeind Valitne – was alles in allem eines war. Dort lagen seine Interessen, da schlug auch sein Herz. Alles übrige? Er wollte weder die von Herrn Admiral Canaris vergrabenen Schätze heben noch Wunderwaffen finden und damit womöglich die Weltrevolution anzetteln oder dergleichen. Viel wichtiger wäre es ihm gewesen, die Firma zu retten, aus der sich vielleicht noch etwas machen ließ. Ansätze dazu gab es jetzt einige, und dafür brauchte er seine Zeit. Fischer hatte das offensichtlich recht gut verstanden. Busch nicht, der war ein komplett Besessener.

Lukowsky versuchte, Ringe mit dem Zigarettenrauch zu blasen. Es gelang ihm nur selten. Was, so sannen seine Gedanken weiter, hinderte ihn daran, Busch und Fischer machen zu lassen, was sie wollten, und sich nur noch um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern? Bei Lichte besehen gar nichts. Nur das mit den Sachen aus Alottis Haus wäre noch zu regeln gewesen, dann könnte er alles andere um Busch, Fischer & Co. vergessen. Kein Problem. – Es gelang ihm, einen schönen Rauchring zu blasen, doch er verflüchtigte sich gleich darauf wieder. – Alottis Erbe, kam Lukowsky erneut in den Sinn. Dazu gehörte wohl auch, vielleicht sogar an erster Stelle, jenes sonderbare kleine Ding, das jetzt bei Astrid Xylander war. Überhaupt: Astrid Xylander. Von ihr ging etwas sehr Ernsthaftes aus – was auch immer das im einzelnen sein mochte. Er war noch fern davon, dies zu verstehen. Aber die Zusammenhänge lugten mittlerweile an immer mehr Stellen hervor. Die Silberplatte mit der eingravierten Göttin – beispielsweise – oder die Mythe um das Grüne Land ...
Lukowsky drückte die aufgerauchte Zigarette aus und zündete sinnierend eine neue an. Was also hing zusammen: Peter Fischer und Astrid Xylander. Aber dazu auch Domenico Alotti, wahrscheinlich ebenso dessen Tochter Antonietta und – Vera? Sie hatte von Alotti und dessen Tochter erzählt, daran erinnerte sich Lukowsky sehr genau. Antonietta würde ihm gefallen, hatte Vera gesagt. – Auf alle Fälle: Das war der eine Kreis, der wirklich geheimnisvolle, geradezu mystische. – Alles andere hatte damit nichts zu schaffen. Busch, ebenso sicherlich

Valtine, waren nur hinter Geld her, das hatte mit dem ersten Kreis nichts zu tun – dem ‚Ersten Kreis', so benannten es Lukowskys Gedanken. Ja, da waren zwei völlig verschiedene Kreise, zeitweilig ineinander geschoben aber sich gegenseitig fremd: Der ‚Erste Kreis', der spirituelle, und der zweite, der materielle. Hatte Astrid Xylanders magische Handlung nicht ihn, Ernst Lukowsky, unentrinnbar zu einem festen Bestandteil jenes Ersten Kreises gemacht? –
Lukowsky setzte sich gerade im Sessel auf, drückte die Zigarette aus und sagte halblaut zu sich selbst: „So was gibt es nicht!"
Er griff zum Telefon und wählte die Nummer der Auskunft: „Guten Abend. Bitte sehen Sie nach, ob Sie in München eine Antonietta Alotti finden. – Danke. - - Ah, ja! – Danke, die Vorwahl habe ich." Es war noch früh am Abend. Ohne Zögern wählte Lukowsky die von der Auskunft genannte Telefonnummer. Nach zweimal Läuten mel-dete sich eine angenehme, helle Frauenstimme mit dem Namen Alotti. - Lukowsky sagte: „Guten Abend! Entschuldigen Sie den telefonischen Überfall, Sie kennen mich nicht. Mein Name ist Ernst Lukowsky. Ich habe einige Gegenstände aus dem Nachlaß Ihres Herrn Vaters erhalten, um sie an Sie weiterzuleiten." Die angenehme Frauenstimme am anderen Leitungsende sagte: „Ich bin erstaunt, aber natürlich zugleich erfreut. Rufen Sie im Auftrag von Herrn Weiß an?" – „Nein," erwiderte Lukowsky, „obwohl ein Mann dieses Namens mich ansprach und sich morgen wieder bei mir zu melden gedenkt. Aber ein alter Freund Ihres Herrn Vaters hat die Sachen für Sie in Sicherheit gebracht." – „Ein alter Freund meines Vaters ...?" wunderte sich die helle Frauenstimme. Lukowsky bestätigte: „Ja," und fragte: „Wie möchten Sie die Sachen erhalten? Ich habe kommenden Montag in München zu tun und könnte sie Ihnen bei dieser Gelegenheit übergeben. Sonst schicke ich sie Ihnen per Luftfracht. Ein sicherer Weg. Eine Übergabe an dritte, etwa den Herrn Weiß, findet nicht statt." Antonietta Alotti dachte ein paar Sekunden nach und entschied dann: „Es wäre mir recht, Sie am Montag in München zu treffen. Herrn Weiß werde ich entsprechend unterrichten, so daß er sich morgen nicht zu bemühen braucht." – „Gut," sagte Lukowsky: „Ich bin Montag Vormittag bei einem Kunden. Wo treffen wir uns anschließend?" Die Frau überlegte und schlug dann vor: „Im 'Café Roma'? Kennen Sie das? Maximilianstraße, gleich neben den ‚Vier Jahreszeiten'. So gegen Mittag?" – „Ich kenne es," sagte Lukowsky: „Montag gegen zwölf Uhr im Café Roma. Ich denke, ich werde Sie erkennen." Die Frau erklärte sich ein-verstanden und bedankte sich für den Anruf. Sie schien mit so etwas in keiner Weise gerechnet zu haben.

Lukowsky war froh, die Regelung dieser Angelegenheit kurz entschlossen angegangen zu sein. Es paßte in der Tat alles zeitlich sehr gut. Zu Wenzl mußte Lukowsky ohnehin. Erst jetzt, nachträglich, wollte ein deutliches Gefühl ihm sagen, daß Buschs Absichtserklärung, wirklich alle Wertgegenstände der rechtmäßigen Eigentümerin zukommen zu lassen, womöglich nicht so ganz ehrlich gemeint war. Wie leicht wäre es beispielsweise gewesen, einige der kostbarsten Briefmarken verschwinden zu lassen. Fischer hatte sich zu den Sachen aus Alottis Haus mit keinem Wort geäußert, in fast schon demonstrativer Weise. Das Thema schien ihm peinlich gewesen zu sein. Möglich, daß es anschließend auf der Straße sogar eine Auseinandersetzung deswegen gegeben hatte und dies erklärte, weshalb Fischer und Busch getrennte Taxis genommen hatten. Fischer war auf seine Art ein Ehrenmann, daran zweifelte Lukowsky nicht, er gehörte zum ‚Ersten Kreis'. Busch hingegen ging es bloß ums Geld, er gehörte zum anderen, zum ‚Zweiten Kreis.'
Lukowsky betrachtete die Reste des Zigarettenstummels in seiner Hand: Zwei ganz unterschiedliche Kreise, auf bizarre Weise ineinandergeschoben. Das war es. Er, Ernst Lukowsky, stand wohl doch außerhalb beider Kreise, war dem ersten ein wenig verbunden, dem zweiten jedoch gänzlich fremd. Was ihn in alledem bewegte, war und blieb ganz persönlicher Art, vor allem: Vera.

Eine innere Unruhe trieb Lukowsky an diesem Abend noch einmal in die Stadt. Ohne bewußt darauf zu gesteuert zu sein, befand er sich plötzlich in der Nähe von Tangoklängen und froschgrünem Licht. Beides drang aus dem Eingang des ‚KAKADU' auf den Bürgersteig. Lukowsky betrat die Bar. Diesmal wurde der Illusionist-Pianist nicht nur von Josis Geige, sondern zudem von einem Cello begleitet, das ein betagter weißhaariger Herr hingebungsvoll spielte. Auf dem Parkett bot ein elegant kostümiertes Paar einen Tango nach allen Regeln der Kunst. Es war zu früh für zahlreiche Gäste, die meisten Tische waren noch leer. An einem aber saß der Mann, der sich Hugo Weiß nannte. Lukowsky hatte das nicht erwartet, aber es wunderte ihn auch nicht, daß der sonderbare Herr Weiß sich von der sonderbaren Kakadu-Bar angezogen fühlte. Lukowsky setzte sich umstandslos an seinen Tisch und sagte: „Guten Abend, Herr Weiß!" Hugo Weiß lächelte, erwiderte den Gruß und sprach in umgekehrter Zuordnung aus, was Lukowsky soeben gedacht hatte: „Ich hatte es zwar nicht erwartet, bin aber auch nicht erstaunt; daß diese bemerkenswerte Bar einen Mann wie Sie anzieht." Die Deckungsgleicheit der Gedanken verblüffte Lukowsky, er sagte: „Stellen Sie

sich vor: Genau das hatte ich mir gerade in bezug auf Sie gedacht!“ Weiß verstärkte sein Lächeln: „Fein! Das spricht dafür, daß wir etwas gemeinsam haben dürfen.“ – Der Kellner kam, Lukowsky bestellte ein Glas Rotwein. Hugo Weiß steckte eine filterlose Orientzigarette auf eine Zigarettenspitze aus Silber und Elfenbein. Ein silbernes Feuerzeug klappte in seiner Hand auf und zündete die Zigarette an. Hugo Weiß wies auf die Zigarettenspitze: „Sie müssen zugeben, die paßt sehr gut hierher!“ Lukowsky nahm sich eine seiner Zigaretten auf die gewohnte einfach Art: „Da mögen Sie recht haben. – Übrigens: Ich habe vorhin mit Fräulein Alotti telefoniert.“ Hugo Weiß neigte interessiert den Kopf: „Ach, ja?“ – „Ja,“ bestätigte Lukowsky: „Anfang nächster Woche, wenn ich sowieso in München bin, bekommt sie die Hinterlassenschaft ihres Vaters.“ Weiß tat freundlich interessiert: „Woher haben Sie denn die Sachen?“ Lukowsky sagte die Wahrheit: „Ein alter Freund von Herrn Alotti war rechtzeitig im Haus, um der eventuellen Beschlagnahme durch die Behörden zuvorzukommen. Da dieser alte Freund selbst nicht ungefährdet ist, leitete er die Dinge in meine Hände. Ich werde sie auch übergeben.“ Hugo Weiß betrachtete konzentriert die Zigarette auf der Zigarettenspitze, fand, daß sie nicht ganz gerade darin stecke und bog sie zurecht: „Das finde ich nett von Ihnen, Herr Lukowsky. Sie sollten die bewußten Dinge übergeben – am besten mir und gleich.“ Er war nun mit seiner Zigarette zufrieden und lächelte Lukowsky kühl an. Lukowsky lächelte freundlich zurück: „Ich überbringe alles Fräulein Alotti! Ist das klar?“ Hugo Weiß behielt sein Lächeln bei, schüttelte aber den Kopf: „Ich wünsche, daß Sie alles mir geben! Das wäre der bessere Weg.“ Die Tonlage seiner Stimme hatte sich kaum verändert und doch einen unverkennbar drohenden Unterton angenommen. Lukowsky sagte mit unveränderter Freundlichkeit: „Es geschieht so, wie ich es will. Was Sie möchten, können Sie zu Weihnachten auf den Wunschzettel schreiben.“ – Urplötzlich schien die Luft über dem kleinen runden Tisch von arktischer Kälte überströmt zu sein. Die weiche Tangomusik klang unendlich fern. Hugo Weiß blickte Lukowsky mit kühlen hellen Augen an, seine Stimme wirkte trotz anscheinender Freundlichkeit wie ein eisiger Wind: „Dann nehmen wir an, morgen wäre Weihnachten und ich schriebe jetzt meinen Wunschzettel: Ich möchte, daß Sie mir die Stücke übergeben. Gleich. Noch in dieser Nacht!“ Lukowsky lächelte ungerührt: „Herr Weiß – oder Schwarz, Rot, Gold, wie immer sie sich nennen mögen, lauschen Sie meiner Stimme: Nein!“ – „Nein?“ wiederholte Hugo Weiß bedächtig das Wort und schloß an: „Sie sind ein mutiger Mann!“ – Der Kellner brachte den Rotwein. Hugo Weiß deutete mit

seiner Zigarettenspitze auf das Glas: „Es sieht fast wie Ihr Blut aus!“ Lukowsky schüttelte amüsiert den Kopf: „Hören Sie mal zu: Versuchen Sie nicht, einem alten Soldaten Angst einzujagen. Wahrscheinlich haben Sie ein Schießeisen bei sich. Vielleicht ich auch. Bevor Sie Ihres berühren könnten, wären Sie tot! Ist das klar?“ Lukowsky war unbewaffnet, doch das konnte der andere nicht wissen. Dieser sah Lukowsky nachdenklich an und sprach langsam, ohne jede Betonung: „Ja, ja ... Köln, Hotel Mondial ... Jesse James reitet wieder ... Zum Glück war ich nicht da. Vielleicht zum Glück für mich – vielleicht zum Glück für Sie. Männer wie Sie und ich sollten sich nicht streiten, wenn es nicht unbedingt nötig ist.“ – „Ein vernünftiges Wort!“ sagte Lukowsky darauf, nahm einen Schluck aus seinem Glas, stellte es wieder auf den Tisch und sah den Mann gegenüber fest an. Die arktische Atmosphäre flaute ab. Hugo Weiß schlug vor: „Ich warte bis morgen Mittag. Bis dahin wird Fräulein Alotti mich angerufen und unterrichtet haben. Im Grunde glaube ich Ihnen, was Sie sagen. Wenn die bewußten Sachen dann bis Mitte kommender Woche vollständig in den Händen meiner Klientin sind, bin ich zufrieden.“ Er hob sein Glas, das offenbar Orangensaft enthielt und nichts sonst. Lukowsky hielt mit seinem Weinglas dagegen: „So wird es gemacht!“ Sie stießen mit ihren Gläsern an und tranken. Ebenso plötzlich und total, wie die Kälte zwischen ihnen aufgestiegen war, war sie jetzt wieder verschwunden. Dennoch winkte Hugo Weiß unvermittelt dem Kellner, drückte seine Zigarette aus und sagte zu Lukowsky: „Ich lasse Sie jetzt besser allein. Wer weiß, wohin es sonst noch führt.“ Er erhob sich. Lukowsky sagte: „Auf Wiedersehen.“ Hugo Weiß hielt einen Augenblick inne, als müsse er etwas überlegen, sagte dann: „Ja, vielleicht! – Wer weiß!“

Auf der Bühne war die kleine Kapelle inzwischen durch Schlagzeug und Trompete vervollständigt worden. Diese Nacht schien ausschließlich dem Tango geweiht zu sein, der Spezialität des Hauses. Das hübsche stubsnäsige Mädchen, das voriges Mal neben ihm an der Bar gesessen hatte, kam an Lukowskys Tisch und fragte: „Wollen wir?“ – Das war lange her, daß er halbwegs hatte Tango tanzen können. Doch das Mädchen hatte schon seine Hand ergriffen und zog ihn mit sich. Also tanzten sie, und es ging gar nicht so schlecht. Sie tanzten, das eine um das andere Mal. Das Mädchen war höchstens siebzehn Jahre alt, nett und hübsch, aber nur wenig über einen-Meter-sechzig groß. So bildeten sie ein in mehrfacher Hinsicht ungleiches Paar. Aber im ‚Kakadu‘ spielte das keine Rolle. Hätten hier eine Giraffe und ein Känguruh zu den Tangoklängen Walzer ge-

tanzt, so würde sich auch darüber kaum jemand gewundert und ganz sicher niemand daran gestoßen haben – dies war ja die KAKADU-Bar.

Die Tangomelodien verfolgten ihn noch, als er zwischen später Nacht und frühem Morgen die vertrauten Räume des Büros betrat, die Jacke über den Schreibtischsessel warf und in das hintere Zimmer ging, das sein Wohngemach darstellte. Wie er ins Badezimmer ging und Wasser in die Wanne einließ, fragte er sich, ob es diese merkwürdige Bar, den ‚Kakadu', wirklich gab, oder ob das – in dem ewigen froschgrünen Licht – nicht womöglich eine verwunschene Insel des sagenumwobenen Grünen Landes war, von dem er einiges gehört und sogar schon geträumt hatte. Doch nein, dieses Grüne Land war gewiß völlig anders, würdevoller, ein Reich der Göttinnen und der Götter, die nicht Tango tanzten und keinen Rotwein tranken – oder letzteres vielleicht doch? – „Du spinnst wirre Gedanken, Ernst Lukowsky!" sagte er zu sich selber, „Sei nicht so blöd! Es gibt kein ‚Grünes Land', aber es gibt die Kakadu-Bar, und in der sind die Göttinnen stubsnäsig und die Götter können weiße Stoffkaninchen aus dem Hut zaubern und auf dem Klavier Tango spielen." Er warf einen Blick in den Spiegel, drehte den Wasserhahn bei der Badewanne wieder zu, sagte laut: „Scheiß der Hund drauf!" und legte sich, wie er war, schlafen.

Am frühen Morgen rumorte es an der Tür. Klingeln, Klopfen, Pochen, alles Mögliche, was Geräusche verursachte. Lukowsky erhob sich vom Bett. Er war noch vom Vortag angezogen, ging zur Tür und öffnete. Cornelius sagte: „Dachte schon. Sie wären nicht da – oder lägen mit einer Kugel im Leib tot am Boden. Aber Ihre Karre steht unten – übrigens im Halteverbot." – „Na, großartig!" sagte Lukowsky: „Kommen Sie rein!" Cornelius tat nur ein paar Schritte in die Diele: „Ich hab nicht viel Zeit. Wollte Ihnen nur sagen: Falls Sie mit diesem bunten Vogel zusammengetroffen sind – Weiß, Schwarz, Grün und so weiter, Sie wissen schon, dann sollten Sie mir mal ganz schnell alles darüber erzählen. Ich wäre daran sehr interessiert, und Ihnen könnte es nützen." Er ließ sich auf dem hellen Kunstledersofa nieder, drehte eine Zigarette zwischen seinen Fingern, ohne sie anzustecken und blickte erwartungsvoll: „Also? Erzählen Sie!" Lukowsky sagte: „Ich hab heute noch nicht einmal den ersten Kaffee intus." Cornelius zeigte eine nachdrückliche Geste mit der Zigarette, die er wie einen Taktstock zwischen den Fingern hielt: „Das ist mir egal! Ich hab jetzt nicht die Zeit, auf Kaffee zu warten. Ich möchte nur wissen, was Sie mit dem bunten Vogel zu tun haben!" – „Gar nichts," sagte Lukowsky: „Er hat mich mirakulös angesprochen,

weiter ist nichts. Ich habe auch keine Ahnung, wo er steckt und werde ihn wahrscheinlich nie wiedersehen. Falls er mich doch ärgert, trete ich ihn in den ... Sie wissen schon! Der Bursche kam mir bloß komisch vor. Darum wurde ich neugierig.“ Cornelius warf ihm einen ungläubigen Blick zu: „Das ist doch nur ein Teil der Geschichte!“ – „Aber der wichtigste,“ erklärte Lukowsky und versprach: „Sie, mit Ihren sonderbaren Geschichten und Dossiers, haben mich so neugierig gemacht. Sollte der Knabe nochmals auftauchen oder gar Ärger bereiten, kriegen Sie ihn von mir serviert.“ Cornelius stand zögernd auf und verharrte unentschlossen bei der Tür: „Ich meine es gut! In diesem Fall wäre es klug, sich mir anzuvertrauen. Es gibt ein paar Dinge, die kann ich vielleicht besser als Sie.“ Lukowsky fiel ein, daß Busch um eine Zusammenkunft mit Cornelius gebeten hatte. Aber er sprach nicht davon, sondern sagte: „Falls sich etwas von Interesse ergibt, rufe ich Sie an.“ – „Na gut,“ Cornelius nickte vor sich hin und wiederholte: „Na gut. Lassen wir es im Moment dabei. Aber halten Sie die Augen offen und stecken Sie ihren Püster zu sich! Möglich, daß Sie sich am Rande einer gefährlichen Zone bewegen – sozusagen. Ich muß jetzt weiter.“ Sie gaben sich die Hände. Cornelius verließ das Büro. Lukowsky ging in die Küche, setzte Kaffee auf und begab sich dann ins Bad.

Nachdem er sich alle bisher noch nicht bearbeiteten alten und eventuellen neuen Geschäftskontakte vorgenommen, acht Briefe getippt und sechs Telefongespräche geführt hatte, fielen ihm die Ablichtungen aus dem merkwürdigen alten Tagebuch in die Hand, das sich unter Alottis Sachen befand. Was war daran eigentlich so merkwürdig gewesen, daß Lukowsky gemeint hatte, ein paar Blätter daraus kopieren zu sollen? Es fiel ihm wieder ein: Vom ‚Licht der Göttin‘ hatte da etwas gestanden, was an Astrid Xylanders mystische Welt erinnerte. Nun sah sich Lukowsky die Blätter genauer an. Die Handschrift war so gestochen schön, wie die Leute früher zu schreiben verstanden. Der Zeit- und Ortshinweis lautete: Wien, 15. August bis 15. Dezember 1862. Ein Name stand nirgends, statt dessen ein kleines gedrucktes Wappen mit einer neunzackigen Krone. Das Wappenschild wies schräge Scharfur von oben links nach unten rechts auf; dies bedeutete die Farbe Grün. In der Mitte ragte ein Schwert auf, mit der Spitze nach oben. Rechts davon stand ein Kreuz und links eine Lilie. Ganz oben, über der Spitze des Schwertes, und ebenso ganz unten, waren strahlende Edelsteine oder Kristalle zu sehen. Das alles mochte etwas Bestimmtes zu bedeuten haben, doch Lukowsky verstand von Heraldik nicht viel. Er begann zu lesen, die Handschrift war angenehm klar:

In diesem Jahr, wo es zum Herbste sich hinneigt, im bald nahenden Lichte der Göttin, öffnet der Blick sich in den ersten Kreis für jene, die zu schauen verstehen und berufen sind aus dem Blute. Noch ist des zeitlichen Wegs ein gut Stück zu gehen, doch sind die Mardukschritte leicht zählbar geworden inzwischen.
Einhundert Jahr noch, dann wird das junge Licht erstmals berühren die Erdenwelt, noch ein halbes Jahrhundert mehr sodann, und es wird mächtig und siegreich sich da entfalten. Habe also berechnet, daß unserer Vorfahren Zählen der Jahre und Jahrhunderte durchaus richtig gewesen.
Nicht mehr fern, nach kosmischem Zeitmaß gar nahe, ist die Blüte des neuen Äons. Mag wohl sein, daß nicht auf ein Jahr ganz genau es sich vorhersagen läßt, aber doch ungefähr, so ich denke sagen zu können:
Um die Jahre da zwischen 1998 und 2001 muß es kommen, sich vollenden dann aber in dem Jahrzehnte, welches folgt. Herzwischen die Mardukschritte lassen genau sich berechnen, werden es die Jahre 1934 und 1990 sein, an welchen Beachtenswertes steht zu erwarten.
Nun hat aber indessen, seit jenem Jahre 1243, so manches Unerwartete stattgefunden, konnten ja doch unsre Altvordern es nicht überschauen, was durch die Jahrhunderte sich mochte ereignen, war’s ja übergeben durch die Sprache des Blutes, nicht auf sichtbarem Papiere festgehalten in mühelos lesbaren Worten.
Dahingegangen sind die Jahrhunderte wie im Fluge, während die Geschlechter der Sterblichen nur wenig verstanden. Wir indessen, die wir das Sterben haben überwunden, früher die einen, später die andren, aber doch, müssen uns rüsten, denn die Zeit ist nahe – was bedeuten 150 Jahre, sie gehen bald dahin.
Nun sage ich aber Euch, meine Lieben, daß Ihr recht gut wachsam seid! Denn die Mächte der Finsternis werden arg sich verstärken, womit im letzten Jahrhundert ist zu rechnen, das bald kommt. Ihr wisset ja, zuerst noch wird die Bestie der Hölle ihr Haupt schrecklich über die Erde erheben, ehe sie stürzt. Ganz so weit ist es noch nicht, jedoch auch nicht mehr fern, bereits öffnet sich das 13. Kapitel der Apokalypse Johannis, in welchem die Kriege der Bestie gegen die Menschen lichten Geistes sind geschildert und die Macht der bestialischen Zahl, welche da lautet 666. Was diese bedeutet, es steht schon geschrieben im sogenannten Alten Testamente der Bibel, im 1. Buche Könige, dort im 10. Kapitel, Vers 14,

meinet das Geld, das Gold der Finsternis, und die Gier danach, wovon allen Menschen der Kopf voll sein soll und sie es in der Hand haben müssen; denn so ist’s zu verstehen. Die Anbeter der Bestie werden aber regieren in dem kommenden letzten Jahrhundert, ehe sie stürzen in den Abgrund ihrer Finsternis; das gilt es dann, durchzustehen.
Was ich hier für Euch notiere, ist gegeben schon aus dem Grünen Land. Leset es wohl! Merket es gut! Das letzte Stück Wegs in den ersten Kreis wird das schwerste sein. So Ihr zu den Nachkommenden sprechet, lehret sie vor allem den Weg in das Grüne Land! Vielleicht wird es oft nötige Zufluchtstätte sein, wenn die Finsternis gänzlich auf Erden da wütet in der Endzeit. Die überwunden haben, überwinden! Denket daran.
Im folgenden also will ich Euch berichten, was ich habe erlebt während fünf Monaten, zum einen Teil hier, zum andren droben am heiligen Berg Wotans. Nichts davon ist verwunderlich, mag es Euch auch so dünken, denn was geschehen muß, das geschieht, jetzt und fürderhin.

Die nachfolgenden Blätter waren voller Mystik, teils christlich, überwiegend aber heidnisch, das meiste kaum zu verstehen. Hin und wieder entdeckte Lukowsky einen ihm durch Astrid Xylander bekannten Begriff. Domenico Alotti schien sich mit solchen Dingen ebenfalls beschäftigt zu haben. Lukowsky nahm sich vor, die gesamte Schrift zu kopieren, bevor er sie weitergab. Vielleicht würde Astrid Xylander sich darüber freuen. Er selbst wußte damit nicht viel anzufangen und verspürte auch kein Verlangen danach, sich in die Regionen der Mystik hinein zu bewegen. Die Ablichtung des Göttinnenbilds von der Silbergravur geriet ihm in die Hand. Es war fraglos ein schönes Bild, es hatte sogar eine gewisse Ausstrahlung. Vielleicht kam es ja aus einer anderen Welt.

Er war zu Wellmeyer und anschließend zur Bank gefahren, hatte das sonderbare Tagebuch aus dem Schließfach geholt, es kopiert – 42 Seiten. Anscheinend zusammenhanglos zeigte das 43. Blatt den Kupferstich einer schönen Frau, dazu ein Siegel mit einer Rose und den Initialen J.M. sowie die Jahreszahl 1532. Darunter stand geschrieben: 'Die Gesandte'. Das Bild dieser Frau erinnerte - ganz von ferne - ein wenig an Vera Jörgens. Aber vielleicht kam Lukowsky das ja auch bloß so vor. Danach hatte er dies alles wieder zurückgebracht. Er nahm den Locher und fügte die Seiten in einen Schnellhefter ein: Bei Gelegenheit ein Mitbringsel für Astrid Xylander. Der Gedanke an diese bemerkenswerte Frau kam ihm jetzt ebenso fern vor wie der mystische Inhalt jener Blätter. Lukowsky

richtete den Blick aus dem Fenster. - Die Sonne schien, ganz alltäglich und angenehm. - Überhaupt, all die Ereignisse der jüngsten Zeit ... War er da nicht an lauter Verrückte geraten? Cornelius davon nicht ausgenommen? War das Ganze womöglich eine Art von Psychose, ansteckend durch Interessensberührung jedweder Art? Konnte jetzt, nach Jahrzehnten, wirklich noch etwas aus großdeutschem Nachlaß zu finden sein, wonach sich geheime Verbindungen und Dienste verrückt machten? Verrückt, ja, verrückt mußte das doch erscheinen!

Sonnenstrahlen tasteten durch das Fenster ins Büro, und Lukowsky empfand eine fast körperliche Sehnsucht danach, seiner Arbeit nachzugehen, sich, wie's halt so war, mit alltäglichen Dingen herumzuschlagen, aber – keine Gespenster! Denn was anderes als Gespenster waren sie schließlich alle, die nach des Admirals Canaris verborgenen Schätzen suchten? – Oder was sonst immer es war. – Gespenster einer besonderen Art! - Vera. Er mußte wieder an Vera denken. Was war Sie? Das unergründliche Schicksal! Und dieses Schicksal hatte den Gedanken gespürt, die Stunde geahnt. Vera rief an und sagte: „Ich bin in Essen, im Kaiserhof. Bitte komm."

20

Er fuhr so schnell von Düsseldorf nach Essen, wie man nur irgend von Düsseldorf nach Essen fahren konnte. Eventuelle oder sogar höchst wahrscheinliche Anzeigen wegen Geschindigkeitsüberschreitung bekümmerten ihn nicht, das alles war ihm jetzt vollkommen gleich – Vera! –

Er war in Essen und hielt vor dem Hotel 'Kaiserhof', ohne irgendwelche Eindrücke von der Fahrt im Kopf behalten zu haben. Er ließ den Wagen stehen und ging zur Rezeption. Vera hatte dort die Nachricht deponiert, er möge hinauf in ihr Appartement kommen. Er eilte hinauf. Vor der Tür mit der Messingzahl 112 daran hielt Lukowsky inne. Er dachte: Blumen hätte er mitbringen sollen! Aber dann klopfte sein gekrümmter Zeigefinger auch schon gegen die Mahagonitür. Lukowsky meinte, Veras Stimme rufen zu hören – er trat ein.

Vera stand in einem langen Morgenmantel mit betonter Taille aus elfenbeinfarbener Seide vor dem Fenster im Gegenlicht. Ihre hüftlangen braunen Haare waren offen und mit zwei kleinen Elfenbeinkämmen aus dem Mittelscheitel zurückgesteckt. Der Brillant eines Weißgoldrings blitzte an ihrer linken Hand.

Vera blieb still stehen und sah Lukowsky an. Aus einem Grund, den er nicht kannte, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen, ging nicht ganz bis zu ihr hin. Es war ein unbestimmtes Gefühl in ihm, als sei das ihr Wunsch. Er sagte: „Es ist schön, Dich zu sehen, Vera!" Und ihre sanfte Stimme klang: „Ich freue mich auch, daß Du hier bist!" Jetzt erst ging er bis zu ihr hin und nahm ihre Hand, ihre schöne schmale weiße Hand mit den langen spitzen Fingernägeln. Vera lächelte, aber es war ein sehr sonderbares Lächeln. Sie sagte: „Bitte setz' Dich ruhig. Ich möchte hier stehenbleiben." Lukowsky hockte sich auf eine Sessellehne und sah die Frau an. Nichts auf der Welt schien mehr Bedeutung zu haben außer ihr. Veras große graublaue Augen unter den dunklen Strahlen der geschwungenen Wimpern sahen ihn mit einer eigenartigen Ruhe an. Vera sprach:
„Heute möchte ich Dir etwas sagen – zwei Dinge – und etwas zeigen! – Und ich bitte Dich: Unterbrich' mich nicht." Lukowsky nickte nur. Das Empfinden einer besonderen Merkwürdigkeit beschlich ihn immer mehr. Die schöne Frau dort im Gegenlicht vor dem Fenster wirkte wie eine Herrscherin, eine unumschränkte Monarchin, oder mehr noch wie eine antike Göttin – allein ihr Wort galt.
Sie sprach: „Ich habe etwas für Dich vorbereitet, was Dir helfen wird. Nimm das Kuvert dort vom Tisch und stecke es ein. Du kannst es später in Ruhe anschauen." Lukowsky steckte das bereitliegende DIN-A5-Kuvert ein und richtete seinen Blick wieder ganz auf die Frau. Sie sagte: „Jetzt will ich Dir von meinen Plänen für die nächste Zeit erzählen. Ich werde für eine längere Weile fort sein. Fern, in einem anderen Land, an einem Ort, den niemand kennt außer mir. Ein Erbe meines Großvaters in Südschweden. Es wird mir dort gut gehen, ich werde mich wohl fühlen – ohne Menschen. Allein ein altes Ehepaar wird dort sein und sich um alles kümmern, was ich brauche. Ich werde für niemanden erreichbar sein, keiner wird mich finden können. Auch Du nicht, obwohl ich Dich sehr gern habe." Sie wendete den Kopf um einige Grade und sprach weiter: „Ich habe mich entschlossen, das Projekt, das ‚Z-Plan' genannt wird, nicht selbst weiter zu verfolgen. Du wirst es an meiner Stelle tun – und besser als ich, eine Frau, es vermöchte. Du wirst den Erfolg herbeizwingen, wirst das Nötige tun. Ich vertraue Dir damit viel an, mehr als je zuvor einem Menschen. Du wirst in meinem Namen und Sinn tun, was sich mein Vater gewünscht hätte – von dem Mann seiner Tochter. Denn mein Vater war ein lieber, großer Idealist. Er hatte einen Glauben, den er niemals verlor, wie schwer es auch war." Sie legte eine kleine Pause ein und fuhr dann in dem gleichen ruhigen Tonfall zu sprechen fort: „Du wirst auch meinen Todfeind für mich vernichten. Du wirst es tun – ich bin sicher. Dir vertraue ich vollkommen!"

Sie zog den Ring vom Finger und die beiden Elfenbeinkämme aus den Haaren und steckte die Gegenstände in eine Tasche ihres weiten seidenen Morgenmantels. Dann sprach sie weiter: „Ernst Lukowsky, Don Quijote, mein Freund, jetzt möchte ich Dir etwas zeigen. Du sollst es sehen, damit Du mich ganz kennst. Zuvor aber möchte ich Dir sagen: Ich werde Dir keine Geliebte sein können wie Du, wie ein Mann, sie sich wünscht, nicht die Frau, die Du brauchst. Daran, bitte, denke nicht. Etwas hat mich krank gemacht vor langer Zeit – meinen Geist, meine Seele, meinen Körper. Vielleicht bin ich auch bloß irrtümlich in diese Welt geboren worden, gehörte aber eigentlich einer anderen an. Mitunter kam es mir so vor auf rätselhafte Weise. Das alles aber weiß ich nicht genau. Doch es hat mich oft geschmerzt. Jetzt ist der Schmerz vorüber, mir kann nichts etwas anhaben, alles ist gut. – Du wirst das später verstehen. – Ich habe Dich sehr gern – mehr als jeden anderen, vielleicht liebe ich Dich – auf meine Art. Doch Deine Geliebte, Deine Frau, kann ich nicht sein – denn auch die ewigen Götter des Olympos vollbringen auf dieser Welt keine Wunder.” Sie senkte für einen Augenblick den Kopf, ihre braunen Haare glitten vor. Lukowsky war, als sei seine Stimme vertrocknet. Er sah die Frau nur an und er wußte, daß er sie mehr als alles liebte. Sie hob wieder den Kopf und sprach weiter: „Ich will aber, daß Du ein gutes Leben lebst! Ich will, daß Du eine schöne Geliebte hast, die Dir gibt, was ein Mann braucht. Ich will es so! Ich weiß, Du liebst mich. Diese Liebe, die ich warm erfühle, bricht dadurch nicht. Du sollst Dir aber eine schöne Geliebte nehmen! Eine, die Deiner und meiner würdig ist! Vielleicht eine, die mir ein wenig ähnlich sieht. Dann hast Du auch mich in ihr – dann ist es gut.” Veras Augen glänzten nun feucht. Lukowsky sah es, und ein unbändiger Schmerz riß in seiner Brust. Er hätte laut aufschreien mögen und brachte doch keinen Ton hervor. Er spürte nur, daß auch seine Augen feucht wurden, die das Weinen längst verlernt zu haben glaubten.

Vera stand aufrecht, sie blickte ihn stolz an. Sie sprach: „Ich weiß, daß ich schön bin. Und ich will, daß Du mich siehst – vollkommen siehst – und dieses Bild in Dir festhältst. Wenn Du es gesehen hast, dann bitte sage nichts, dann bitte drehe Dich um und gehe schnell fort. Warte auch nicht hier in der Stadt, fahr sofort weiter. Ich reise in einer Stunde. – Wir sehen uns wieder – noch einmal. Wenn die Wintersonne aufgeht, in einem halben Jahr, werde ich Dich rufen – auf einen Tag. Dann sollst Du zu mir kommen. Mit mehr rechne nicht.” – Sie sah ihn fest an und ließ den seidenen Morgenmantel von den Schultern gleiten. Nackt stand sie vor ihm – strahlend schön, schöner, vollkommener, als jede andere Frau.

Lukowsky sah sie an wie in Trance. Er nahm dieses Bild in sich auf – wie sie es wollte. Ein heißes Beben durchfloß seine Seele. Vera blickte ihn an – schön und stolz – doch ihre Augen füllten sich mit Tränen und baten: ‚Jetzt geh! Bitte, jetzt geh schnell!‘

Er saß hinter dem Lenkrad seines Wagens, der noch auf dem Parkplatz stand, und wußte nicht genau, wie er von Veras Hotelzimmer bis dorthin gekommen war, wie er durch den Korridor gegangen war, in den Fahrstuhl hinein, dann durch die Halle hinaus und hier bis zum Parkplatz. Er hatte an diese Minuten keine greifbare Erinnerung. Irgendwie mußte er den Weg zurückgelegt haben, denn sonst säße er ja nicht in seinem Wagen. Er hatte das Gefühl, einen gellenden Schrei ausstoßen zu müssen. Doch noch immer war er zu keinem Laut fähig. In diesem Augenblick hätte er sich gewünscht, zu irgendeinem Gott, gleich welchen Namens, beten zu können. Und er dachte nur noch eines: ‚Schicksal, du einziger Gott: Beschütze Vera, meine Dulcinea – oder laß mich sterben vor ihr, nimm mein Leben für das ihre, laß sie Freude finden und Lust am Leben.‘ Er griff nach dem Lenkrad, und seine Hände zitterten, es war ihm, als vibriere die Haut an seinem ganzen Körper, und zugleich schüttle ihn eine glühende Kälte. –

Er war einfach darauflos gefahren, immer geradeaus, bis die Stadt zurücklag, die Häuser weniger wurden und offenes Land kam. Wahllos hielt er am Chausseerand, stellte den Motor aus und zündete sich eine Zigarette an. Die Finger, die sie hielten, zitterten. Er öffnete das Kuvert, daß Vera ihm gegeben hatte. Der erste Blick auf den gemischten Inhalt machte ihn ruhiger. Zwei zusammengefaltete Fotokopien von irgendwelchen Plänen waren darin. Auf einer befand sich ein alter Stempel aus der Kriegszeit mit dem Wort ‚Geheim!‘ Dann ein kleines Büchlein, wie ein Taschenkalender, dicht vollgeschrieben. Außerdem noch die Kopie eines Briefes des Bundesministeriums für Verteidigung. Lukowsky legte das alles beiseite und nahm das kleinere Kuvert, das in dem größeren steckte. Seine Hände begannen wieder stärker zu zittern. In dem Kuvert war ein Foto von Vera. Es maß nur sechs mal sechs Zentimeter, aber es war wunderschön. Dann war da ein Verrechnungsscheck über eine sehr hohe Summe, von Vera unterzeichnet. Dazu eine Karte, auf der ein paar Zeilen in ihrer großzügigen Handschrift standen, mit umbrabrauner Tinte geschrieben:

Lieber Don Quijote,
Du wirst bestimmt alles richtig machen. Wenn die Wintersonne kommt, rein und klar, wirst Du es mir erzählen.
Falls Du an mich denkst, werde ich es fühlen und mich freuen, aber tue es nicht zu oft, ich will, daß Du ein schönes Leben hast.
Deine Vera

Er las diese Zeilen zweimal, dreimal. Er betrachtete das Foto und strich zärtlich mit einem Finger an den vier Kanten entlang. Endlich gab er Brief und Foto in das kleine Kuvert zurück und steckte es zu seinem Paß. Das andere tat er wieder in das größere Kuvert. Er würde das später anschauen, nicht jetzt.

Er war noch planlos umhergefahren, wie lange, das wußte er nicht. Irgendwann hatte die Armatur angezeigt, daß das Benzin ausging, und der Reservekanister war leer. So hatte er bei der nächsten Tankstelle angehalten, um den Wagen auftanken zu lassen. Über die Frage, wo er sich befinde, hatte der Tankwart sich gewundert und zur Antwort gegeben: „Fünf Kilometer vor Aachen."
Es war inzwischen auch kühler geworden, obwohl die Sonne noch schien.

Nun fuhr er wieder durch die vertrauten Straßen von Düsseldorf.

Der Abschied von Vera, das empfand er ganz tief, war ein unwiderruflicher gewesen, auch wenn sie sich noch einmal wiedersehen würden – auf einen Tag, so hatte es Vera gesagt - wenn die Wintersonne kam. - Im Grunde, auch das war ihm klar, hatte er auf viel mehr nie wirklich gehofft. Die Unerreichbarkeit hatte in Veras Augen gestanden – schon seit dem ersten Moment ihrer Begegnung. Dulcinea und Don Quijote – es konnte kein besseres Sinnbild geben. Und doch war er, der so manches schon hinter sich hatte, gefangen von diesem Traum. Der stellte nun seine Forderungen. Es war, als gelte es ein heiliges Vermächtnis zu erfüllen: Das von Vera Jörgens und ihrem Vater.

Im Büro, an seinem Schreibtisch, sah er sich den sachlichen Inhalt von Veras Kuvert näher an. Zunächst die beiden Skizzen. Der ersten konnte er gar nichts entnehmen. Die Bögen und Linien darauf erinnerten beinahe an Alottis Silbergravur und waren bei genauerem Hinsehen doch völlig anders. Die zweite Skizze war eine Landkarte, sorgfältig und präzise gezeichnet, ein kompaktes Terrain umreißend. Doch ohne jeden Hinweis, in welcher Gegend sich dieses befand. Dann der Brief des Verteidigungsministeriums, sechs Jahre alt. Er ent-

hielt einen ansonsten nichtssagenden Vorschlag zur Zusammenarbeit im nationalen Interesse. Unterzeichnet von einem Oberstleutnant Ludwig Fokke. Schließlich das Notizbüchlein. Es stammte vermutlich von Veras Vater. An verschiedenen Stellen gab es jedoch Hinzufügungen, sogar eingeklebte Zettel, mit Veras Handschrift. Das berührte Lukowsky schlagartig tief: Ihre Handschrift! Und zu welchem Themenkreis? Lukowsky rückte den Sessel ans Fenster, lehnte sich zurück und begann zu lesen; Veras Einfügungen zuerst. Es wurde schnell klar, daß es Dechiffrierhilfen waren, ohne die das Büchlein unerklärlich bleiben würde. Trotzdem kam Lukowsky damit vorerst nicht weiter. Die Gedanken wollten sich nicht so recht darauf konzentrieren. Er gab alles in das Kuvert zurück und schob es unter einen Kartenstapel in der mittleren Schreibtischschublade. Der Geist wollte dem Befehl des Verstandes einfach noch nicht gehorchen; die Erinnerung schweifte zu Vera zurück. Er schloß die Augen.

Als er erwachte, war draußen die Nacht. Ein kühler Wind blies durch das offene Fenster herein. Lukowsky konzentrierte den Blick in die Dunkelheit: Auf der anderen Seite des Schreibtischs stand der Schemen einer Gestalt. Ein kurzer Schreck durchzuckte Lukowsky. Den Revolver hatte er im Hinterzimmer unter dem Bett. Doch der dunkle Schatten von gegenüber sprach mit Peter Fischers Stimme: „Es tut mir leid, Sie aufzuschrecken, Herr Lukowsky! Aber die Tür stand offen – und ich benötige Ihre Hilfe sofort.“ Er streckte den Arm aus und knipste die Schreibtischlampe an. Lukowsky zwinkerte gegen die plötzliche Helligkeit. Fischer stand in einer ungewohnten schwarzen Montur da, zu der er einen ebenso schwarzen Rollkragenpullover trug. Fischer erklärte: „Es ist ein kleines Malheur passiert.“ Lukowsky fragte: „Nämlich?“ – „Wir sind in gewisser Weise fündig geworden,“ erläuterte Fischer sachlich, „doch steckt Herr Busch nun in einem dunklen Loch, aus dem kein Rechtsanwalt hilft, sondern nur vier kräftig zupackende Arme. Ein Mann allein kann das nicht schaffen. Ich wäre Ihnen darum sehr dankbar, wenn wir sofort aufbrechen könnten.“ Lukowsky erhob sich aus dem Sessel: „Wohin müssen wir denn?“ – „O,“ sagte Fischer: „Es ist ein nettes Stück Wegs. Falls Herr Busch aufgrund seines bisherigen Lebens irgendeine Schuld abzubüßen hat, wird er es jetzt tun. Mag sein, es gibt in dem Loch zahlreiche Ratten. Aber ansonsten besteht vorerst keine Gefahr.“ Lukowsky zog seine Jacke an. Fischer ging schon in Richtung Diele voraus und bemerkte: „Was wir eventuell an Hilfsmitteln brauchen, habe ich alles inzwischen besorgt. Mein Wagen steht unten. Kommen Sie!“

Lukowsky schloß diesmal die Tür zu und folgte Fischer, der ohne Hast, aber doch in spürbarer Eile, vorangegangen war.

Sie fuhren mit Fischers silbergrauem Ferrari, und das sehr zügig immer weiter nach Süden, Autobahn Frankfurt am Main, Stuttgart, Nürnberg. Fischer gab unterdessen einen nüchternen Bericht: „Das halb verfallende Gebäude selbst ist nicht unterkellert. Es befindet sich vielmehr direkt auf der Plattform der Anlage, die sich als ganzes öffnen lassen sollte. Darauf kann selbstverständlich niemand kommen, der von der Bauart der Anlagen nichts weiß. Diese ist sicher keine von den beiden, die wir suchen, es muß vielmehr eine der kleinen sein, die ganz zuletzt noch gebaut, aber wohl nicht mehr in Betrieb genommen wurden. Letzteres wissen wir noch nicht. Das heißt: Herr Busch weiß es jetzt, denn er steckt drinnen und kommt allein nicht mehr heraus. Ich sagte es ihm gleich, weil ich weiß, daß die Anlagen solche Vorrichtungen haben. Doch Herr Busch sah sich in Gedanken schon Juwelen und Goldbarren ergreifen – die natürlich nicht da sein dürften – und das umnebelte ihm den Verstand. – Es hat beinahe etwas von dem Ali-Baba-Märchen. - Wie dem auch sei, ich befinde mich seit Jahren im Besitz der Schemata, wie diese Anlagen beschaffen sind. Es gibt einen Ausgang, den ich schon gefunden habe. Er ist noch nicht gesichert, das heißt zugleich, die Anlage dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aktiv sein. Zu zweit wird es keine nennenswerte Schwierigkeit bereiten, dort einzudringen und unseren Herrn Busch dem Tageslicht wiederzugeben – respektive dem Mondschein, denn ich denke, allzu lange wird es nicht dauern. Erfreulicher Weise ist das Gelände unbewacht, dort vermutet offenbar niemand mehr, noch etwas zu finden. Wahrscheinlich ist ja auch nichts da.“

Der silbergraue Wagen raste weiter durch die Nacht. Fischer erzählte, wie er Jill-Karola untergebracht habe, alles sei völlig problemlos verlaufen, es werde da keine Schwierigkeiten geben. Lukowsky seinerseits teilte Fischer von seinem Anruf bei Fräulein Alotti mit und erwähnte auch den Mann namens Hugo Weiß. Dieser Name sagte Fischer nichts, doch Cornelius‘ diesbezügliche Reaktion nahm er mit viel Aufmerksamkeit zur Kenntnis. Den Weg, Alottis Tochter das Erbe ihres Vaters persönlich zu überbringen, befürwortete Fischer. Er war mit Antonietta Alotti bekannt, wenn auch wohl nicht näher.

Zu einer angeregten Unterhaltung kam es nicht. Mochte Fischer an Busch auch manches mißfallen, so waren die beiden im Laufe der Jahre wohl doch so weit

Weggefährten geworden, daß Fischer ehrliche Sorge empfand.
Auch Lukowsky war nicht zum Plaudern zumute. Die Begegnung mit Vera klang noch stark in ihm nach; auf eine merkwürdige Weise: Zum einen, als seien diese Momente noch unmittelbar Gegenwart, zum anderen, als lägen sie schon viele Jahre zurück.

So wurde es auf langen Strecken eine schweigsame Fahrt. Die hellen ledernen Polster des Wagen waren bequem. Der Ferrarimotor surrte unter der langen, flachen Kühlerhaube, und die Scheinwerfer griffen voraus in die Nacht, immer schneller, wie es schien, bis Fischer von der Autobahn abbog und auf der Bundesstraße in Richtung Crailsheim weiterfuhr.
„Diese Gegend," erläuterte Fischer wie ein geschulter Fremdenführer, „hat Kaiser Wilhelm II. das kleine Sibirien genannt. Sie galt immer als unwegsam, und daran ist noch heute ein bißchen Wahrheit. Aber wir sind gleich am Ziel, nur noch wenige Kilometer."

Fischer nötigte den flachen Sportwagen eine feldwegähnliche Strecke entlang und bremste schließlich dort, wo auch dieser Weg endete. Die Scheinwerfer waren auf halb verfallene, ehemals weiße Mauern eines einstöckigen Gebäudes von mittlerer Größe gerichtet. Die glaslosen Fenster wirkten wie hingehängte schwarze Lappen. Fischer stellte Motor und Scheinwerfer ab, stieg aus und sagte: „Kommen Sie!" Auch Lukowsky stieg aus. Der Mond am Himmel schien so hell, daß die Umrisse der Ruine gut erkennbar wurden. Lukowsky und Fischer gingen zum Kofferraum des Wagens, aus dem Fischer mehrere Taschenlampen, zwei Brecheisen, zwei aufklappbare Feldspaten, einen Bergsteigerpickel und ein Abschleppseil nahm. Einiges davon drückte er Lukowsky in die Arme und ging dann voran. „Das Haus interessiert uns nicht," merkte Fischer in nüchternem Tonfall an: „Der Mechanismus befindet sich etwa hundertzwanzig Meter dahinter. Passen Sie auf, das Gestrüpp hat zum Teil Dornen." Fischer ging, dem Strahl seiner Taschenlampe folgend, voran. Es war nicht ganz einfach, durch das überall dicht wuchernde Gestrüpp zu dringen. Hier war vermutlich seit vielen Jahren kein Mensch mehr gewesen. Es gab auch weit und breit kein anderes Gebäude. Wenn jemand einen entlegenen Ort gesucht hatte, so weit es einen solchen im dichtbesiedelten Mitteleuropa noch gab, hatte er ihn hier gefunden. Lukowsky hielt sich unmittelbar hinter Fischer, der hin und wieder, „Vorsicht!" anmerkte, wenn im Unterholz etwas lauerte, worüber sich stolpern ließ. Er hatte den Weg schon bei Tageslicht erkundet und fand sich erstaunlich

gut zurecht. Nach vielleicht zehn Minuten gelangten sie an einen unscheinbaren Flecken Wiese. Da blieb Fischer stehen und sagte: „Hier!“ Er prüfte mit der Fußspitze den Boden und sagte dann: „Ahnen Sie, warum hier nur Gräser und keine Sträucher oder Bäume wachsen? Es ist nicht genug Erde da! Darunter liegt Beton oder Stahl.“ Er nahm den Bergpickel und deutete Lukowsky, einen der Feldspaten zu nehmen: „Fangen wir an! Es kann nicht sehr schwer sein.“

Sie arbeiteten eine Dreiviertelstunde, bis das zum Vorschein kam und freigelegt war, was Fischer vermutet hatte: Eine Betonplatte. Fischer kniete sich nieder und begutachtete deren Kanten und Fugen. Dann richtete er sich auf und sagte: „Die Anlage enthält bestimmt nichts, denn sie ist noch nicht gesichert. Ich sagte das schon. Anderenfalls würde es statt dieser simplen Betonplatte einen Stahlverschluß geben, unter genügend Erdreich, um den Zugang durch Bepflanzung unauffindbar zu machen. Busch kann froh sein. Anderenfalls würden wir erheblich länger brauchen, es vielleicht gar nicht schaffen. Herr Busch hätte versuchen müssen, Goldbarren zu essen, was ja nicht sehr gut geht.“ Der Mond schien hell genug, um ein trauriges Lächeln auf Fischers Gesicht erkennbar werden zu lassen. Er nahm eines der Brecheisen, Lukowsky das zweite. Nach einer weiteren Viertelstunde waren sie so weit. Fischer hatte sich eine Hebelmechanik ausgedacht, die mit Hilfe der beiden Brecheisen und des Seiles funktionierte. Die Betonplatte hob sich ein Stück und glitt dann nach rechts auf, weit genug, um Durchlaß zu gewähren. Schon durch den Mondschein wurde ein Treppenansatz erkennbar. Die Taschenlampen zeigten dann deutlich, daß diese Treppe nur etwa zwei Meter hinunter auf eine Betonplattform führte. Fischer klemmte zur Sicherheit eines der Stemmeisen in den spitzen Winkel des Öffnungsspaltes, dann stiegen sie die Treppe hinab. Die Luft wurde feucht. Von der Betonplattform aus führte eine Metalleiter steil nach unten weiter. Hier wurde die Luft auf einmal staubtrocken. Nach dreieinhalb oder vier Metern hörte die Metalleiter auf, Lukowsky und Fischer standen auf dem festem Betonboden eines unübersehbar großen Kellerraums. Von der gegenüberliegenden Seite ertönte auf einmal mit Buschs Stimme der Ruf: „Fischer! Fischerlein! Du Guter, Bester...!“ Busch lief ihnen eilig entgegen, seine Schritte waren deutlich zu hören. Zunächst war nur das aufgeregte Flackern einer schon sehr schwachen Taschenlampe zu sehen, die Busch offenbar bei sich gehabt hatte. Dieses Licht ging zweimal zu Boden, weil Busch wohl über irgend etwas gestolpert oder einfach aus Hast hingefallen war. Dann stand er Fischer und Lukowsky gegen-

über, sank auf die Knie und umfaßte Fischers Beine mit beiden Armem: „Ich danke Dir, lieber Fischer, Du Guter, danke, danke!“ Buschs Organ war eine Mischung aus Jubel und Schluchzen: „Du weißt nicht, wie fürchterlich das ist, so fürchterlich, lebendig begraben zu sein, so fürchterlich...!“ Fischer war Buschs Demutsgeste zuwider. Er sagte mit strenger Stimme: „Stehen Sie auf! Ein Deutscher kniet nicht und jammert nicht!“ Damit entwand er sich Buschs Armen und zog ihn beim Mantelrevers in die Höhe. Nun fing Busch sich sehr schnell. Er bedankte sich auch bei Lukowsky und fing dann an vor Ärger zu klagen: „Und alles für nichts! Nichts von Wert gilbt es in dieser Höhle! Da kriecht man in den Bauch der Erde, und für was? Schrott! Nichts als nutzloser Schrott!“ Er stampfte vor Wut und Enttäuschung mit dem Fuß auf. Fischer ignorierte es und sagte zu Lukowsky: „Lassen Sie uns sehen, was es gibt. Irgend etwas scheint ja doch da zu sein.“

Sie gingen durch die Dunkelheit. Hier leuchtete kein Mond, und die trockene Luft schien das Licht der Taschenlampen geradezu aufzusaugen. Busch hielt sich dicht hinter ihnen. Fischer schätzte: „Die Fläche könnte an die achthundert Quadratmeter betragen, und offenbar mit nur einem Stützpfeiler gebaut. Der vordere Teil, auf dem jetzt das zerfallene Haus steht, hebt sich wie eine riesige Falltür. Das heißt, bei dieser Anlage wahrscheinlich nicht, denn sie dürfte unvollendet geblieben sein.“ Die Strahlen der Taschenlampen erfaßten ein längliches Gebilde mit Tragflächen. Lukowsky konnte nicht anders, als laut auszurufen: „Eine Me 109!“ Tatsächlich stand da ein Flugzeug, eine Me 109 K, die letzte Ausführung dieses Typs, mit der es nochmals gelungen war, aus der damals schon zehn Jahre alten Konstruktion ein überlegenes Jagdflugzeug zu machen. Lukowsky beschleunigte seine Schritte und stand sehr schnell bei der Maschine. Eine dicke Staubschicht bedeckte deren Metall, doch sie schien unbeschädigt zu sein. Hier, in dem Kellerraum, wirkte das an-sich kleine einmotorige Flugzeug groß. Lukowsky fühlte sich ein bißchen wie ein Kind am Weihnachtstag. Das war schon immer sein Traum gewesen: Eine Me 109! Das Fahrwerk war mit Böcken abgestützt. Fischer trat neben Lukowsky, legte einen Arm an seine Schulter und sagte: „Die fliegt Ihnen nicht weg.“ Lukowsky überlegte laut: „Warum sollte jemand solch einen Jäger hier unterstellen. Jedes technische Museum würde sich darum reißen, aber das war ja wohl kaum der Sinn.“ - „Ich weiß es auch nicht,“ sagte Fischer nachdenklich: „Vielleicht ist es ja keine gewöhnliche Me 109. Wir sehen sie uns noch in Ruhe an. Aber jetzt wollen wir uns erst umschauen.“ Busch nörgelte von hinten: „Ich möchte lieber hier raus!

Es ist nichts von Wert da, fast überhaupt nichts außer dem unnötigen Flugzeug!“ Fischer überhörte es und wandte sich wieder an Lukowsky: „Dort hinten steht noch etwas.“ Sie schritten weiter durch den gähnend hohl wirkenden Kellerraum. Fischer deutete auf die gegenüberliegende Seite: „Dort ist der Eingang. Den nochmals zu öffnen, würde schwierig werden. Ein aufwendiger Mechanismus. Es ist so eingerichtet, daß er nicht wieder aufgeht, wenn ein Unbefugter daran herumspielt. Dann tasteten die Taschenlampenstrahlen auf die links liegende Seite. Dort gab es ein sonderbares Gestell. Fischer und Lukowsky gingen hin, um es näher zu betrachten. Es war eine Art Dreifuß, vielleicht zweieinhalb Meter hoch und auf einem Metallring von reichlich acht Metern Durchmesser angebracht. Fischer betrachtete dieses Gestell genau. Schließlich sagte er: „Na gut. Mehr gibt es hier nicht zu sehen. Ich dachte’s mir schon, diese Anlage ist nicht mehr in Betrieb genommen worden. Wahrscheinlich war es zu spät.“ Lukowsky sagte: „Diese Ausführung der Me 109 kam Anfang 1945. Sie wurde mit jedem Feindjäger fertig.“ – „Ja,“ nickte Fischer: „Aber um die Zeit war alles schon äußerst schwierig. Vielleicht ist diese Me 109 hier stationiert gewesen, um die Baustelle gegen Tiefflliegerangriffe zu schützen. Das nehme ich an. Draußen sah damals sicher vieles anders aus. Auf dem Weg, den wir gekommen sind, konnte die Maschine vermutlich starten und landen – direkt aus dem Keller heraus und wieder hinein. So wird es wohl gewesen sein. Die Anlage ‚Brandenburg 1‘, von der ich einiges weiß, hatte eine FW 190 D zum Selbstschutz. “ Er blieb stehen und blickte sich in der weiträumigen Dunkelheit um. „Wie dem auch sei,“ sprach er mit zufriedener Stimme: „Ein erster wichtiger Schritt!“ – Busch drängte aus dem Hintergrund: „Können wir jetzt endlich hier heraus?“ Lukowsky sagte: „Ich möchte mir gern nochmal das Flugzeug ansehen.“ Fischer lächelte: „Tun Sie das ruhig, obwohl, wir kommen ganz bestimmt wieder her, und dann bringen wir gute Beleuchtung mit.“ Lukowsky ging zu der Me 109. Es war nichts Auffälliges an ihr zu bemerken, nichts, was nicht zu einer Me 109 K aus dem Frühjahr 1945 gehörte. Höchstens: Sie hatte nicht den üblichen matten Tarnanstrich, sondern eine glatte, hellgraue Lackierung. Wenn sie direkt aus dem Keller heraus hatte starten können, war ein Tarnanstrich auch nicht nötig gewesen. Eine Geschwader- oder Staffelmarkierung wies die Maschine nicht auf, nur das übliche Hoheitszeichen, das Balkenkreuz. Statt des Hakenkreuzes am Leitwerk war ein bizarrer Blitz aufgemalt. Dieses Zeichen hatte Lukowsky schon einmal gesehen, doch er besann sich nicht, wo. Es gab auch Abschußstriche; Lukowsky zählte 61. Er betrachtete die Maschine genau. Eine ganz

eigene Faszination ging von ihr aus, von der Me 109, jeder Flieger, gleichgültig welcher Nationalität, empfand das wohl gleich. Mit keinem anderen Jäger waren so viele Luftsiege erkämpft worden wie mit diesem, auch nicht mit der FW 190, mit einem ausländischen schon gar nicht. Vor allem aber: Die Form, die vollendete Linie, ästhetisch, schön wie kein zweites Flugzeug auf der Welt. Bisher hatte Lukowsky das nur aus Büchern gekannt, doch die hatte er in jungen Jahren gründlich studiert. Eine Kleinigkeit fiel ihm schließlich auf: Unter dem Rumpf, wo sonst der abwerfbare Zusatztank befestigt wurde, war ein kleines Ding angebracht, das er aus keinem Buch kannte. Es war länglich und flach, nur leicht nach oben hin gewölbt, kaum größer als ein Kinderski. Lukowsky kletterte auf die Tragflächenwurzel und warf einen Blick in die Pilotenkanzel, nachdem er eine dicke Staubschicht beiseite geschoben hatte. Es war nicht viel zu erkennen, und so ohne weiteres öffnen ließ sie sich nicht. Fischer hatte Recht, bessere Beleuchtung würde nötig sein.
Lukowsky ging zu dem geduldig wartenden Fischer und dem zunehmend drängenden Busch zurück. Sie verließen zusammen die Anlage. Draußen bedeckten sie die Betonplatte sehr gründlich. Fischer bestand darauf, sogar ein paar kleine Sträucher auf diese Stelle zu pflanzen. Eine anderthalbstündige Gärtnertätigkeit im Mondenschein. Endlich packten sie alle Gerätschaften zusammen und traten die Rückfahrt an. Busch kauerte einigermaßen unbequem hinten im Wagen.

Bei der Autobahnraststätte Würzburg machten sie Halt, reinigten sich so gut wie es ging und gönnten sich anschließend etwas zu Essen. Busch, der mittlerweile zu seiner lebhaften Selbstsicherheit zurückgefunden hatte, richtete auf einmal an Lukowsky das Wort und fragte: „Mir fällt etwas ein! Sie haben doch vorhin gesagt, um dieses alte Flugzeug da würde sich jedes Museum reißen. Was, glauben Sie, könnte man denn in rechenbarer Währung dafür kriegen?“ Fischer nahm Lukowsky die Antwort ab und entgegnete Busch: „Dreißig Silberlinge.“

Am späten Mittag trafen sie wieder in Düsseldorf ein. Lukowsky ließ sich am Jürgensplatz absetzen. Fischer und Busch fuhren weiter in ihr Hotel. Die beiden waren nun doch erschöpft. Lukowsky hatte immerhin am Abend geschlafen.

Nachdem er in die Badewanne gestiegen war und sich anschließend eine Kanne voll Kaffe gekocht hatte, nahm Lukowsky sich die Planskizzen aus Veras Kuvert nochmals vor. Aus der ersten wurde er nach wie vor nicht klug. Die Landkarte aber betrachtete er jetzt mit anderen Augen. Er fertigte eine Fotokopie

an, um nicht zu beschädigen, was von Vera kam, und befaßte sich mit der Kopie. Die Kartenzeichnung war äußerst genau. Wie ein militärisches Meßtischblatt. Lukowsky überlegte – irgendwo in einer der Schreibtischschubladen mußte ein kaputter Diabetrachter liegen, das hieß: Eine Lupe. Er fand sie und sah sich alles ganz genau an, Quadratzentimeter für Quadratzentimeter. Dann entdeckte er es: Das gleiche Zeichen, das er auf dem Leitwerk der Me 109 K gesehen hatte – und auch schon einmal woanders, ohne sich näher daran erinnern zu können. Und gleich daneben ein zweites ihm nicht unbekanntes Symbol: Das von der Rückseite auf Alottis seltsamen Gegenstand, den Astrid Xylander einen doppelten Schlüssel genannt hatte! Ohne Frage, es war ganz genau jenes Symbol. Wie es schien, sogar in der selben Größe. Das mußte eine Bedeutung haben, konnte ganz sicher kein Zufall sein. Der erste Kreis, begann sich zu schließen. – Der ‚erste Kreis'? Lukowsky hielt bei dem Gedanken inne. Wo hatte er das doch erst neulich gelesen? In den Aufzeichnungen von 1862 aus Alottis Utensilien! War das aber nicht zuerst sein eigener Einfall gewesen, in zwei Kreise zu unterscheiden, und diesen einen den ‚Ersten Kreis' zu nennen? – Sein Einfall. Was war ein Einfall? Etwas, daß einfällt! Von außen? Von irgendwo? Durch die Gedanken und den Willen anderer Menschen? lebender, verstorbener – aus jenem Grünen Land womöglich? – Solche bizarren Gedanken schüttelte er von sich. Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und verwies sämtliche mystischen Dinge in das Reich des Unwirklichen, das ihn nichts anging.

Doch Vera würde ihm dies alles nicht ohne erklärende Hilfen gegeben haben. Es war ja ihr Wunsch, daß er etwas tun sollte, etwas ganz Bestimmtes. Des Rätsels Lösung mußte in dem Büchlein ihres Vaters zu finden sein, das sie eigenhändig mit so zahlreichen Anmerkungen versehen hatte. Lukowsky holte es hervor und blätterte darin. Er nahm Kaffeekanne und Tasse und zog in das hintere Zimmer. Er legte sich auf das Feldbett, nahm Veras Büchlein und begann zu lesen.

22

Die Nacht war bald vorüber. Lukowsky hatte sich die Schreibtischlampe geholt und auf einen neben das Feldbett gerückten Stuhl gestellt, um das kleine Büchlein, das Vera ihm gegeben hatte, das Notizbuch ihres Vaters, in Ruhe zu studieren. Dank ihrer Anmerkungen war es gut möglich gewesen, alles zu lesen und das meiste davon zu verstehen. Der Inhalt war eine Zusammenfassung dessen,

was Veras Vater am wichtigsten erschienen sein mußte. Auf dem Kunstledereinband des Büchleins stand die Jahreszahl 1962, und aus dem Inhalt ging hervor, daß die Notizen auch in jenem Jahr angefertigt worden waren. Lukowsky legte es bedächtig auf den Stuhl mit der Schreibtischlampe und schaltete das Licht aus. Er legte den Kopf zurück und dachte über all das nach, was er während der vergangenen Stunden gelesen, beziehungsweise entziffert hatte.

Kapitänleutnant Eberhard Jörgens, Veras Vater, zunächst auf einem Hilfskreuzer auf mehreren Kaperfahrten gewesen und dann Erster Offizier an Bord eines Zerstörers, schließlich in Diensten des großdeutschen Geheimdiensts, hatte in den beiden letzten Kriegsjahren eine besondere Aufgabe gehabt; so besonders und heikel, wie es sich nur irgend ausmalen ließ: Notvorkehrungen für den Fall einer militärischen Niederlage des Reiches, Vorbereitungen für einen allerletzten Trumpf in der Hinterhand, langfristig gedacht, mit dem Blick auf eine Wiedererhebung – vielleicht erst nach Jahrzehnten. Das hatte nach allen Seiten gleichermaßen geheim bleiben müssen.

Lukowsky las, entzifferte, und es eröffneten sich Einblicke in die Zeit des Zweiten Weltkriegs, eine Geschichte, die nun schon sehr fern lag und doch auf einmal so nahe kam, daß die Gedanken und Gefühle von damals aufzuerstehen schienen, sich Bahn brachen in die Gegenwart, kraftvoll und verzweifelt zugleich.

Damals, Ende 1940, hatte eine Gruppe von Offizieren und Industriellen einen Fonds geschaffen, aus dem technische Neuentwicklungen gefördert werden sollten, die vielversprechend waren, jedoch von offizieller Seite, insbesondere durch das Reichsluftfahrtministerium, keine Unterstützung erfuhren. 1941, nach den ersten schnellen Erfolgen in Rußland, wuchs auf Seiten der Führung die irrige Überzeugung, der Krieg sei bereits gewonnen. Erfahrene Offiziere und nicht zuletzt Admiral Canaris warnten vor solch einer trügerischen Annahme. Doch es fiel die folgenschwere Entscheidung, neue Waffenentwicklungen, die nicht binnen eines dreiviertel Jahres fertig werden konnten, gar nicht mehr in Angriff zu nehmen. Der baldige Sieg blieb indes aus. Gleichzeitig nahmen die Rohstoffengpässe zu. Mit dem Kriegseintritt Amerikas ließ sich mathematisch präzise errechnen, in welchem Zeitraum die quantitative Überlegenheit des Gegners an Menschen, Rohstoffen und Rüstungsmaterial bei gleichzeitigem Schließen der technischen Lücken zur Niederlage des Reiches führen mußte. Die Forderung

des Feindes nach ‚Total Surrender', bedingungsloser Kapitulation, die keinerlei Spielraum für einen anständigen Friedensschluß ließ, war aus diesem Blickwinkel erklärbar. Damit war klar, daß bis zum Letzten gekämpft werden würde, denn jenen Mächten, die schon durch die Verträge von Versailles und St.Germain so viel Unheil gestiftet hatten, wollte das deutsche Volk sich nicht freiwillig unterwerfen, viele Deutsche meinten, es sei besser, zu sterben. Dies bewirkte gleichsam, daß die Staatsführung sich jetzt weitgehend sicher sein konnte, nun alle Deutschen fest hinter sich zu wissen, auch jene, die den Nationalsozialismus nicht liebten. Der Gegner hatte erreicht, was er wollte: Die Wiechen in die Ausweglosigkeit stellen. Damit war jener totale Krieg, von dem Dr. Goebbels getönt hatte, nicht von diesem, sondern von London und Washington aus diktiert worden. Gewiß, so würden nicht nur viele Deutsche leiden und sterben, sondern auch viele Briten, Amerikaner und Russen. Doch was kümmerte das schon die Herrschenden. Die Front hätte nicht heißen dürfen, Deutsche gegen Amerikaner, Engländer und Russen, nein, die wahre Front hieß: Deutsche, Amerikaner, Engländer und Russen gemeinsam gegen diejenigen, die sie beherrschten. Vielleicht, in einem kommenden neuen Zeitalter, mochten die Völker dies begreifen. Noch war es nicht so weit, aber ein neues Äon würde kommen ...
In alledem steckte ein Stück Weltanschauung, Idealismus über nationale Interessen hinaus – sogar eine gewisse Spiritualität.

Die deutsche Spionage unter Admiral Canaris hatte umfangreiche Hintergrundinformationen beschafft. Das einzige, was den Gegner noch in Unsicherheit wog, war das Wissen um den nach wie vor großen, ja sogar ständig größer werdenden, technischen Vorsprung Deutschlands. Zwar war bekannt, daß in Deutschland bereits die Entscheidung getroffen worden war, die Atombombe nicht zu bauen, weil man eine solche Waffe in der Kategorie des geächteten Giftgases sah. Und hätte eine emigrierte Kollegin Otto Hahns, der dieser gegen Ehrenwort seine Forschungsergebnisse zugänglich gemacht hatte, nicht ihr Wort gebrochen und die Geheimnisse an Einstein verraten, so würde es auch auf der Gegenseite keine Atombombe gegeben haben. Doch Deutschland besaß andere gefährliche Technologien: Neuartige U-Boote, Fernraketen und atemberaubend leistungsfähige Flugzeuge. Da lag die Unbekannte, die einzige Furcht des Gegners und Deutschlands einzige Chance: In der konsequenten Nutzung des technischen Vorsprungs. Die politische Führung nahm dies nicht wahr. Die Folgen

waren schwerwiegend. Es kam das Ende des erfolgreichen U-Bootkriegs und, am schlimmsten: Die unnötige Niederlage in der Luft bahnte sich an, der Bombentod für Millionen deutscher Frauen und Kinder, der Verlust des Krieges, der tragische Untergang des Reiches. Ausgerechnet auf jenem Gebiet, wo Deutschlands technischer Vorsprung am größten war, wurde er am wenigsten genutzt. Nachdem schon Udet sich das Leben genommen hatte, um die Mitschuld daran nicht weiter zu tragen, erschoß sich auch sein Nachfolger Jeschonek aus dem selben Grund. Korten, der diesem im Amt folgte, tat sein Äußerstes, unterstützt durch fähige Männer wie Adolf Galland – doch es blieb alles vergebens. Leute wie Göring blieben uneinsichtig, unrealistisch und stur. So nahm das vermeidbare Schicksal seinen Lauf.
In dieser Situation wurde aus einem Forschungsförderungsfonds ein Geheimbund: ‚Die Kette‘.

Das war sozusagen die Vorgeschichte in Kapitänleutnant Jörgens‘ Büchlein, zum Teil von Vera durch historische Anmerkungen ergänzt und wiederholt mit den Worten versehen: 'Am Ende siegen wir doch!' - Dann kam der Kern:

An einem unauffälligen Platz im Salzburger Land hatten sich um Admiral Canaris die Köpfe der ‚Kette‘ versammelt: Verschworene Offiziere, Konstrukteure, Industrielle, Angehörige der technischen Truppe der SS sowie Männer und Frauen aus dem ehemaligen Thule-Orden und der geheimnisvollen Münchner Vril-Gesellschaft, die es nach außen hin gar nicht gab, weil spirituelle Vereinigungen samt und sonders längst verboten worden waren. Doch es gab eine Vril-Firma: Die 'Antriebstechnischen Werkstätten'. So versammelten sich Menschen ganz unterschiedlicher Ausrichtung, die jedoch eines verband: Der Wille, den Vernichtungsplänen der Westmächte gegen das deutsche Volk eine allerletzte Waffe entgegenzustellen, etwas, das auch noch aus dem Verborgenen heraus wirken konnte, die stille Drohung mit einem möglichen Gegenschlag von unvorstellbaren Ausmaßen. Dem Feind sollten gezielt einige Einzelheiten darüber zugespielt werden, damit ihm die Lust an Kaufman- und Morgenthau-Plänen oder Atombombenabwürfen verginge. Einsteins Team konnte die Atombombe zwar alleine nicht fertigstellen, doch bei der Besetzung Deutschlands würden dem Feind die noch fehlenden Grundagenforschungen leicht in die Hände fallen können. So erörterten die Verschworenen der ‚Kette‘ alle in Frage kommenden Eventualitäten und wie die begrenzten vorhan-denen Mittel am besten eingesetzt werden sollten. Die nahe militärische Nieder-lage noch aufzuhalten, dazu war es

auf alle Fälle zu spät. Das Instrument für einen letzten Gegenschlag würde nicht vor Frühjahr 1945 fertiggestellt sein können. Nur als Einzelstück, vielleicht, wenn es gut gehe, in zwei Exemplaren. Auch sollte über die letzte Wunderwaffe allein durch die Mitglieder der ‚Kette' bestimmt werden. Keine Regierung, auch keine deutsche, sollte sie benutzen und womöglich mißbrauchen dürfen. Der ‚Z-Plan', wie Admiral Canaris diese Initiative benannt hatte, konnte zwangsläufig nur auf die Zukunft ausgerichtet sein: ‚Z-Plan' – Zukunfts-Plan.

Am Schluß dieser streng geheimen Besprechung der ‚Kette' stand die Entscheidung, unter den beiden greifbaren Möglichkeiten dem ‚Projekt 7' die höchste Priorität einzuräumen. Davon war in dem Büchlein noch mehrfach die Rede, ohne daß sich hätte erkennen lassen, was genau dieses ‚Projekt 7' sein sollte. Andere besprochene Projekte, 5 und 6, waren als die Düsenbomber Arado 555 und Focke-Wulf 1000 benannt, sie sollten zumindest als Einzelmuster gleichfalls gebaut werden. Über das Projekt 7 jedoch gab es keinerlei Einzelheiten. Offenkundig war nur, daß es sich um ein Fluggerät handelte, um ein ganz besonderes. Es stellte eine bisher gänzlich unbekannte Technologie dar, über deren Art und Ursprung nichts vermerkt war. Das ‚Projekt 7' mußte, falls es existierte, ein wahres Wunderding sein. Was darüber in dem Büchlein angedeutet stand, sprengte fast die Grenzen der Vorstellungskraft: Das ‚Projekt 7' sollte so gut wie unverwundbar sein, mit völlig neuartigen Waffen bestückt werden und – es sollte aus dem Weltall angreifen können! Dabei würde es nicht darum gehen, Städte zu verwüsten, sondern nur und exakt die Zentren der feindlichen Macht unschädlich zu machen – es sollte die Herrschenden, die Verantwortlichen unmittelbar treffen. Dazu gab es ein paar philosophische Sentenzen über den Geist des Neuen Äons, den Kampf zwischen Licht und Finsternis, der seit 1914 in seine Endphase eingetreten sei und schließlich doch mit dem Sieg des Lichts enden werde.

Lukowsky mußte an Astrid Xylander denken – und dann an Peter Fischer, an den alten Film, den er ihm vorgeführt hatte: Die ‚Fliegende Untertasse' mit den Strahlenkanonen, die sich unsichtbar machen konnte, durch die Dimensionen flog – so ähnlich hatte Fischer sich ausgedrückt und dabei eine Bezeichnung genannt, in der die Zahl ‚7' vorkam. Lukowsky erinnerte sich nicht mehr genau. Aber das mußte es sein: ‚Z-Plan', ‚Projekt 7', UFO'! – Es klang verrückt und erschien dennoch glaubwürdig.

Am Rande berichtete das Büchlein, es sei vorerst keine Einigkeit darüber erzielt worden, ob Hitler über den ‚Z-Plan' unterrichtet werden sollte oder nicht. Einige Mitglieder der ‚Kette' seien dafür gewesen, andere dagegen. Ferner wurde beschlossen, mehrere verborgene Anlagen zu bauen, teils unter der Erde, teils in den Alpen, womöglich auch noch Stützpunkte in Übersee. Dies wurde aus dem Text bloß deshalb erkennbar, weil Vera, die sich erstaunlich gut auszukennen schien, viele der Codeworte erläutert hatte. Wichtig kam Lukowsky ein Hinweis auf den Mondsee vor: Der Mondsee in Oberösterreich, davon hatte auch Astrid Xylander gesprochen, sie hätte dies aufgrund von Domenico Alottis ‚doppeltem Schlüssel' erfahren ...

Auf der letzten Seite des Büchleins hatte Vera einen Zettel mit der Anweisung eingeklebt, ihre sämtlichen mit Bleistift geschriebenen Erklärungen solle er sich einprägen und dann sehr gründlich ausradieren, besser noch, das ganze Notizbuch vernichten, so bald er es nicht mehr unbedingt brauche.

Lukowsky knipste das Licht wieder an, nahm das Büchlein und las abermals. Er prägte sich die von Vera eingefügten Erläuterungen der Code-Begriffe ein. Es kam ihm beinahe so vor wie Vokabelnlernen zu Schülerzeiten.

Eine reichliche halbe Stunde hatte er dann am Schreibtisch gesessen und ebenso vorsichtig wie gründlich radiert, so wie Vera es wollte. Dabei ging ihm das Ganze nochmals durch den Kopf: Wenn die Dinge sich tatsächlich so verhielten – oder auch nur gewisse Leute mit einer solchen Möglichkeit rechneten – dann wurde auf einmal vieles verständlich. Eine gefährliche Waffe von ganz neuer, unbekannter, turmhoch überlegener Machart, die ihre Kanonen vom Weltall aus auf die Zentren der herrschenden Mächte richten könnte? Das mußte geradezu eine Hetzjagd auslösen, sei's auch nach Phantomen! Und vielleicht war es ja mehr als das. Dazu ein deutscher oder wahrscheinlich sogar übernationaler Geheimbund, eine unheimliche Gegenmacht von ‚überall und nirgends'.... Kampf der Weltzeitalter, Sturz der Finsternis, Sieg des Lichts ... Lauter Mystik! Was hatte das mit Technik und Wunderwaffen zu tun? Waren das am Ende alles bloß weitere unentschlüsselte Code-Begriffe? Oder gar umgekehrt: Stand die Mystik im Mittelpunkt aller Dinge? – Darüber mochten sich andere die Köpfe zerbrechen, Menschen wie Astrid Xylander, vielleicht auch Peter Fischer; nicht der Transportflieger Ernst Lukowsky aus Düsseldorf am Rhein; er würde kaum noch zum Mystiker taugen.

Das Lesen der winzigen, wenn auch sauberen Schrift hatte die Augen angestrengt. Lukowsky klappte das Büchlein zu, packte es wieder in das Kuvert und steckte alles unter den Kartenstapel in der mittleren Schreibtischschublade. Er lehnte sich im Sessel zurück, nahm Veras Bild hervor und betrachtete es. Vera – Dulcinea – Schicksal und unergründliches Geheimnis! –

Die nächsten Tage vergingen in schon beinahe ungewohnter Normalität. Fischer rief zweimal an, sagte, er sei dabei, ein Haus in Büderich anzumieten, einem der Nobelvororte von Düsseldorf, vielleicht auch noch ein separates Büro für ihre Angelegenheiten. Er bat Lukowsky, von beiden Seiten der Silberplatte aus Alottis Nachlaß Abdrücke anzufertigen, am besten mit einer Masse, wie Zahntechniker sie verwenden. Die werde er sich wohl verschaffen können. Dann solle er alles Fräulein Alotti übergeben. Er habe, so sagte Fischer, mit Busch darüber gesprochen; Herr Busch lege jetzt keinen Wert mehr darauf, die Sachen genauer zu betrachten. Nur die als Packpapier verwendete Ausgabe des ‚Osservatore Romano' solle Lukowsky zurückbehalten, diese alte Zeitung habe für Fräulein Alotti keinen Wert. An Nuancen des Tonfalls meinte Lukowsky zu erkennen, daß Fischer es so gegen Busch durchgesetzt hatte um zu verhindern, daß dieser vielleicht doch in Versuchung gerate, sich an den wertvollen Briefmarken zu vergreifen.

Einmal meldete sich Cornelius, aber bloß um zu schwatzen. Jedenfalls hatte es einen solchen Eindruck gemacht. Falls doch mehr dahintergesteckt haben sollte, wäre es Lukowsky nicht aufgefallen, wahrscheinlich war es auch nichts weiter.

Lukowsky hatte nach Branchenverzeichnis einen beliebigen Zahntechniker angerufen. Der wunderte sich zwar, war aber bereit, ihm einiges von der nötigen Abdruckmasse zu überlassen. Er erklärte ihm sogar bereitwillig, wie sie zu handhaben sei. Lukowsky holte sich dieses Zeug und dann das Paket mit den Sachen aus Alottis Haus. Es war verblüffend einfach, die Abdrücke von der Silberplatte anzufertigen, sie gelangen erstaunlich gut. Lukowsky putzte die Platte und packte dann das Paket so ordentlich wie er konnte. Alottis Tochter sollte keinen schlechten Eindruck bekommen. Er fertigte eine Liste des Inhalts an, machte davon eine Ablichtung, bereitete alles sorgfältig vor. Ordentlicher, als es sonst seine Art war – vielleicht, weil er immer wieder, wenn er daran dachte, das Gefühl hatte, Domenico Alotti habe ihm etwas persönlich anvertraut. Das war ein anscheinend ganz absurdes Gefühl, denn Alotti war ja schon tot ge-

wesen, als er ihn traf. Traf? - Gefunden hatte! - Oder? Wie würde Astrid Xylander sagen: Es gibt keinen Tod! –

Sonntag, ziemlich genau um Mitternacht, war er losgefahren. Der Termin mit Wenzl lag am frühen Montagmorgen. Während der Nacht auf der Autobahn überdachte Lukowsky die vergangenen Wochen. Es war eine Menge geschehen!

München zeigte sich von einer freundlichen Seite. Schon am frühen Morgen, die stumpfen Zwiebelturmspitzen der Frauenkirche waren noch von Dunstschleiern umflort, verkündete die Sonne am Himmel das Kommen eines angenehmen, warmen Tages. Der Sommer schien noch einmal die Ärmel aufkrempeln zu wollen, um dem Herbst trotzig zu beweisen, daß er noch nicht abgetreten sei. Lukowsky steuerte den Mustang durch die Straßen der Stadt. Montagmorgen, der Verkehr war rege, mitunter stauten sich die Autoschlangen bei den Verkehrsampeln. So verging dann doch noch eine reichliche halbe Stunde, bis er gegenüber von dem Gebäude von Wenzls Firma einparkte. Zeit für einen Frühstückskaffee war nun doch nicht mehr geblieben. Aber den würde es sicherlich im Hause Wenzl geben.

Dort erlebte Lukowsky eine Überraschung: Alles neu! Die ganze Firma erstrahlte in frischen Farben, auch die gesamte Bürotechnik schien erneuert worden zu sein. Nichts mehr von dem abenteuerlichen Drunter-und-Drüber, das früher sozusagen ein Markenzeichen dieser Firma gewesen war, nein, jetzt wirkte alles sehr sauber, ordentlich, beinahe schon nobel. Bloß die bunt aufgetakelte Empfangsdame, die auf den Namen Putzi hörte, bot noch immer den Eindruck als sei ihr Hauptberuf die Betreuung von Spielautomaten in einem der flimmernden Schuppen in der Goethe-Straße, wo man allabendlich auf eine Polizeirazzia gefaßt war. Doch auch Fräulein Putzi hatte dazugelernt, sie begrüßte Lukowsky mit verblüffender Höflichkeit: „Guten Morgen Herr Lukowsky! Wie nett, daß Sie da sind! Herr Wenzl erwartet Sie. Darf ich Ihnen einen Kaffee servieren?“ Lukowsky antwortete: „Danke, das wäre sehr freundlich!“ Fräulein Putzi griff zum Telefon und meldete ihrem Chef Lukowskys Ankunft. Gleich darauf öffnete sich eine Tür. Herr Wenzl stand in voller Hünengröße im Türrahmen – hemdsärmelig wie immer, daran hatte sich nichts geändert. Und auch die Tonlage war dieselbe geblieben. Wenzl ließ seinen Baßbariton erklingen: „Ha, da sind Sie ja! Morgen! Kommen sie rein!“ Er winkte mit einer seiner Riesenpranken und streckte diese dann Lukowsky entgegen.

Auch Wenzls Chefzimmer hatte sich verändert. Es war der gleiche Raum wie immer, doch völlig neu ausgestattet; alles in Teakholz, Chrom und dunkelbraunem Leder gehalten. Ein riesiger Schreibtisch stand schräg im hinteren Drittel des Zimmers. An einer der weißen Wände hing ein fast zwei mal anderthalb Meter großes Gemälde. Es zeigte den Schlachtkreuzer ‚Derflinger' während der Skagerrakschlacht anno 1916, soeben die ‚Queen Mary' versenkend. Daß es sich um diese Szene handelte, wurde durch ein beschriftetes Messingschild dokumentiert. Wenzl bemerkte, wie Lukowsky das Gemälde ansah, und erläuterte nicht ohne Stolz: „Ersteigert bei Weinmüller. Bestensgebot. Mußte es unbedingt haben, ich finde diese alten Kriegsschiffe enorm imponierend." Er setzte sich und deutete auf einen Sessel gegenüber dem Schreibtisch: „Hocken Sie sich hin!" – Fräulein Putzi servierte Kaffee. Auch das Porzellan war neu. Wenzl schob Lukowsky eine silberne Zigarettendose hin, sagte: „bedienen Sie sich!" und steckte sich selbst eine dicke schwarze Zigarre an. Lukowsky nahm sich eine von den Zigaretten und bemerkte: „Bei Ihnen müssen die Geschäfte gut gehen!" Wenzl machte eine Bewegung mit der Hand, die die Zigarre hielt: „Bin zufrieden." Er sah Lukowsky an, mit einem langen, mißtrauisch wirkenden Blick. Das war sonst nicht Wenzls Art. Lukowsky wunderte sich ein wenig darüber. Wenzl paffte, lehnte sich in seinem gewaltigen Chefsessel zurück und fragte: „Also? Wie machen wir's?" Lukowsky war erstaunt über diesen Auftakt des Gesprächs aber gleichsam bemüht, sich das möglichst nicht anmerken zu lassen. Wenzl setzte anscheinend etwas voraus, was ihm noch unbekannt war. Er antwortete: „Vielleicht wollen Sie mir einen Vorschlag unterbreiten?" Wenzl sah ihn mit grüblerischer Miene an, paffte, paffte, überlegte offenkundig. Schließlich nahm er die Zigarre aus dem Mund, beugte sich vor, stützte die Ellenbogen auf und sagte trocken: „Scheiße-Hose!" Er zeigte eine resignierende Geste mit beiden Händen: „Sie sind drauf gekommen. Der andere war zu bescheuert, Sie leider nicht. Gut, kann man nichts machen. Aber ich spiele Ihnen trotzdem nicht den Clown! Und Sie haben auch keine Rechte! Also? Was wollen Sie?!" Lukowsky begriff: „Sie haben das grüne Paket ausgetauscht, was drin war verscheuert, Ihren Laden renoviert, wahrscheinlich noch ein paar andere nette Investitionen getätigt ..." Wenzl unterbrach mit einer ungeduldigen Geste und unter Wiederholung seines Ausdrucks: „Scheiße-Hose! - Ja, ja! Machen wir doch keine Zicken! Ich biete Ihnen was an: Fünfundzwanzig Prozent von dem, was noch da ist." Er neigte sich weit über die riesige Schreibtischplatte und fuchtelte mit seiner Zigarre: „Das ist mein erstes und letztes Wort! Sie können ja

sagen oder nein, handeln tue ich nicht! Dann haben wir eben Knatsch!“ Er lehnte sich wieder zurück und fügte ruhiger an: „Ist noch nicht raus, wie das ausginge! Sind Sie der Mann, zur Polizei zu rennen? Aber ohne Ärger – das würde ich mir was kosten lassen, allzumal – es geht mir nicht so schlecht.“ Lukowsky fragte: „Was war drin in dem grünen Paket?“ Wenzl machte eine ärgerliche Geste und ließ dabei die Zigarre kreisen: „Kiloweise Mist und einiges von Wert! Und da wir über das von Wert reden, sag ich’s Ihnen gerade heraus – ich bin kein krummer Hund, wenn ich’s Ihnen jetzt sage, dann ist es auch so: Ein Beutel voll Diamanten. Alle gut; River und Top River, wie die Fachleute sagen – die ich übrigens allesamt für Gauner halte, sie haben mich sicher beschissen. Zwei Windeier sind in dem Beutel gewesen, aber sonst war alles gut.“ Er grapschte in eine Schale voller Büroklammern und anderen Arbeitsutensilien, suchte etwas heraus und warf zwei fast daumengroße Steine auf die Tischplatte. „Da!“ sagte er mürrisch: „Das eine ist ein Bergkristall und das andere ein Amadeus oder so ähnlich, taugt höchstens für billigen Modeschmuck.“ Lukowsky verbesserte: „Amethyst,“ und nahm die beiden Steine in die Hand. „Auch gut,“ murrte Wenzl, jedenfalls wertlos. Können Sie gleich behalten, wenn sie wollen.“ Lukowsky steckte den Bergkristall und den Amethysten ein. Wenzl paffte, paffte, sagte dann: „Tja! Der Rest war wirklich gut, wenn auch nicht alles bestens, weil teils noch nicht geschliffen. Das macht wohl was aus. Hat gebracht, alles zusammen: DM 787.000! Davon...“ Er langte nach einem Blatt Papier und einem goldenen Füllfederhalter, ohne aber zu schreiben: „420.000 Haus – habe mir ein Haus gekauft, weil geheiratet und Baby unterwegs. Rest Hypothek. In die Firma gesteckt: 121.000. Bleiben: 367.000. Das heißt für Sie – 25 Prozent davon: DM 91.750, sagen wir rund und großzügig: 92.000 Mark, bar in Ihre hohle Hand – und dann lassen Sie mich für alle Ewigkeiten in Ruhe!“ Lukowsky ging darauf vorerst nicht ein, sondern fragte: „Was war sonst noch in dem Paket? Es ist doch verhältnismäßig groß und schwer gewesen.“ Wenzl ließ ein bitteres Lachen hören, schüttelte den Kopf und machte eine wegwerfende Geste, daß Zigarrenasche durch die Luft flog: „Eine Figur, eine komische! Sowas wie vielleicht der Dali macht, wenn er gerade Bauchschmerzen hat. Aber nichts wert. Bloß Bronze oder so. Schwer und nutzlos. Habe so einen grenzdebilen Moderne-Kunst-Tandler gefragt, da gleich um die Ecke. Wollte’s nicht haben. Auch gut.“ Lukowsky fragte: „Wie sieht die Figur aus?“ Wenzl meinte: „Verrückt! Ein Zopf mit einem Kopf drauf, der zwei Gesichter hat, ein Mannsgesicht und ein Weibsgesicht. So was wo man ‚surrea-

listisch‘ nennt, glaub ich.“ - Ein ganzer Schwarm von Gedanken sauste bei dieser Beschreibung durch Lukowskys Kopf. Er erinnerte sich gut: Die Darstellung auf der Silberplatte aus Alottis Haus. Lukowsky fragte: „Wo haben Sie das Ding?“ Wenzl lachte trocken und antwortete: „Im Garten! Unser Haus hat einen kleinen Garten. Meine Frau hat da einen netten Steingarten angelegt. Mit Edelweiß und so. Da steht das Ding und spielt Gartenzwerg.“ Wenzl lachte, diesmal wirklich heiter, die angespannte Stimmung wich. Lukowsky lachte mit. Dann sagte er: „Ich möchte die Figur gerne haben! Geld will ich nicht. Es steht mir nicht zu, so wenig wie Ihnen. Aber Sie haben Familie. Für ehrliche Aufträge wäre ich allerdings dankbar. Ich möchte versuchen, meine Firma über den Berg zu bringen.“ Wenzl sah ihn mißtrauisch an: „Ist das Ihr Ernst? Sie scheißen auf 92.000 Märker?“ Lukowsky nickte: „Wenn Sie dafür an mich denken, sobald es Transportflüge gibt, die ich mit meinen Möglichkeiten durchführen kann – ganz faire Preise – aber eventuell mit einer gewissen Umsatzgarantie – das wäre für mich gar kein schlechter Tausch, es wäre genau die Chance, die ich brauchte.“ Sie sahen sich ein paar lange Sekunden über Wenzls mächtige Schreibtischplatte hinweg an. Wenzl legte den Kopf schief: „Sie meinen das ehrlich?“ Lukowsky nickte: „Und ich bekomme die verrückte Figur!“ Wenzl überlegte etwa eine halbe Minute. Dann erhob er sich, streckte Lukowsky seine Bärenpranke hin und sagte: „Alle für Sie interessanten Flüge, die ich zu vergeben habe. Jahresumsatz geschätzt 60.000 bis 65.000 Mark. 50.000 Minimum garantiere ich Ihnen schriftlich. 10.000 Vorschuß kriegen Sie sofort, wird später verrechnet. – OK?“ Wenzl hatte sich zu voller Größe aufgerichtet und hielt noch immer die Hand hin. Auch Lukowsky stand auf. Er nahm Wenzls Hand, hielt sie für einen Moment fest und sagte: „Und die doppelköpfige Gartenzwerg-Figur kann ich mir heute nachmittag abholen!“ Wenzls Händedruck war fest: „In Ordnung. Ich rufe meine Frau an, sie soll das Ding bringen. Sie findet es sowieso unheimlich. Darum ist es auch im Garten gelandet.“ Lukowsky trank von seinem Kaffee. Er erinnerte sich: „Sie erwähnten vorhin, wenn ich es richtig verstanden habe, es wäre schon jemand anderer zu ihnen gekommen in dieser – Angelegenheit?“ Wenzl legte eine wohlgefällige Miene auf und hielt die Hand mit der Zigarre in die Höhe: „Vorigen Dienstag. Kam unangemeldet und quatschte Bockmist. Habe ihn rausgeschmissen!“ Lukowsky fragte: „Was war denn das für ein Bursche?“ – Wenzl blähte zur Veranschaulichung seiner folgenden Worte die Backen: „Ein Fettsack. Hat sich zu blöd angestellt. Ich merkte sofort, er hatte keine Ahnung. Wie dann aber Sie anriefen, war mir klar, daß Sie drauf gekom-

men sein mußten. Sie waren ja der erste an der Spritze, hatten das grüne Paket vorher und nachher in der Klaue. Irgendwann mußte's wohl so kommen. Bin froh, daß wir handelseinig geworden sind!" Lukowsky forschte: „Wie hieß der Fettsack?" Wenzl kratzte sich am Kopf: „Wie hieß der ... Ich glaube, hat er gar nicht von sich gegeben. Nur seinen Vornamen: Valentin. Das wird ja kaum sein Arschname gewesen sein." – In Lukowskys Kopf sausten abermals die Gedanken im Kreise: Dicker Mann – Valentin – Valtine. - Wenzl schien es ihm anzumerken, er fragte: „Kennen Sie den etwa?" Lukowsky schüttelte den Kopf: „Nein. Es kann aber sein, daß es jemand ist, von dem ich gehört habe. Nichts Gutes. Falls er nochmals auftauchen sollte, würden Sie mich dann informieren?" Wenzl lachte tief aus der Brust: „Der taucht hier nicht wieder auf! Denn das nächste Mal, hab ich ihm gesagt, geht er nicht zur Türe raus, sondern zum Fenster!" In der Firma Wenzl hatte sich vieles geändert. Der Chef selbst indes war unzweifelhaft der alte geblieben. Lukowsky fiel noch eine Frage ein: „An Papieren gab es nichts in dem Paket?" – „Papiere?" wunderte sich Wenzl: „Na! Nur die, in die das unnütze Spinner-Kunstwerk eingewickelt war." Lukowsky forschte: „War das Packpapier, Zeitungspapier, oder war etwas drauf?" Wenzl lehnte sich mit einem Kopfschütteln zurück: „Was Sie alles fragen! - Es war so was wie alte Architektenzeichnungen, die keiner mehr brauchen konnte." Das machte Lukowsky hellhörig: „Wo sind die?" Wenzl gaffte ihn verständnislos an: „Wollen S' mich pflanzen? Im Müll natürlich!" Lukowsky nickte: „Es war eine dumme Frage. Bitte grüßen Sie Ihre Gattin von mir!"

München bot nun tatsächlich den Eindruck einer Stadt, die den Herbst ignorierte und den Sommer zurückgeholt hatte. Die Stimmung war angenehm. Dazu mochten für Ernst Lukowsky auch die Ergebnisse seines Besuches bei Wenzl beitragen. Die geschäftlichen Aussichten konnten nach langer Zeit den berühmten Silberstreif am Horizont bedeuten. Und dann: Der Inhalt des grünen Pakets! Auch nicht unwichtig: Valtine schien sich in die Ereignisse einzumengen, Veras alter Feind, dessen Kopf sie sich wünschte ...

Lukowsky fand einen Parkplatz in der Herzog-Rudolf-Straße, nahe der Maximilianstraße. Er war früh daran, bis Mittag war noch Zeit. Er schlenderte am Hofbräuhaus vorbei in Richtung Marienplatz. Er stöberte in einer großen Buchhandlung und versah sich mit Lesestoff, zwei Bücher, eines in Deutsch und eines in Englisch, über die Me 109, jenes Jagdflugzeug des Zweiten Weltkriegs, mit dem die meisten Luftsiege erkämpft worden waren. Dabei legte er Wert auf genaue

Abbildungen der späten Baureihen. So versorgt, ging er den Weg zurück, überquerte die Maximilianstraße und begab sich ins ‚Café Roma'.

Antonietta Alotti war pünktlich. Lukowsky erkannte sie sofort. Wie hatte doch Vera gesagt: Antonietta werde ihm gefallen, sie sei ihr ein wenig ähnlich. Das stimmte. Sie war vielleicht zwei oder drei Jahre älter als Vera, ein bißchen kleiner, aber eine schöne, eine besonders schöne Frau mit einem wundervollen Gang, geschmeidig, anmutig, beinahe schwebend. Ihr Gesicht war wunderschön, feinnervig und edel, wie von Botticelli gemalt. Ihre dunkelbraunen Haare waren seitlich gescheitelt und vor der Schulter zu einem dicken Zopf geflochten, der fast bis an die Hüfte reichte. O ja, wer nicht schon in Vera Jörgens verliebt war, konnte sich gewiß leicht in Antonietta Alotti verlieben – vorausgesetzt natürlich, er wäre ein anderer Mann als der alte Haudegen Ernst Lukowsky gewesen; denn die Frau dort hatte diesbezüglich sicherlich andere Vorstellungen, und das mit gutem Recht. Sie trug ein weites rosafarbenes Sommerkleid mit großen weißen Punkten auf dem Stoff und einem nicht allzu tiefen aber doch beachtenswerten Ausschnitt. Dieses Kleid schien sie an einem der letzten warmen Tage dieses Jahres nochmals spazierenführen zu wollen. Lukowskys Blick fiel ihr auf, und sie deutete ihn richtig. Mit dem Hauch eines Lächelns auf den Lippen kam sie an Lukowskys Tisch. Mit ihrer Stimme, deren ungewöhnlich angenehmer Klang ihm schon am Telefon aufgefallen war, sprach sie: „Guten Tag! Sie müssen Herr Lukowsky sein!" Lukowsky erhob sich. Antonietta Alotti reichte ihm ihre Hand, eine gepflegte Hand, deren Berührung sich sanft und weich anfühlte. Lukowsky sagte: „Guten Tag, Fräulein Alotti!" Er rückte ihr den Stuhl zurecht, und sie setzten sich. Die Frau sagte: „Ich finde es sehr nett von Ihnen, daß Sie sich diese Mühe machen; ich bin Ihnen wirklich dankbar!" Lukowsky erwiderte: „Sie brauchen sich nicht zu bedanken, das ist selbstverständlich. Ich freue mich, Sie zu sehen." Er zog die Liste hervor, die er vom Inhalt des Pakets angefertigt hatte, reichte sie über den kleinen runden Tisch und bat: „Sehen Sie erst einmal, ob alles dabei ist, worauf Sie wert legen. Bis auf eine alte Zeitung, die zum Einpacken verwendet worden war, ist alles, was der Freund Ihres Herrn Vaters noch aus dem Haus hat holen können, hier." Er deutete auf das auf dem dritten Stuhl am Tisch liegende Paket. Die dunkelbraunen Augen der Frau richteten sich auf das Paket. Eine blonde Kellnerin kam. Antonietta Alotti bestellte sich einen Kaffee. Dann nahm sie eine schmalgerahmte Brille aus ihrer Handtasche, setzte sie auf, überflog das Blatt Papier und legte es schnell aus der Hand: „Ich

kann nur sagen, ich bin Ihnen und dem mir unbekannten Helfer sehr dankbar! So weit ich sehen kann, sind alle wichtigen Sachen da.“ Sie faltete das Blatt Papier zusammen und spielte damit. Ihr Lächeln wirkte jetzt ein wenig unsicher. „Herr Lukowsky,“ begann Sie: „Ich weiß nicht recht, wie ich mich dankbar erweisen soll! Wenn ich Sie frage, ob Sie Auslagen hatten, werden Sie gekränkt sein, das sehe ich Ihnen an. Ich möchte mich aber bedanken, das müssen Sie verstehen.“ Sie ließ das Papier in Ruhe, sah Lukowsky fest an und bat mit entschlossener Stimme: „Sagen Sie mir, wie ich mich dankbar zeigen oder Ihnen eine Freude bereiten kann! Die Dinge, die Sie mir bringen, sind nicht nur von materiellem Wert! Sie bedeuten sehr viel mehr! Darum bestehe ich darauf, eine Gegenleistung zu erbringen!“ Sie neigte den Kopf: „Was ist mit dem mir unbekannten Freund meines Vaters? Sie bemerken, ich frage nicht nach seinem Namen. Sie würden ihn mir sicherlich nennen, wenn es opportun wäre. Ich weiß, mein Vater hatte einige Verbindungen, die ...“ Sie machte eine suchende Geste mit ihren graziösen Händen, „... die, wie soll ich mich ausdrücken: besonderer Natur waren. Ich gehe davon aus, Sie wissen das.“ Antonietta Alotti bot auf einmal den Eindruck einer Frau, die sehr genau wußte, was sie wollte und sich auch durchzusetzen verstand. Diese Frau war kein scheues Reh. Sie bot nun einen anderen Eindruck als der des ersten Augenblicks gewesen war, jedoch um nichts weniger reizvoll, im Gegenteil. Lukowsky entgegnete: „Der Name des Betreffenden ist kein Geheimnis. Er heißt Fritz Busch. Kennen Sie ihn?“ Die junge Frau neigte ganz leicht den Kopf und dachte nach: „Nein, dieser Name sagt mir nichts. Aber ich weiß, mein Vater hatte viele deutsche Freunde, zum Teil schon aus der Kriegszeit. Kann das sein?“ Lukowsky nickte: „Vom Alter her, ja. Ich nehme an, daß es so sein wird. Darf ich jetzt Sie etwas fragen?“ Sie deutete ein winziges Kopfnicken an: „Bitte!“ Lukowsky meinte zu bemerken, daß Domenico Alottis Tochter vom Fragenbeantworten wenig hielt, es war, als dringe tief aus ihrem Inneren eine verhaltene aber energische Verteidigungsbereitschaft an die Oberfläche. Lukowsky fragte dennoch: „Sind Sie über die Umstände unterrichtet, wie Ihr Herr Vater verstarb?“ Sie zeigte abermals ein winziges Kopfnicken. Lukowsky empfand deutlich, daß alles an ihr jetzt Lauern und Vorsicht war. Sie antwortete: „Mir sind die Umstände bekannt – im wesentlichen. Mein Vater ist leidenschaftlicher Sporttaucher gewesen. Er muß es damit übertrieben haben.“ – „So wird es gewesen sein,“ sagte Lukowsky, obwohl ihm klar war, daß die Frau jetzt log. Der Tonfall seiner Stimme mußte ihr verraten, daß er etwas anderes glaubte. Nach einem Augenblick des Zauderns fragte die Frau:

„Sie wissen etwas, das Sie mir mitteilen möchten?“ Jetzt war es Lukowsky, der zögerte. Er entschloß sich, zu sagen was zu sagen war: „Es gibt einige merkwürdige Dinge bei alledem. Vermutlich wissen Sie davon einiges, doch danach will ich nicht fragen. Sie würden von selbst darüber sprechen, wenn Sie es wollten. Es erscheint mir auch besser so. Vielleicht gerieten Sie sonst noch in Schwierigkeiten, und das täte mir leid. Was mir in diesem Moment durch den Kopf geht, ist aber auch etwas anderes: Fräulein Alotti, ich fand Ihren Herrn Vater – vor jedem anderen. Und ich sage Ihnen jetzt – auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, denn ich bin alles andere als Okkultist, oder, wie man heutzutage wohl eher sagen würde, Esoteriker. Was in Verruf kommt, ändert seinen Namen.“ Antonietta Alotti lächelte: „Und wer seinen Namen ändert, wird dem neuen ebensowenig Ehre machen, wie er dem alten gemacht hat. – Sagt Schopenhauer! Aber hinter dem, was in Verruf gerät, steht mitunter, fast unbemerkt, eine weiße Unschuld.“ Die Frau machte es ihm leicht, seinen Gedanken loszuwerden: „Fräulein Alotti, ich hatte, als ich Ihren Herrn Vater fand, das sonderbare Gefühl, daß dieser Mann noch da war, daß er mich wahrnahm, obwohl ...“ Antonietta Alotti breitete ihre schönen Hände über dem kleinen runden Tisch aus, ihre dunklen Augen hinter den Brillengläsern blickten Lukowsky mit dem Ausdruck größter Selbstverständlichkeit an, und ebenso klang auch Ihre Stimme: „Aber natürlich, Herr Lukowsky! Es gibt doch keinen Tod! Gewiß hat mein Vater Sie bemerkt, wenn sie verhältnismäßig bald nach seinem Hinübergehen bei seinem verlassenen irdischen Körper gewesen sind! Daran ist nichts Erstaunliches!“ Lukowsky wunderte sich. Gehörte auch diese Frau, mit der er jetzt hier im 'Café Roma' in München zusammensaß, zu jenem vermutlich sehr kleinen und gleichsam engen Kreis, der wie Astrid Xylander dachte? Kannten sich diese beiden Frauen womöglich sogar? Direkt oder auf Umwegen? Vielleicht gar durch – Vera? War das alles noch Zufall? Die Frau am Tisch gegenüber sprach mit nun wieder sachlicher Stimme weiter: „Es würde mich interessieren zu erfahren, wie es dazu kam, daß Sie meinen Vater fanden – und es wäre mir auch wertvoll, wenn Sie mir ein wenig mehr darüber erzählten. Wollen Sie das tun? – Nicht jetzt und hier, denn ich bin ein wenig in Eile, aber demnächst in Ruhe, wenn Sie wieder einmal in München sind? Vielleicht schreiben Sie es mir auch in einem Brief, falls Sie mögen? Ich würde Ihnen gern antworten! Ich halte noch etwas von der guten alten Briefkultur.“ Lukowsky dachte daran, daß die auf nicht ganz gewöhnliche Weise zustande gekommene engere Geschäftsbeziehung mit Wenzl ihn wohl nun des öfteren in diese Stadt führen

dürfte. Er sagte: „Es würde mich freuen, Sie einmal wieder zu treffen. Falls es sich hinauszögert, schreibe ich Ihnen. Ich verstehe, daß Ihnen das wichtig ist.“ Sie lächelte: „Gut! Aber: Trotzdem müssen Sie mir Gelegenheit geben, mich dankbar zu erweisen! Ich schulde Ihnen mehr als Sie ahnen! Vielleicht kann ich Ihnen geschäftlich nützlich sein? Ich habe einige recht gute Beziehungen!“ Sie nahm das Papier mit der Auflistung, faltete es zusammen und steckte es in ihre Handtasche. Lukowsky beobachtete ihre Hände und deren Bewegungen. Mit den gleichen Griffen hätte Vera das Papier eingesteckt – sonderbar. Eine alte Weisheit meinte, äußerliche Ähnlichkeiten und wesensmäßige gingen Hand in Hand. Irgendwer hatte dazu einmal das Gleichnis gebracht: Eine Kugel könne nur rollen, ein Würfel nur kollern. - C.G. Jung mochte das einmal geäußert haben. Vielleicht stimmte es. Die Frau gegenüber spürte offenbar etwas von seinen Gedanken, ohne diese aber einordnen zu können. Das schien sie nervös zu machen. Sie strich mit einer Hand in ihrem Zopf entlang, als zähle sie dabei mit den Fingerkuppen im Stillen die einzelnen Flechtungen. Antonietta Alotti fragte, es wirkte beinahe drängend: „Was ist? Haben Sie nicht doch etwas auf dem Herzen?“ Sie brachte ihn in Verlegenheit. Er wußte es nicht. Hatte er etwas auf dem Herzen? Lukowsky beobachtete Ihre Finger, die abermals an dem dunkel schimmernden Zopf entlang strichen. Er sah aus wie eine weiche Kette ineinander verschlungener Herzen, tatsächlich, wie Herzen. Dabei mußte er noch mehr an Vera denken. Er sagte, ohne es eigentlich zu wollen: „Das sieht sehr schön aus!“ Sie kam nicht sogleich darauf, was er meinte, dann aber lächelte Sie: „Der lange Zopf? Der ist doch ganz altmodisch! Aber das bin ich wohl auch. Ich könnte mich nie von meinen langen Haaren trennen! Höchstens ein kleines Stückchen müßte wieder einmal ab, damit die Spitzen schön dicht bleiben.“ Lukowsky fiel auf, daß diese Frau soeben beinahe wörtlich das Gleiche gesagte hatte, wie neulich Vera Jörgens. Antonietta Alotti blickte an ihrem Zopf entlang, sah dann wieder Lukowsky an und lächelte erneut: „Kurz, oder wenig-stens um Etliches kürzer als jetzt, wäre vielleicht praktischer und würde auch besser in die gegenwärtige Zeit passen, doch – ich habe zu dieser Zeit kein gutes Verhältnis! Unumwunden gesagt: Ich finde sie kulturlos und abscheulich!“ Antonietta nahm die Brille ab und neigte sich leicht vor, hinter ihren Augen begann es zu leuchten. Ihre Worte kamen plötzlich sehr lebhaft und schwungvoll: „Es wird eine andere Zeit kommen, eine neue und zugleich uralte! Die Kali-Yuga-Zwerge dieses Äons werden vergehen, und die Sadja-Riesen – geistige Riesen! – kehren zurück in der Wiedergeburt des Goldenen Zeitalters!

Dann werde ich mich wohlfühlen, so wie ich bin und wie es wohl auch Ihnen gefällt, denn es ist ja die göttliche Richtigkeit! Frau und Mann sind Wesen von ver-schiedener Natur, die einander gerade deshalb so wunderbar ergänzen. Es ist wichtig, das zu beachten. Die häufige Gleichmachung in der heutigen Zeit tötet das Göttliche in den Menschen. Deshalb kann die Finsternis herrschen - noch. Wie brauchen ein wenig Geduld, müssen durchhalten - und auch selbst etwas tun! Der Sieg des neuen Lichts ist nicht aufzuhalten! Das ist ein interkosmisches Gesetz! – Sie sehen, ich geniere mich gar nicht, über solche Gedanken zu reden.“ Sie lächelte, ein beinahe verlegenes Lächeln, und sprach in sachlicherem Tonfall weiter: „Aber entschuldigen Sie! Das ist eines meiner Lieblingsthemen! Ich interessiere mich für alte Mythen und Legenden. Ich glaube auch wirklich daran!“ Lukowsky mußte unwillkürlich wieder an Astrid Xylander denken und auch an Vera. Die junge Frau hier am Tisch im 'Café Roma' hätte sehr gut zu den beiden anderen gepaßt. Antonietta Alotti spielte weiterhin mit ihrem Zopf. Lukowsky sagte: „Da Sie sich für solche Dinge interessieren, erlauben Sie mir bitte, einmal neugierig zu sein. Wissen Sie vielleicht, was die Silbergravur bedeutet: Die Göttin über der merkwürdigen Figur mit zwei Gesichtern und einem Frauenzopf? Ich habe das notgedrungen gesehen, denn als ich das Paket erhielt, war es arg zerfleddert und mußte neu gepackt werden.“ Antonietta überlegte einen Augenblick, als gelte es, den richtigen Anfang zu finden. Dann erklärte sie: „Die Göttin stellt die Herrin des kommenden Neuen Zeitalters dar. Aphrodite, Ischtar, Venus, Freyja, Astarte, Aramati – die Göttin hat viele Namen. Sie steht über der ‚Figura‘, einer magischen Vorstellung, die in dieser Form der Templer-Mystik entstammt, aber bis in das alte Sumer zurückreicht. Aber ...“ Antonietta Alotti zeigte eine anmutige Geste „... das müßte ich Ihnen einmal in Ruhe erzählen! Es ist sehr interessant! Auf alle Fälle hat es mit dem zu tun, was mich persönlich bewegt. Darum ist diese Silberplatte für mich auch besonders wertvoll und ich bin sehr froh, sie nun zu besitzen.“ Sie ließ ihren Zopf los und legte die Fingerspitzen aneinander: „Aber mein Zopf hat nichts mit dem der ‚Figura‘ zu tun. Könnte es nicht viel eher sein, daß ich Sie an eine andere Frau erinnere? Die Art, wie Sie manchmal schauen, bringt mich auf diesen Gedanken.“ Diese Frage traf Lukowsky unerwartet. Die Frau am Tisch bemerkte, daß etwas Schmerzliches in ihm vorging. Sie beugte sich vor, ihre Stimme klang sehr weich: „Ich war dumm und taktlos. Verzeihen Sie mir!" Lukowsky versuchte ein Lächeln, aber es gelang nicht sehr gut: „Es gibt nichts, wofür Sie sich entschuldigen müßten, glauben Sie mir.“ Antonietta Alotti wirkte grüblerisch.

Ahnte sie womöglich sogar, daß die Frau, an die Lukowsky jetzt dachte, ihre Freundin Vera Jörgens war? - Antoniettas Stimme klang nicht ganz so sicher wie bisher: „Vielleicht freut es Sie dann, wenn ich Ihnen versichere, daß ich der mir Unbekannten, die Sie lieb haben, immer ähnlich bleiben werde. Wenigstens ungefähr. Es ist kein großartiges Dankesgeschenk, denn ich habe es sowieso nicht anders vor. Das ist ja nicht bloß eine Frage der weiblichen Schönheit, es hat noch einen ganz anderen Sinn.“ Dies lenkte Lukowskys Gedanken abermals zu Astrid Xylander und deren Astralkörperphilosophie. War es das, was auch die junge Frau hier am Kaffeehaustisch meinte, als sie gerade von einem ‚noch ganz anderen Sinn‘ gesprochen hatte? Und Vera? Kannte sie jenen ‚ganz anderen Sinn‘ womöglich ebenso? – Vera, die nun so fern war wie auf einem fremden Stern. – Antonietta berührte mit ihren Fingerspitzen hauchzart seine Hand, ihre Stimme wurde noch sanfter: „Seien Sie wieder fröhlich!“ Es war ein kleiner, naiver, anscheinend bedeutungsloser Satz, aber er wirkte. Und Lukowsky kam sich beinahe komisch vor. Doch er erzählte: „Ein Offizier, den ich vor Jahren kennenlernte, ein berühmter Jagdflieger, der mehr als 100 Gegner abgeschossen hat, sagte einmal: ‚Ein Mann, der sich seiner Gefühle schämt, ist das Sonnenlicht nicht wert!‘“ – Antonietta Alotti lächelte, ein offenes, volles Lächeln. „Das finde ich sehr schön!“ – Sie hatten kaum zwanzig Minuten zusammengesessen, und doch war es auf einmal – für einen kleinen Augenblick – als kennten sie sich sehr gut.

Lukowsky begleitete Antonietta Alotti zu ihrem Wagen und stellte das Paket mit den Sachen aus ihres Vaters Haus auf den Beifahrersitz. Dann fiel ihm noch etwas ein. Er fragte: „Fräulein Alotti, sagt Ihnen der Name Valtine etwas? Das ist keine Neugier. Ich hörte heute morgen, dieser Mann sei vorige Woche in München gewesen. Er gilt als gefährlich. Ich glaube, er war ein Feind Ihres Herrn Vaters.“ Die junge Frau deutete ein Kopfschütteln an: „Den Namen kenne ich nicht, doch ich habe Möglichkeiten, mich zu erkundigen.“ Lukowsky sagte: „Ich habe diesen Mann auch noch nicht persönlich gesehen. Er ist, so weit ich weiß, groß und dick, vermutlich Ende Fünfzig. Vielleicht ist es gut, wenn Sie das wissen. Wir haben nicht darüber gesprochen, aber wir wissen beide, daß wir uns am Rande eines ungewöhnlichen Feldes bewegen.“ Antonietta Alotti blickte Lukowsky nachdenklich an. Sie sagte: „Danke. Ich werde acht geben!“

Die Begegnung mit Antonietta Alotti hatte ihn für eine Weile aus dem Takt gebracht. Sie war eine wunderschöne Frau, wie es nur wenige gab. Aber nicht das

hatte ihn aus dem Rhythmus des Alltags geworfen. Es war ihre unbewußte Anspielung auf Vera gewesen, die dies bewirkt hatte. Denn er wurde das beklemmende Gefühl nicht los, daß Vera Jörgens den Kreis seines Lebens verlassen hatte – unwiederbringlich – daß sie für ihn Vergangenheit war.

Am frühen Nachmittag begab er sich wieder zu Wenzl. Der war nicht im Hause, hatte einem Auswärtstermin. Aber die Empfangsdame namens Putzi hielt zwei Dinge für Lukowsky bereit: Ein Kuvert mit einem Scheck über 10.000 Mark und einen großen Pappkarton. Lukowsky öffnete diesen und sah hinein. Unter wirrer Holzwolle kam eine dunkle Bronzestatue zum Vorschein. Sie entsprach genau der Gravur auf der Silberplatte aus Domenico Alottis Haus.

Er genoß die Rückfahrt. Seine Gedanken kreisten um die Ereignisse dieses Tages. Das vordergründig wichtigste: Dank des völlig unerwarteten Pakts mit Wenzl hatte die wirtschaftliche Seite seines Lebens eine erfreuliche Perspektive angenommen. Keine Frage, Wenzl hatte schlicht und einfach geklaut. Aber wen hatte er dabei bestohlen? Beekn? Der hatte diese Welt inzwischen verlassen. Und wäre Beekn denn der rechtmäßige Eigentümer jener Dinge gewesen? Vermutlich nicht! Außerdem: Vielleicht hatten ja die Götter des Olympos, wie Vera sich ausdrücken würde, diesmal ihre Finger im Spiel gehabt. Möglich, daß es so hatte kommen sollen, daß es Schicksal war, die merkwürdige Figur in seine Hände zu geben? Nun war es an der Zeit, wieder einmal einen Besuch bei Frau Astrid Xylander zu unternehmen. Diese vielwissende Dame könnte zu alledem, zu der Figur, den Steinen, der Silberplatte, auch zu Antoniettas Bemerkungen, bestimmt eine Menge sagen.
Und Fräulein Antonietta Alotti? Was mochte es mit ihr auf sich haben? Sie war keine gewöhnliche Frau. Nicht bloß, weil sie einen so erfreulichen Anblick bot und ganz sicher klug war. Antonietta schien mitten in den Dingen zu stecken, die Lukowsky noch immer nicht recht zu durchschauen vermochte. Sie hatte den merkwürdigen Herrn Hugo Weiß engagiert gehabt, den Mann von ‚überall und nirgends.' Womöglich war er ihr Geliebter. Warum nicht. Oder aber, Antonietta hatte selbst mit diesem ‚Überall und Nirgends' zu tun? Sie schien auch die mystischen Anschauungen zu kennen, von denen er durch Astrid Xylander erfahren hatte und über die in gewisser Weise auch zwischen den Zeilen in dem Büchlein von Veras Vater einiges zu erahnen war. Und nochmals zu Antonietta Alotti: Es wäre fast zu großer Zufall bei der herrschenden Mode, daß sie sich genau so gab wie es sein sollte, ganz im Sinne Veras und der geheimnisvollen Astrid Xylan-

der. Antonietta war dies auch sehr bewußt, es ging ihr nicht nur um die Schönheit. Sie hatte wohldurchdachte Anschauungen, spirituelle wie weltliche, die denen Astrid Xylanders zumindest sehr ähnlich klangen, auch wenn Antonietta andere Begriffe verwendete. Lukowsky wußte davon nur so viel, daß ‚Kali-Yuga' und ‚Sadja-Yuga' Vorstellungen aus der altindischen Glaubenswelt waren. Schließlich: Aus dem Besitz ihres Vaters kam die Silberplatte mit dem Bild der Göttin und jener Figur, die wohl das wahre Geheimnis des vielgesuchten grünen Pakets dargestellt hatte. Mochte es außerdem auch vielleicht noch geheime Lagepläne gegeben haben, die nun auf einer Müllhalde verfaulten, so war die ‚Figura' doch sicherlich das Herzstück des grünen Pakets gewesen. Antonietta wußte offenbar recht gut um deren Bedeutung. Es paßte sehr vieles zusammen – und ergab doch noch keinen vollständigen Reim. Lukowsky dachte plötzlich: Grünes Paket – Grünes Land. - Er steckte sich eine Zigarette an und gab Gas.

23

Über Düsseldorf lag schon die Abenddämmerung, als Lukowsky wieder sein Büro betrat und den schweren Karton mit der geheimnisvollen Bronzefigur darin auf den Schreibtisch stellte. Er ging in die Küche, setzte einen Kaffee auf und warf dann einen Blick in den Briefkasten. Darin war nichts außer Reklame. Er ging ins Bad, machte sich frisch. Inzwischen war der Kaffee fertig. Lukowsky füllte die Thermoskanne, nahm Tassen samt Löffel und Zuckerdose und zog so ausgestattet ins Arbeitszimmer. Dort wartete der Pappkarton mit einem merkwürdigen Ding darin, das zwei Gesichter hatte. Er packte es aus und stellte es auf die Scheibtischplatte. Offenbar hatte Wenzls Frau sich die Mühe gemacht, ihre vormalige Steingartendekoration sorgfältig zu säubern. Die Figur war gut fünfundachtzig Zentimeter hoch. Der Doppelkopf hatte etwa halbe Lebensgröße. Von der weiblichen Hälfte gingen zwei Zöpfe aus. Einer davon umwand den Hals der männlichen Hälfte. Von da aus vereinigten sich die beiden Zöpfe zu einer dicken Säule, die das Doppelhaupt trug. Diese Zopfsäule machte etwa zwei Drittel der Figur aus. Unten lösten sich die Zöpfe auf und bildeten einen runden Sockel von vielleicht fünfunddreißig Zentimetern Durchmesser. Darunter war ein zusätzlicher Sockel aus Holz, etwa sechs Zentimeter hoch. Das ganze war sichtlich alt, jedoch nirgends beschädigt und machte einen äußerst stabilen Eindruck. Lukowsky räumte den Karton und einiges an verstreuter Holzwolle

beiseite, knipste die Schreibtischlampe an und holte die Ablichtung von der Silberplatte hervor. Die Gravur entsprach nicht bis ins letzte Detail der Figur, aber ohne jeden Zweifel hatte eine ganz ähnliche die Vorlage gebildet. Die Gravur zeigte eine kleine Spitze auf dem Scheitel des Doppelhauptes. Lukowsky betrachtete daraufhin die Figur. In der Tat, dort gab es eine vierkantige Öffnung, vielleicht knapp zwei mal zwei Zentimeter. Und offenbar führte von dort aus eine millimeterdünne Bohrung bis nach unten. Lukowsky pustete respektlos hinein – die Luft ging durch. Ihm fiel etwas ein. Er griff in die Tasche seiner über der Stuhllehne hängenden Jacke und betrachtete die beiden Steine, die er von Wenzl bekommen hatte: Der Amethyst paßte exakt in die Öffnung auf dem Scheitel des Doppelhaupts! Was war mit dem Bergkristall. Lukowsky drehte ihn zwischen den Fingern. Gehörte auch dieser zu der Figur? Waren am Ende die Diamanten nur Tarnung für die beiden anscheinend wertlosen, aber möglicherweise viel wichtigeren Steine gewesen? Lukowsky untersuchte die Figur, auch den hölzernen Sockel. Inschriften waren nirgends zu sehen, auch keine Zahlen oder Zeichen. Doch eine Schublade entdeckte Lukowsky, unauffällig, aber durch kein Schloß versperrt. Es brauchte nur ein bißchen Geduld und Fingerspitzengefühl, dann ließ sie sich öffnen. Drinnen lag die Spitze eines dunkelblonden Frauenzopfs, sie maß ungefähr fünfzehn Zentimeter. Das feine Goldlitzenband, das sie kunstvoll umwunden zusammenhielt, war bereits brüchig. Lukowsky berührte die Zopfspitze vorsichtshalber nicht. Es mußte sehr lange her sein, wahrscheinlich Jahrhunderte, daß sich eine Frau dieses Ende ihres Zopfes abgeschnitten und es da hinein gelegt hatte. Lukowsky kam ein Gedanke: Vielleicht war dies als ein besonders edles Kissen für den zweiten Stein, den Bergkristall, gedacht? Er legte den Bergkristall auf die Zopfspitze und schob die Schublade wieder zu. Sie schloß beinahe fugenlos. Dadurch hatte auch in Wenzls Garten keine Feuchtigkeit eindringen können. Jetzt schien alles zu stimmen. Er lehnte sich zurück und betrachtete die Figur. Sie war zweifellos sonderbar, strahlte jedoch nichts Unheimliches aus, sie war sogar schön. Das männliche Gesicht war das eines etwa Vierzigjährigen. Es wirkte römisch. Das andere Gesicht war das einer jungen Frau um die Zwanzig. Vielleicht so, wie man sich eine Germanin vorstellen konnte. Möglich, daß damit etwas ausgesagt werden sollte: Das römisch-deutsche Kaiserreich; die Vermählung von römischer und germanischer Welt. Doch das Heilige Römische Reich deutscher Nation war christlich gewesen. Damit hatte diese Figur ganz gewiß nichts zu tun, sie war offenkundig ein Werk heidnischer Mythologie – welcher auch immer.

Lukowsky sinnierte noch eine Weile darüber. Dann trug er die Figur in das hintere Zimmer, stellte sie in den Kleiderschrank und deckte sie mit ein paar Hemden zu. Irgendwie hatte er das Gefühl, sie nicht offen herumstehen lassen zu sollen. Er ging wieder nach vorn, setzte sich an den Schreibtisch. Fischer würde er am kommenden Vormittag informieren. Aber Lukowsky überlegte, noch an diesem Abend Astrid Xylander anzurufen. Es war gerade erst zehn Uhr, sie würde sicher noch wach sein. Doch dann verschob er auch das auf den kommenden Tag. Nicht, weil er zu müde gewesen wäre, sondern weil er Hemmungen hatte, diese Frau so einfach anzurufen. Warum? Er wußte es selber nicht genau. Vielleicht, weil etwas in ihm Angst davor hatte, zu tief in die Gefilde der Mystik einzutauchen. Es gab da eine Grenze, das hatte er nach jedem Besuch bei Astrid Xylander gemerkt, die sehr leicht zu überschreiten war, hinter der vielleicht das sagenhafte Grüne Land lag. Doch es war wohl nicht jeder für diesen Weg geeignet. Vielleicht war es auch besser, erst mit Fischer zu reden.

Vom jenseitigen Grünen Land gelangten seine Gedanken zum durchaus diesseitigen grünen Licht der ‚Kakadu-Bar'. Womöglich würde der merkwürdige Hugo Weiß dort anzutreffen sein. Mit dem hätte er gern noch ein paar Worte gewechselt. Lukowsky nahm seine Jacke und brach auf, um das zu probieren.

Der Witterungsunterschied zwischen München und Düsseldorf war sehr merklich. Hier wehte ein kühler Wind, Nieselregen stob aus dunklen Wolken, zwischen denen nur hin und wieder ein trüber Mond zum Vorschein kam. Kaum war Lukowsky in den Wagen gestiegen, als die Regentropfen auch schon dicker und immer zahlreicher wurden, ein Blitz den Himmel erhellte und dumpfer Donner herbeigrollte. Bald platschte und trommelte ein Regenguß auf das Blech des Autodachs, nach allen Regeln der Gewitterkunst. Wenn Lukowsky beim ‚Kakadu' keinen günstig gelegenen Parkplatz fände, würde er so naß werden wie ein Tiefseetaucher. Doch es ergab sich die Möglichkeit, in nächster Nähe des Bareingangs auf dem Bürgersteig zu parken. Sogar fast ohne das Risiko eines Strafzettels, denn zu dieser Stunde liefen keine Politessen umher, und die Streifenpolizisten hatten Wichtigeres zu tun.

Im ‚Kakadu' blies die C-Trompete gerade wieder das Lied von Alamo. General Santa Anna hatte es weiland seine Militärkapelle ununterbrochen spielen lassen, während die mexikanischen Truppen das texanische Fort Alamo belagerten und schließlich einnahmen. Die Amerikaner verteidigten sich heldenhaft, buchstäb-

lich bis zum letzten Mann. Frauen und Kinder hatte der mexikanische General vor Beginn des Kampfes abziehen und in sicheres Gebiet eskortieren lassen. Letzte Ritterlichkeit inmitten eines grausamen Kriegs, der sich im vorigen Jahrhundert zugetragen hatte. Im gegenwärtigen bombardierte man Städte nach dem Motto: Frauen und Kinder zuerst in den Tod. Dazu hatten die Herren Einstein, Oppenheimer, Teller & Co. noch für die Atombombe gesorgt, damit man möglichst viele Menschen auf einmal umbringen könne und sogar noch kommende Generationen nachhaltig schädigen – natürlich im Interesse der ‚Guten' und des Demokratismus, wie Cornelius sagen würde. Da klang die Melodie von Alamo ein bißchen wie der wehmütige Abschied von echtem Heldentum und dem letzten Rest der Ritterlichkeit. Das gegenwärtige Jahrhundert war ohne Frage ein abscheuliches, da hatte Fräulein Antonietta Alotti vollkommen recht. Eine neue Zeit müßte kommen. Wodurch und woher? Vielleicht von 'überall und nirgends'.

Der Mann, der von dort kam, wie er sich so kryptisch ausgedrückt hatte, saß an dem selben Tisch wie vorigesmal. Er bemerkte Lukowsky, lächelte und deutete ein Winken an: „Dachte ich's mir doch!" Lukowsky setzte sich zu ihm an den Tisch: „Soll ich jetzt dasselbe sagen? Guten Abend, Herr Weiß!" – „Guten Abend, Herr Lukowsky! Zuerst danke, daß Sie Wort gehalten haben," sagte der elegant gekleidete strohblonde Mann, der mit einer Zigarettenspitze rauchte: „Es ist gut, daß Sie kommen. Ich hätte Sie sonst aufsuchen müssen." Lukowsky fragte: „Wieso das?" - „Meine Klientin hat mir telefonisch einen weiteren Auftrag erteilt," erwiderte Hugo Weiß: „Diesmal speziell in bezug auf Sie." Der Kellner kam durch das Gedränge der in dieser Nacht besonders zahlreichen Kadadu-Gäste an den Tisch. Er hatte ein gutes Gedächtnis, fragte, ob er wieder Rotwein bringen solle. Lukowsky sagte, ja. Er steckte sich eine Zigarette an und forderte sein Gegenüber auf: „Erzählen Sie, ich bin gespannt!" Hugo Weiß sagte: „Fräulein Alotti hat den Wunsch, sich Ihnen gegenüber dankbar zu erweisen. Dazu, so klagte sie mir, wollten Sie ihr keine Gelegenheit geben." Weiß betonte: „Ich, als Mann, kann das verstehen! Ich hätte mich auch nicht anders verhalten als Sie. Aber ..." Er lächelte: „Was soll man machen: Die Dame hat es sich in den Kopf gesetzt! Sie würde Ihnen und auch dem ihr unbekannten Freund ihres Vaters, der die Sachen aus dem Haus in Toulon geborgen hat, gern einen Dank zukommen lassen. Vielleicht auch, daß sie nicht das Gefühl haben möchte, jemandem etwas schuldig zu sein. Fräulein Alotti hat viel Stolz. Hier ist es aber wohl mehr ehrlich empfundene Dankbarkeit. Der Nachlaß ihres Vaters

bedeutet ihr wirklich sehr viel.“ Er lächelte wieder: „So ist das! Nun müssen wir beide uns überlegen, was da zu tun ist! Es wird sich ein Weg finden, meiner Klientin ihren wohlgemeinten Wunsch zu erfüllen, meinen Sie nicht auch?“ Lukowsky entgegnete: „Was den unbekannten Helfer anbelangt – ich nannte Fräulein Alotti seinen Namen – so glaube ich nicht, daß sie ihm moralisch verpflichtet ist; er hat vermutlich nicht ganz uneigennützig gehandelt.“ Hugo Weiß nickte: „So würde ich Herrn Buch, meinen Informationen zufolge, ebenfalls einschätzen. Dem praktischen Effekt nach hat er aber etwas Nützliches getan. Und ich denke, er wird sich einem Geldgeschenk gegenüber nicht verschließen. Wollen Sie darüber mit ihm reden oder soll ich es tun? Ich würde es bevorzugen, wenn Sie es täten. Für mich bliebe es dann bei einem einzigen Ansprechpartner. Das wäre mir lieber.“ Lukowsky sagte: „Ich werde Busch fragen. Im Moment weiß ich nicht wo er steckt, er ist umgezogen, aber ich erfahre es bald.“ Hugo Weiß drückte seinen schon im Silber der Spitze verglimmenden Zigarettenstummel aus: „Gut! Also zu Ihnen! Meine Klientin möchte Sie nicht durch ein materielles Angebot kränken. Es gibt da aber einen sehr schönen Siegelring, von einem ihrer Urgroßväter. Fräulein Alotti meint, die Symbolik darauf würde gut zu Ihnen passen – ich weiß nicht, was es ist, aber es wird einen Sinn haben. Diesen Ring würde sie Ihnen gerne schicken. Sind Sie damit einverstanden?“ - „Sofern der Ring nicht mit kostbaren Diamanten oder dergleichen bestückt ist,“ antwortete Lukowsky, „also keinen enormen Wert darstellt, ja.“ Hugo Weiß zeigte ein zufriedenes Gesicht: „Es ist wohl ein einfacher Siegelring. Aus Gold, aber nicht von großem materiellem Wert. - Fein!“ Er pfropfte eine neue Zigarette auf seine Spitze, zündete sie an und sprach weiter: „Dann ist da noch etwas – ein bißchen sonderbar, aber es muß einen Hintergrund haben, den Sie verstehen werden. Fräulein Alotti hat, wie Sie gesehen haben, wunderschöne lange Haare. Zumeist trägt sie wohl ganz schlicht einen Zopf. Mir gefällt das sehr gut. Ich nehme an, Ihnen auch. Wahrscheinlich haben Sie ihr das gesagt, oder sie merkte es ihnen an. Nun, vor zwei Jahren war ihr Zopf anscheinend so lang geworden, daß sie meinte, es sei des Guten zuviel und ein Stück davon abschnitt. Ich nehme das an. Diese Zopfspitze hat sie aufgehoben und würde Sie Ihnen gerne mitschicken – als ein weiteres Symbol. Ich weiß nicht für was, aber Sie werden es vermutlich wissen. Fräulein Alotti legt Wert darauf, Ihnen mitzuteilen, daß sie die Zopfspitze nicht etwa jetzt, sondern schon vor zwei Jahren abgeschnitten hat, eigenhändig, denn einem Friseur liefere sie sich grundsätzlich nicht aus.“ Bei dem Wort ‚Zopfspitze‘ mußte Lukowsky an die sonderbare Figur

denken, die jetzt in seinem Kleiderschrank stand. Konnte Antonietta davon etwas ahnen? Wissen sicherlich nicht, aber – ahnen? - Hugo Weiß deutete diese Denkpause falsch, er lächelte: „Es dürfte ja zu ein paar persönlichen Worten zwischen Ihnen beiden gekommen sein. Meine geschätzte Klientin hat im allgemeinen den Ruf der Unnahbarkeit. Es wäre nicht sinnvoll, ihr auf die Pelle rücken zu wollen. Dabei ist sie ganz sicher ein besonders begehrenswertes Exemplar ihrer Gattung!“ Lukowsky stimmte dieser Auffassung zu: „Damit haben Sie wohl recht.“ - „Gut!“ Hugo Weiß hieb mit der freien Hand leicht auf den Tisch: „Wir sind uns einig! Ich werde meiner Klientin entsprechend Mitteilung machen. Ich breche jetzt auf!“ Er winkte dem Kellner. Lukowsky fragte: „Sie gehen zurück nach ‚überall und nirgends‘?“ Hugo Weiß sah ihn für einen Augenblick grüblerisch an, sagte dann: „Ja. Wahrscheinlich begegnen wir uns nicht wieder. Obwohl – möglich ist alles. Ich wünsche Ihnen das Beste!“ Hugo Weiß gab ihm die Hand und verschwand. Gleich darauf hörte Lukowsky durch die inzwischen von der Bühne her tönenden Pasodobelklänge ein Geräusch, das ihn an etwas erinnerte: Der verdeckte Holzperlenvorhang, durch den auch das hübsche stubsnäsige Mädchen gegangen war. Oben gab es eine Pension, hatte der Keeper gesagt. Hatte Hugo Weiß hier vorübergehend sein Lager aufgeschlagen? Wenn auch. Es ging Ernst Lukowsky nichts an. Die Kapelle hörte zu spielen auf, setzte aber gleich wieder mit anderen spanischen Rhythmen ein. Lautes Klatschen des Publikums ertönte. Auf der Bühne erschien eine beachtenswert hübsche Flamencotänzerin, vermutlich ein Neuzugang im ‚Kakadu‘.

Auch Lukowsky war für diese Nacht nicht mehr lange im ‚Kakadu‘ geblieben. Allmählich machte sich doch Müdigkeit bemerkbar.

Er hatte sich vorgenommen gehabt, einmal auszuschlafen, doch daraus wurde nichts. Schon gegen viertel nach acht schellte es hartnäckig an der Tür. Lukowsky raffte sich auf, schlüpfte in die Hosen und warf ein Hemd über. Wer immer an der Tür war, klingelte standhaft weiter. Ohne einen bestimmten Grund, erinnerte er sich Cornelius‘ Ratschlag und steckte den Revolver in den Hosenbund. Vor der Tür stand ein junger Mann, kaum älter als zwanzig. Er war ordentlich gekleidet, doch in seinem Gesicht stand Aggressivität nebst Dummheit geschrieben. Lukowsky ließ den Besucher vor der Tür stehen und grüßte: „Guten Morgen.“ Der junge Mann erwiderte den Gruß nicht, sondern fragte mit unüberhörbar drohendem Unterton: „Sie sind Lukowsky?“ Dieser entgegnete: „Sie sind sicherlich der Gartenzwerg aus dem Radieschenbeet der Hausmeisterin. Was

wollen Sie?“ Der junge Mann zog ein finsteres Gesicht und hielt Lukowsky eine Visitenkarte hin: „Der Chef will mit Ihnen reden! Sie sollen gleich mitkommen!“ Lukowsky warf einen Blick auf die Karte, Es stand nur der Name ‚Mark Valtine‘ darauf, keine Anschrift. Auf der Rückseite war notiert: ‚Köln, Dom-Hotel, Nr. 284‘. Der junge Mann wiederholte: „Der Chef will, daß Sie gleich mitkommen!“ Lukowsky sagte: „Die Menschen wollen so manches. Ich habe heute keine Zeit. Ihr Chef kann mich morgen Vormittag anrufen.“ Er reichte die Karte zurück, sagte: „Falls Ihr Chef schlechte Manieren hat, müssen Sie das nicht unbedingt von ihm übernehmen. Adieu!“ und schloß die Tür. Unmittelbar darauf waren laute Fußtritte gegen die Tür zu vernehmen. Lukowsky machte die Tür ruckartig wieder auf und griff dorthin, wo er den Kragen des dreisten Burschen vermutete; und das war genau richtig. Sofort hatte er ihn mit der rechten Hand bei Kragen und Krawatte, während seine linke der rechten Hand des Jungen eine FN-Highpower-Pistole entwand. Lukowskys Rechte ließ los und verpaßte dem Burschen zwei Ohrfeigen, deren Klatschen durch das ganze Treppenhaus hallte. Sie waren kräftig genug gewesen, ihn auf den gegenüber befindlichen Treppenansatz und dort zu Boden zu werfen. Der Junge hatte feuerrote Backen und starrte Lukowsky fassungslos an. Lukowsky sagte ohne besondere Betonung: „Sie haben doch gehört: Ich habe heute keine Zeit. - Die Knarre ist requiriert.“ Er ging wieder ins Büro, schloß die Tür und blieb einen Moment stehen um die sich entfernenden Schritte des jungen Mannes zu hören. Dann ging er ins Arbeitszimmer und trat an eines der zur Straße gerichteten Fenster. Herr Valtine mengte sich also unmittelbar ein! Veras alter Feind! Es wurde endgültig ernst. Draußen regnete es. Eilig überquerte der geohrfeigte junge Mann die Straße, stieg in eine dort parkende schwarze Jaguar-Limousine und fuhr davon. Lukowsky konnte sich einer inneren Erregung nicht erwehren. Nun war Don Quijote gefordert, seiner Dulcinea den von ihr gewünschten Dienst zu erweisen!

Er handelte sofort. Jetzt wäre Fischers Ferrari nützlich gewesen, aber auch mit dem Mustang mußte Lukowsky schneller als der junge Bursche in der schwarzen Limousine in Köln sein. Es dauerte auch nicht lange, da überholte er ihn, noch bevor die Autobahn kam, sicherlich unerkannt. Der Regen wurde heftiger, tief am Himmel hingen dunkle Wolken, aus denen es zunehmend goß. Kein Wetter für eine rasante Autofahrt, wenn sie nicht unbedingt sein mußte. Beim Überholen von Lastwagen wurde der Mustang regelrecht mit Flutwellen über-

gossen. Aber Lukowsky erreichte Köln in Rekordzeit, lenkte über die Rheinbrücke, am Dom vorbei und direkt in die Tiefgarage beim 'Dom-Hotel.' Als er aus dem Wagen stieg war er sicher, gegenüber dem schwarzen Jaguar mindestens eine viertel Stunde Vorsprung herausgefahren zu haben, wahrscheinlich mehr.

Er ging an der Rezeption vorbei zu den Fahrstühlen, fuhr in den zweiten Stock und suchte die Zimmernummer 284. Herr Valtine hatte gemeint, ihn sofort sehen zu wollen. Er würde überrascht sein, wie schnell es dazu kam. Die Höflichkeit des Anklopfens ließ Lukowsky in diesem Fall aus. Die Tür mit der Nummer 284 war nicht verschlossen. Lukowsky stieß sie auf und richtete den Lauf seines Revolvers in das Innere des Raums. Es war ein großes luxuriös ausgestattetes Zimmer mit Blick auf die Türme des Kölner Doms. In einem Sessel dicht bei einem der beiden Fenster saß der Mann, der unverkennbar Mark Valtine sein mußte. Ein großer, kräftiger, dicker Mann, ergraut, um die Sechzig in einem dunklen Nadelstreifanzug; auf den ersten Blick keineswegs unsympathisch oder gar abstoßend wirkend. Sonst war niemand da. Zur Sicherheit warf Lukowsky einen Blick in das angrenzende Badezimmer. Es war leer. Lukowsky steckte den Revolver ein. Mark Valtine regte sich nicht. Er starrte Lukowsky an – mit einem Gesichtsausdruck, der weder Angst noch spürbares Erstaunen zeigte, sondern nur Neugier. Valtine sagte: „Ich darf annehmen, Sie sind Ernst Lukowsky? Sie werden entschuldigen, wenn ich sitzenbleibe, aber ich fühle mich nicht ganz wohl.“ Lukowsky sagte trocken: „Sie sitzen auf Ihrem Schießeisen und wollen nicht, daß ich das sehe. Greifen Sie nicht hin, Köln ist eine Stadt, in der nach grünen Paketen begierige Leute schnell sterben können.“ Das beförderte ein kühles Schmunzeln auf Valtines breites Gesicht. Doch die Mundwinkel umgab ein bizarres Zucken, wie von kranken Nerven oder einem Anflug unterdrückten Wahnsinns. Valtine erwiderte: „Vielleicht haben Sie damit recht. Vielleicht irren Sie sich auch, und ich habe da statt einer Pistole eine Bibel, eine tiefschwarze; denn die Bibel ist ein schwarzes Buch!“ Er sah Lukowsky lauernd an und sagte: „Sie müßten meine Vorsicht verstehen. Dazu kommt noch im speziellen, daß ich damit rechnen muß, Ihnen von Fräulein Jörgens in den entsetzlichsten Tönen geschildert worden zu sein. Sie hält mich für eine Ausgeburt der Hölle, für das abgrundtief Böse, die satanische Finsternis, die Ursache allen Unheils! Und vielleicht bin ich das ja? Auf alle Fälle weiß ich genau, daß die Vera es von mir glaubt. Und da sie schön ist und Männer zu um-

garnen versteht, gehe ich davon aus, Sie sollen mich in ihrem Namen töten.“ Valtine sprach sachlich, sogar eher im Plauderton als dramatisch, und doch immer wieder durchsetzt von unnatürlich wirkenden Betonungen und befremdendem Zucken der Muskeln seines Gesichts: „Beurteile ich das richtig?“ Er deutete mit einer seiner großen Hände, die wie mechanisch mit einem roten Gummibändchen spielte, auffordernd auf einen freien Sessel: „Nehmen Sie Platz! Wir haben ja miteinander zu reden! Es geht ums Geschäft. Umbringen können Sie mich nachher immer noch. Was ist eigentlich mit Bert, meinem Boten?“ – „Der wird bald kommen,“ antwortete Lukowsky, „er ist übrigens schlecht erzogen.“ Valtine spielte ein bedauerndes Lächeln: „Sie haben ja so recht! Es ist ein Jammer mit manchen jungen Leuten heutzutage!“ Dann deutete er auf die Hausbar, mit der Hand, die ununterbrochen Kunststückchen mit dem roten Gummiband ausführte; das schien eine Manie von ihm zu sein. „Falls Sie etwas trinken möchten,“ bot Valtine an, „bedienen Sie sich. Es ist nichts vergiftet. Ich selbst bin nur kein Freund des Alkohols. Ich rauche auch nicht mehr.“ Valtine verdrehte in widernatürlich wirkender Weise den Kopf und schielte von unten nach oben: „Wußten Sie, daß auch Hitler nicht rauchte und trank? Er hat den Krieg verloren! Ein schlechtes Zeichen! Ich sollte rauchen und trinken!“ Lukowsky ließ sich auf einer Seitenlehne des freien Sessels nieder und forderte: „Also? Reden Sie! Es war Ihr Wunsch, nicht meiner.“ – „Das,“ sagte Valtine gedehnt, „trifft zu! Ich möchte aber an erster Stelle etwas Persönliches zwischen uns klären – zu klären versuchen, denn ich habe wenig Hoffnung, daß es fruchtet. Trotzdem: Ich möchte Sie bitten, sich auch meine Seite anzuhören, was die Schwierigkeiten mit Vera Jörgens anbetrifft. Sind Sie damit einverstanden?“ Lukowsky nickte. Valtine richtete den Blick auf die gegenüberliegende Wand, aber es war deutlich zu spüren, daß er nicht dorthin, sondern in den Fundus seiner Erinnerungen schaute. Er sprach ruhig, in einem Ton, dem anzumerken war, daß es um etwas ging, was sein Leben nicht unbeeinflußt gelassen hatte: „Ich weiß, Vera Jörgens ist davon überzeugt, ich sei Schuld am Tod ihres Vaters, an seinem Selbstmord,“ begann Valtine: „Sie glaubt das, deshalb ist ihre Unversöhnlichkeit mir gegenüber verständlich. Es gibt dafür auch noch andere Gründe, an denen ich nicht unschuldig bin. Auch darüber will ich ganz offen sprechen. Doch eines nach dem anderen.“ Er atmete ein paarmal tief durch, sein Blick schien immer weiter in die Ferne zu gleiten. Dann sprach er weiter, es schien fast, wie zu sich selbst: „Ich habe in meinem Leben sicher einiges verbrochen. Aber am Tod von Vera Jörgens‘ Vater trifft mich keine Schuld, jedenfalls

nicht unmittelbar, nicht durch böse Absicht. Ich schätzte ihn, obwohl wir auf verschiedenen Seiten standen. Es wäre übertrieben zu sagen, wir seien Freunde gewesen, aber, ja, wir mochten uns. Vera meint, ich hätte ihren Vater zu weit in die Z-Plan-Angelegenheit hineingetrieben, er habe sich deswegen geschäftlich ruiniert und endlich erschossen – alles verursacht durch mich. Es ist aber ganz anders gewesen. Das bezeugt schon einmal die Tatsache, daß er zwar Geld eingesetzt hat, weil er selbst es so wollte!, aber keineswegs ruiniert war. Noch heute ist die Familie Jörgens vermögend; das heißt, die beiden Kinder sind es, denn die Mutter lebt ja auch nicht mehr. Der Grund, aus dem sich Veras Vater erschoß, ist klar, offensichtlich und einfach erklärt: Er ist Geheimnisträger gewesen, während des Krieges und auch noch nachher. Oft und immer wieder wurde er deswegen verhört, sogar noch längst nach Kriegende. Es ging da um eine angebliche letzte Wunderwaffe der Deutschen, die nicht in den Besitz der Alliierten geraten war. Sie suchen danach übrigens noch heute! Als dann auch sein Sohn und seine Tochter verhört wurden und man eindeutig versuchte, Jörgens mit Drohungen gegen seine Kinder unter Druck zu setzen, erschoß er sich, um nicht vielleicht aus Angst um seine Kinder zum Verräter zu werden. Ich weiß genau, daß es so war, denn er hat mir selbst einmal gesagt; ehe er sich durch Repressalien gegen seine Kinder erpressen lasse und dadurch womöglich schwach werde, würde er sich erschießen. So ist es dann auch gekommen.“ Valtine legte eine Pause ein. Seine rechte Hand spielte in zunehmender Nervosität mit dem roten Gummibändchen, die andere massierte das Handgelenk. Vor den Fenstern zog sich der Himmel weiter zu, es wurde beinahe dunkel. Valtine fuhr zu erzählen fort: „Mein Schuldanteil daran, falls es einen gibt, beschränkt sich darauf, daß ich wohl tatsächlich unbeabsichtigt eine Fährte zu Kapitänleutnant Jörgens gelegt habe. Denn die alliierten Stellen hatten ihn mittlerweile aus den Augen verloren oder sogar vergessen. Sie erneut auf ihn zu hetzen, ist nicht meine Absicht gewesen, aber es ist scheinbar durch mich geschehen. Das tut mir leid, aber ich kann es nicht mehr ändern. Auch mich hat dies alles in eine Lage gebracht, die ich mir nicht gewünscht habe. Doch insofern, wie ich es eben sagte, hat Vera ein gewisses Recht, mich für den tragischen Tod ihres Vaters, der ein feiner Mann war, verantwortlich zu machen. So aber, wie sie es Ihnen gegenüber wahrscheinlich dargestellt hat, verhielten die Dinge sich nicht! Vera jedoch sah von Anfang an alle Schuld bei mir. Gleich nach meinem Auftauchen begannen die Schwierigkeiten der Familie Jörgens, Verhöre und so weiter. So gesehen war Veras Schlußfolgerung nicht falsch, auf alle Fälle verständlich. Sie

ist ja auch noch sehr jung gewesen. Wäre ich fern geblieben, würde es zu alledem vielleicht nicht gekommen sein, das stimmt wohl. Es ist aber trotzdem nicht meine böse Absicht gewesen, das muß ich nochmals hervorheben. Doch Vera meinte, in mir sozusagen den Urfeind zu erkennen, den schicksalhaften Zerstörer. Sie verschlang damals antike Literatur, Homer, Vergil, die Nibelungen und so weiter. Das hat sicher ihre Vorstellungswelt geformt.“ Valtine atmete ein paarmal tief durch, ehe er weitersprach: „Vera ist, das wissen Sie gut genug, eine grandios schöne Frau. So etwas sieht man sehr selten. Schon als junges Mädchen ist das so gewesen. Vera war immer faszinierend, sogar ungewollt. Und sie kannte die Wirkung ihrer Ausstrahlung bald sehr genau, auch wenn es nicht ihre Art war, das oft einzusetzen. Sie hat stets zur Prüderie geneigt. Vera war immer stolz, eigensinnig, egozentrisch – das alles verbunden mit eisiger Unnahbarkeit. Und ihren Willen setzte sie immer durch, gegen jedermann. Ich habe Veras Schönheit bewundert, ebenso wie andere Männer, bin aber nie verliebt in sie gewesen. Frauen sind für mich nicht das Wichtigste im Leben.“ Er schwenkte den Blick zu Lukowsky und sagte in einem plötzlich ganz anderen Tonfall: „Ich weiß nicht, wieso ich schon wieder darauf komme, aber: Hitler war wohl auch nicht gerade verrückt nach Frauen? Er hat den Krieg verloren! Ein schlechtes Omen!“ Das rote Gummiband in Valtines Hand zerriß. Er knotete es geduldig wieder zusammen, richtete den Blick erneut gegen die Wand und sprach weiter: „Die andere Sache ... Sie hat Ihnen bestimmt erzählt, ich hätte sie vergewaltigt. Das stimmt. Aber es geschah nur, weil sie mit einem Dolch auf mich losging! Sie war in jenen Tagen extrem gereizt. Ihre Mutter hatte Vera gegen ihren Willen, scheinbar hinterrücks, die bis zum Rocksaum wallenden Prinzessinnenhaare kürzer schneiden lassen. Die Mähne reichte trotzdem noch bis zum Gürtel. Das hat Veras Stolz nicht gebrochen. Aber es dieses Ereignis trieb sie zur Raserei. Ohne diese fast schon an Wahnsinn grenzende Überreizung ihrer sowieso komplizierten Nerven, wäre es zu dem Unheil meiner Überzeugung nach nie gekommen, sie würde mich heute nicht hassen. Denn ich wollte ja mit ihr reden! Ich hatte noch einige Sachen gefunden, die ihrem Vater gehörten. Genauer gesagt, hatte ich sie einem Dritten abgenommen – Ihrem heutigen Partner Fritz Busch! Diese Sachen wollte ich Vera bringen und bei der Gelegenheit eben auch in Ruhe mit ihr reden. Zuerst einmal wunderte ich mich als ich sie sah, weil ihre Prinzessinnenhaare, auf die sie doch immer so besonderen Wert gelegt hatte, auf einmal merklich kürzer waren. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich darüber sagte, aber es war bestimmt nichts Gehässiges, im

Gegenteil, es sollte ein Kompliment sein. Ich habe wohl ungeschickter Weise gesagt, es sei vernünftig, daß sie endlich ihrer Mutter zugestimmt hätte. Ich wußte ja nicht, daß es so etwas wie ein Überfall gewesen war, gegen Veras Wunsch. Die Mutter wollte dem Mächen ja schon immer die Mähne stutzen lassen, doch ihr Vater hat sie jedesmal dagegen in Schutz genommen. Ich erinnere mich an die Streitereien deswegen. Veras Vater hielt seiner Tochter immer eisern die Stange. Alle glaubten, daß er verliebt in seine eigene Tochter war. – Aber das wäre ein Thema für sich.“ Valtine drehte den Kopf und sah Lukowsky an: „Wußten Sie eigentlich, daß die Geschichte von Samson und Dalila ganz falsch in der Bibel steht? Sie ist, wie so viele biblische Geschichten, ein Plagiat, oder eine Adaptation. Diese geht auf eine assyrische Legende zurück, sie lautet so: Ein großer Held hat eine Geliebte, die Priesterin der Göttin Ischtar ist und bis zum Boden reichende Haare hat. Bei jedem Liebesakt, wenn der Held in die langen Haare seiner Geliebten greift, erhält er durch diese die darin aufgespeicherten Kräfte der Göttin. Eine neidische Schwester schneidet in diese Haare hinein, und dadurch kann der Held die übernatürlichen Kräfte nicht mehr empfangen. - So ist die wahre Geschichte. In der Bibel steht das alles verdreht, eigentlich sehr dumm! Sie sollten einmal Delitzsch lesen oder Jensen! Ich bin, wie Sie bemerken, keiner von den ‚silly Americans‘, sondern längst ein gebildeter Deutscher!“ Valtines Blick irrte durch den Raum, als suche er einen verlorengegangenen Faden. Er fand ihn und fuhr zu erzählen fort: "Ja, Vera ... Es war ihr wohl im Gedächtnis geblieben, daß ich bei einer dieser Streitereien wegen ihrer Haare, als Vera besonders starrköpfig und geradezu bösartig auftrat, die Partei der Mutter ergriffen hatte. Es war auch meine Meinung. Diese Göre hätte man kleinkriegen müssen! - Ja, das lastete sie mir dann offenbar auch noch mit an." Er drehte den Kopf wieder in Richtung gegenüberliegende Wand, sein Organ wurde leiser: „Ich hatte das schon längst vergessen. Als ich sie dann wiedersah, die Haare nicht mehr ganz so lang, wollte ich ihr ein Kompliment machen. Was ich genau gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Es ist aber etwas Freundliches gewesen. Doch Vera, die in mir nun einmal das Urböse sah, legte meine Worte falsch aus. Und wie ich ihr die Sachen von ihrem Vater geben wollte, drehte sie plötzlich durch und ging mit einem Hirschfänger auf mich los. Für eine Frau ist Vera groß und kräftig. Ich spürte Schmerzen durch einen Stich, denn sie hatte mich verwundet. Ich wußte gar nicht, wo, aber ich blutete stark. Da drang in mir etwas ... etwas Schreckliches durch, das ich selbst nicht wirklich verstand ... Ich wollte es nicht.“ Ein Schauer durchlief ihn, seine Stimme

wurde noch leiser: „Ich gebe es nicht gern zu, doch es stimmt eben, ich habe sie daraufhin vergewaltigt. Dabei, glaube ich, ging es weniger um Geilheit als darum, sie klein zu kriegen. Ich hielt mich dazu für berechtigt; sie war eine unerträglich stolze, arrogante Person! Aber ich weiß gar nicht mehr genau, was ich damals empfand, ich weiß es gar nicht mehr ... Als ich sie schließlich losließ, nahm sie sofort wieder ihren Dolch und stach auf mich ein. Ich wachte in einem Krankenhaus auf und kann Ihnen versichern, es hat nur wenig gefehlt, ganz wenig! Vera dachte, ich wäre tot. Zu meinem Glück dachte sie das, denn sonst hätte sie mir mit Sicherheit den Rest gegeben! Vera Jörgens kann eiskalt sein, eiskalt! - Angezeigt habe ich sie nicht. Das wäre auch für mich selbst sehr unangenehm gewesen. Vera bekam wegen der Sache also keine Schwierigkeiten.“ Abermals zerriß das rote Gummibändchen um Valtines Hand. Er ließ es auf den Boden fallen und wendete den Blick, der allmählich aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückkehrte, er wirkte hart, bitter und auf einmal auch nicht frei von Bosheit. „Jetzt,“ sagte Valtine mit veränderter, rauherer Stimme, „jetzt sind wir unversöhnliche Feinde, ich und Fräulein Vera Jörgens! Ich kann sie einschätzen! Sie wird keine Ruhe geben, sie will meinen Kopf! Umgekehrt ist es nicht anders. Aber nicht so sehr aus Haß, eher aus Selbstverteidigung. Denn so lange sie lebt, ist mein Leben akut bedroht. Es hat sich nun einmal so ergeben. Wenn Vera Jörgens meint, ich wäre der böse Geist ihres Lebens, dann hat sie damit vielleicht sogar Recht – auch wenn das anfangs nicht meine Absicht war, nein, das war es nicht! Aber es kam eben so. - Oder, ich weiß nicht, es ist doch schon immer so gewesen ...?“ Er langte aus einer Schale auf dem Tisch neben dem Sessel ein neues Gummibändchen und begann, nun nervös mit diesem zu spielen: „Ich muß auch sagen,“ erklärte Valtine weiter: „Zurückblickend fühle ich mich nicht mehr so sehr im Unrecht. Vera Jörgens sieht in mir ein Monstrum aus dem Abgrund der Hölle. Für mich aber hat sie etwas Dämonisches an sich! Sogar ihre ungewöhnliche Schönheit kommt mir, wenn ich mich an sie erinnere, dämonisch vor!“ Er seufzte auf einmal tief und sagte: „Das Tragische ist wohl – denn die Wahrheit liegt ja meist auf einer simplen Ebene – hätte Veras Mutter ihr nicht heimtückisch die geliebten Prinzessinnenhaare beschneiden lassen, dann wären Veras heikle Nerven nicht so extrem überreizt gewesen, sie hätte nicht durchgedreht, sie hätte mich wahrscheinlich angehört und erfahren, wie es mit dem Tod ihres Vaters wirklich gewesen ist, sie wäre nicht mit einem Dolch auf mich losgegangen, ich hätte sie nicht vergewaltigt – und so weiter – und wir wären heute vielleicht sogar ganz gut miteinander, auf

jeden Fall nicht so verfeindet. Doch so sollte es eben nicht sein! Es sollte sein, durch welchen bösen Einfluß auch immer, daß ich zum Teufel wurde und sie zur Dämonin! Denn in Vera Jörgens, das glauben Sie mir, steckt etwas Unheimliches, schon von Anfang an! Das ist nicht allein meine Meinung. Sie ist nie eine normale junge Frau gewesen. Manchmal spricht eine Stimme in mir - eine ganz leise aber deutliche innere Stimme - die sagt: Sie ist der siebte Engel der Apokalypse ...!“ Valtine schwieg mehrere Sekunden. Dann klatschte er plötzlich laut in die Hände, sah Lukowsky voll an, mit einem Blick, in dem unübersehbar die Lichter des Wahnsinns aufstiegen. Valtine fragte mit erhobener Stimme: „Wollen Sie mich jetzt der schönen Vera zuliebe umbringen? Ha? Ich könnte mich nicht wehren!“ Nun kam auch ein Zittern der Angst über Mark Valtine und erfaßte seinen ganzen massigen Körper.
Es war ein sonderbarer Moment. Lukowsky zweifelte nicht daran, daß Valtine ihm im wesentlichen eine wahre Geschichte erzählt hatte, so, wie sie sich aus seiner Sicht darstellte. Lukowsky sagte: „Wenn ich dieses Zimmer verlasse, werde ich Ihnen den Rücken zudrehen. Sollten Sie dann eine Waffe auf mich anlegen – und so etwas spüre ich mit einem sechsten Sinn – würde ich mich umdrehen und Sie erschießen, einfach und schnell.“ Die Funken des Irrsinns in Valtines Augen sanken wieder nach innen zurück. Er nickte mit dem Kopf und ließ das Gummibändchen schnalzen. Lukowsky fragte: „Wenn die Dinge sich so verhalten, meinen Sie dann nicht, daß diese von Ihnen offenbar als schicksalhaft angesehene Feindschaft mit der Zeit vergeht? Vielleicht sogar, daß jeder von beiden die Hintergründe des anderen einmal einsieht?“ Valtine schüttelte mit einem stummen Lachen, das wiederum etwas von Irrsinn ausstrahlte, den Kopf: „Herr Lukowsky! Sie sind ja ein Idealist! Sie glauben an das Gute im Menschen!“ Er richtete den Blick wieder in das hohle Nichts, das er vermeintlich vor sich sah, seine Stimme sank, über sein Gesicht legten sich die Schatten einer undurchdringlichen Finsternis, viel dunkler als die tiefgrauen Wolken am Himmel vor den Fenstern. Er sagte: „Ich wollte auch ein anderer werden, einer, der die Leute mag und den die Leute mögen. Aber es kam die Möglichkeit des Griffs nach dem großen Reichtum, wie in einem orientalischen Märchen.“ Er unterbrach seine Rede durch erneut stummes Lachen. Erst nach einer halben Minute sprach er weiter, dunkel und dumpf aus den Tiefen des stillen Grauens vor sich selbst: „Reichtum, was ist das für ein Wort! Vielleicht weiß überhaupt niemand, was es bedeutet, weil jeder sich etwas anderes darunter vorstellt. Kann man von etwas Glänzendem zu viel haben? Luxus, Gold, Geld, – oder, wie Vera

Jörgens, Schönheit und Klugheit? - Denn sie ist nicht nur sehr schön, sie ist fraglos auch hoch intelligent. Eine besonders gefährliche Kombination! Ich will nicht mehr an diese Frau denken! - Ich weiß nicht... Als Kind las ich das Buch ‚Robinson Crusoe'. Sie kennen es sicherlich auch. Ich erinnere mich, da steht in der Vorgeschichte der Satz: ‚Der Mittelstand ist der glücklichste Stand'. Aber mußten nicht die Reichen die Glücklichsten sein? Inzwischen denke ich hin und wieder, vielleicht hatte der Dichter doch Recht, vielleicht ... Oder auch nicht – wer weiß ..." Er atmete abermals tief durch, ehe er weitersprach: „Was Vera angeht – ich hasse sie nicht, ich habe Angst vor ihr. Hätte ich damals mit ihr reden und Dinge aufklären können, wäre vieles anders gekommen, auch für mich. Ich wäre vielleicht nicht zum Sklaven meiner eigentlich sinnlosen Ziele geworden. Reich werden, das wollte ich immer, das stimmt, doch nicht auf diese Weise. Jetzt bin ich es halbwegs, aber nicht mehr Herr meiner Entschlüsse. Die Geber des Reichtums sind meine Dienstherren - ich nenne sie in Gedanken die 'selenlosen grauen Männer'. Und die Unterschriften auf den Schecks lenkt der Satan persönlich. Darin ist die dämonische Vera mir weit voraus, ich gebe es zu. Sie tut nur das, was sie will. - Sie ist sehr mächtig!" Er wendete den Kopf, die Funken des Wahnsinns sprühten förmlich in Schwärmen aus seinen Augen, er sprach plötzlich mit erhobener Stimme: „Und Sie glauben an das Gute? Aber das gibt es doch nicht! Das ist bloß ein Traum! Halten Sie etwa Vera für gut? Weil sie ein Engelsgesicht, eine Engelsgestalt und wallendes Engelshaar hat?" Er kicherte in sich hinein und massierte sein Gesicht mit beiden Händen: „Vera ist ein fremdes Wesen! Ein fremdes, fremdes Wesen! Nicht gut und nicht böse, sondern: anders! Und ihre Macht endet niemals! Wenn sie tot wäre, lebte sie trotzdem weiter und käme von irgendwo ..." Als er wieder aufblickte, nahm sein Organ einen normaleren Ton an: „Lassen wir das alles ruhen! Ich fände es vernünftig, wenn wir zwei uns nicht gleich jetzt gegenseitig umbrächten, weil es erst noch gemeinsame Interessen geben könnte. Ich bin verpflichtet. Ich habe Herren!" sagte er bitter, "Ich könnte dem Geschehen nicht ausweichen, selbst wenn ich wollte. Darum wird es so kommen: Früher oder später töte ich Sie oder töten Sie mich! Und natürlich töte ich Vera Jörgens, falls ich Gelegenheit dazu erhalte! Obwohl ..." Ein Schauer des Grauens schüttelte seinen ganzen schweren Körper. Er sah Lukowsky an und schrie die Frage hinaus: „Kann man Tote töten? Wer weiß, ob Vera Jörgens überhaupt eine Lebendige ist? Ha?" Valtine sackte in sich zusammen, er sprach auf einmal wieder sehr leise: „Sie hetzt mich durch dieses Leben!" Er schwieg, gab dann ein irres Kichern von sich, zog den

Kopf zwischen die Schultern und drehte ihn unnatürlich hin und her: „Es ist ein Kampf der verschiedenen Welten! Hören Sie zu: Hölle gegen Dämonium – ich bin ein Teufel, Vera ist eine Dämonin! Wir kommen beide nicht aus dem Frieden, sondern aus dem Krieg, denn ...“ Er hob die Hand mit dem Gummibändchen und streckte den Zeigefinger aus, „... Der Himmel ist träge! Teufel und Dämonen tragen die Kämpfe aus! Die Teufel dienen der Hölle. Die Dämonen hingegen sind wie Lanzknechte, die einen dienen diesem Gott, die anderen jener Göttin ... Auch die Engel der Apokalypse sind in Wahrheit Dämonen!“
Zwischen den grauen Wolken am Himmel vor dem Fenster zuckte sporadisch Wetterleuchten auf, doch es folgte kein Donner. Mark Valtine sah Lukowsky nun mit dem Blick des gänzlich durchgebrochenen Wahnsinns an, er senkte den Kopf, guckte von unten nach oben und sagte mit noch leiser werdender Stimme: „Die Menschen wissen nicht, wer über sie bestimmt! Vielmehr, die meisten wissen es nicht. Sie meinen, es wären Menschen. Ja, auf der Erde sind es jetzt die selenlosen grauen Männer. Doch auch die haben sonst gar nichts zu vermelden. Alle werden sie gesteuert – entweder von Teufeln oder von Dämonen! Zurzeit sind vor allem die Teufel am Ruder.“ Er ließ den irren Blick kreisen und ebenso die Hand mit dem Gummiband, sein Sprechen sank zum Flüstern: „Hier um uns herum! Hier! Jetzt! Immer und überall: Teufel und Dämonen! Sie hören und sehen unsere Gedanken! Und Vera Jörgens, die kann das auch, weil sie schon einmal gestorben ist. Das ist das Schrecklichste. Wir Lebenden sind dagegen so schwach ...“ Valtine schwieg und blickte scheu um sich, als nehme er lauter unsichtbare Gestalten wahr. Lukowskys Anwesenheit schien er völlig vergessen zu haben. Der gegen die Fensterscheiben klatschende Regen tönte in dieses Schweigen hinein. Lukowsky durchbrach es: „Von Vera Jörgens zu sprechen, begannen Sie. Ich habe den Eindruck, sie waren offen. Danke. Jetzt habe ich noch nach zwei anderen zu fragen: Felix Schäurer, ein junger Pilot, der auf ungeklärte Weise abstürzte, und Heinz Kufner, ein alter Mann, der in seiner Motorenwerkstatt erschossen wurde. Beide waren Freunde von mir. Welchen Anteil hatten Sie daran?“ Lukowsky achtete nun mit einem Auge auf die Tür. Der dummdreiste Bursche konnte bald auftauchen. Valtine raffte sich in seinem Sessel auf. Er zwinkerte mit den Augen, als helfe ihm das, sich zu besinnen. „Ein Pilot? Abgestürzt mit einem Flugzeug?“ fragte er mit erhobener Stimme und schüttelte nachdrücklich den Kopf: „Davon weiß ich nichts!“ Valtines rechte Hand führte mit dem Gummibändchen immer schneller aufeinanderfolgende Kunststücke aus. Er zog die Augenbrauen zusammen, es war, als kehre er

mit Hilfe dieser hektischen Fingerübungen von seinem Ausflug in den tiefen Wahnsinn an die Oberfläche der Normalität zurück. Seine Stimme gewann einen ruhigen, sachlichen Klang: „Ein Pilot? Nein! Ich würde nicht drumherumreden, wenn es anders wäre, das hätte ich nämlich nicht nötig. - Alter Mann in einer Motorwerkstatt? Davon weiß ich. Der sollte sich zu einigen Fragen äußern und wollte's nicht tun." Valtine zeigte eine fatalistisch anmutende Geste: „Der Mann, der es ausführte, kam mit seinem Wagen ums Leben. So weit ich orientiert bin, haben Sie daran mitgewirkt?" Lukowsky fragte: „Sie haben den Mord angeordnet?" Valtine machte ein verblüfftes Gesicht und sprach mit nachdrücklicher Betonung: „Mord? Herr Lukowsky, ein Mord ist, wenn ein Bankräuber den Kassierer erschießt – beispielsweise. Die Liquidierung einer nicht kooperationswilligen Person hingegen ist eine inoffizielle Amtshandlung!" Er streckte eine Hand vor: „Nicht seitens der deutschen Behörden, daß Sie das nicht falsch verstehen! Die sind brav, beinahe harmlos." Lukowsky fragte: „Von wem reden sie dann?" Valtine grinste, sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, er lachte geräuschlos und schüttelte den Kopf: „Nein, Herr Lukowsky! Jetzt stoßen Sie an die Grenze! Lassen Sie es dabei bewenden zu hören: Von mir aus könnte der alte Schlosser, oder was er war, noch leben! Doch aus gehobener Sicht - aus dem Blickwinkel der grauen Männer ..." Valtine erhob die Hände und ließ sie wieder sinken „... vielleicht ist es auch die von ganz tief unten! – ist der einzelne so unaussprechlich bedeutungslos, wie Sie es sich gar nicht ausmalen können!" Er ließ das rote Gummiband zweimal gegen den Handteller schnalzen und kicherte: „Ein Mechaniker! Ein Pilot! Oder Sie und ich! Das zählt doch nicht! Stellen Sie sich vor, Sie ständen hoch oben am Fenster eines New Yorker Wolkenkratzers und guckten hinunter. Was sähen Sie? Menschen? Nein: Bewegliche Dreckspritzer! Wenn welche stören, wischt man sie weg!" Er lachte wieder geräuschlos und strich sich mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn: „Aber das werden Sie nicht verstehen! Herr Lukowsky, Sie passen nicht in das Gefüge hinein. Darum bereiten Sie auch so viel Ärger. Leute wie Sie haben schon immer Ärger gemacht, vom alten Siegfried bis Michael Kolhaas! Typisch deutsch! Genau davor haben andere Angst: Idealismus! Wie sollte sich das mit einer materialistisch Welt regierten vertragen? Das geht nicht, ebensowenig, wie sich Jesus Christus mit den Juden vertragen könnte. Nein, daß geht nicht! Sehen Sie das nicht ein? - Ich nahm früher auch schon solch deutsche Züge an, obwohl ich Amerikaner bin; einer von den vielen mit deutscher Erbmasse. Ich fühle mich inzwischen oft viel mehr deutsch als amerikanisch. Das hätte mich schon

beinahe Kopf und Kragen gekostet, denn meine Dienstherren fanden das nicht förderungswürdig! Also lassen wir es dabei. Es hat keinen Mord gegeben! Nur einen unausweichlichen Vorgang. Ganz emotionslos. Der oberste Chef ordnete an.“ Lukowsky fragte: „Wer ist das?“ Daraufhin starrte Valtine ihn mit geweiteten Augen und flüsterte, sehr deutlich artikulierend: „Der Antichrist!“ Valtine ließ wieder ein irres Kichern hören, sprach dann immer noch flüsternd, aber in klarer Tonlage weiter: „Er segnet die Erde durch die Zahl 666! Er befreit die Menschen von den Zwängen der Freiheit und, vor allem, von der Drangsal der Intelligenz! Alle will er gleichmachen, so aus Weiß und Schwarz stumpfsinniges Grau mixen. Niemals mehr soll ein ‚Faust‘ gedichtet oder eine Jupiter-Sinfonie komponiert werden, nur noch Batman-Comics und Negerradau. Aus Männlein und Weiblein sollen Hermaphrodite werden - auch der Vera verpaßte er gern eine kurze Frisur - alles soll in den gleichen Jeans und T-Shirts einherlaufen und nach schwachsinnigem Rocklärm um das goldene Kalb herumtoben. So stellt es sich der Antichrist vor. Ja, das Biest der Apokalypse regiert schon fast überall! Bloß eine Handvoll Eigensinniger, so wie Sie oder Vera Jörgens, stellt sich dem zäh entgegen und machen sich dadurch das Leben schwer. Sie verstehen?“ Der Wahnsinn ergriff wieder vollständig von Mark Valtine Besitz. Er langte in seinen Sessel, doch statt einer Waffe zog er tatsächlich eine schwarzgebundete Bibel hervor: „Die Apokalypse Johannis!“ sagte er mit krankhaft glänzenden Augen: „Es steht alles darin! Man muß nur richtig zu lesen verstehen! Ich kenne jeden Vers auswendig. Hitler hat das versäumt und darum den Krieg gegen die Zahl verloren! Dabei steht in der Apokalypse, das Biest wird besiegt, und das kommt unausweichlich, denn die Apokalypse behält immer Recht!“ Er kratzte mit den Nägeln seiner Finger über die Bibel, sein Organ wurde lauter: „Hören Sie, hier: ‚Und der Rauch von ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit, und sie werden keine Ruhe haben Tag und Nacht, die das Tier anbeten und wenn einer das Malszeichen seines Namens annimmt.‘ Apokalypse Johannis, Kapitel 14, Vers 11! – Das betrifft meine Dienstherren, die selenlosen grauen Männer – und auch mich, weil ich der Zahl diene. Ich habe Angst davor, ja, Angst ... Die Bibel ist sonst nichts wert. Das Alte Testament gehört komplett in den Abfalleimer. Aber im Neuen Testament gibt es noch einiges, vor allem die Johannes-Offenbarung, die Apokalypse!“ Er zeigte ein Kopfnicken von bizarrer Heftigkeit: „Kapitel 13, das ist jetzt, die Herrschaft der 666 und der Anbeter des Tiers. Wenn aber Kapitel 14 kommt – und es naht bald! ...“ Valtine hielt jetzt den Kopf starr, als sei er urplötzlich versteinert, seine Worte kamen deutlich aber ohne

jede Betonung: „Dann wird es fürchterlich für die Diener der Zahl.“ Er ließ die Bibel in seinen Schoß fallen und betrachtete sie wie ein giftiges Tier, das gleich an ihm emporkriechen würde. Sein Flüstern war kaum zu vernehmen: „Und wissen Sie, woher ich das alles weiß? Von einem deutschen Offizier, den wir 1944 gefangen hatten und verhörten. Er hat immer nur gesagt: ‚Es kommt das 14. Kapitel, es kommt das 14. Kapitel.‘ Es flößte uns Grauen ein. Er hatte schon nicht mehr viel Leben in sich, da ging ich heimlich zu ihm und fragte, was er damit gemeint hatte. Er enthüllte es mir!“ - Valtine sann vor sich hin. Endlich blickte er auf, seine Stimme hob sich, nahm einen wahnwitzig-schrillen Klang an: „Und Vera Jörgens ..? Die rächt sich auch ohne Ihr Zutun! Sie ist ja ein Engel der Apokalypse!“ Seine Muskeln erschlafften. Für wohl eine Minute saß er vollkommen still. Dann ebbten die Wellen des Wahnsinns ab. Sie schienen sich in sein Inneres zurückzuziehen. Lukowsky sagte: „Ich werde jetzt gehen. Es ist im Augenblick nichts weiter zu sagen.“ Er erhob sich von der Sessellehne. Valtine fand in seine gegenwärtige Wirklichkeit zurück. Er richtete sich im Sessel auf und sprach mit geschäftsmäßig klingender Stimme: „Ich wollte Ihnen ein Angebot unterbreiten. Es ist einfach und fair. Wir sollten versuchen, Geschäftliches und Persönliches vorläufig zu trennen. Ich bin noch immer auf der Suche nach einem bewußten grünen Paket. Es ist gewissermaßen verschollen, aber es muß noch irgendwo sein. Neulich habe ich einen Tip bekommen. Wenn einer eine Spur kennt, dann müssen Sie das sein. Das war der Grund, Sie heute treffen zu wollen. Ich biete Ihnen einen guten Preis. In Geschäften bin ich anerkannt fair!“ Lukowsky wandte sich ab: „Nein, Herr Valtine.“ Er ging langsam zur Tür, dem dicken Mann im Sessel am Fenster den Rücken zuwendend. Valtine rief ihm nach: „Wenn wir uns das nächstemal begegnen ...“ Lukowsky hielt inne und drehte sich um. Mark Valtine hatte sich aus seinem Sitz erhoben, nur die Silhouette vor dem Fenster mit dem tiefgrauen Himmel dahinter war zu erkennen. Lukowsky sagte: „Ich weiß – Sie oder ich! So wird es sein.“
Wie er das Zimmer verließ, hörte er Mark Valtine murmeln: „Noch herrscht das dreizehnte Kapitel, das dreizehnte ...“

24

Als er in sein Büro zurückkam, waren die Frachtbriefe und sämtliche übrigen notwendigen Papiere für den Flug nach Spanien in der Post. Das bedeutete Arbeit, und zwar sofort. Lukowsky rief im Hotel ‚Corona‘ an. Vielleicht, daß

Fischer und Busch eine neue Telefonnummer hinterlassen hatten. Aber das war nicht der Fall. Lukowsky wählte die Nummer von Fischers Haus in Garmisch. Jill-Karola ging ans Telefon. Auch sie wußte nicht, wo Fischer zurzeit zu erreichen war. Lukowsky bat sie, Fischer zu unterrichten, daß er anderthalb Tage beruflich unterwegs sein würde, sofern sie dazu Gelegenheit hätte.

Die nächsten anderthalb Tage waren in schon beinahe wundersam anmutender Normalität verlaufen: Startvorbereitungen, Beladen, Zollformalitäten 1. Akt, Hinflug, Zollformalitäten 2. Akt, entladen, liefern, auf Rückflugladung warten. In Spanien dachte er daran, daß hier noch bis Anfang der Sechzigerjahre Me 109 in den Luftstreitkräften Dienst getan hatten. Dann hieß es wieder: Beladen, Zollformalitäten 3. Akt, Rückflug, Zollformalitäten 4. Akt, entladen, Übergabe der Fracht, Rückgabe des Flugzeugs, Abrechnung. – Es war Donnerstag Nachmittag.

Schon wie Lukowsky die Treppe heraufkam und sein Blick auf die Bürotür fiel, sah er, daß etwas im Briefkastenschlitz steckte, was der Postbote offenbar nicht ganz hatte hineinzwängen können. Lukowsky zog das längliche Päckchen heraus. Es war von Antonietta Alotti. Er schloß die Tür auf und betrat das Büro. Auf dem Fußboden entdeckte er weitere Post. Zwei nicht sonderlich wichtige Geschäftsbriefe, die unvermeidliche Werbung und eine mit Hand eingeworfene Karte ohne Briefmarke. Es stand nur eine Telefonnummer darauf und P. F. – Peter Fischers Handschrift. Lukowsky legte alles auf den Schreibtisch, riß die Fenster auf und ging erst einmal in die Küche, um Kaffee aufzusetzen. Dann kehrte er in das Vorderzimmer zurück, lehnte die Fenster an, weil es hineinregnete, und sah sich die Post näher an. Als erstes wählte er die von Fischer aufgeschriebene Telefonnummer. Der Ruf ging durch, aber niemand hob ab.
Nun nahm er das Päckchen von Antonietta Alotti zur Hand. Es war verhältnismäßig groß. Lukowsky öffnete es. Zunächst kam eine Schachtel in rosa Geschenkpapier zum Vorschein. In dieser befanden sich zwei weitere, kleinere Schachteln, ebenfalls rosa verpackt. Die Zwischenräume waren sorgsam mit einer Menge Seidenpapier ausgestopft, sehr gewissenhaft. Zuoberst lag ein Brief von reichlich anderthalb Seiten Umfang. Mit Maschine getippt, nur Anrede, Gruß und Unterschrift mit Hand. Dann gab es eine kleine würfelförmige und eine größere längliche Schachtel. Lukowsky machte zuerst die größere auf. Darin lag, abermals in Seidenpapier eingewickelt und mit rosa Bändern zusammengebunden, eine dicke Zopfspitze aus dunkelbraun glänzendem Frauenhaar,

vielleicht knapp fünfzehn Zentimeter lang. Da hatte Fräulein Alotti zumindest nicht allzu arg an sich gewütet. Die Schnittstelle aber sah geradezu grausam aus. Lukowsky mußte unwillkürlich daran denken, wie schlimm Vera so etwas empfunden haben würde. Er schloß die längliche Schachtel gleich wieder. Er öffnete die kleinere. Darin befand sich, mit ockerfarbener Watte bedeckt, der angekündigte Siegelring. Er war ganz aus Gold, nicht klein und nicht groß. Die Siegelfläche wies ein tiefgestochenes Wappen auf. Es zeigte ein mit der Spitze nach oben weisendes Schwert zwischen einem Ritterkreuz und einer Lilie. Das Wappen war umrankt vom Zopf der merkwürdigen ‚Figura', die sich über dem Schild erhob. Lukowsky hatte dieses Wappen schon einmal gesehen, und zwar erst neulich, nicht genauso, aber sehr ähnlich. Trotzdem kam er nicht sogleich darauf, wo das gewesen war. Dann aber fiel es ihm ein: Auf den Tagebuchblättern aus dem Jahre 1862, die sich in dem Paket mit Domenico Alottis Sachen befunden hatten. Lukowsky suchte die Fotokopie heraus. Ja, das war genau dieses Wappen. Nur daß anstelle der ‚Figura' eine Krone stand. Jetzt nahm er Antoniettas Brief und las. Sie leitete mit einigen erneuten Dankesworten ein. Dann schrieb sie, der Siegelring stamme von einem ihrer Ur-Ur-Ur-Urgroßväter mütterlicherseits, der Bayer gewesen war und im Dienste von Kaiser Rudolph II. gestanden habe. Dieser Monarch, so meinte Antonietta, sei eine ganz besondere Persönlichkeit gewesen, ein Adept, ein mit den geheimen Wissenschaften vertrauter Weiser. Auch spätere Nachkommen ihrer Familie hätten dann dem Wiener Kaiserhaus gedient. Über Einzelheiten ließ sie sich nicht aus. Der Ring, so schrieb sie, solle ihm Glück und Kraft bringen. Er möge ihn anstecken und möglichst nicht von der Hand geben. Es folgten einige Andeutungen, falls man sich einmal wieder träfe, oder es zu einer andauernden Korrespondenz käme, würde sie ihm noch Einzelheiten darüber mitteilen. Auf dem zweiten Blatt schrieb sie ausführlich über die Zopfspitze. Jedes Jahr einmal schneide sie ein kleines bißchen ihre Haare, nie sehr viel. Vor zwei Jahren aber hätte ihr Vater sie gebeten, ihr die Spitze ihres Zopfes zu schenken. Dabei habe er jedoch ausdrücklich verlangt, es dürften nicht mehr als fünfzehn Zentimeter sein. Sonst würde sie, bei einem Geschenk für ihren Vater, nicht so geizig gewesen sein. Dieser sei ein strenger Mann gewesen, der immer Wert darauf legte, daß seine Tochter sich keiner Mode unterwerfe, sondern ihre Haare schön lang lasse. Sie habe ihren Vater sehr lieb gehabt, auch wenn sie ihn oft jahrelang nicht gesehen hatte. Dann seien aber Briefe gekommen, mitunter von weither, aus Amerika und Kanada, Argentinien und Brasilien, aus Arabien, Persien und Indien, sogar

aus Japan, China und Australien. Ihr Vater sei ein großartiger Mann gewesen. Das Andenken von vor zwei Jahren hatte sich in einer der Schachteln des Pakets gefunden, das sie durch Lukowsky erhalten hatte. Daher sei die Zopfspitze in gewisser Weise nicht nur von ihr ein Geschenk, sondern auch von ihrem Vater.

Der Brief war in einer persönlichen Tonlage gehalten, aber doch so, daß eine gewisse Distanz erkennbar blieb; ganz ähnlich, wie er seinerseits auch ihr geschrieben haben würde – und er nahm sich vor, ihr bald zu antworten. Der Gedanke, mit Antonietta Alotti zu korrespondieren, hatte etwas sehr Angenehmes. Außerdem: Vielleicht würde er auf solche Weise manche Aufschlüsse erhalten. Sie schien ihm eine Menge zu wissen, was er sonst nur Astrid Xylander hätte fragen können. Diese war eine bewundernswerte Frau, doch mit Antonietta sprach es sich einfacher, oder richtiger ausgedrückt: Sie war seinem weitgehend durch Alltäglichkeit geprägten Leben näher, der Respektabstand war nicht so groß wie gegenüber der so souverän über allen Dingen stehenden Astrid Xylander, auch wenn diese im Grunde eine humorvolle Person war und oft zu Scherzen aufgelegt – er empfand sie doch immer als eine Respektsperson. Außerdem: Über schwierige Dinge zu schreiben fiel oft leichter als darüber zu reden.
Lukowsky faltete den Brief wieder zusammen und gab ihn in das Kuvert zurück. Er steckte den Siegelring an. Der paßte wie angegossen auf den Ringfinger der linken Hand. Nun betrachtete er auch nochmals die Zopfspitze. Sie war sehr fest zusammengebunden. Er nahm sie vorsichtig in die Hand. Sie war erstaunlich schwer – so wie Veras Haare. Aber Vera würde keine Zopfspitze hergeben. Oder für ihren Vater wohl doch, falls dieser noch lebte. Etwas fiel Lukowsky auf: Veras Vater und Antoniettas Vater – zwei Männer, die darauf achteten, daß ihre Töchter polange Haare hatten. Nur aus Kultur- und Schönheitssinn? Oder vielleicht, weil sie über besonderes Wissen verfügten, wie Astrid Xylander? Das erschien Lukowsky auf einmal wahrscheinlich, beinahe selbstverständlich. Begannen sich die geheimnisvollen Kreise allmählich zu schließen? – Er dachte an Domenico Alotti, diesen Mann, der ihm so sonderbar vertraut vorkam. Für ihn mußte das Andenken an seine Tochter so etwas wie ein Heiligtum gewesen sein. Mit einem Anflug von Ehrfurcht gegenüber der Vaterliebe eines Verstorbenen legte Lukowsky die Zopfspitze in die längliche Schachtel zurück und verpackte sie wieder. Auch dies hatte sich also auch in dem Paket aus Toulon befunden. Schachteln verschiedener Größe hatte es da mehrere gegeben, auch solch eine längliche, jetzt erinnerte sich Lukowsky daran. Ob Antonietta Alotti

etwa gar sehr viel mehr von der Statue wußte, deren Darstellung auf der Silberplatte sie ‚Figura' genannt hatte? Wußte sie, daß sich in deren Sockel das Ende eines Frauenzopfes befand? Oder hatte womöglich ihr Vater davon gewußt und eine frische Zopfspitze haben wollen, um die alte zu ersetzen, falls er das vielgejagte grüne Paket mit der ‚Figura' fände? Das ausdrücklich gewünschte Maß von knapp fünfzehn Zentimetern wäre genau passend ... Lukowsky schüttelte den Gedanken aus dem Kopf. Er verstaute Antonietta Alottis Post sorgfältig in der mittleren Schreibtischschublade und schloß bedächtig zu. – Es war schon sehr merkwürdig. – Er überlegte, öffnete die Schublade nochmals und nahm sich die beiden Zeichnungen aus Veras Kuvert vor. Vielleicht, daß er da jetzt etwas entdeckte, was ihm bisher nicht aufgefallen war. Die Landkarte sprach mit hoher Wahrscheinlichkeit über eine der geheimen Anlagen. An allen vier Ecken des Blattes waren Zahlen-Buchstaben-Kombinationen zu erkennen. Wer wußte, was sie bedeuteten, hätte wahrscheinlich auch gewußt, in welche Gegend die Karte gehörte. Doch Lukowsky kam damit nicht weiter. Er sah sich das zweite Blatt an. War das wirklich eine rudimentäre technische Zeichnung? Vermutlich doch nicht. Ebensogut hätte es eine unvollständige astrologische Konstellation darstellen können. – Oder etwas gänzlich anderes. Lukowsky nahm die Ablichtung der Rückseite von der Silberplatte zum Vergleich dazu. Bei näherem Hinsehen erwiesen sie die Linien und Bögen darauf doch sehr verschieden von denen auf dem Papier aus Veras Kuvert. Doch die Art und Weise war ähnlich. Mit viel Phantasie hätte man die girlandenartige Umrandung auf dem Papier als die herzförmigen Flechtungen eines Frauenzopfs deuten können, dazu Sonne und Mond darstellenden Gebilde, von denen die Herzenkette ausging, als Symbole für die beiden Gesichter der Figur. Das hätte zusammen mit der umseitigen Abbildung auf der Platte einen Sinn ergeben. Aber welchen? Und die unerklärlichen Linien im Inneren? – Lukowsky wurde nicht klug daraus. Doch das alles hatte seiner Meinung nach nichts Technisches an sich, hatte nichts mit Waffen zu tun, eher mit Magie, Astrologie, Zauberei – Grünes Land – Reich des Götter ... Er packte alles zurück, schloß die Schreibtischschublade zu und befestigte den Schlüssel an seinem Schlüsselbund.

Er hatte die dritte Tasse Kaffee getrunken und zweimal vergeblich versucht, Fischer über die neue Telefonnummer zu erreichen, als dieser anrief. Fischer ließ Lukowsky gar nicht zu Wort kommen. Entweder war er in Eile oder nahm weiterhin an, das Telefon könnte abgehört werden. Fischer sagte nur: „Guten

Tag, Herr Lukowsky! Können Sie in einer Viertelstunde per Taxi zur Florida-Bar kommen? Nicht mit Ihrem Wagen!“ Lukowsky antwortete, er könne, und machte sich auf den Weg.

Als er vor der ‚Florida-Bar‘ aus dem Taxi stieg, war das auffällige Hupen eines großen hellblauen Wagens nicht zu überhören. Es war ein alter Opel Admiral. Die länglichen rechteckigen Scheinwerfer dieses Wagens blendeten zweimal auf. Lukowsky ging hin. Peter Fischer saß hinter dem Steuer und sagte: „Bitte steigen Sie ein!“ Lukowsky umrundete das hellblaue Schlachtschiff, öffnete die Beifahrertür und setzte sich neben Fischer auf die breite Sitzbank aus blauem Plastik. Fischer reichte ihm die Hand: „Wie Sie sehen, habe ich diesen Wagen angeschafft. Sie mögen sich darüber wundern, doch er ist für unsere Zwecke ideal.“ Lukowsky erwiderte: „Ich habe nichts gegen das Schiff.“ Fischer fuhr an, lenkte in Richtung Schadowstraße und dann zum Rhein. Dabei erläuterte er: „Sie bekommen ein zweites Büro, Herr Lukowsky. Es ist recht schön gelegen, Rathausufer, zweiter Stock, mit Blick auf den Rhein. Dazu habe ich günstig einen GmbH-Mantel erworben: ‚Aurora GmbH‘. Ich finde, das klingt hübsch.“ Lukowsky meinte: „Sie werden mir das alles sicher noch in Ruhe auseinandersetzen.“ – „Natürlich,“ sagte Fischer, „zu diesem Zweck sind wir ja jetzt beisammen. Was haben Sie in der Zwischenzeit erlebt?“ – Lukowsky berichtete es in knappen Sätzen. Zuerst von der Übergabe der Sachen an Antonietta Alotti, als nächstes über Wenzl und den Inhalt des grünen Pakets, zuletzt von seiner Begegnung mit Valtine.“ Fischer rang buchstäblich nach Luft, es war ihm zuviel auf einmal. Vor allem aber zeigte er sich tief besorgt: „Ihr Leben ist von nun an in permanenter Gefahr, Herr Lukowsky!“ sagte er beinahe erregt: „Für Valtine sind Sie der verlängerte Arm von Vera Jörgens, der Vollstrecker ihrer Rache an ihm; und vor Vera Jörgens lebt Valtine in einer krankhaften, panischen Angst. Ich habe es schon an ihm gesehen. Der gesunde Menschenverstand verläßt Valtine dann völlig. Sie müssen jederzeit mit einem Anschlag aus dem Hinterhalt rechnen! Das ist sehr ernst!“ Er wiederholte: „Sehr ernst!“ –
Sie hatten das Rathausufer erreicht. Vor dem Haus mit der Nummer 17 stellte Fischer den breiten Wagen ab, zwei Räder auf dem Bürgersteig.

An der Tür im zweiten Stock, die Fischer aufschloß, war ein Schild mit dem Firmennamen angebracht. Es wirkte durchaus seriös. Das Logo zeigte in stilisierter Form eine zwischen Wolken aufgehende Sonne. Die Büroräume waren groß und hell, sie hatten auch alles, was eine Firma brauchte. Die Branche war

Textilgroßhandel. Musterkollektionen hingen auf verchromten, rollbaren Kleiderständern. Augenblicklich nicht viel mehr als Dekoration. Fischer führte Lukowsky durch die Räume und erklärte unterdessen: „Von jetzt an gibt es nach außen hin nur noch ‚Aurora GmbH'. Telefonanschluß, Autoanmeldung und so weiter, alles – Aurora GmbH! Der Name hat mir gefallen, er erscheint mir sehr sinnreich: Aurora – die Morgenröte." Als Wohnquartier haben Busch und ich eine Villa in Büderich angemietet. Das heißt, es ist noch nicht viel mehr als ein schon bewohnbarer Rohbau. Auch diesen hat natürlich die Aurora GmbH gemietet." Die Besichtigungstour endete in einem mittelgroßen ordentlich ausgestatteten Besprechungszimmer mit Rheinblick. Fischer deutete auf die Wand: „Hier geht es nicht weiter. Es geht wirklich nicht weiter. Dahinter befinden sich ein Badezimmer und eine Kleiderkammer. Früher ist dies eine Wohnung gewesen. Ich habe die Türen massiv zumauern und alles neu tapezieren lassen. Man kann klopfen und suchen wie man will: Hier enden die Räume der Aurora GmbH!" Er hob einen Finger und betonte: „So scheint es! Allerdings: Von diesem Fenster aus gelangt man fast mühelos durch das Badezimmerfenster in die zugemauerten Räume. Ich habe zwei Bergsteigerösen angebracht und entsprechende Ausrüstung besorgt, damit man sich beim Hinübersteigen sichern kann. Dort drüben ist der Platz für Dinge, die nun wirklich kein Unberufener finden können soll. Denn mit eventuellen Versuchen solcher Art müssen wir rechnen, früher oder später wird ja auch die Aurora GmbH keine perfekte Tarnung mehr sein. Dann allerdings ..." sagte er mit einem Zuversicht ausstrahlenden Lächeln, „... dann sollten wir bereits am Ziel sein!" Er legte die Fingerspitzen der ausgestreckten Hände aneinander und zeigte ein freudiges Gesicht: „Jetzt aber zuerst zu Ihrer fetten Beute! Ich hatte mir ja nicht träumen lassen, daß wir unsere Schatzkammer schon so bald benötigen würden. Lassen Sie uns nachher in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Statue dorthin schaffen. Beobachten kann uns niemand. Unten auf der Straße ist nachts kaum ein Mensch, und dahinter liegt der Rhein. Von der Rheinallee auf der anderen Seite aus könnte selbst bei Tag niemand etwas bemerken, geschweige denn nachts." Lukowsky meinte: „Ich würde es für gut halten, die Figur zuerst Frau Xylander zu zeigen. Ebenso die Fotokopie von der Silberplatte." Fischer zeigte ein nachdrücklich zustimmendes Kopfnicken: „Das wollte ich auch soeben vorschlagen! Allerdings hier. Frau Astrid wird ganz aus dem Häuschen sein vor lauter Begeisterung, ich versichere es Ihnen, was in diesem Falle auch wörtlich zu verstehen ist. Ich denke, sie wird uns hier durch ihren Besuch beehren. " Er warf einen

Blick auf seine Armbanduhr: „Wollen Sie gleich die Statue herschaffen? Ich werde inzwischen mit der lieben Dame telefonieren und sie holen. Sie wird bestimmt zuhause sein, sie geht um diese Zeit selten aus.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung.“ Fischer erhob sich, ebenso Lukowsky. Fischer griff in seine Jackentasche und reichte zwei Schlüssel an: „Haustürschlüssel, Büroschlüssel. Die gehören jetzt Ihnen. Hier ist jetzt Ihr zweites Hauptquartier. Wenn Sie gleich in Ihres kommen, passen Sie auf! Seit Valtine über Sie im Bilde ist, haben Sie einen unberechenbaren, intelligenten und außerordentlich tückischen Feind, der wiederum nicht ohne Helfershelfer ist. Er hat inzwischen sicher sein Quartier gewechselt, damit Sie ihn nicht so leicht finden könnten, falls Sie das wollten. Da er zur Selbstüberschätzung neigt, wird er meinen, Sie fänden ihn nicht. Möglich, daß er diese für ihn neue Bedrohung erstmal verdrängt. Es kann aber auch sein, er versucht, Sie schnellstens und endgültig auszuschalten. Aufgrund seiner exzellenten Verbindungen zu den Besatzungsmächten braucht er in dieser deutschen Republik keine polizeiliche Verfolgung zu fürchten, ganz gleich, was er anstellt. Sie müssen jetzt immer auf der Hut sein, immer! Valtine ist, wie gesagt, unberechenbar. Er ist nicht völlig gewissenlos, aber er versteht es, die dunklen Seiten über die hellen zu stülpen. Ich habe ihn kennengelernt. Es tickt auch nicht immer ganz richtig bei ihm. Also passen Sie auf!“ Lukowsky nickte und applizierte die beiden Schlüssel an seinen dickerwerdenden Schlüsselbund. Fischer meinte: „Vermutlich werden Sie vor mir wieder hier sein, denn ich möchte zusehen, noch ein Fläschchen Wein und vernünftige Gläser zu ergattern. Ich kenne ein Lokal in der Nähe recht gut und hoffe, von dort alles Erwünschte zu erhalten. Ich setze auch erst noch Kaffee auf. Jetzt bestelle ich Ihnen ein Taxi.“ Er griff zum Telefon, tat es und meldete sich mit ‚Aurora GmbH‘. Lukowsky wendete sich zum Gehen, als Fischer ihn am Arm festhielt: „Herr Lukowsky, haben Sie Ihre Waffe bei sich?“ Lukowsky hatte den Revolver wieder unter dem Bett verstaut. Das hatte er sich so angewöhnt, seit eine neugierige Putzfrau ihn einmal in der Schreibtischschublade gesehen und vor Schreck einen Schreikrampf gekriegt hatte. Fischer wartete Lukowskys Antwort nicht ab, griff unter seine Jacke und reichte ihm eine Mauser HSC mit dem Wort: „Durchgeladen.“ Lukowsky steckte die handliche Pistole ein.

Inzwischen war es fast dunkel geworden. Lukowsky ließ sich beim Taxistand am Jürgensplatz absetzen und überquerte die Straße. Mit einem Überfall im Hausflur durch Valtines Gescherr rechnete er nicht, doch möglich was alles, da

hatte Fischer nicht Unrecht. Lukowsky nahm sich vor, seinem Rat zu folgen und vorsichtig zu sein. Doch im Augenblick gab es niemandem, der ihm auflauerte, auch nicht der dummdreiste Bursche, der Valtines Nachricht übermittelt hatte.

Lukowsky benutzte den großen Pappkarton, in dem er bei Wenzl die Statue bekommen hatte. Den Amethyst auf dem Scheitel der Figur nahm er herunter und gab ihn zu dem Bergkristall und der Zopfspitze in die Schublade im Sockel. Er legte die schwere Figur in den Karton. Dann dachte er nach, was noch: Die Fotokopien der Silberplatte. Auch die Abdrücke von dieser packte er ein. Schließlich kam es ihm in den Sinn, noch die Schachtel mit Antoniettas Zopfspitze dazu zu legen. Er ging nochmals in das hintere Zimmer, holte seinen Revolver und brach auf.

Als er den Mustang fast genau vor dem Haus Rathausufer Numero 17 parkte, war Fischers blauer Opel Admiral nirgends zu sehen. Aber das war logisch, Fischer hatte den weiteren Weg und wollte ja außerdem noch Besorgungen erledigen. Also begab sich Lukowsky vorerst allein hinauf in die Räumlichkeiten der Aurora GmbH. Er ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen und trug sein Paket in das Besprechungszimmer. Auf der hellengrauen Kunststoffplatte des ovalen Tisches stellte er es ab und schaltete das Licht ein. Es war eine kalte, unfreundliche Neonbeleuchtung. Lukowsky sah sich um. Das Zimmer wirkte unbelebt, keine Bilder an den hellen Wänden. Die Sitzmöbel aus Chrom und schwarzem Leder machten jedoch einen bequemen Eindruck; vier Sessel und ein Sofa. Aber gewiß keine Atmosphäre, in der Astrid Xylander sich sonderlich wohl fühlen würde. Lukowsky packte aus, rückte die Statue in die Tischmitte und legte die anderen Dinge dazu. Den Pappkarton schob er unter den Tisch. Er ging in die Diele und machte dort Licht. Dann begab er sich in das Besprechungszimmer zurück, setzte sich auf das Sofa, zündete eine Zigarette an und wartete. Die beiden Bronzegesichter der merkwürdigen Figur sahen jedes in seine Richtung. Wenn sie es gekonnt hätten, würden sie vermutlich ihre Augen geschlossen haben vor diesem seelenlosen Raum in einem abscheulichen Jahrhundert.

Rund zwanzig Minuten verstrichen. Dann ging die Tür, und die Stimme Peter Fischers wurde vernehmbar. Lukowsky erhob sich aus dem bequemen Sofa. Fischer und Astrid Xylander erschienen bereits in der Tür. Fischer hatte eine Papiertüte unter dem Arm, die Frau trug nur eine beutelförmige Handtasche bei

sich. Astrid Xylander war schön wie immer. Diesmal in einem rotbraunen Kleid mit einem weitem, fast wadenlangen Rock. Ihre leuchtend roten Haare hatte sie zu einem Zopf geflochten, der vor der rechten Schulter herabhing. Wahrscheinlich war das kein Zufall – zumal es bei Astrid Xylander keine Zufälle gab – sondern sollte zu der ‚Figura' besonders gut passen. Diese erregte auch sofort ihre Aufmerksamkeit. Ein regelrechtes Strahlen trat in ihre Augen. Es war der Frau anzumerken, daß sie am liebsten sofort zu der Figur gegangen wäre, um sie aus den Nähe zu begutachten. Doch sie stellte ihre Handtasche auf einen der Sessel und begrüßte zunächst Lukowsky mit den Worten: „Guten Abend, lieber Herr Lukowsky! Peter Fischer hat mir schon berichtet, daß Sie diesen großartigen Fang gemacht haben! Das ist wirklich etwas ganz, ganz Besonderes!" Sie gab ihm ihre Hand, die in einem Handschuh aus dünnem braunem Stoff steckte. Nun aber hielt ihre Ungeduld sie nicht länger, sie wendete sich der Figur auf dem Tisch zu. „Das ist ganz außergewöhnlich!" sagte sie strahlend: „Eine der beiden größeren ...!" Sie zog die Handschuhe aus und berührte die Figur mit behutsamen Fingern. Für ein paar Augenblicke schien sie mit der Figur ganz allein zu sein. Dann sagte sie: „Es gab insgesamt neun," und dabei studierten ihre Blicke die Statue eingehend, „Zuerst die ‚große Figura' in Wien. Sie war um etwa ein Drittel größer als diese und ganz aus Gold – die ‚heilige Apparatur'. Dann gab es sechs kleine, vielleicht fünfundvierzig Zentimeter hoch, aus Bronze. Es waren sozusagen Modelle, sie hatten weiter keine Funktion. Diese sechs gingen in verschiedene europäische Länder. Dann wurden noch zwei mittelgroße hergestellt. Diese waren mehr als bloß Dekoration. Eine ging nach Genua und die andere nach Berlin – das heißt, damals Tempelhof. Ich nehme an, diese stammt von dort." Astrid Xylander war ganz in die Betrachtung der sonderbaren Statue vertieft, die für sie kein Geheimnis zu sein schien. Sie ging bedächtig um den Tisch herum, beäugte die Bronze von allen Seiten. Unwillkürlich fielen Lukowsky wieder die wunderbar anmutigen, in gewisser Weise gleitenden Bewegungen dieser Frau auf. Sie war wirklich bezaubernd. Drei vollendet schöne Frauen waren im Kreis dieses geheimnisvollen Geschehens aufgetaucht, mußte Lukowsky auf einmal denken: Vera, Astrid, Antonietta ... Astrid Xylander sprach weiter: „Die sechs kleinen Figuren fielen um 1230 in die Hände der Inquisition, sie sind allesamt als heidnisches Zauberwerk vernichtet worden. Wo die ‚große Figura' verblieb, weiß niemand. Sie ist vermutlich noch immer gut versteckt – irgendwo in der Nähe von Wien. Dort wartet sie auf ihre Stunde, falls die Götter es wollen. Die beiden mittelgroßen Figuren galten bisher ebenfalls als ver-

schollen. Die aus Genua gelangte später, im XVI. Jahrhundert, nach Venedig, zum Ordo Bucintoro, wo die legendäre Julietta Montefeltro mit ihr arbeitete. Das letzte Zeugnis über diese ‚Figura' stammt aus dem Jahre 1609, da befand sie sich noch im Ordenshaus des Bucintoro auf der Insel Murano. Dann verliert sich die Spur. Mehr ist über sie nicht bekannt. Die zweite befand sich sicher die längste Zeit in dem geheimen Kultraum unterhalb des Feldes von Tempelhof in Berlin. Ich nehme an, erst in der letzten Kriegsphase wurde sie von dort weggebracht, in Sicherheit. Es gab damals Leute, die den unterirdischen Templerkultraum kannten. Heute kann ihn niemand mehr betreten. Es gibt eine Vorrichtung, die das Wasser des Wannsees hineinleitet, falls jemand den Mechanismus zum Öffnen des Einstiegs betätigt – übrigens wird behauptet, das Gleiche gelte für das Geheimarchiv der Reichskanzlei; es soll dort eine Verbindung hergestellt worden sein. Das kann aber auch ein Märchen sein." Astrid Xylander riß sich von der Betrachtung der Figur los und wendete sich den beiden rechts und links von ihr stehenden Männern zu. Völlig spontan gab sie jedem von ihnen einen Kuß auf die Backe und sagte in einem Anflug ungezügelter Begeisterung: „Ihr seid großartig!" Dann blickte sie sich im Zimmer um und bemerkte: „Eine scheußliche Atmosphäre! Läßt sich nicht wenigstens ein angenehmeres Licht herbeischaffen?" – Sie bestimmte, da gab es gar keine Frage.

Die Kritik der Dame verhallte nicht ungehört. Fischer und Lukowsky durchstöberten die ganze Firma nach Gegenständen, die ein wenig Gemütlichkeit auszustrahlen vermöchten. Es fand sich nicht viel davon. Immerhin zwei Schreibtischlampen mit nicht allzu grellen Glühbirnen darin sowie Küchenkerzen, von denen Fischer mit Hilfe von Wachstropfen fünf auf einem Aluminiumtablett festklebte. Frau Astrid Xylander hatte sich unterdessen auf dem Sofa niedergelassen und beschäftigte sich mit den Fotokopien und Abdrücken der Silberplatte. Fischer stellte drei Gläser zurecht, öffnete die Weinflasche und zündete die Kerzen an. Die schöne Frau begann, sich wohler zu fühlen. „Die Silberplatte, auf der sich diese Abbildungen befinden," so erläuterte sie, „stammt nicht aus dem Mittelalter. Ich nehme an, sie ist der Bucintoro-Ära zuzuordnen – wahrscheinlich XVI. bis frühes XVII. Jahrhundert. Die Vorlage, die es dafür sicherlich gab, dürfte aber älter gewesen sein. Ich denke, aus der Wiener Templerkomturei. Das nehme ich sogar mit einiger Sicherheit an. Es ist vielleicht nur ein Siegel gewesen, also verhältnismäßig klein. Inhaltlich besteht sicherlich kein Unterschied. Es ist, auf der Vorderseite, die Göttin des neuen Äons über der großen Figura.

Die Rückseite zeigt ein astrologisches Motiv, oder richtiger: ein astromagisches, eine besondere Venuskonstellation. Übrigens eine herbstliche Gestirnenkonstellation. Das ist gerade günstig! Die Darstellungsweise ist für die heutige Zeit unüblich, es handelt sich um eine Verschlüsselung. Sie ist aber nicht schwierig.“ Astrid Xylander erhob sich, legte die Blätter auf den Tisch und machte sich an der Figur zu schaffen. Offenbar wußte sie recht gut, was es mit diesem sonderbaren Gegenstand auf sich hatte. Sie dozierte: „Solche Figuren wurden auch ‚Baphomet‘ genannt. Das kommt von dem babylonischen Begriff ‚Bab-Kome‘, was so viel bedeutet, wie ‚Tor zum Lichtstrahl‘. Durch verschiedene Übersetzungen - Persisch, Arabisch, Griechisch, Lateinisch - ist es dann zu der Wortverformung gekommen. Im vorigen Jahrhundert hat der Salonmagier Elifas Lévy die Templerische Geheimdarstellung der Eklesias, der Kirche, Baphomet gehalten: Einen Engel mit Teufelskopof – der gefallene Engel. Die Templer waren mehrheitlich Marcioniter. Den Bibel-Gott El Schaddai-Jahwe betrachteten sie als den Teufel. Lévy machte aus dem Teufelskopf einen Bockskopf, dem er ein umgedrehtes Pentagramm auf die Stirn setzte. Das wiederum ist tatsächlich ein Templersymbol gewesen. Es bedeutete die Abkehr vom Pentateuch, den fünf Büchern Mose. Aber mit Baphomet hatte das alles nichts zu tun. Baphomet versinnbildlicht die ewige Übergottheit, die beiden Kräfte Männlich und Weiblich, die Iluhe, wie die Sumerer sagten.“ Astrid Xylander zog eine Kamee an einem goldenen Kettchen aus ihrem Dekolleté, zeigte es den beiden Männern und sagte: „Der solare Hahn Abraxas – das ist er – kann auch als ein baphometischen Zeichen gelten. Die Templer fügten das magische Symbol für Baphomet ein. Seht ihr?“ Sie ließ die Kamee wieder im Ausschnitt ihres Kleides verschwinden und machte sich erneut an der ‚Figura‘ zu schaffen. Mit einem treffsicheren Griff öffnete sie die Schublade im Sockel der Statue und sagte erfreut: „Es ist alles da!“ Sie nahm die beiden Steine heraus „Der Bergkristall ist männlich,“ erläuterte sie, „und der Amethyst weiblich! Für die ‚große Figura‘ sind auch die Steine größer. Der weibliche Stein heißt Ilua – der Überlieferung nach liegt er verborgen im Untersberg zwischen Berchtesgaden und Salzburg, im heiligen Berg Odins, dessen Gipfel Hugin und Munin, die Raben der Weisheit, umkreisen und an dem auch die Göttin Idun ein-und-ausgeht. Der männliche Stein heißt Garil – oder Gral. Dieser wird in einem Kelch aufbewahrt, den der König Ulkama Abga von Edessa Jesus Christus als Geschenk sandte. Daraus haben sich dann in späterer Zeit allerlei Verwirrungen ergeben.“ Sie steckte den Amethyst in die dafür vorgesehene Öffnung auf dem Scheitel des

Doppelhaupts. Jetzt nahm sie vorsichtig die mit brüchigen Goldbändern umwundene Zopfspitze: „Die Zopfspitze enthält weibliche Schwingungen und strahlt einen Magnetismus aus. Sie befindet sich ganz zuunterst. Auf diesem Stück Frauenhaar liegt der männliche Stein, der Bergkristall. Ganz oben hat der weibliche Stein seinen Platz, der Amethyst. Getreu der Gesetzmäßigkeit der Affinität von Schwingungen, ziehen die weiblichen Schwingungen in der Zopfspitze diejenigen aus dem weiblichen Amethysten an – und damit durch den männlichen Stein hindurch, der ja auf ihr liegt. Das ist das Prinzip! Ihr versteht? So wird das männliche Ilu mit dem weiblichen Ilu zur Kraft der Iluhe verbunden! – Und das ist die stärkste Kraft überhaupt, die es gibt!“ Sie legte die alte Zopfspitze auf den Tisch und erklärte mit nachdenklicher werdender Stimme: „Die Schwingungen im Frauenhaar hallten rund dreihundert Jahre vor. Diese Zopfspitze aber ist an die siebenhundertfünfzig Jahre alt. Sie ist mit Sicherheit leer.“ Astrid Xylander verzog die Miene und gab einen schmerzlichen Seufzer von sich. Sie griff an ihren Zopf, schlenkerte mit dessen Ende und sagte trotzig: „Gebt mir eine Schere! Es hilft kein Jammern, jetzt muß ich ein Opfer bringen!“ Lukowsky bat: „Werfen Sie zuerst einen Blick in das längliche Kästchen dort!“ Die Frau tat es, und ihr Gesicht hellte sich auf. Sie berührte die dunkelbraune Zopfspitze geradezu zärtlich und fragte: „Woher habt Ihr die? Die ist gut! Wie für die Figura geschaffen! Es ist schade drum, aber gut, daß wir sie haben!“ Lukowsky antwortete: „Sie stammt von Antonietta Alotti. Es war vor zwei Jahren ein Geschenk für ihren Vater.“ Astrid Xylander fragte: „Wie lang hat sie ihre Haare jetzt? Wissen Sie das?“ Lukowsky nickte: „Fast so lang wie Sie, oder vielleicht nicht ganz so lang.“ – „Gut! Also auf alle Fälle astral voll intakt!“ Astrid Xylander nahm Antoniettas Zopfspitze, legte sie behutsam in die Schublade des Sockels der ‚Figura‘ und wiederholte: „Gut! Dann kommuniziert auch die gegenwärtige Schwingung vollkommen! Das ist sehr wertvoll, es könnte nicht besser sein. Vielleicht erleben wir gleich etwas ganz Großartiges!“ Sie beugte sich vor, rückte die Zopfspitze Antoniettas ganz genau zurecht und plazierte den Bergkristall sorgfältig in der Mitte. Dann schob sie die Schublade zu und machte sich an den vier kleinen Bronzeklauen zu schaffen, durch welche die Figur mit dem Sockel verbunden wurde. Sie ließen sich hochklappen, und auf einmal wurde die Figur auf dem Sockel drehbar. Astrid Xylander trat ans Fenster und blickte zum Himmel. Dort droben gab es einen zunehmenden Mond, an dem hin und wieder Wolken vorbeizogen. Astrid Xylander drehte die Figur so, daß das weibliche Gesicht in Richtung Mond blickte. Jetzt nahm sie den Amethyst und setzte die-

sen nochmals ganz genau ein. Sie trat einen Schritt zurück und betrachtete die Figur, und erläuterte: Der Mond ist ein Reflektor. Nicht bloß für das Sonnenlicht, sondern auch für die astralen Schwingungen. Darum heißt es schon in den Upanischaden der alten Arier: ‚Der Mond ist das Tor zur jenseitigen Welt.' Er ist auch ein magischer Transformator. Der Mond, er bewirkt sehr viel! Er hilft uns auch, zu lernen, unserer Astralkörper bewußt zu werden und mit diesen umzugehen. Dann können wir in das Grüne Land hinein – und auch wieder zurück." Sie warf dem Mond am Himmel einen sinnierenden Blick zu und machte dabei ihren Zopf auf. „Bald," sagte sie weiter, „ist es wohl an der Zeit, Euch beiden das beizubringen. Bereitet Euch darauf schon einmal vor. Ihr werdet noch viel lernen!" Sie streckte eine Hand hinter sich und bat: „Gebt mir einer die Bürste aus meiner Handtasche, bitte." Fischer tat es. Astrid Xylander bürstete ihre rötlich schimmernden Haare durch. Wie sie damit fertig war, schmiß sie die Bürste in einen Sessel, lächelte gut gestimmt, machte eine lebhafte Geste mit beiden Händen und kommentierte: „Alle Lichter aus und gemütlich auf's Sofa!" Lukowsky knipste die beiden Schreibtischlampen aus, Fischer löschte die Kerzen. Nur der nicht allzu kräftige Mondschein warf sein Licht in den Raum. Astrid Xylander hatte in der Mitte des Sofas Platz genommen und winkte den beiden Männern, sich zu ihren Seiten zu setzen. Sie hakte sich bei beiden mit den Armen ein und sagte mit beinahe andächtig gesenkter Stimme: „Wenn wir Glück haben, wenn es funktioniert, dann erleben wir in wenigen Minuten etwas ganz, ganz Wunderbares!" Fischer fragte: „Liebe Astrid, was, bitte, ist denn diese hübsche Figur?" Die Frau sagte, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres: „Ein Funkgerät zum Himmel!"

Minuten strichen dahin, ohne daß etwas geschah. Es herrschte vollkommene Stille. Unten fuhr kein Auto vorbei, nichts außer dem leisen Geräusch des Atmens der drei Anwesenden war zu hören. Dann spürte Lukowsky, wie der Druck von Astrid Xylanders eingehängtem Arm an dem seinen fester wurde. Er konzentrierte seinen Blick auf die Figur. Und tatsächlich: Der violette Amethyst auf dem Scheitel des Doppelhaupts begann zu leuchten, zunächst ganz schwach, kaum mehr als ein Glimmen, aber bald immer deutlicher zu erkennen. Das konnte keine Einbildung sein – die ‚Figura' funktionierte. Vielleicht drei Minuten schon währte das zarte violette Leuchten des Kristalls auf dem Doppelhaupt der ‚Figura', und es schien nicht aufhören zu wollen. Astrid Xylander erhob sich und sagte: „Macht Licht!" Fischer zündete die Kerzen an. Die Frau ging zu der Figur und zog die Schublade auf. Das Leuchten verlosch. Sie nahm den Berg-

kristall von der Zopfspitze und legte ihn daneben hin. Sie nahm auch den Amethysten und legte diesen auf die andere Seite in die Schublade, ehe sie diese verschloß und auch die vier kleinen Bronzeklauen wieder verriegelte. Lukowsky und Fischer standen zu ihren Seiten. Sie sah beide an, ihr Gesicht strahlte: „Es ist wirklich großartig, Ihr Lieben!“ sagte sie: „Wir werden mit dieser Figur noch viel Freude haben – und viel mit ihr erreichen!“ Sie band ihre im Kerzenschein wie rötlich glänzendes Gold aussehenden Haare im Nacken zusammen und meinte: „Jetzt dürft Ihr mir ein Glas Wein kredenzen!“

Sie hatten noch fast anderthalb Stunden beisammengesessen. Astrid Xylander war nicht in der Stimmung, über tiefschürfende Dinge zu sprechen, das sollte ein andermal gründlich geschehen. Aber sie ließ sich von allem erzählen, was sie noch nicht wußte, wonach sie bisher noch nie gefragt hatte. Und so erzählten sie ihr vom Z-Plan, von den wichtigsten Ereignissen, die damit zusammenhingen oder zusammenhängen konnten. Die Frau hörte aufmerksam zu, stellte mitunter gezielt eine Zwischenfrage, ließ sich dann weiter berichten. Sie wußte über die Hintergründe ohnehin wohl so manches, das wurde nun deutlich. Ein besonderes Interesse zeigte sie daran, die Tagebuchblätter zu lesen, die sich im Nachlaß von Domenico Alotti gefunden hatten. Lukowsky versprach, sie ihr zu bringen. Auch äußerte Astrid, gerne Antonietta kennenlernen zu wollen.
Schließlich tranken sie alle drei Brüderschaft und duzten sich also fortan. Gemeinsam brachten Lukowsky und Fischer Astrid Xylander nach Hause. Als sie aus dem Opel Admiral ausstieg, sah sie erst Fischer und Lukowsky freundschaftlich tadelnd an und meinte: „Könnt Ihr Euch nicht einmal ein gescheites Auto anschaffen? Einen Mercedes? Meinethalben auch einen Porsche?“ Fischer versprach, es zu erwägen.

Noch in der selben Nacht verbrachten Fischer und Lukowsky die ‚Figura‘ auf dem luftigen Wege von Fenster zu Fenster in Höhe des zweiten Stocks in die spezielle Schatzkammer der Aurora GmbH. – Aurora, die Morgenröte, stieg auch schon am Himmel empor, als Lukowsky endlich in sein Hauptquartier am Jürgensplatz zurückkehrte. Es hatte wieder einmal keinen Zweck mehr, sich noch schlafen zu legen. Also setzte er sich an den Schreibtisch und legte die Füße hoch. Er steckte sich eine Zigarette an, betrachtete das Morgenrot und versuchte sich klarzumachen, daß er das wundersame Erlebnis mit der ‚Figura‘ nicht nur geträumt hatte. Aber es war ganz gewiß Wirklichkeit gewesen, so wirklich wie er voll körperlich hier herumfläzte und eine ‚Player's Nr. 6‘ rauch-

te. Astrid hatte das Ding ein ‚Funkgerät zum Himmel' genannt, ohne zu erklären, wie sie das meinte, das täte sie später. Wie hatte es sein können, daß der Amethyst tatsächlich leuchtete? Es war ganz sicher kein Trick im Spiel. Es konnte auch nicht sein, daß der Stein von sich aus phosphoreszierte, denn sonst hätte er das zuvor hier ebenso tun müssen. Es mußte also wohl, wie Astrid gesagt hatte, mit der genauen Anordnung der drei Dinge zusammenhängen, Amethyst, Bergkristall und Zopfspitze. Die Zopfspitze von Antonietta hatte so genau gepaßt und war so treffsicher zum richtigen Zeitpunkt aufgetaucht, daß auch dies schwerlich bloßer Zufall sein konnte. War es Busch, als dieser unbedingt noch einiges aus Alottis Haus holen wollte, nicht doch um mehr als die wertvolle Briefmarkensammlung gegangen? Wozu hätte er ein anscheinend nur sentimentales Andenken eines Vaters an seine Tochter mitnehmen sollen? Aber vielleicht hatte er ja gar nicht in die Schachtel hineingeguckt, sondern nur in Eile zusammengerafft, was er für verpackte Wertgegenstände hielt. Busch – der hatte auch Veras Vater gekannt, damals, als Valtine eine tragische Rolle spielte ... Es gab noch vieles, was hinter dichten Schleiern lag.

Unter den zahlreichen Möglichkeiten, an die zu denken oder über die zu grübeln jetzt zur Auswahl stand, war es dann doch das Bild Veras, das in Lukowskys Gedanken aufstieg, alles überstrahlend wie die inzwischen aus dem Morgenrot auftauchende Sonne – und ebenso fern, unerreichbar. Und könnte man die Sonne erreichen, würde man an ihr verbrennen – in einem einzigen, wundervollen Augenblick ...

Es war noch nicht ganz acht Uhr an diesem Morgen, als das brave und doch mitunter lästige Gerät der Gattung Telefon ihn mit rücksichtslosem Schrillen aus seinen Träumereien riß. Lukowsky nahm den Hörer und meldete sich mit: „Es ist noch nichtmal acht Uhr!" Von der anderen Seite tönte es entsprechend grob mit der Stimme Wenzls zurück: „Das weiß ich! Bei uns beginnt die Arbeit um halb Sieben, Sie fauler Sack! Ich hab was für Sie: Erstens `nen Auftrag, in etwa zehn Tagen. Zweitens hab ich extra Ihnen zuliebe im Mist gewühlt und eine der zerknüllten Architektenzeichnungen gefunden. Sie wissen, Verpackung von dem komischen Dingsbums. Sie wollten den Unrat ja nach Möglichkeit haben." – Lukowsky sagte: „Ja, her damit!" – „Steckt schon seit gestern abend in einem Kuvert. Müßte, wenn die Postler nicht schlampen, noch heute Ihren Briefkasten verstopfen," polterte Wenzl, „und Anfang übernächste Woche müssen Sie antraben. Eine Fuhre nach Bagdad. " Lukowsky sagte: „Danke!" – „Nochwas," rief

Wenzl: „Damit Sie kein falsches Bild von mir kriegen: Dieser Beekn war ein Oberarmleuchter! Hat mich und meine damaligen Partner auf's Kreuz legen wollen. Ich hatte berechtigte Gründe, ihm eins auszuwischen!“ Lukowsky sagte: „Es wird wohl so sein. Bis bald dann.“ Er legte den Hörer auf und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen. Das, was Wenzl eine Architektenzeichnung nannte und aus dem grünen Paket stammte, konnte ganz etwas anderes sein. Das war zumindest möglich. Allmählich lag Lukowsky daran, die ganze Sache zu einem schnellen Erfolg zu bringen. Valtine war nun direkt im Spiel, und das ging ihn an, ganz persönlich. Valtine, der auf alle Fälle für Heinz Kufners Ermordung verantwortlich war und das auch völlig ungerührt zugegeben hatte. Trotzdem fühlte Lukowsky sich in der Rolle des Henkers nicht wohl, nicht einmal um Veras Willen. Don Quijote würde seinen Gegner zum Zweikampf gefordert haben, ritterlich. Doch davon konnte heutzutage keine Rede sein. Auch kein Duell auf Degen oder Pistolen auf einer taufeuchten Waldlichtung. Es ging nicht einmal so wie einst im Wilden Westen: Gehen wir allein auf die Straße und ziehen unsere Colts. Nichts dergleichen; nur Tricks, Hinterhalt, Meuchelmord. Dies war ja das XX. Jahrhundert. Widerlich. Aber Mark Valtine durfte der Hölle nicht vorenthalten bleiben. Obwohl, mußte Lukowsky denken: Hatte dieser Mann nicht schon längst die Hölle auf Erden, jeden Tag aufs neue? Lukowsky nahm seinen Revolver zur Hand, dazu einen Lappen und Ballistol. Er öffnete die Ladeklappe, nahm die Patronen heraus und putzte die Waffe. Ganz ähnlich hatten die Revolver der Gunfighter des alten Wilden Westens ausgesehen, Bill Body, Jesse James, Doc Holliday. Das hatte noch etwas von Fairneß. Vor jedem Schuß mußte erst der Hahn gespannt werden. Single Action statt Schnellfeuer. Doch wer sich darauf verstand, war schneller und besser als jeder andere mit einer neuzeitlichen Selbstladepistole oder einem modernen Double-Action-Revolver. Entscheidend war im Ernstfall ohnehin zumeist der erste Schuß. Dies brachte Lukowsky auf die dreizehnschüssige FN-Highpower, die er Valtines Handlanger abgenommen hatte. Wo lag das Ding? Lukowsky fand die Pistole auf der Garderobenablage. Er mochte solche Waffen nicht. Sie waren etwas für die Mentalität dieser Zeit: Möglichst viele Schüsse herausballern, die meisten daneben und, was traf, in den Rücken. Er schmiß die ‚FN‘ in den Papierkorb, daß es polterte. Er putzte in Ruhe seinen großen, altmodisch wirkenden Revolver fertig, lud wieder und rief dann Cornelius an: „Grüß‘ Sie! Ich habe etwas erbeutet. Eine FN.“ - - „Ja, wem abgenommen. Einem dummen Burschen, der den wilden Mann makieren wollte. Sie haben doch solch eine Kartei, Sie

können rauskriegen, ob mit dem Schießei-sen schon einmal was Blödes angestellt worden ist.“ - - „Ja, darum möchte ich Sie bitten.“ - - „Nein, keine Eile.“ - - Erzähle ich Ihnen, wenn wir uns sehen.“ - - „Gut, aber lassen Sie uns vorher noch telefonieren. Bis dann.“ Lukowsky beschloß, in der Kneipe um die Ecke tüchtig zu frühstücken.

Als er zurückkam, hing ein Zettel an der Tür: ‚Versuche es in einer Viertelstunde nochmal. Busch.‘ Lukowsky zog den Wisch aus dem Türspalt und ging ins Büro. Er schüttelte die Thermoskanne – es war noch Kaffee drin. Er schenkte sich ein und schaltete dann das Fotokopiergerät an. Die Ablichtungen der Tagebuchblätter aus Domenico Alottis Nachlaß, die Astrid haben wollte, waren gut gelungen. Die Kopie von der Kopie wurde nicht gar so perfekt, aber für Lukowsky genügte es. Er bereitete das Kuvert für Astrid Xylander vor. Sie sollte es noch im Laufe dieses Tages erhalten. Dann nahm er Antonietta Alottis Brief zur Hand, um ihn zu beantworten. Er überlegte, ob er von der ‚Figura‘ und dem Erlebnis der vergangenen Nacht berichten sollte. Er war unschlüssig. Das Schellen an der Tür enthob ihn vorerst des weiteren Nachdenkens über diesen Punkt.

Busch kam herein mit den Worten: „Seien Sie gegrüßt, lieber Herr Lukowsky! So weit man hört, sorgen Sie hurtig für Fortschritte in unserer Sache!“ Er stellte einen Regenschirm in die Ecke und zog seinen Mantel aus. Lukowsky sagte: „Ich weiß nicht, was Peter Fischer Ihnen erzählt hat. Kommen Sie rein.“ Sie setzten sich beim Schreibtisch zusammen. Auf das Angebot eines lauwarmen Kaffees verzichtete Busch dankend. Er knöpfte sein Jackett auf und meinte mit einem Anflug von Selbstironie: „Ich bekomme zunehmend ein Bäuchlein! Was soll man machen? Die Zeit!“ Lukowsky steckte sich eine Zigarette an und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, Herr Busch. Es war ohnehin mein Wunsch, einmal in Ruhe mit Ihnen zu reden.“ Busch zeigte ein neugieriges Gesicht, in dessen Züge sich eine verhaltene Vorsicht zu mengen schien: „Ja wirklich? Darf ich dann annehmen, Sie haben dafür besondere Ursache?“ – „Ich habe,“ entgegnete Lukowsky: „Hat Fischer Ihnen erzählt, daß ich mit Herrn Valtine zusammengetroffen bin?“ Busch nickte eifrig: „Das hat er, ja. Äußerst bemerkenswert! Genau darüber wollte auch ich mit Ihnen reden.“ – „Dann trifft es sich ja gut,“ sagte Lukowsky, „wir werden uns nicht langweilen.“ Busch ließ ein gekünsteltes Lachen ertönen: „Nein, das werden wir gewiß nicht!“ Lukowsky neigte sich vor: „Ich möchte zuerst etwas von Ihnen wissen, Herr Busch. Valtine erwähnte, Sie hätten mit Vera Jörgens‘ Vater näher zu tun gehabt? Er hätte

Ihnen sogar einige Sachen weggenommen, die Kapitänleutnant Jörgens gehörten? Was ist damals wirklich gewesen? Für Aufrichtigkeit wäre ich Ihnen dankbar!“ Offenbar hatte Busch mit einem solchen Auftakt des Gesprächs nicht gerechnet. Dennoch gewann Lukowsky den Eindruck, als sei der ältere Mann gegenüber erleichtert, als habe Lukowskys Frage ihm gezeigt, daß etwas anderes, worüber zu sprechen er mehr gefürchtet hätte, durch Valtine nicht ans Tageslicht gekommen war. Lukowsky hatte das sehr deutliche Gefühl, daß es sich so verhielt, daß Busch und Valtine sozusagen eine gemeinsame Leiche im Keller hatten. Er versuchte einen Bluff: „Sie und Valtine sind nicht immer auf verschiedenen Seiten gewesen?“ Die zuversichtlichen Züge wichen aus Buschs Mienenspiel. Er antwortete langsam: „Es war so ... Die Dinge haben sich im Laufe der Zeit verschoben, wie ich mich ausdrücken möchte ...“ Busch zog sein ledernes Zigarettenetui hervor, drehte es zwischen den Händen und steckte es wieder weg. Lukowsky blieb freundlich, aber er forderte doch sehr direkt: „Bitte drücken Sie sich klar aus. Ich will alles wissen!“ Busch rieb sich das Kinn, lächelte, zeigte eine resignierende Geste mit beiden Händen und begann: „Dazu wäre zunächst ein Ausflug in die Vergangenheit nötig, Sie könnten alles andere, besonders meine Lage, sonst nicht verstehen.“ Lukowsky lehnte sich zurück: „Ich höre Ihnen interessiert zu!“ Busch nahm sich doch eine Zigarre, zündete sie an und berichtete: „Anno 1944 lernte ich Kapitänleutnant Jörgens kennen. Er gehörte einer ganz speziellen Einheit an, schwer zu durchschauen. Er persönlich ist auch kein leicht zugänglicher Mann gewesen, niemand, mit dem man schnell warm werden konnte. Das mag allerdings auch mit der damaligen Kriegslage zusammengehangen haben, es ging um Sein oder Nichtsein. Jörgens ist ein pflichtbewußter Mann gewesen, verhältnismäßig jung, aber der Art nach Offizier alter Schule. Mein Chef war Schellenberg; Reichssicherheitshauptamt Abteilung 6, SD. Vorher bin ich PK-Mann gewesen – 'Propaganda-Kompanie' - Kriegsberichterstatter – und kam dann zur Auslandsaufklärung. Ich spreche Englisch perfekt, wahlweise in britischer oder amerikanischer Tonlage. Zweimal bin ich mitten im Krieg in den Straßen von New York spazierengegangen. Einmal 1942 und nochmals 1944. So lernte ich übrigens Mark Valtine kennen. Das muß schon 1942 gewesen sein, ja. Aber meine damalige Tätigkeit hatte mit dem Späteren nichts zu tun. Jörgens war Canaris-Mann, nachher dann, wahrscheinlich dank seiner Marinebeziehungen, eng mit Dönitz in Kontakt; aber auch mit hohen Offizieren der Luftwaffe. Es dürften auch Querverbindungen zur SS bestanden haben. Ich durchschaue bis heute nicht, was im einzelnen Jörgens‘

Aufgabe gewesen ist. Er war kein hohes Tier, aber er steckte tief im Geheimsten vom Geheimen, das steht fest. Ende 1944 erhielt ich von Kapitänleutnant Jörgens einen Auftrag. Wo er seine Dienststelle hatte, wußte niemand. Ich durfte mich im RSHA - Reichssicherheitshauptamt - bereithalten. Dort herrschte damals kein besonders gutes Klima. Es gab unterschiedliche Auffassungen, jede Menge interne Rivalität, Intrigen, dazu Mißtrauen gegen die Canaris-Getreuen. Für Jörgens muß das beinahe feindliches Territorium gewesen sein. Wir trafen uns in einem kleinen engen Zimmer: Er, zwei Offiziere der Luftwaffe und ich. Aber ...“ Busch lehnte sich zurück, die Stimmung des sich Erinnerns kam über ihn und er sprach, nicht ohne innere Bewegung, weiter: „... Damit begann das verrückteste Abenteuer meines Lebens! Wir hatten damals einen neuen Nachtjäger, den ‚Uhu‘, die He 219. Eigentlich gab es dieses Flugzeug schon seit zwei Jahren und wir hätten es dringend früher gebraucht, doch wegen der ewigen Intrigen des RLM - Reichsluftfahrtministerium - wurde es erst so spät eingesetzt, zu spät und auch nur noch in kleiner Anzahl. Diese Maschine war äußerst fortschrittlich. Enorm stark bewaffnet und obwohl verhältnismäßig groß, ein Zwomotorer, sehr schnell. Eine solche He 219 war umgebaut worden. Alles, was nicht unbedingt nötig war, hatte man herausgenommen und dafür zusätzliche Teibstofftanks eingebaut. Dadurch war sie zugleich leichter geworden und noch schneller. Sie konnte jetzt, falls nötig, auch den besten feindlichen Jägern davonfliegen. Mit diesem Flugzeug, in das drei Personen hineinpaßten, sollte es nach Amerika gehen und wieder zurück! Im Dezember 1944! Meine Aufgabe sollte darin bestehen, einer Firma in New York, die offenbar von Gewährsleuten des SD betrieben wurde, einen Aktenkoffer zu überbringen und anschließend noch eine deutschfreundliche amerikanische Familie in Newport zu besuchen; das war eine Canaris-Verbindung. Drei Tage Aufenthalt in Amerika waren eingeplant. Es war kurz vor Weihnachten und alles sollte Schlag auf Schlag gehen. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, noch mit irgend jemandem zu reden. Das war natürlich so geplant, eine Sicherheitsmaßnahme. Jörgens übergab mich sozusagen umgehend der Obhut der beiden Luftwaffenoffiziere. Heilig Abend 1944 würde für mich in New York stattfinden!“ Busch machte seine Zigarre aus, faltete die Hände vor seinem zunehmenden Bauch. Es war deutlich zu spüren, wie seine Gedanken in die Vergangenheit zurück schwebten und diese auf einen Moment wieder lebendig werden ließen. Er sprach weiter: „Wir hatten auf Grönland einen kleinen geheimen Stützpunkt. Der Feind wußte das, hat ihn aber nie entdeckt, auch nach Kriegende nicht. Dorthin war von einem unserer letzten

noch aktionsfähigen U-Boote Treibstoff gebracht worden. Mit Zwischenlandungen dort konnte unsere ‚Uhu'-Sonderausführung die Vereinigten Staaten erreichen und es auch wieder heim nach Deutschland schaffen, knapp aber doch, weil wie in Amerika würden tanken können. Das war genau ausgerechnet worden. Noch in derselben Nacht – ich erinnere mich genau, es war der 22. Dezember – startete unsere He 219 von einem getarnten Behelfsflugplatz am Stadtrand von Berlin in Richtung Grönland. Der Pilot war ein junger Leutnant, er hieß Günter. Zu meinem Erstaunen war die dritte Person an Bord ein junges Mädchen! Sie war hübsch, kaum älter als zweiundzwanzig und hatte eine Gretchenfrisur aus hellbraunen Zöpfen. Ihr Vorname war Elke, den Nachnamen nannte sie nicht. In der Maschine saß man in Reihe hintereinander. Den Piloten hatte ich vor mir, das Mädchen hinter mir. Wir flogen nach Norden. Über Funk beikamen wir Mitteilung, daß ein großer feindlicher Bomberverband, vermutlich von Nachtjägern begleitet, unseren Kurs kreuzen könnte, allerdings in größerer Höhe. Um der Gewichtsersparnis willen war ein Teil unserer Bewaffnung ausgebaut worden, aber zwei sehr wirkungsvolle Dreizentimeterkanonen besaßen wir trotzdem noch. Günter sagte, es jucke ihm in den Fingern, den gemeldeten Feindverband anzugreifen, leider dürfe er das nicht. So flogen wir einsam durch die Winternacht. Es kam mir sehr still vor, obwohl die beiden Motoren unentwegt ihr eintöniges Brummen von sich gaben. Der Sternenhimmel bot sich in wunderbarer Klarheit dar. Davon fühlte ich mich regelrecht romantisch berührt. Ich dachte auch an das hübsche Mädchen hinter mir. Was mochte es zu dieser Mission getrieben haben? Ich hatte darüber keinerlei Unterrichtung, also betraf es auch meine Aufgaben nicht, denn Kapitänleutnant Jörgens pflegte wohl sehr genau zu organisieren. Dieses Rätsel ließ mich aber doch nicht ganz los. Gerne hätte ich Elke gefragt, wußte aber im vorhinein, sie würde mir keine aufschlußreiche Antwort gegeben haben. Günter ging mit der Maschine tiefer, wir durchflogen Schneeschauer. Zum Glück ist unser ‚Uhu' mit einer vorzüglichen Heizungsanlage ausgestattet gewesen, der Flug war keineswegs unangenehm. Die Zwischenlandung in Grönland bereitete weniger Freude. Es stürmte, Schneewehen wirbelten über dem Boden, die provisorische Landebahn ließ sich kaum erkennen. Aber Günter brachte den ‚Uhu' doch anstandslos herunter. Hier verließ uns Elke. In Leder und Pelz vermummt, kletterte sie aus dem Flugzeug. Der Wind pfiff eisig um die gewölbte Glaskanzel herum. Ich beneidete Elke nicht, die, wer mochte wissen für wie lange, in dieser Schnee- und Eiswüste bleiben würde. Der anscheinend winzige Stützpunkt machte den Eindruck, als

hätten Eskimos ihn errichtet. Aus der Luft, selbst im Tiefflug, war davon sicher nichts zu erkennen. Die Besatzung schien nur aus fünf Leuten zu bestehen, beziehungsweise jetzt sechsen, da ja Elke an diesem verlassenen Ort blieb. Wir wurden mit Tee und gebratenem Fisch verpflegt. Auch ein notwendiges Örtchen stand zur Verfügung. Überhaupt war das Innere der Station gar nicht so unkomfortabel, es strahlte sogar eine gewisse Gemütlichkeit aus und erwies sich gut geheizt. Trotzdem war ich froh, als wir unseren Flug wieder aufnahmen. Die Aufenthaltsspanne war so ausgelegt gewesen, daß wir Amerika zu dunkler Nachtstunde erreichen würden. Ich hätte mich gern noch ein bißchen persönlicher von Elke verabschiedet gehabt, doch sie war verschwunden. Möglich, daß die Station noch weitere Räumlichkeiten unter der Erde besaß und nicht so winzig war, wie es der erste Anschein vermittelte.
Auf der Höhe von Island mußten wir aufpassen. Dort hatte der Feind zahlreiche Schiffe und vor allem Flugzeuge stationiert, um unsere letzten U-Boote im Atlantik zu bekämpfen. Es sind zu dieser Zeit gewiß nicht mehr viele gewesen, aber die amerikanischen Flugzeuge waren noch da, unseren Informationen zufolge vorwiegend viermotorige B 24. Diese brauchte unsere schnelle Heinkel zwar nicht zu fürchten, doch wir durften nicht gesehen werden. Also stiegen wir auf größere Höhe.
Es war gegen Mitternacht, als wir die Küste der Vereinigten Staaten erreichten – Weihnachten! Ein unbeschreiblich sonderbares Gefühl. Tief unter uns sahen wir das flimmernde Lichtermeer von New York. Niemand brauchte hier an Verdunklung zu denken! Keiner würde hier ein deutsches Flugzeug vermuten! So flogen wir frech direkt über die Stadt. Das war nicht vorgesehen, aber risikolos und es machte uns Spaß. Günter hätte gute Lust gehabt, ein paar Bomben abzuwerfen. Mir lagen in diesem Moment solche Gedanken sehr fern.
Nordwestlich von New York landeten wir auf einem Außengelände der befreundeten Firma, deren Büro in Manhatten ich aufsuchen mußte. Ein Deutscher und vier Amerikaner nahmen uns herzlich in Empfang. Unser ‚Uhu‘ wurde in eine leere Fabrikhalle geschoben. Anschließend wurden wir bewirtet, es war wie zu Hause – bloß daß wir eben Englisch sprachen. Die Amerikaner waren Idealisten, sie glaubten an die Sendung Adolf Hitlers für diesen Planeten – eine unbeschreiblich bizarre Situation mitten im Krieg. Die allgemeine Einschätzung der Kriegslage durch die amerikanischen Zeitungen war zwar siegesgewiß, aber mit einem baldigen Ende des Kriegs rechnete offenbar niemand. Manchmal blinkte Sorge wegen eventuell noch zu erwartender neuer Waffen der Deutschen durch.

Tagsdarauf fuhr ich mit einem geborgten Oldsmobil nach Manhatten und erledigte meine Angelegenheit. Es dauerte keine fünfzehn Minuten. Dann hatte ich Zeit, streifte gemächlich durch die Straßen der Stadt. Und alles an diesem Krieg kam mir so unaussprechlich absurd vor! Da waren die gleichen Leute wie wir, viele von ihnen hatten deutsche Vorfahren. – Und es war Weihnachten ... Geschmückte Geschäfte, Weihnachtslieder, alles beinahe wie im Frieden.
Am nächsten Tag bin ich nach Newport gefahren, dorthin, wo die ganz reichen Leute wohnen. Ich wurde von der Familie dort freundlich empfangen, ein Ehepaar mit vier Kindern. Auch hier: Weihnachten, Christbaum, beschauliche Fröhlichkeit. Sie waren keine Deutschamerikaner, sondern überwiegend schottischer und schwedischer Herkunft. Auch diese Leute entpuppten sich als Idealisten, sie träumten von eine Ära ewigen Friedens und grenzenloser Gemeinsamkeit! Der Mann gab mir eine verschlossene Ledermappe mit, die ich Herrn Jörgens übergeben sollte. Die Hausfrau versorgte mich reichlich mit Verpflegung aller Art – sie war rührend!
So bin ich also während der schlimmsten Kriegsphase im Herzen des Feindeslandes gewesen – und habe gute Freunde getroffen. –
Der Rückflug verlief zunächst völlig problemlos. Bei unserem grönländischen Stützpunkt legten wir wieder eine Zwischenlandung ein. Zu meinem Erstaunen sah ich da jetzt, mit weißem Tarnanstrich, zwei FW 190 der neuen D-Serie stehen. Es mußte hier also doch mehr geben, als der erste Eindruck gezeigt hatte. Es war aber nicht meine Sache, danach zu fragen. In der ‚Eishöhle', wie die Leute dort ihre Station nannten, begegnete mir auch Elke noch einmal. Zu meiner Verblüffung trug sie ein hübsches wadenlanges Kleid als lila Stoff und die enorm langen Haare hinten am Kopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, wie man heutzutage sagen würde. Damals war solch eine Frisur sonst ganz unüblich, ich hatte so etwas noch nie gesehen und staunte nur. Diese junge Dame schien dort keine untergeordnete Stellung innezuhaben. Manches kam mir immer rätselhafter vor. Beispielsweise: Sie hatten dort Bananen und Apfelsinen! Ich fragte Elke, wie das alles herkäme. Sie lächelte und sagte scherzhaft: Durch ein Luftschiff! Anderes fehlte aber wohl doch. Ich hinterließ das meiste von dem, was mir die nette amerikanische Familie in Newport geschenkt hatte. Dann flogen wir weiter. Die beiden Focke-Wulf-Jäger waren spurlos verschwunden. Gestartet sein konnten sie nicht, denn dann hätten wir die Motoren hören müssen. Günter meinte, es gebe wahrscheinlich einen kleinen, nicht erkennbaren Hangar unter den Schneedecke. Starten und landen konnte ein Flugzeug hier fast überall, es war ringsum flach.

Gefährlich wurde es erst, wie wir schon wieder über Deutschland waren. In der Nähe unseres Zielflugplatzes tummelte sich eine Schar von acht amerikanischen Jägern. Es waren ‚Thunderbolds', P 47. Ich mußte unwillkürlich daran denken, daß die Piloten in den Feindflugzeugen auf uns schießen würden, wie wir auch auf sie – obwohl wir doch gar nichts gegeneinander hatten, uns wahrscheinlich sehr gut verstehen würden, zusammen unter ein und demselben Weihnachtsbaum sitzen und ‚Stille Nacht' singen. Aber es war ja Krieg – Bruderkrieg. Konnte es etwas noch Dümmeres, etwas noch Schlimmeres geben?!"
Busch unterbrach seine Erzählung. Er zündete sich eine frische Zigarre an, lächelte traurig und sprach dann in nüchternem Tonfall weiter: „Vier Me 109 fegten den Feindjägern unerwartet entgegen, überstiegen sie und griffen überraschend von oben her an. Die erste P 47 stürzte schon nach Augenblicken brennend ab, dann eine zweite. Ich konnte mich darüber nicht freuen, obwohl uns dies den Weg zur gefahrlosen Landung freimachte. Als nächstes erwischte es eine von unseren Maschinen." Er streifte die erste Asche seiner Zigarre in den Aschenbecher: „So weit, Herr Lukowsky, also über mein bemerkenswertestes Kriegsabenteuer. Ich verdanke dieses Erlebnis Kapitänleutnant Jörgens! - Als ich aber im RSHA die Ledermappe des Amerikaners ordnungsgemäß übergeben wollte – das heißt, nach Herrn Kapitänleutnant Jörgens fragte – erntete ich nichts außer mißtrauischen Blicken. Man erklärte mir schlichtweg, den gäbe es nicht, also könne er mir auch keinen Auftrag erteilt haben! Inzwischen mußte etwas vorgefallen sein. Man konnte damals ja leicht in Ungnade fallen. Bald erfuhr ich aber, bei einem Bombenangriff waren mehrere Angehörige der Abteilung 6 des RSHA, das heißt meiner Dienststelle, des SD, ums Leben gekommen. Jörgens selbst konnte das kaum betreffen, denn er gehörte der Abteilung und überhaupt dem Reichssicherheitshauptamt nicht an. Bei den mitunter extremen Geheimhaltungsmaßnahmen war es aber leicht möglich, daß sein einziger Verbindungsmann umgekommen sein könnte, und daher niemand mehr orientiert war. Später erfuhr ich, daß es sich so verhielt. Oft wußte die eine Hand bei uns nicht, was die andere tat. Ich nahm die Mappe also wieder mit. Niemand wollte sie haben. Aus Respekt, oder mehr aus Angst, falls doch noch wer danach fragen sollte, erbrach ich das kleine Messingschloß nicht, sondern ließ die Mappe verschlossen. Sehr bald wurde ich zu einem weiteren Auslandseinsatz kommandiert. Ich dachte mir, wer weiß, wie die Geschichte in der Heimat weitergeht, der Feind rückte unaufhaltsam näher. Also packte ich einen Koffer mit einigen mir persönlich wichtigen Sachen zusammen. Die Ledermappe aus Newport

steckte ich auch mit hinein. Den Koffer brachte ich bei meiner vertrauensseligen Tante Elvira in Kassel unter. Dann ging es nach Übersee, und wie der Krieg aus und verloren war, hielt ich es für das Beste, im Ausland zu bleiben. – Jörgens habe ich wiedergesehen ... im März oder April 1955. Die Mappe, ich gestehe, vergaß ich, ihm zu geben. Mark Valtine schnappte sie sich von mir – wir zogen damals zeitweilig an einem Strang oder unternahmen wenigstens den Versuch. Der Inhalt der Mappe – ich weiß bis heute nicht, was es war, auf alle Fälle aber inzwischen kaum noch von Wert. Jedenfalls ist Valtine wohl sehr enttäuscht davon gewesen. So lieferte er das amerikanische Angebinde von Weihnachten 1944 im Hause Jörgens ab. Er wollte sich bei dieser Gelegenheit mit Vera Jörgens aussprechen. Er wollte nicht als der Alleinschuldige am Tod ihres Vaters gelten, und das zurecht. Mark Valtine ist nicht immer das Ekel von heute gewesen, das muß man sagen. Er war zwar allzeit ein gieriger Mensch, aber zumindest ein Mensch. Schon während des Krieges lernte ich ihn kennen, das erwähnte ich vorhin schon. Wir sind damals Gegner gewesen, logischerweise, aber keine erbitterten Feinde. Wir beide kannten noch Skrupel. Wenn Valtine zu einem teuflisch gefährlichen Wahnsinnigen wurde – der er jetzt unzweifelhaft ist! – so heißt wenigstens die Hälfte der Ursache dessen: Vera Jörgens. Ihr wiederum kann man es auch nicht anlasten, denn sie trägt keine Schuld an ihrem überempfindlichen Nervenbau. Mark Valtine hatte das Pech, im falschesten aller falschen Momente zu kommen. Wahrscheinlich hat er es auch Ihnen erzählt, so wie mir und jedem, mit dem er darüber spricht, denn es läßt ihn nicht los. Wenn es im Lebenskreis von Vera Jörgens einen bösen Geist gab, so war das nämlich die Eifersucht ihrer eigenen Mutter, die von Natur her nervlich noch viel weniger zurechnungsfähig war. Auch Veras Mutter ist eine sehr schöne Frau gewesen, bloß nicht so klug wie ihre noch schönere Tochter. Frau Jörgens hielt sich für den Mittelpunkt der Welt. Daß ihr Mann so sehr in die Tochter vernarrt war, trieb die Mutter zur Weißglut. Dabei ist das Gerücht, Jörgens hätte etwas Sexuelles mit Vera gehabt, blanker Unfug.“ Busch drückte seinen Zigarrenstummel aus und schüttelte den Kopf: „Doch das ist nun Vergangenheit, alles Vergangenheit! Bloß traurig.“

Eine kleine Pause trat ein. Dann sagte Lukowsky: „Danke für Ihre Erzählung.“

Busch machte eine fatalistische Geste: „Was soll’s, Herr Lukowsky! Es gibt eine Art von Unheil, die läßt sich reparieren, und eine andere, die eben nicht! Valtine hat einen Grat überschritten, hinter dem nur noch der Abgrund kommt, und er weiß das. Er ist kein dummer Mann, auch kein ungebildeter, er macht sich be-

stimmt keine Illusionen. Meistens ist er ja noch klar im Kopf, und dann sieht er seine Endstation. Die heißt: Wahnsinn. Das war schon so, als wir noch miteinander sprachen. Und da schließt sich der Kreis der Schuld endlich doch wieder bei ihm: Er hätte Vera nicht anzutun brauchen, was er tat. Er hätte ihr den Dolch wegnehmen und mit ihr reden können. Das wäre gegangen, ich bin dessen ganz sicher, denn Vera Jörgens ist intelligent, sie würde die Zusammenhänge schnell erkannt haben. Das weiß Valtine auch. Doch die Bestie, die in uns Menschen auf ihre Chance lauert, war über ihn gekommen. Jetzt sammelt er in allen Ritzen und Nischen mehr oder minder fadenscheinige Gründe, um sich ein Entschuldigungsbauwerk zu basteln, weil ihn in seinen stillen Winkeln trotz allem wohl doch noch ein schlechtes Gewissen quält - Das," hob Busch nachdrücklich hervor, „ist jedoch ausschließlich in die Vergangenheit gerichtet! Verbrechen, die er jetzt begeht, berühren ihn in gar keiner Weise! Sämtliche Schuld daran schiebt er ohne Zwischenstation bei sich selber auf seine Auftraggeber! Davor wollte ich Sie heute warnen, denn ich kann das einschätzen." Busch richtete sich im Stuhl auf, seine Stimme nahm einen schon fast dramatischen Klang an: „Herr Lukowsky, Sie müssen jetzt eines ganz, ganz deutlich sehen: Sie, ein in manchen Kämpfen erprobter ehemaliger Soldat und der Mann, der Vera Jörgens nahesteht, Sie sind für Mark Valtine buchstäblich das Werkzeug des apokalyptische Strafengels mit dem Flammenschwert! Alles Entsetzen, jedes Grauen, das sich seit Jahren unentwegt Valtine ihm zusammenballt, projiziert sich nun auf Sie! – Käme Vera zu ihm mit ihrem Dolch, um ihn zu töten, ich glaube, Valtine würde zur Salzsäule erstarren, gebannt wie das Kaninchen vor der Schlange, und sich widerstandslos von ihr umbringen lassen. Vielleicht würde er das sogar als Erlösung empfinden. Bloß tut Vera Jörgens das nicht! Sie erzählt einem Mann ihre Geschichte, der in sie verliebt ist. – Ihnen! – Und Ihnen gegenüber kennt Valtine keine wahnhafte Scheu! – Sie verstehen mich?" – Busch lehnte sich wieder zurück, schloß die Augen und massierte mit zwei Fingern die Nasenwurzel. Er sprach mit ruhiger werdender Stimme: „Herr Lukowsky, wir brauchen Sie noch. Passen Sie also auf sich auf." Er öffnete die Augen und sah Lukowsky fest an: „Seien Sie vorsichtig, hüten Sie sich vor Mark Valtine! – Und ... – natürlich in ganz anderer Weise – auch vor der schönen Vera!" -

26

Als Busch gegangen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, zeigte sich,

daß inzwischen der Postbote dagewesen war. Lukowsky holte eine Handvoll Kuverts aus dem Briefkasten und sah sie durch, während er zum Schreibtisch ging. Von Vera war nichts dabei. Lukowsky rechnete auch nicht damit, hoffte es aber doch jeden Tag wieder. Die angekündigte Sendung von Wenzl war da und, zu Lukowskys Erstaunen, ein erneuter Brief von Antonietta Alotti, diesmal mit einer österreichischen Marke darauf. Lukowsky setzte sich und öffnete zuerst den dicken Umschlag von Wenzl. Ein großer zerknitterter Bogen Papier kam zum Vorschein, im Format DIN-A2. Was darauf war, sah tatsächlich wie eine Architektenzeichnung aus, oder genauer, eine Blaupause von einer solchen. Mit einer Büroklammer befestigt klemmte ein Zettel mit Wenzl Handschrift daran: ‚Da haben Sie den Mist!' - Lukowsky breitete das Blatt auf dem Schreibtisch aus. Diese Blaupause war ganz sicher viele Jahre alt. Die geometrischen Linien darauf waren mit Pfeilen und Maßangaben versehen. Außerdem gab es einen Spitzen Winkel mit dem Buchstaben ‚N' darüber, die bei Architekten häufige Angabe, wo man sich Norden zu denken habe. Die Zeichnung stellte einen Grundriß dar, der zu allem Möglichen gehören konnte, bloß nicht zu einem Einfamilienhaus. Lukowsky nahm sich vor, die Blaupause Peter Fischer zu zeigen. Als nächstes öffnete er Antoniettas Brief. Er enthielt ein Blatt mit wenigen handschriftlichen Zeilen sowie ein Farbfoto, sechs mal neun Zentimeter groß. Es zeigte Antonietta und ihren Vater, Arm in Arm. Sie in einem cremefarbenen Kleid und mit offenen Haaren, ihn im hellgrauen Anzug, sehr elegant. Wer wußte, daß Domenico Alotti einen Maserati 3500 GT besessen hatte, konnte erkennen, daß dieses Foto vor dem Wagen aufgenommen worden war. Vermutlich vor zwei Jahren, als die Tochter dem Vater die Spitze ihres Zopfes geschenkt hatte, denn ihre dunkeln Haare wiesen auf dem Bild etwa unter der Taille eine frische Schnittkante auf. Vielleicht war es das letzte Foto, das es von den beiden zusammen gab. Lukowsky drehte es um. Da standen mit Antonietta Alottis Handschrift die Worte: ‚Von zwei Dankbaren.' Lukowsky lehnte das kleine Foto an den Fuß der Schreibtischlampe. Die Ähnlichkeit zwischen Antonietta Alotti und Vera Jörgens erschien ihm nun nicht mehr so groß, doch es gab sie. Er nahm Antoniettas Brief und las. Sie schrieb, in den kommenden Wochen, wahrscheinlich sogar Monaten, werde sie aus beruflichen Gründen in Wien sein. Das habe sich ganz plötzlich so ergeben. Falls er ihr schreiben wolle, bitte an ihre dortige Adresse, die im übrigen diskret zu handhaben sei. Dazu viele Grüße. Auf dem unteren Drittel des Briefbogens stand ihre Wiener Anschrift samt Telefonnummer. Lukowsky sah noch die restliche Post durch, doch es war weiter

nichts von Bedeutung dabei. Also begab er sich daran, an Fräulein Alotti einen Brief aufzusetzen. Dieser wurde nicht so ausführlich, wie er es sich ursprünglich vorgenommen hatte, aber wenigstens ein Zeichen des guten Willens. In den nächsten Tagen wollte er ihr abermals schreiben und dann auch über die ‚Figura' berichten und von der wunderbaren Wirkung, die ihre Zopfspitze darin tat, sofern Peter Fischer und Astrid Xylander nicht vehement dagegen sein würden. Lukowsky nahm den Brief an Antonietta auch den Umschlag mit den Ablichtungen der Tagebuchblätter für Astrid und verließ das Büro. Zuerst brachte er den Brief zur Post und fuhr dann in Richtung Benrath. Er wollte Astrid das Kuvert übergeben, vielleicht auch ein paar Worte mit ihr reden. Es ging ihm so manches durch den Kopf, eine Menge Fragen, die nach Antwort suchten. Doch Astrid war nicht da, und so steckte Lukowsky das Kuvert in den Briefschlitz in der Tür und fuhr zurück ins Büro.

Das Telefon klingelte; er hörte es schon wie aus weiter Ferne, als er die Tür aufschloß. Der Anrufer hatte Geduld. Als Lukowsky den Hörer nahm, tönte Cornelius' Stimme: „Tag! Ich wäre jetzt gegenüber im Präsidium. Haben Sie Zeit? Dann komme ich mal eben."- Es vergingen keine zehn Minuten, bis Cornelius erschien. Er hatte einen Zigarettenstummel im Mund und fragte: „Na? Wo ist ihr Beutestück?" Lukowsky antwortete: „Wo Mist hingehört." Im Arbeits-zimmer faßte er den Papierkorb am Rand und hielt ihn Cornelius hin. Der gab ein Brummen von sich, angelte mit Hilfe eines Fetzen Papiers die FN-Pistole heraus und betrachtete sie: „Die haben Sie natürlich überall angetatscht und die Fingerabdrücke versaut?" – „Am Griffstück nicht," entgegnete Lukowsky. Cornelius ließ abermals ein Brummen hören, und steckte die ‚FN' in seine Manteltasche. Dann fragte er: „Haben sie zwei Stunden Zeit?" Lukowsky sah auf die Uhr: „Warum?" Cornelius drückte seinen Zigarettenstummel in dem Messingaschenbecher auf dem Schreibtisch aus: „Hätte Ihnen gern was gezeigt. Ist aber eine kleine Autotour bis dahin." Lukowsky fragte: „Wohin?" – „Bonn," antwortete Cornelius, „Kleiner Friedhofsbesuch. Auf der Fahrt erzähle ich Ihnen einiges dazu. Könnte Sie interessieren. Vielleicht werden wir ja beide klüger dabei." Cornelius hustete, er war erkältet. Lukowsky nahm seine Jacke.

Sie fuhren in Cornelius' grauem Audi. Der Wagen war sicher kaum älter als ein Jahr, aber in dieser Zeit ganz bestimmt kein einziges Mal innen geputzt worden. Der Aschenbecher quoll über, auf dem Boden lagen zertretene Zigarettenreste und abgebrochene Filter. Aber sonst schien das Auto in Ordnung zu sein.

Sie waren kaum zwei Straßenkreuzungen weit gefahren, da bemerkte Cornelius in gleichgültig klingendem Ton: „Sie hatten in München ein Rendezvous mit einer attraktiven langgezopften jungen Dame? Fräulein Alotti ist bei uns keine Unbekannte. Wenn Sie mein Dossier aufmerksam gelesen haben – das haben Sie offenbar getan – müssen Sie das wissen. Die Schöne steht zeitweilig unter Beobachtung. Beziehungsweise stand, denn sie ist den Kollegen wieder mal ausgebüxt.“ Lukowsky forschte: „Warum steht, beziehungsweise stand, sie unter Beobachtung?“ Cornelius antwortete bereitwillig: „Aus keinem bestimmten Grund. Sie ist in der Rüstungsindustrie tätig. Schon seit Jahren. Oder richtiger gesagt: Sie arbeitet bei einem Betrieb, der Dinge entwickelt und herstellt, die ihn in die Lage versetzen, auch wehrtechnische Güter herzustellen – sehr brisante. Und so was müssen wir devot ans Ausland abliefern, an unsere westlichen Feinde, o - ich meinte, Freunde! Wir sind ja eine souveräne Satrapie. Aber manche deutsche Firmen finden das unangebracht. Auch der Verlobte der Alotti war in der Branche. Ist vor zwei Jahren samt seinem kompletten Ingenieurbüro in die Luft geflogen. Das ganze Haus: Puff! Es lag irgendwo in der schwäbischen Walachei. Vielleicht haben sie da zu riskante Experimente durchgeführt. Möglich auch, man hat nachgeholfen. Ist bei so was nie ganz zu klären. War tragisch, eine Woche vor der geplanten Hochzeit der beiden, Baby schon unterwegs. Jetzt hat die Alotti unehelich ein Kind, ein Mädchen, glaub ich. Aber an Geld fehlt's ihr sicher nicht. Die Schöne mit Zopf hat in ihrer Firma eine Vertrauensstellung. Geheimnisträgerin sozusagen. Sie ist ihrer Firma ganz entsetzlich loyal. Man hat sie schon zweimal zu Interviews gebeten. Wegen gewisser, besser gesagt ungewisser Dinge, die in ihrer Firma vor sich gehen oder vor sich gehen könnten. Auch das in die Luft geflogene Ingenieurbüro ihres dahingegangenen Verlobten stand mit dieser Firma in einer ungeklärten Verbindung. Fräulein Alotti hat von nichts eine Ahnung, wahrscheinlich wußte sie bei den Vernehmungen nicht einmal die Uhrzeit. So ein richtig süßes Unschuldsschäfchen ist das, zum Abknutschen.“ Cornelius kramte eine Zigarette hervor, brach umständlich den Filter ab und steckte sie an. Als er damit fertig war, ergänzte er gleichmütig: „Na, ja, sie wird wieder auftauchen.“ Lukowsky fragte: „Was ist falsch daran, wenn Mitarbeiter gegenüber ihrer Firma loyal sind und, wenn nötig, nach außen hin verschwiegen?“ Cornelius spuckte Tabakfasern aus, die ihm auf die Zunge geraten waren, lachte auf und hustete: „Gar nichts ist schlecht daran. Das ist ja das Schlimme! Wir leben in einer schlechten Welt, die es eben anders erwartet! Wußten Sie das noch nicht?“ Cornelius war mit seiner Zigarette

unzufrieden. Er hatte sie am falschen Ende angesteckt. Er kurbelte das Fenster auf und warf sie hinaus. Dann meinte er: „Na ja, Sie werden noch klüger werden, Herr Lukowsky. Obwohl – ich fürchte, es fehlt Ihnen an Raffinesse. Da könnten sie zum Beispiel von Fräulein Alotti noch manches lernen. Die ist eine Gewiefte.“ Er friemelte sich eine neue Zigarette zurecht und meinte: „Lassen wir diese Braut erstmal. Vielleicht macht sie ja bloß Urlaub ... überall und nirgends, wer weiß ...“
Unterdessen hatten sie die Autobahn erreicht. Cornelius kündigte an: „Wir werden das frische Grab eines höheren Bundeswehroffiziers besuchen, oder besser, besichtigen. Ist im BMVg tätig gewesen - Bundesministerium für Verteidigung.. Der Mann hatte einen Unfall – wenn man eine 9mm-Para in den Rücken einen Unfall nennen kann. Offiziell war‘s Herzversagen. Dialektisch betrachtet, stimmt das ja auch immer, die Pumpe stellt halt den Betrieb ein, so oder so. Übrigens, Sie wissen, das entspricht dem Kaliber der Kanone aus Ihrem Papierkorb. Sagt natürlich nichts. Die Patrone 9 Millimeter Parabellum ist schließlich die meistgebrauchteste Pistolenpatrone weltweit. Ein unleugbarer Beitrag unseres Landes zur internationalen Geschichte des Mordens.“ Cornelius lachte und hustete zugleich Zigarettenrauch heraus.

Am Himmel über dem Bonner Stadtfriedhof zogen unfreundliche graue Wolken, von einem kühlen Wind getrieben. Noch war es trocken, doch es sah nach Regen aus. Cornelius ging mit eiligen Schritten voraus, als wolle er nicht riskieren, von einem plötzlichen Wolkenbruch überrascht zu werden. Heller und dunkler Kies knirschte unter den Füßen. Cornelius steuerte auf ein frisches Grab zu, auf dem viele Kränze und Blumengebinde lagen. Davor blieb er stehen und gab Lukowsky einen Wink: „Na? Fällt Ihnen was auf?“ Lukowsky fiel etwas auf, doch er war sich ziemlich sicher, daß dies nicht gemeint war. Auf dem Granitgrabstein stand der Name ‚Ludwig Friedhelm Fokke, Oberstleutnant‘. Vor dem Geburts- und Sterbedatum standen nicht Sternchen und Kreuz, wie üblich, sondern eine Man-Rune und eine Yr-Rune - jedoch umgekehrt als es beispielsweise bei der SS gewesen war; hier stand Yr für die Geburt und Man für das Sterben. An den Namen Ludwig Fokke erinnerte sich Lukowsky sofort: Dieser Offizier hatte den Brief des BMVg an Veras Vater unterzeichnet. Die Runen bezeugten, daß Oberstleutnant Fokke kein Christ gewesen war. Das kleine Eiserne Kreuz im Giebel des Grabsteins hatte daher wohl nur militärische Bedeutung.
Cornelius drängte: „Na? Was ist? Fällt Ihnen gar nichts auf? Strengen sie Ihr

Sehorgan ein bißchen an!“ Dabei zeigte er mit ausgestrecktem Arm auf die lila Schleife eines aus Eichenlaub gewundenen Kranzes. Darauf standen untereinander die Worte ‚VITA NOVA‘ und unter diesen war das Symbol der magischen Sonne. – „Das Ding,“ sagte Cornelius, „lag während der Trauerfeierlichkeit noch nicht da. Es gibt Fotos, die das beweisen, und nicht nur das. In der Nacht danach muß es jemand hingelegt haben.“ Er sah Lukowsky auffordernd an: „Was ist? Dämmerts?“ Lukowsky sagte: „Das Zeichen der magischen Sonne. Wahrscheinlich war der Mann Anhänger einer alt-heidnischen Glaubensrichtung. Dafür sprechen auch die Runen.“ Cornelius warf ihm einem Blick zu, als habe er es mit einem kindlich naiven Narren zu tun und betonte: „Schwarze Sonne! Die schwarze Sonne! Und diese Runen waren auf SS-Gräbern üblich. Der Herr Oberstleutnant ist auch bei dem Verein gewesen. Waffen-SS. Nur als junger Bursche in den letzten Kriegsmonaten, aber er war! Als das raus kam, wurde er dann auch vorzeitig in Pension geschickt. Erst neulich. Wahrscheinlich wegen akuten Verdachts auf Patriotismus.“ Cornelius steckte beide Hände in die Manteltaschen, zog aber die linke gleich wieder heraus, weil sich in der die FN-Pistole befand. „Was glauben Sie wohl,“ fragte Cornelius mit einem gereizten Unterton, „Wer den Kranz da hergebracht hat? – Ich bin nämlich dahinter gestiegen und möchte jetzt sehen, ob Sie auch draufkommen. Eigentlich müßten Sie.“ Erste Regentropfen fielen vom Himmel. Lukowsky sagte: „Verraten Sie’s mir. Ich bin zu blöd.“ Cornelius drehte sich um und rief: „Ihr bunter Vogel! Hugo Weiß!“ Damit begann er einen Dauerlauf zum Parkplatz. Lukowsky folgte ihm langsamer. Fast im selben Moment, da Lukowsky zu dem schon hinter dem Lenkrad wartenden Cornelius ins Auto stieg, zuckte ein Blitz zwischen den Wolken hervor, ein heftiger Donnerschlag folgte und der Regen prasselte in Strömen auf das Wagendach. Cornelius startete den Motor noch nicht. Er nahm sich eine Zigarette und hielt auch Lukowsky die Schachtel hin. Sie rauchten die ersten Züge. Cornelius erzählte: „Es war wie in Frankensteins Schauergeschichten. Sogar Vollmond. Ein Totengräber hat gegen Mitternacht beobachtet, wie ein eleganter Herr, groß, schlank, hellblond, ziemlich jung, heimlich diesen bemerkenswerten Kranz an Oberstleutnant Fokkes Grab niedergelegte. Die Beschreibung paßte so gut auf Herrn Bunt, daß ich dem Maulwurf das einzige verfügbare Foto von dem Vogel vorlegte. Er war‘s!“ Cornelius sah Lukowsky herausfordernd an und zog eine Fotografie aus der Innentasche seines Mantels: „Das zeig ich jetzt auch Ihnen!“ Inzwischen tobte das Gewitter mit voller Kraft. Der Himmel hatte sich fast vollständig verfinstert und entlud heftige Wasser-

stürze über die Erde. Trotzdem erkannte Lukowsky den Mann auf dem Bild. Cornelius drängte: „Na?“ Lukowsky reichte das Foto zurück: „Er dürfte es sein.“ Cornelius nickte befriedigt, ließ Zigarettenasche auf den Wagenboden fallen und hob lebhaft die Stimme: „Das ist aber noch nicht alles! Herr Weiß war nämlich nicht allein in der Nacht der Vampire!“ Er sah Lukowsky mit einem lauernden Blick von der Seite her an. Draußen zuckte ein greller Blitz, krachender Donner rollte gleich darauf über die tiefhängenden dunklen Wolken. Cornelius machte es spannend. Er sagte: „Eine Dame war bei ihm! Eine ausnehmend schöne, hochgewachsene Frau ganz in Schwarz. Anfang Zwanzig, tolle Figur, ein Gesicht wie aus weißem Marmor, dazu massenhaft rötlich-bräunliche Haare, so hinten zusammengebunden zu einer Art Pferdeschwanz, ging der Schönen voll bis auf das Gesäß. Das fiel dem Zeugen besonders auf. Ist ja heutzutage auch wirklich sehr selten - bloß wo diese merkwürdige Sonne in Erscheinung tritt, da häuft es sich geradezu. Als ob das was zu bedeuten hätte, irgendwas ganz Spezielles. - Na ja, was weiß ich, vielleicht auch nicht.“ Er legte den Kopf schief und drängte lauernd: "Na? Dämmert's?" Lukowsky vermutete: „Fräulein Alotti?“ Cornelius schüttelte nachdrücklich den Kopf: „Die ist einssiebenundsechzig, und ihre Haare sind fast schwarz. Die von der Frau auf dem Friedhof waren aber rötlich, kastanienbraun, meint der Zeuge. Wie gesagt, der enorme Pferdeschwanz stach ihm ins Auge, der schrie sozusagen ganz laut nach der Schere. Der Zeuge meinte, die Dame hätte sich bequm auf das Ende ihres wallenden Haarschweifes setzen können. So was ist nun mal selten, fällt daher eben auf. Es war eine helle Vollmondnacht, und ein paar von den Ampeln brannten auch. Da konnte der Maulwurf - ich meine, der Augenzeuge - schon was erkennen! Er guckte auch hin, obwohl das Szenario ihm unheimlich war; ihm, einem Totengräber! Die bewußte Dame war auffallend groß, kühle Schönheit, brünette Mähne im Schweif bis auf den Hintern ... Na? Was denken Sie? – War käme da in Frage? - Es war die reizende Vera Jörgens! Das immerzu unschuldige Töchterlein eines der letzten Geheimnisträger des Dritten Reiches!“ Ein Donnerschlag aus den Wolken be-gleitete diese Worte, und der Widerhall in Ernst Lukowsky war um nichts geringer. Dank des dicht zusammengezogenen Himmels war es zu dunkel, als daß Cornelius Lukowskys Miene genau hätte deuten können. Draußen bogen sich Pappeln, Birken und Eiben unter zunehmendem Wind, Laub wirbelte durch die kühle Luft. Cornelius sagte: „Leider gibt es von der Jörgens kein brauch-bares Foto. Sonst hätte ich es dem Maulwurf gezeigt - ich meine dem Zeugen, dem Totengräber. “ Er ließ noch immer nicht

den Motor an, sondern sprach weiter: „Der Maulwurf meinte, die beiden hätten sehr vornehm ausgesehen, aber nicht wie Leute auf einer Stufe. Sein Eindruck wäre gewesen, die Dame hätte das Sagen gehabt. Das kann gut sein. Fräulein Jörgens wußte schon immer, zu kommandieren. Gebildete Offizierstochter aus wohlhabendem Haus, außerdem eine Schönheit. Und dabei eiskalt. Ich habe sie ja einmal erleben dürfen. Damals war ich mir nicht sicher, aber jetzt bin ich's: Sie ist die Erbin ihres Vaters in der sogenannten ‚magischen Kette'! So ist es!" In Lukowsky vervielfachten sich sämtliche Blitze und Donner des ringsum tobenden Gewitters. Doch er beherrschte sich und fragte so ruhig, wie es ihm gelang: „Was noch?" Cornelius warf seinen Zigarettenstummel neben das Gaspedal, trat ihn mit der Fußspitze aus und schüttelte abermals nachdrücklich den Kopf: „Nichts. Bloß, daß die beiden noblen Vampire anschließend mit einem großen blauen Schlitten davon-fuhren. Der Maulwurf war neugierig, hat ihnen nachspioniert. Die Automarke weiß er nicht, vielleicht Mercedes, vielleicht auch Cadillac, meint er." Cornelius stieß einen Seufzer aus:: „Man sollte's nicht glauben, aber es ist so. Zwei so auffällige Erscheinungen wie Herr Bunt und Fräulein Jörgens – aber keine Spur! Weder von ihm noch von ihr. Als ob sie sich unsichtbar machen könnten. Dabei haben die Kollegen ganz sicher keine Möglichkeit außer Acht gelassen; in so was sind sie sehr gründlich. Aber klar, Frauen wissen schon, daß es Perücken und so weiter gibt, sehen dann auf einmal ganz anders aus, ohne sich geändert zu haben." Lukowsky fragte: „Warum überhaupt?" – „Warum?" Cornelius staunte: „Bei Vogel Bunt, weil er seit langem gesucht wird. Man hat zwar nichts Greifbares gegen ihn in der Hand, will ihn aber wenigstens mal am Schlafittchen kriegen. Bei der Jörgens, weil sie mit ihm zusammen war. Sonst liegt ja nichts gegen sie vor. Aber bei ihr oder in ihrem Dunstkreis scheint wohl doch was vergraben zu liegen, noch aus Adolfs Zeiten. Das findet man beunruhigend - Sie wissen: 'man'!" Draußen zuckte abermals ein Blitz, doch der Donner grollte jetzt ferner. Lukowsky wollte wissen „Ist es denn sicher, daß die Frau Vera Jörgens gewesen ist?" Cornelius zögerte mit der Antwort. Er stocherte suchend mit dem Zündschlüssel am Armaturenbrett herum, ließ den Motor an, machte Licht und betätigte die Scheibenwischer. Seine Stimme wurde leiser: „Sicher, sicher ...?! – Nein. Ganz sicher ist es nicht, sicher ist da gar nichts. Sicher ist nicht mal ob, das Ganze überhaupt so gelaufen ist. Aber so viele Weiber, auf die die bewußte Beschreibung paßt, kommen ja nun mal nicht vor! Ich glaube, sie war's. Ich wette sogar, sie war's!" Ein erneuter Seufzer entfuhr ihm: „Aber vielleicht hat sich ja der Maulwurf in

der Größe verschätzt, sich auch in der Haarfarbe geirrt und es ist doch die Alotti gewesen? Das hätte zweifellos eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Wer weiß ...? - Nein, ich bin überzeugt, daß es die Jörgens war!“ Er rangierte mit dem Wagen auf dem Parkplatz hin und her. Die Zweige der Bäume bogen sich im Wind, herbstliches Laub wirbelte auf und tanzte durch die Lüfte. Cornelius lenkte zur Straße. Dabei sah er Lukowsky mit einem nachdenklichen Blick an und streifte aus Unachtsamkeit die hohe Buchsbaumhecke, die den Parkplatz begrenzte, seine Stimme wurde laut und nahm einen nachdrücklichen Klang an: „Sie, Herr Lukowsky, sind verknallt in die Jörgens, das weiß ich! Hoffentlich bricht Ihnen das nicht mal das Genick! Verstehen Sie mich richtig: Ich hab nichts gegen die Jörgens! Im Gegenteil, sie imponiert mir und sie ist eine Augenweide. Obwohl mir ihr stolzes Gehabe nicht paßt, sie sitzt auf einem gar so hohen Roß. Ich finde irgendwie alles an ihr zu perfekt. - Na ja, ich käme auch nie auf die Idee, was von ihr zu wollen! Sein Sie also ruhig weiter verknallt in das Maximum. Das Dumme daran ist, man kriegt's meistens nicht.“ -

Als sie wieder auf die Autobahn fuhren, ließ das Unwetter nach. Cornelius sagte: „Noch mal, daß Sie mich richtig verstehen: Ich bin auf Ihrer Seite! Wir haben ja sozusagen einen Pakt. Ich meine es gut, auch persönlich. Bringen Sie sich nicht in Schwierigkeiten, aus denen Sie nachher nicht mehr herauskommen. Lassen Sie die Finger von diesen Geheimbündlern! Die leben nämlich in einer ganz eigenen Welt, dazu muß man geboren sein. Die aus dem ‚inneren Kreis‘, die wissen sich schon zu schützen. Das haben sie offensichtlich inzwischen geschafft – wie auch immer. Leute wie die Jörgens oder der bunte Hugo, die sind sicherer als der Präsident der U.S.A. in seinem Atombunker. Ich habe keine Ahnung, wie sie das anstellen, aber es ist so. Doch das gilt nur für die aus der ‚magischen Kette‘. Ich glaube, die Alotti gehört auch dazu. Die steht der Jörgens sowieso in nichts nach, macht bloß auf den ersten Blick einen umgänglicheren Eindruck. Aber dahinter kommt auch bei der ein Gestein, so hart, daß Granit dagegen wie Gummi ist. Ich bin unterrichtet! Diese Leute kennen sich auch alle untereinander – direkt oder indirekt, persönlich oder womöglich gerade das nicht! Ich weiß nicht, keiner weiß das. Genaugenommen ist es mir auch egal.“ - Seine Rede wurde grüblerisch, als spreche er zu sich selbst: „Vielleicht ist das alles ja auch nur ein Produkt von aufschaukelnden Phantasien, sehr geschickt angezettelt, sozusagen Reflexionen der eigenen Ängste der zurzeit Oberen, die Furcht vor dem Unbekannten von überall und nirgends ... “ Lukowsky meinte:

„Finden Sie das nicht eine ziemlich abenteuerliche Geschichte?“ Cornelius sah ihn an: „Klar! Und wie!“ Er blickte wieder auf die Strecke und sagte: „Wenn es anders wäre, könnte’s ja nicht bestehen. Es besteht aber! Fragen Sie mich nicht, wie – irgendwie! Das ist ein magischer Klüngel. Begreifen Sie? Die wollen ja auch gar nicht mehr, als den ganzen Planeten umkrempeln! Sie wollen, wenn ich das aus unseren Unterlagen richtig verstanden habe, ein neues Weltzeitalter, das Tausendjährige Reich aus der Johannes-Offenbarung oder ein Wiedererstehen des alten Atlantis ... Ich weiß auch nicht genau. Jedenfalls all so Zeugs! Die moderne Gesellschaft soll in eine archaische umgewandelt werden oder so. Davon waren schon die Nazis anscheinend nicht so begeistert. Darum entstand der Geheimbund. Esoterische Vereine haben die Nazis ja verboten. Aber aus der Zeit stammt das alles, und es hat auch mit dem Dritten reich zu tun - irgendwie. Und diese Leute, die glauben eisern an ihre Sache, das steht fest!“ Er gab einen heiseren Lacher von sich: „Ein Gutes hat’s: Um den Mörder des Herrn Oberstleutnant brauchen wir uns sicher nicht zu kümmern, den übernimmt schon Herr Vogel Bunt! Vielleicht wird es auch per Zauberei erledigt? - Da gibt es ganz verblüffende Dinge!“ Er wiederholte sein heiseres Lachen, an das ein Husten anschloß: „Aber Sie, Herr Lukowsky, Sie sind von dieser Welt! Halten Sie die Finger heraus, so bald Ihnen etwas ein bißchen zu sonderbar vorkommt. Das ist ein guter Rat, und ausnahmsweise mal einer, den es umsonst gibt, einfach so. Gilt auch im Hinblick auf die Jörgens! Verlieben Sie sich besser in eine andere, die vielleicht nicht ganz so wunderschön ist – aber ein Mensch! Denn ...“ er hustete wieder, „... wer weiß, ob das ja Menschen sind? Vielleicht kommen sie ja mit Fliegenden Untertassen von einem anderen Stern?“ Er lachte kurz und heiser: „Das ist natürlich ausgemachter Quatsch! Aber nichts kann heutzutage verrückt und blöd genug sein, als daß nicht genügend Leute daran glaubten; sogar solche in offiziellen Stellen!“ Cornelius setzte wieder zu einem Lachen an, das schnell in Husten überging: „Wenn Sie mich fragen, hat das eher was mit Religion zu tun, mit einer ganz merkwürdigen aus uralter Zeit, von den Römern und Germanen oder so. Was weiß ich, ist mir auch egal!“ Er sah Lukowsky an: „Was meinen Sie eigentlich dazu?“ Lukowsky antwortete: „Wie Sie schon sagten, ich komme zu sehr aus der alltäglichen Welt, um mich mit solchen Dingen näher zu befassen.“ Cornelius gab ein zustimmendes Brummen von sich. Es machte den Eindruck, als überlege er zunächst, noch etwas zu sagen, ehe er sich dazu entschloß: „Und noch mal – ich will Sie da nicht irgendwie kränken, aber es ist gut gemeint: Schlagen Sie sich die Jörgens aus dem Kopf. Die ist nämlich

gefährlich.“ Lukowsky forschte: „Haben Sie einen Grund, das zu sagen?“ Cornelius überlegte einen Moment und erwiderte dann: „Wenn Sie schnell und plötzlich sterben wollen, Herr Lukowsky, reicht es, Fräulein Jörgens im falschen Moment auch nur ein bißchen falsch anzufassen! Sie ernteten dann einen wohlgezielten Dolchstoß mitten ins Herz! Anschließend zöge sie ihren zweischneidigen Hirschfänger aus Ihnen heraus und putzte ihn mit Ruhe und Sorgfalt.“ Es kam wieder eine rote Ampel. Cornelius sah Lukowsky jetzt voll an und betonte: „Möglich, daß manches nicht stimmt, wahrscheinlich sogar. Keines von den Gerüchten um Vera Jörgens ist bewiesen! Aber trotzdem: Ich hab so was im Gespür und meine es gut! Die ist so unnahbar wie der Nordstern am Himmel. Wenn Sie unbedingt solch ein Superweib wollen, schnappen Sie sich meinetwegen die Alotti beim Zopf. Die ist inwendig zwar auch ein harter Knochen, aber sie murxt Sie nicht gleich ab, wenn sie ihr nur mal an den Hintern fassen! Von ihr gibt‘s bei uns sogar Fotos im Badeanzug, an dem Planschbecken in ihrem Garten aufgenommen, wovon sie sicher nichts ahnt. Perfekter kann auch die Jörgens nicht gebaut sein. Also schielen Sie lieber nach der Alotti. Auch die ist bestimmt fürchterlich aufreibend, aber vielleicht für menschliche Gefühle zu haben. – Ich hoffe, Sie sind jetzt nicht beleidigt.“ Lukowsky wußte von Vera selbst, daß sie nicht unkompliziert war. Vielleicht war sie ja sogar deshalb so sehr auf Distanz gegangen. Doch er sagte zu alledem nichts. Cornelius hustete wieder und fluchte: „Mist, verdammter! Bei dem Sauwetter muß man sich ja eine Erkältung einfangen! Es wird Zeit, daß wir zu Geld kommen. Ich sehne mich nach einem netten Häuschen in Spanien!“

In Düsseldorf regnete es nicht, aber das Wetter war auch nicht gerade angenehm. Ein scharfer Wind pfiff an den halb geöffneten Bürofenstern entlang, der Himmel wirkte grau und unfreundlich. Lukowsky machte die Fenster zu und setzte sich dann an den Schreibtisch. Sein Blick fiel auf das Foto von Antonietta Alotti und ihrem Vater. Er nahm es in die Hand und sah es sich an. Es war besser, dieses Bild nicht offen für jedermanns Augen herumstehen zu lassen. Vielleicht, das kam ihm jetzt in den Sinn, hatte Cornelius es vorhin gesehen und daraus seine Schlußfolgerungen gezogen? Doch nein, der war heute kaum nahe genug am Schreibtisch gewesen. Trotzdem, Lukowsky tat das Foto in die mittlere Schreibtischschublade. Dann nahm er Veras Bild, das er in der Paßhülle hatte und immer bei sich trug. Eine wundersame, wohltuende Wärme, wie er sie allein durch die Begegnung mit Vera Jörgens kennengelernt hatte, durchströmte ihn

nun. Er hielt das Bild in den Händen, doch er brauchte kein Foto von Vera, um sie ganz deutlich zu sehen. Vielleicht war es ja eine verrückte Verliebtheit, ein Traum ohne Hoffnung. Höchstwahrscheinlich sogar. Doch das machte es um nichts weniger schön, denn das Gefühl war ja da, so klar und wahrhaftig, wie nur Liebe sein konnte. So etwas aber gab es allein dann, wenn das Gefühl hin-und-her schwang, wenn es nicht völlig einseitig war. Dieses Empfinden trug ihn auf einmal sehr weit fort. Die Wände des Büros schienen zu verschwinden und eine sonnenbeschienene grünende Landschaft tauchte auf, die womöglich nicht irdisch war, nicht diesseitig, sondern einer fernen Welt angehörte, in der sie einst ein Paar sein könnten, Vera und er – in einem anderen Leben.

Lukowsky hatte sich die vermeintliche Architektenzeichnung aus Wenzls Post vorgenommen und gründlich studiert. Er probierte, sie mit der Karte aus Veras Kuvert in Einklang zu bringen, doch daraus wurde nichts; das eine hatte mit dem anderen offenkundig nichts zu schaffen, obschon es ein paar verwandte Details zu geben schien.. Lukowsky faltete alles zusammen und steckte es in einen großen Umschlag mit Pappverstärkung. Er hielt inne, nahm das DIN-A2-Blatt wieder heraus und kopierte es in einzelnen Teilen, so gut es mit dem kleinen Fotokopiergerät eben ging. Er gab die Ablichtungen in die Schreibtisch-schublade, ebenso das Blatt aus Veras Kuvert. Nur Wenzls Post packte er ein. In einer halben Stunde war er mit Fischer und Busch in deren neuen Räumlich-keiten am Rathausufer verabredet.

Als Lukowsky die Aurora GmbH betrat, lächelte ihm überraschender Weise eine Empfangsdame entgegen, die hinter einem halbmondförmigen Schreibtisch in der Diele saß. Sie war Anfang Zwanzig, hatte ein hübsches, fröhliches Gesicht, himmelblaue Augen, einen Mittelscheitel und spiegelglatte blonde Haare bis auf den Rücken. Sie trug ein hellblaues Kleid mit einer weißen Bluse. Sie begrüßte Lukowsky so freundlich und gleichsam souverän, wie kultivierte Empfangs-damen seriöser Firmen es bei Geschäftsbesuchern zu tun pflegen. Aus einer der offenen Türen kam Fischer herbei: „Guten Tag!“ Er stellte vor: „Das ist Rosi Bongartz. Vorerst unser Mädchen für alles; die Firma muß sich ja erst wieder neu etablieren. – Rosi, das ist Ernst Lukowsky, ich habe Ihnen von ihm erzählt.“ Rosi gab eine kleine Hand mit rosa lackierten Fingernägeln und sagte: „Guten Tag, Herr Lukowsky!“ Dieser erwiderte ebenso höflich: „Guten Tag, Fräulein Bongratz!“ Fischer führte ihn in das nächstliegende Zimmer. Dort hatte er sich ein Büro eingerichtet. Es war groß und hell, außer dem Schreibtisch gab es noch

eine kleine Besprechungsecke mit dunklen Ledermöbeln. Modefotos und Plakate der IGEDO-Messe waren an den Wänden dekoriert. Alles bot ganz den Eindruck einer rege im Textilgroßhandel arbeitenden Firma, Bereich DOB – Damenoberbekleidung. Davon konnte natürlich gar keine Rede sein, doch es wirkte sehr glaubwürdig. Fischer sagte: „Wir haben hier Platz genug. Du solltest Dir auch ein eigenes Zimmer einrichten. Ich erwäge sogar, ein paar tüchtige Leute einzustellen, das heißt, diesen Laden tatsächlich zu aktivieren und ihn auf Vordermann zu bringen. Wir werden sehen.“ Seit dem vorigen Abend mit Astrid Xylander waren sie ja per Du, Lukowsky mußte sich daran erst gewöhnen. Fischer deutete auf die Ledergarnitur in der Ecke: „Setzen wir uns! Herr Busch verspätet sich leider, er wollte schon hier sein. Allerdings – “ Fischer zeigte eine entschuldigende Geste, „zugegebenermaßen ist seine Aufgabe bei Löw auch nicht die einfachste. Wir müssen ihn auszahlen, es geht nicht anders.“ Es klopfte leise an der Tür, Fräulein Rosi kam und stellte ein Tablett mit einer Kaffeekanne, Tassen und allem Zubehör auf den niedrigen Tisch. Fischer blickte aus seinem Sessel zu ihr auf, sagte: „Danke, Fräulein Rosi!“ und wartete, bis sie den Raum wieder verlassen hatte. Er sagte beiläufig: „Ich glaube, diese junge Dame ist ein guter Fang.“ Er schenkte Kaffee in zwei Tassen und erklärte: „Als die ganze Geschichte um das Projekt Z-Plan für uns begann, ließ sich vieles nicht überschauen. Inzwischen hat sich gezeigt, daß einiges nicht so geht, wie wir es uns anfangs gedacht hatten, Busch und ich – also: Teilung der Interessen zwischen ihm und mir, der materielle Anteil für ihn, der quasi ideelle für mich. Nein, so einfach ist es nun nicht. Es gibt nichts – was auch immer wir finden sollten – daß wir zu Geld machen und persönlich verwenden könnten. Wir gingen davon aus, es gäbe da sozusagen herrenloses Eigentum. Dem ist aber nicht so.“ Er rührte in seinem Kaffee, trank, setzte bedächtig die Tasse ab und sprach weiter: „Erst noch zu Löw: Der ist kein unlauterer Mann, aber er will Dinge – in den Anlagen vermutete Kunstgegenstände – die wir ihm nicht geben könnten, selbst wenn sie da wären und wir an sie herankämen. Also ist es nötig, ihm sein Investment in unsere Sache zurückzuzahlen. Ich habe dafür einen Teil meines begrenzten aber nicht unbeträchtlichen Vermögens flüssig gemacht. Da dies ein Kontakt von Herrn Busch ist, wickelt dieser den soeben dargelegten Vorgang nun ab. Er ist mit dem Opel Admiral zu Löw nach Köln gefahren.“ Fischer legte nachdenklich die Fingerspitzen aneinander und ließ den Blick zum Fenster schweifen. Dort zeigte sich auf einmal eine zaghafte Sonne. Fischers Miene wurde ernster. Er schwenkte den Blick zurück und sagte: „Herrn Buschs und

meine Interessen stoßen jetzt an die Unvereinbarkeitsgrenze. Das sieht er ebenso. Der Vorschlag, fortan getrennter Wege zu gehen, kam von ihm. Ich hätte ihn nicht von mir aus unterbreitet, denn wir kennen uns nun schon lange, und da entwickelt sich doch so etwas wie Freundschaft. Aber es ist gut. Ich gedenke, sehr fair zu sein. Vor einigen Jahren habe ich günstig Geld angelegt und ein Haus in der Innenstadt erworben. Der Wert ist inzwischen beträchtlich. Herr Busch wird eine Summe erhalten, die ihn zufriedenstellen dürfte – so hoffe ich. Anders ist es nicht machbar.“ Lukowsky fragte: „Busch hat dazu schon mit dem Kopf genickt?“ – „Grundsätzlich ja, sogar mit deutlich spürbarer Freude,“ antwortete Fischer: „Es beinhaltet für ihn nicht zuletzt den Vorteil, sofort und sicher einiges zu bekommen – wie gesagt, nicht wenig – anstatt weiterhin im Ungewissen zu stehen, wie es ja ansonsten noch auf unbestimmte Zeit hinaus der Fall wäre.“ Fischer schien aber doch nicht frei von unguten Gefühlen zu sein. Er sah zur Uhr und sprach leise: „Er müßte längst wieder hier sein.“ Lukowsky fragte: „Kann es sein, daß Herr Busch umschwenkt? Was weiß ich, sich vielleicht mit Valtine zusammentut und gerade jetzt bei dem ist?“ Fischer schüttelte entschieden den Kopf: „Das halte ich für ganz ausgeschlossen. Wir waren einander immer loyal, trotz unterschiedlicher Vorstellungen und Ziele, daran wird sich auch zukünftig nichts ändern. Darüber hinaus ist der Handel für ihn, ich wiederhole, durchaus günstig, und dessen ist er sich bewußt. Bisher hatte ich mich hinsichtlich meiner Vermögensverhältnisse bedeckt gehalten. Der beste Weg, sein Vermögen zu sichern, ist ja der, niemanden wissen zu lassen, daß es existiert. So habe ich es immer gehalten. Busch wußte nicht, was ich selbst mobilisieren kann, wenn es nötig ist. Nun weiß er es, und ich denke, er vertraut mir. Warum sollte er sich einem geradezu wahnwitzigen Risiko aussetzen? Und das auch noch ohne jede Erfolgsgewißheit?“ Fischer schüttelte abermals en Kopf: „Nein, ich bin sicher, Busch bleibt loyal! Die Gefahr, die ich eher sehe, ist eine andere: Er könnte nachlässig werden. Er sieht sich nun schon als den wohlhabenden Pensionisten im Salzkammergut, der zu sein er sich seit Jahren wünscht. Das könnte ihn unvorsichtig machen.“ Fischer klatschte mit einer Hand auf das dunkle Leder seiner Sessellehne und sagte entschlossen: „Es muß jetzt schnell gehen. Genügend Geld für Busch, und dann ohne ihn weiter. Ich mag ihn gern, denn er hat seine guten Seiten. Aber gerade deshalb.“ –

Im Vorzimmer wurden Geräusche vernehmbar. Es klopfte an der Tür. Rosi erschien und meldete: „Herr Busch ...“ Da lief dieser auch schon an ihr vorbei,

breitete die Arme aus und rief laut: „Geschafft!“ Er ließ sich in einen der Sessel der Sitzgruppe fallen und verkündete beinahe feierlich: „Löw ist zufrieden! Wir haben sogar noch einen getrunken! Das einzige, was ich ihm zusichern mußte: Falls wir diese Holzschnitzerei von der mittelalterlichen Dame finden, die er so gerne haben möchte, dann wird er sie kriegen. Ich meine, das ist vertretbar.“ Fischer nickte mit dem Kopf, und Busch sprach gutgelaunt weiter: „Na fein! Kein Ärger, keine Aufregung – geschafft!“ Aus Fischers Miene wich die Sorge. Er sagte: „Das ist wunderbar. Den Rest werden wir auch noch hinkriegen.“ Busch holte eine Zigarre hervor und bestätigte: „Sicher, da habe ich gar keine Sorge.“ Er fragte Fischer: „Ist Herr Lukowsky schon unterrichtet?“ Fischer nickte: „In groben Zügen.“ – „Tja,“ seufzte Busch im Ton der Erleichterung, nun überwiegend an Lukowsky gewandt: „Der alte Busch wird also in den Ruhestand treten! Dank Freund Fischers Großzügigkeit! Ich werde, falls sich Gelegenheit bietet, meine Dankbarkeit zeigen! Mir ist es sehr lieb, auch wenn ich ihn – Euch beide – sicher vermissen werde. Aber, da will ich ganz aufrichtig sein: Es ist mir recht. Schon vor einer Weile habe ich mit dem Bißchen, was ich so hatte, und durch Vermittlung meines alten Freundes Claude Herniaire, ein Haus mit Garten in der Nähe von Salzburg angezahlt. Er selbst hat sich dort auch was gekauft. Wir werden oft miteinander Schachspielen. Man sehnt sich doch irgendwann nach ein wenig Ruhe im Leben! Ich war dazumal optimistisch, bald würden wir erfolgreich sein, so daß ich genug Geld für die noch offene Zahlung hätte. Aber ...“ er seufzte, „... es zieht sich und zieht sich! Wenn Freund Fischer nun in seine Tasche greift und mir hilft, bin ich ihm dankbar!“ Busch war offensichtlich ehrlich erfreut. Er legte seine Hand auf die Fischers und sagte: „Ich wünsche Euch aber viel Glück. Und solltet Ihr den alten Busch doch wieder brauchen, dann würde er eben reaktiviert, da gäbe es gar keine Frage!“ Lukowsky hatte das Gefühl, Busch und Fischer wollten nun vielleicht über Angelegenheiten reden, wobei seine Anwesenheit nicht notwendig, vielleicht sogar unangebracht war. Er fragte, ob etwas dagegen spräche, wenn er noch einen Weg erledige; er würde in einer guten Stunde zurück sein. Es sprach nichts dagegen, und so meinte Lukowsky, die Lage richtig eingeschätzt zu haben.

Er tat, was er schon lange nicht mehr getan hatte, bummelte ziellos durch die Straßen der nahen Altstadt. Eine verspätete Sonne stand am Himmel, der kühle Wind hatte sich gelegt. Lukowskys trank in einem Steh-Café eine Tasse Kaffee und ging dann gemächlich in Richtung Rathausufer zurück.

Es war noch ein ganzes Stück bis zur Hausnummer 17, als Lukowsky ungefähr von dort eine schwarze Limousine fortfahren sah. Die Entfernung war zu groß, um den Typ des Wagens sicher zu erkennen, zumal sich sofort andere Fahrzeuge dazwischenschoben. Doch es konnte ein Jaguar gewesen sein, ein Jaguar Mk. X, wie Valtine einen besaß und seinen Pistolenjungen damit auszuschicken pflegte. Dieser Gedanke setzte sich in Lukowsky fest, er beschleunigte seine Schritte, er lief, er rannte. Fast außer Atem erreichte Lukowsky das Haus.

Im zweiten Stock stand sie Tür der Aurora GmbH halb offen. Ohne Zögern und ohne Vorsicht walten zu lassen, ging Lukowsky hinein. Fräulein Rosi war nirgends zu sehen. Lukowsky ging weiter. Auf dem Parkettboden des neu eingerichteten Chefzimmers lagen Busch und Fischer. Busch raffte sich schon wieder auf, wenn auch vorerst auf allen Vieren. Fischer kam gerade aus der Besinnungslosigkeit zu sich. Er blutete aus einer Wunde am Kopf. Lukowsky hockte sich zu den beiden. Busch sagte nur: „So was, na so was ...“ Fischer setzte sich auf, tastete nach seinem Kopf und bemerkte: „Man sieht tatsächlich Sterne, wenn einem jemand von hinten über den Schädel drischt!“ Busch, der sich inzwischen ganz vom Boden erhoben hatte, half Fischer auf. Dieser stand noch nicht völlig sicher auf den Beinen, er ließ sich schnell in einen der braunen Sessel gleiten. Jetzt erschien auch Fräulein Rosi in der Tür. Sie sah die Wunde an Fischers Kopf, eilte herbei, sagte: „O, Himmel! Ich hole schnell meine Autoapotheke!“ Damit verschwand sie. Die drei Männer ließen sich in der Sitzecke nieder. Busch schilderte: „Zwei junge Burschen mit Pistolen. Wir waren auf nichts gefaßt. Sie zogen uns sofort ein paar über, und es wurde dunkel. Ich sackte um, kriegte aber noch mit, wie Freund Fischer wohl eine Gegenwehr versuchte. Darum bekam er es doppelt. Die Burschen müssen mir von Köln aus gefolgt sein, als ich von Löw kam.“ Fischer sagte: „Zum Glück hatte ich Rosi gerade in die Küche geschickt. So ist ihr nichts passiert.“ Die Genannte kam im Tiefflug mit dem angekündigten Verbandskasten aus ihrem Auto und machte sich wortlos daran, Fischer mit Jod und Pflastern zu verarzten.“ Fischer fragte sie: „Ihnen ist nichts passiert?“ Sie deutete ein Kopfschütteln an: „Ich hab mich zwischen den Musterkollektionen verkrümelt. Für die interessierten die Gangster sich nicht. Aber sonst haben sie, glaub ich, alles durchwühlt. Ich hörte sie schimpfen und unanständige Worte ausstoßen, die ich vielleicht besser nicht wiederhole. Sie waren sehr sauer!“ Fischer seufzte erleichtert: „Na, gut!“ Fräulein Rosi fragte: „Haben wir hier so was öfter? Ich meine, wenn ich es weiß –

ich bin nicht ängstlich! Mein Vater ist Sportschütze. Ich könnte mir eine Pistole mitbringen, damit kenne ich mich ziemlich gut aus!“ Fischer sah sie erstaunt an: „Ich denke nicht, daß hier der Wilde Westen ausbrechen wird, liebe Rosi. Doch wir wissen Ihre Loyalität zu schätzen! Ihr Gehalt wird verdoppelt. Betrachten Sie das als Gefahrenzulage.“ Das Mädchen ging auf die Geldsache nicht ein, sondern vollendete den Verband. Rosi verkündete: „Fertig!“ und schloß den Verbandskasten. Sie sah sich auch noch Buschs Kopf an, doch da gab es nur eine Beule. Rosi nahm ihr Sanitätsköfferchen und sagte lebhaft: „Dann koche ich den Herren jetzt einen frischen Kaffee!“ Lukowsky meinte: „Die ist in Ordnung.“ Fischer nickte und verzog dabei unwillentlich das Gesicht: „Ja, das denke ich auch. Vielleicht hat sie auch noch eine Kopfschmerztablette, oder zwei, ich denke, Herr Busch wird auch eine gebrauchen können.“ Dabei griff er sich an den Kopf. – „Stimmt,“ sagte Busch. Fischer richtete sich im Sessel auf: „Außerdem finde ich, es ist an der Zeit, daß wir alle ‚Du‘ zueinander sagen.“ Das war wohl auch ein diplomatischer Zug, denn da er durch Astrids Wirken mit Lukowsky per Du war, sollte gegenüber Busch wohl kein unnötiger Graben aufgeworfen werden. Dann erhob er sich und betrachtete seinen Schreibtisch. Viel Unordnung zu machen war den ungebetenen Besuchern nicht möglich gewesen, weil nicht viel herumlag. „Seht ihr,“ betonte Fischer mit einem Anflug von Stolz, „wie wertvoll unsere Schatzkammer ist! Wir werden noch nachsehen, aber ich bin völlig sicher, da ist alles unberührt.“ Busch massierte sich die Stirn und meinte: „Das ganze Theater ist meine Schuld. Das müssen Valtines Leute gewesen sein. Ich wußte, Löw hat zu ihm Verbindung. Doch damit, daß sie mir auflauern und dann nachfahren könnten, rechnete ich einfach nicht.“ Fischer setzte sich wieder: „Du brauchst Dir nichts vorzuwerfen, damit würde ich auch nicht gerechnet haben.“ Fräulein Rosi kam mit dem Tablett: „So, hier wäre ein guter Kaffee!“ Als sie wieder gehen wollte, stand Fischer auf und sagte: „Halt! Sie bleiben hier bei uns. Das haben Sie sich verdient. Nehmen Sie Platz.“ Das Mädchen blickte ein wenig verdutzt, sagte aber: „Danke!“ und setzte sich in den freien Sessel. Fischer sah sie an und bemerkte: „Wir freuen uns, Sie hier zu haben.“ Rosi blickte abermals erstaunt, lächelte und sagte nochmals: „Danke!“ Busch ging zum Telefon: „Ich will Ferdinand Löw anrufen. Er hat uns das bestimmt nicht eingebrockt. Ich bin jetzt irgendwie unruhig seinetwegen.“ Während Busch wählte, sah Rosi Fischer mit wachem Blick an und fragte leise: „Um was geht es in dieser Firma denn eigentlich?“ Fischer versprach: „Ich werde Sie nachher ein wenig einweihen.“ Er warf Lukowsky einen schnellen

Blick zu und sprach dann zu Rosi gewandt: „Sie genießen unser Vertrauen.“ Unterdessen hatte Busch eine Verbindung bekommen und telefonierte. Sein Mienenspiel zeigte Erschütterung: „Das ist ja ... - - Wir saßen noch gerade vor zwei Stunden zusammen. - - Ja. - - Ja. - - Bitte kündigen Sie Frau Löw meinen Besuch an, und ... Sie möge keinen Fremden ins Haus lassen. - - Ja, das ist wichtig! Sie richten es bestimmt aus? - - Gut. Ich mache mich sofort auf den Weg.“ Busch ließ langsam den Hörer auf die Gabel sinken und sagte mit beinahe tonloser Stimme: „Ich habe nur den Portier erreicht. - Löw ist tot.“ Er kam mit unsicher wirkenden Schritten auf die Besprechungsecke zu, setzte sich aber nicht, sondern sagte: „Ich muß zu seiner Frau. Auf der Stelle. Wer weiß was ...“ Sorge zeichnete sein plötzlich blaß gewordenes Gesicht. Er bat: „Herr Lukowsky, ich meine, Ernst, Du bist nötigenfalls gut mit der Waffe. Begleitest Du mich?“ Lukowsky stand auf: „Sicher.“ Auch Fischer erhob sich: „Ich werde ebenfalls mitkommen!“ – „Nein,“ meinte Busch, „Du mußt hier für Sicherheit sorgen. Es wird nicht leicht sein für Dich allein, die Figur herüber zu hieven, aber Du schaffst das schon. Rosi kann Dir bestimmt dabei helfen. Hier ist ja nichts mehr sicher. – Und es ist alles meine Schuld. Ich bin fahrlässig gewesen.“ Fischer sagte energisch: „Nichts ist Deine Schuld!“ Lukowsky montierte die Schlüssel seines Büros vom Bund und reichte sie Fischer: „Mein Büro ist jetzt vielleicht besser.“ Fischer nahm die Schlüssel: „Ja, das denke ich auch. Dann warte ich dort.“ Er sah die junge Frau an, die dicht neben ihm stand: „Fräulein Rosi – ich kann auf Sie bauen?“ Sie nickte so heftig, daß ihre blonden Haare vor die Schultern und das Gesicht glitten. Sie schob sie mit gespreizten Fingern aus dem Scheitel und sagte mit fester Stimme: „Ja, selbstverständlich!“ Fischer sah sie dankbar an: „Gut!“ Dann wendete er sich an Busch und Lukowsky: „Macht Ihr Euch auf den Weg. Fahrt mit Ernsts Wagen. Wir werden Rosis nehmen. Der Opel bleibt stehen.“ Lukowsky fiel etwas auf: „Das Kuvert ist weg. Das Kuvert mit der Blaupause, die mir Wenzl geschickt hat. Aber in meinem Büro ist eine Kopie. In er obersten rechten Schreibtischschublade.“ Fischer sagte nachdenklich: „Wir müssen jetzt schnell handeln.“

Als sie sich Köln näherten, setzte Regen ein, es wurde auch windig, beinahe stürmisch. Busch sagte: „Es stimmt, wir dürfen jetzt keine Zeit verlieren. Valtine ist in die Offensive gegangen. Er wird unter dem Druck seiner Oberen stehen, er soll Erfolge bringen. Wir müssen, einmal militärisch gesprochen, seine Offensive sofort stoppen; sie darf nicht ins Rollen kommen. Valtine hat die westlichen

Dienste hinter sich, daher eine Menge an Möglichkeiten. Ande-rerseits sind das alles bloß Lohnknechte. Die wissen nicht, wofür sie kämpfen.“ Er steckte sich mit unruhigen Händen eine Zigarre an: „Tja! Mit dem Ruhestand wird es wohl doch noch nichts werden! Vielleicht muß ich sogar nochmal meine alte ‚08‘ aus dem Öllappen wickeln. Bisher hatte ich mit Valtine keine persön-liche Rechnung. Jetzt ist das anders. Löw ist, sagt der Portier, regelrecht zu Tode gemartert worden.“ Er blies Zigarrenrauch aus und sah zu Lukowsky hinüber: „Jetzt sitzen wir auf einmal viel enger als bislang nebeneinander in einem Boot!“ Lukowsky sagte: „Wir werden das beste daraus machen!“ Busch meinte: „Anständig gelebt habe ich ja wohl nicht immer, doch wer weiß, vielleicht werde ich anständig sterben!“

Sie erreichten Köln. Busch wies Lukowsky den Weg. Er führte durch Außenbezirke der Stadt. Der Abend dämmerte nun bereits. Der Wind hatte sich ausgeweitet, es blies ein heftiger Sturm. Das feuchte Herbstlaub aus den Bäumen sauste durch die Luft und wirbelte über die Straße. Vor einer gediegenen Villa in einem parkartigen Garten und einer breiten kiesbestreuten Auffahrt, die um die Jahrhundertwende gebaut worden sein mußte, sagte Busch: „Hier ist es.“ Rechts und links der massiven Eichentür dieser Villa brannten schmiedeeiserne Laternen. Auf das Klingeln hin öffnete sich zunächst ein winziges auf der Spitze stehendes quadratisches Fenster in der Tür, die mit an alte germanische Ornamentik erinnernde Schnitzereien und Kupferbeschlägen versehen war. Das runde Gesicht einer alten Frau spähte durch das Fensterchen, vermutlich die Haushälterin. Diese kannte Busch offenbar und machte auf.

Frau Susanne Löw empfing ihre Besucher in einem großen altdeutsch eingerichteten Salon. Es sah so aus, als könnte diese Einrichtung noch aus der Zeit stammen, zu der die Villa gebaut worden war. Die Atmosphäre hatte etwas von großbürgerlicher Kultur und gleichsam Gemütlichkeit. Die Frau des Hauses war schon im schwarzen Kostüm. Die langen blonden Haare trug sie in einem Nackenknoten. Eine sehr hübsche Frau von vielleicht Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig, der zuzutrauen war, daß sie Goethe und Schiller auswendig kannte und auch Klavier oder vielleicht Harfe spielen konnte. Ihren grünen Augen war anzusehen, daß sie noch vor wenigen Minuten geweint hatten. Doch die Dame hatte sich gut im Griff. Sie begrüßte Busch wie einen alten Bekannten: „Ich danke Ihnen, daß Sie so schnell gekommen sind, Fritz! Ich bin noch gar nicht so weit, es zu begreifen.“ - „Mir ergeht es ebenso,“ sagte Busch. Dann stellte er

vor: „Das ist Ernst Lukowsky, ein guter Freund.“ Susanne Löw reichte auch ihm die Hand: „Guten Tag Herr Lukowsky, Bitte verzeihen Sie meinen vielleicht nicht allerbesten Zustand!“ Die alte Frau, die die Tür geöffnet hatte, kam miteinem Tablett, servierte Kaffee, Tee und Gebäck. Aus einem angrenzenden Zimmer kam ein streng wirkender älterer Herr von stattlichem Wuchs. Auch er trug bereits Schwarz. Es war Susanne Löws Schwiegervater. Man stellte sich gegenseitig vor und saß schließlich in einer sonderbaren Stimmung zwischen Geborgenheit und Nichtbegreifen der Welt in großzügigen Polstermöbeln beisammen. Herr Löw Senior sagte mit tiefem Baß: „Der Junge und seine Abenteuerlust! Wie oft habe ich ihn vor dem Umgang mit solchem Gesindel gewarnt. Und Sie, Herr Busch, sagten ihm auch, dieser Valtine ist ein irrsinniger Krimineller. Es klingt mir noch in den Ohren. Aber Ferdinand wollte nicht hören. Und nun dieses Ende, dieses schreckliche!“ Susanne Löw hauchte: „Er ist so furchtbar gefoltert worden, so furchtbar! Warum nur, warum?“ Ihre Stimme fand wieder zu einem festen Klang: „Haben Sie eine Ahnung, Fritz? Was können diese Bestien von meinem Mann gewollt haben? Er war doch ...“ Busch erwiderte vorsichtig: „Wenn ich darauf die Antwort wüßte! Ihr Gatte hatte sich mit diesem Valtine eingelassen, und der ist ... er ist ein Wahnsinniger. Man kann ihn nicht nach normalen Maßstäben einschätzen. Doch das – das! – hätte auch ich ihm nicht zugetraut. Wichtig ist jetzt, daß Sie nicht bedroht sind.“ – „Ja,“ begann Löw Senior: „Wieso kommen Sie eigentlich darauf? Was hätte Susanne damit zu tun?“ Die Frau fing den Ball auf: „Was bringt Sie auf diesen Gedanken?“ – „Nun,“ entgegnete Busch, „Ich will nicht behaupten, eine Gefahr wäre wahrscheinlich, nein! Bloß ist Valtine, wie schon gesagt, geistig nicht zurechnungsfähig. Aus diesem Grunde meine ich, Vorsicht kann nicht fehl am Platz sein.“ Der Schwiegervater stimmte zu: „Ich habe Leute meines Werksschutzes herbeordert. Sie müssen in der nächsten halben Stunde eintreffen. Außerdem ist die Polizei ja dabei, den Mörder zu fassen!“ – „Ja, gewiß!“ sagte Busch, ohne auf diese Seite der Sache näher einzugehen, und wendete sich der Frau zu: „Susanne, Sie haben doch sicher den kleinen Revolver Ihres Mannes im Haus, den ich kenne?“ Sie erwiderte: „Ich habe eigene Waffe.“ - „Gut!“ sagte Busch, „Dann behalten Sie die in der nächsten Zeit bei sich, und falls Sie jemand sollte angreifen wollen, dann nehmen sie den Revolver und drücken sofort zweimal auf den Gegner ab. Erst schießen – dann denken!“ Susanne Löw reagierte anders, als es Lukowsky erwartet hatte, sie sagte entschlossen „Darauf können Sie sich verlassen!“ Busch nickte ihr zufrieden zu. „Jetzt werden wir, mein Freund

Ernst Lukowsky und ich, dafür sorgen, daß Sie möglichst nicht in diese Not geraten.“ Die Frau sah ihm fest in die Augen: „Danke, Fritz.“ Der Schwiegervater mengte sich ein: „Aber Herr Busch! Meinen Sie nicht, Sie sollten die Verbrecherjagd der Kriminalpolizei überlassen? Die ergreift schon den Täter!“ Busch erwiderte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Nein, das meine ich nicht. Vielleicht greifen die Herren von der Kripo ja diesmal daneben?“

Busch hatte sich von Susanne Löw noch die Schlüssel zur Firma ihres Mannes geben lassen. Das Chefbüro, in dem das Verbrechen geschehen war, hatte die Polizei sicher versiegelt. Trotzdem wollte Busch sich in der Firma umschauen. Die Verabschiedung durch Frau Löw und ihren Schwiegervater war freundlich, beinahe herzlich. Gerade als Lukowsky und Busch die Villa verließen, traf ein Kleinbus mit Männern des Werksschutzes von Herrn Löw Seniors Firma ein. Im Wagen sah Busch Lukowsky mit einem beruhigten Blick an und sagte: „Ich glaube nicht, daß Susanne in Gefahr ist. Aber jetzt fühle ich mich trotzdem besser. Das schlechte Gewissen läßt mich dennoch nicht ganz los. Es stimmt zwar, vor Valtine habe ich Ferdinand Löw gewarnt, aber daß er überhaupt in solch eine Lage kam, daß ist doch wohl meine Schuld.“ Lukowsky meinte: „Wer nach Abenteuern sucht und nach Gefahr, der findet sie immer. Das hätte auch für Herrn Löw gegolten, selbst wenn Sie ihm nie begegnet wären.“ Busch zeigte ein zweifelndes Kopfnicken: „Ja, vielleicht, vielleicht ... Wir müssen jetzt ins Stadtzentrum.“ Lukowsky lenkte in die Innenstadt von Köln. Bald hielten sie in der Hülchrather Straße, unmittelbar vor dem Eingang der Firma Rolland & Löw. Sie schlossen die Tür auf, durchquerten den dunklen Flur und fuhren mit dem Fahrstuhl in den ersten Stock. Die ganze Etage gehörte Löws Firma, auch im zweiten Stock hatte sie noch einige Räume. Busch kannte sich offenbar einigermaßen gut aus. Er ermahnte Lukowsky: „Wir hinterlassen hier keine Fingerabdrücke, keinerlei Spuren!“ Mit einem Taschentuch in der Hand machte er Licht und ging dann voraus. Das Chefbüro war, wie nicht anders zu erwarten, polizeilich versiegelt. Doch da wollte Busch auch gar nicht hinein. Vielmehr ging es ihm um das Vorzimmer, in dem Löws Sekretärin ihren Arbeitsplatz hatte. Es war geräumig und großzügig ausgestattet, die Möbel vom Teuersten, die Perserteppiche, auf denen diese standen, nicht minder, und unter den die Wände dekorierenden Gemälden befand sich ein sicher echter Waldmüller. Busch machte sich an dem Schreibtisch der um diese Stunde naturgemäß abwesenden Chefsekretärin zu schaffen. Dabei sprach er wie im Plauderton: „Ich habe gewiß kei-

ne große detektivische Begabung und auch nur wenige Kriminalromane gelesen, aber einiges ist ganz einfach logisch. Erstens: Wenn Sie beim Chef etwas Vertrauliches nicht finden, wo sehen Sie dann nach? Bei der Chefsekretärin! Bei der wird es dann ja am ehesten sein, denn Chefsekretärinnen wissen meistens alles und haben von allem Kopien. Der Schreibtisch dieser ist aber nirgends erbrochen, keiner hat versucht, da einmal nachzusehen. Die Schubladen sind alle verschlossen, und das waren sie zum Zeitpunkt des Mordes sicherlich auch, denn Frau Brunner – so heißt die nämliche, ich weiß es – verabschiedete sich unmittelbar, nach dem ich Löw besuchen kam. Sie entschuldigte sich vonwegen Migräne. Ergo: Über den Inhalt dieser Schubladen waren die Täter orientiert! Drum brauchten sie da gar nicht nachzusehen. Zweitens: Woher sollte Valtine wissen, daß und wann ich Löw heute besuchte? Von ihm gewiß nicht, denn darum hab ich ihn ausdrücklich gebeten, und er war ein zuverlässiger Mann. Ergo: Frau Brunner hat es Valtine gesteckt! Deshalb ging sie heute auch vorsichtshalber früher nach Hause. So ist das, denke ich, gewesen!“ Lukowsky sagte: „Es klingt jedenfalls schlüssig.“ - „Es ist!“ behauptete Busch, „Es ist!“ Er nahm eine Visitenkarte aus einem Zettelkasten und las vor: „Hanne Brunner! – Wir können wieder gehen.“

Sie fuhren zunächst nochmals zur Löw’schen Villa, um den Firmenschlüssel wieder abzuliefern. Auf dem Weg dorthin erläuterte Busch: „Valtine ist nicht leicht zu fassen. Das verdankt er seinen guten ‚Connections‘. Dabei muß er in der Umgebung von Bonn oder Bad Godesberg einen ständigen Wohnsitz haben. In einem Hotel ist er immer nur einmal. Darum brauchen wir im ‚Dom-Hotel‘ gar nicht nach ihm zu suchen, denn daß er dort war, weißt ja Du. Ich kenne seine Gepflogenheiten ein bißchen. Doch vielleicht haben wir jetzt einen Vorteil. Und dann ...“ Busch sah Lukowsky an und sagte wie leichthin: „Dann blasen wir ihm auf der Stelle das Licht aus!“ Lukowsky vermutete: „Du denkst, die Sekre-tärin könnte seine Telefonnummer haben?“ Busch nickte: „Es ist möglich. Kaum die von seinem verdeckten Wohnsitz, die gibt er sicherlich nicht weiter, aber eine andere, über die wir an ihn herankommen können.“ Vor der Villa hielten zwei eifrige Werksschutzleute Schildwache. Busch warf die Schlüssel in den Briefkasten und stieg wieder in den Mustang. „Jetzt,“ sagte er, „suchen wir uns ein Wirtshaus, in dem es ein Telefonbuch gibt! Hanne Brunner ist hoffentlich zu finden. Wenn ja, spielen wir ein originelles Theaterstück. Es heißt: ‚Die Schrekken des KGB‘. Kannst Du ein bißchen Russisch?“ – „Leider nicht,“ ant-wortete

Lukowsky. „Das macht nichts," meinte Busch, „Es genügt, daß ich einige Worte hervorbringen kann. Wenn ich Dich auf Russisch anspreche oder so tue als ob – ich bin sicher, kein Russe würde das verstehen – nickst Du nur und sagst: ‚Da, da!' – Und gib Dich dabei so grimmig wie möglich!"

Bei einer Gastwirtschaft machten sie Halt und bestellten Kaffee. Busch bat, telefonieren zu dürfen. Nach kaum zehn Minuten kam er sichtlich gut gestimmt zurück: „Sie wohnt in der Lessingstraße. – Übrigens, ich habe Fischer in Deinem Büro erreicht. Er hat mit Deiner Genehmigung die Kopie von der bewußten Zeichnung aus Deinem Schreibtisch geholt und meint, daraus klug zu werden. Ich bin schon gespannt. – Aber jetzt erst einmal zu Löws Sekretärin, Frau Brunner. Und dann, so der Scheitan ihn nicht wieder einmal schützt ..."

Frau Hanne Brunner wohnte im ersten Stock. Unter dem Türschlitz zu ihrer Wohnung drang noch Licht hervor. Busch flüsterte Lukowsky zu: „Halt' Deine Waffe bereit!" und klingelte. Die Tür wurde von einer durchaus attraktiven Frau um Ende Dreißig geöffnet. Sie hatte es sich offenbar bequem gemacht, trug Jeans, und wirkte dennoch sehr damenhaft. Ihre reichlich schulterlangen Haare waren wellig und vielleicht ein bißchen zu blond, um nicht gefärbt zu sein. Busch packte sie blitzartig mit einer Hand bei diesem Schopf und hielt ihr mit der anderen den Mund zu. So schob er sie vor sich her in das Innere der Wohnung. Lukowskys Revolver zielte unterdessen in sämtliche Nischen, aber außer Frau Brunner war niemand da, nur ein Fernsehapparat plärrte in einer Ecke des farbenfroh eingerichteten Wohnzimmers. Busch ließ die Frau los und zischte sie an: „Wo ist Valtine?!" Er rief Lukowsky etwas russisch Klingendes zu, woraufhin dieser, der Regieanweisung getreu, ein: „Da, da!" von sich gab. Busch sagte zu der verschreckten Chefsekretärin: „Reden Sie, oder Wassili macht Sie kalt! Das macht er gerne, es ist sein Beruf, er kriegt fünftausend Rubel für jeden. Sie haben die Telefonnummer von Valtine. Raus damit! Sofort!" Frau Brunner stammelte eilig: „In meiner Handtasche! Die Zigarettenschachtel! Auf dem Papier innen!" Busch erteilte Lukowsky wieder einige russisch klingende Befehle, und dieser suchte daraufhin in der auf einer neben einem Stapel Schallplatten liegenden Handtasche. Er fand die Zigarettenschachtel. Es stand eine Telefonnummer samt Vorwahl dort, klein aber deutlich auf der Innenbeschichtung des Staniolpapiers. Lukowsky zeigte es Busch. Dieser nahm die Schachtel und hielt sie der Frau vor die Nase: „Wenn das nicht die richtige ist, oder wenn Sie Valtine warnen, kommt Wassili und macht sie

kalt!“ Abermals rief er Lukowsky in seinem sicher weitgehend abstrakten Russisch einiges zu, und Lukowsky meinte dazu mit grimmiger Miene: „Da, da!“ Busch erklärte der Frau: „Ich habe Wassili befohlen, Ihnen morgen die Kehle durchzuschneiden, falls Sie gelogen haben oder Valtine informieren!“ – „Ich lüge nicht,“ beteuerte Frau Brunner, „ganz bestimmt nicht!“ Busch griff sie bei der Gürtelschnalle und schüttelte sie zornig: „Wieviel hat der Dreckskerl Valtine Ihnen für den Verrat bezahlt? Wissen Sie
überhaupt schon, daß er Ihren Chef zu Tode gefoltert hat?“ Sie wußte es offenbar nicht. Als Busch sie losließ, sank sie halb benommen zwischen die bunten Kissen auf ihrem Sofa. Tränen schossen ihr in die Augen. Die Angst um sich selbst schien sie vergessen zu haben, sie sah Busch an und fragte stammelnd: „Ist das wahr?“ Busch vergaß auf einen Moment seine KGB-Rolle und antwortete ernst: „Es ist wahr, Frau Brunner, leider.“ Frau Brunner schob blonde Wellen aus dem Gesicht und ließ den Blick zwischen den beiden Männern hin und her pendeln. Sie war nicht dumm, sie fragte: „Sie sind keine Sowjetagenten?“ Busch beendete das Theater: „Nein, Frau Brunner, wir sind Freunde von Ihrem nun ermordeten Chef. Trotzdem gilt: Keine Warnung an Valtine! “ Er drehte sich um und gab Lukowsky einen Wink. Als sie die Wohnung verließen, hörten sie Hanne Brunner hemmungslos weinen, ehe sie die Tür schlossen.

Im Wagen meinte Lukowsky: „Die Frau ist ehrlich erschüttert.“ - „Das mag schon sein,“ sagte Busch kühl, „aber zu spät. Wir dürfen jetzt keine Minute verlieren. Die Frau wird wahrscheinlich Valtine nicht warnen, aber die Polizei infor-mieren, und durch die wiederum könnte Valtine sehr schnell gewarnt werden. Ich denke zwar nicht, daß sie die Telefonnummer noch einmal hat, doch vielleicht hat sie ein gutes Zahlengedächtnis. In ihrem Beruf kommt das häufig vor. Ich glaube nicht, daß es die Nummer von Valtines verdrecktem Quartier ist. Eher eine Scheinfirma. Dann wird da zu dieser Stunde niemand sein, aber gleich mor-gen früh kommen wir weiter. Wir versuchen alles. Jedenfalls ist es die Vorwahl von Bad-Godesberg. Dieser Ansatzpunkt kann eine einmalige Chance sein. Da drüben ist ein Lokal. Von dort aus operieren wir weiter.

Es war ein italienisches Restaurant, das schon schließen wollte. Aber es saßen noch zahlreiche Gäste an den Tischen, und der Wirt zeigte sich großmütig. Lukowsky bestellte zweimal Pizza mit Salami, während Busch telefonierte. Er kam mit enttäuschter Miene zurück, seufzte und setzte sich an den Tisch: „Geht keiner `ran. Wahrscheinlich ist das ein Geschäft, eine Scheinfirma, wie schon

angenommen. Morgen wissen wir mehr. Ich bin zuversichtlich, daß wir einen, vielleicht sogar zwei Tage Zeitvorsprung ausnutzen können. Im übrigen habe ich Fischer in Deinem Büro erreicht. Er wartet auf uns, ist auf was gekommen.“ Sie beeilten sich mit dem Essen und fuhren dann nach Düsseldorf zurück. In Lukowskys Büro am Jürgensplatz hatte Fischer sich häuslich eingerichtet. Er war in Hemdsärmeln, ganz unüblicher Weise, und konzentriert mit Zeichnen beschäftigt. Auch Fräulein Rosi war noch da und zeigte keinerlei Anzeichen von Müdigkeit. Sie hatte sich aus einer der Musterkollektionen ein bequemes beiges Kleid mit einem weiten Rock mitgenommen und ihr enges Kostüm gegen dieses ausgetauscht. An der Rückwand des Zimmers stand der große Pappkarton mit der schweren bronzenen ‚Figura‘ darin. Das hatte Fischer also auch geschafft. Sicher mit Rosis tatkräftiger Unterstützung, denn allein wäre es kaum möglich gewesen. Als Busch und Lukowsky hereinkamen, sagte das Mädchen zur Begrüßung: „Kommt mal, es ist unheimlich spannend!“ Fischer blickte auf und sagte mit müder Stimme: „Fahren Sie jetzt nach Hause, Rosi, ich bin Ihnen sehr dankbar. Morgen kommen Sie nicht in die Firma, aber übermorgen früh rufen Sie bitte an.“ Rosi maulte: „Ich bin gar nicht müde! Vielleicht brauchen Sie ja noch was?“ Fischer deutete ein Kopfschütteln an und lächelte: „Nein danke, Rosi, heute nicht mehr. Übermorgen sehen wir uns wieder. Und fahren Sie vorsichtig!“ Er erhob sich: „Ich begleite Sie noch zu Ihrem Wagen.“

Sobald Fischer zurück war, setzten sie sich um den Schreibtisch zusammen. Fischer sagte: „Sie ist wirklich ein Schatz, sie hat mir sehr geholfen. Aber wir wollen sie nicht weiter in die Dinge hineinziehen.“ Die Schreibtischlampe gab ihr helles aber doch nicht ungemütliches Licht; ein anderes war nicht nötig. Busch schüttelte die dastehende Thermoskanne. Sie war gut gefüllt. So schenkte er in drei Tassen Kaffee ein. Fischer sagte: „Ich bin der selben Meinung wie Fritz. Valtine versucht eine Generaloffensive, der wir sofort begegnen müssen. Das werden wir aber auch tun.“ Er trank von seinem Kaffee und sah die beiden anderen Männer mit einem Zuversicht ausstrahlenden Blick an: „Wir haben die Anlage By.2 aufgefunden – das heißt, wir werden sie auffinden, so bald wir dort sind. ‚By.‘ steht für Bayern.“ Er lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen aneinander: „Ironie des Schicksals: Es muß jene Anlage sein, in der sich vermutlich auch die Holzschnitzerei befindet, die Herr Löw so gerne haben wollte.“ Lukowsky warf ein: „Das geht aus den Kopien der Blaupause hervor, die Valtine jetzt auch hat?“ Fischer nickte: „Aber damit allein kann er ganz sicher

nichts anfangen. Erst zusammen mit meinen schon früher gesammelten Informationen ergibt sich der Sinn. Trotzdem ist nicht restlos sicher, daß nicht auch der Gegner noch andere Quellen haben könnte. Darum werden wir unverzüglich handeln. Das ist noch wichtiger als Valtines aktuelle Spur, zumal hier eines in das andere greifen dürfte. Wie weit seid Ihr in Köln gekommen?“ Busch übernahm es, einen knappen aber vollständigen Bericht zu erstatten. Fischer schwieg ein paar nachdenkliche Sekunden lang und sagte dann: „Dennoch: Zuerst die Anlage By2!“ Aber darüber sprechen wir morgen im einzelnen. Jetzt sollten wir alle noch ein paar Stunden schlafen. Wir bleiben hier. Irgendwie wird das schon gehen, auch ohne allzu viel Komfort. Morgen früh, ich denke, gegen sechs Uhr, fahren wir los. Wir nehmen den Mustang. Er ist für drei Leute nicht besonders bequem, geschweige denn für vier, doch es wird gehen. Wir werden dort zu viert sein. Karola kommt aus Garmisch mit dem Volkswagen zur Autobahnraststätte Augsburg. Da treffen wir uns. Ich möchte sie dabei haben. Aus Gründen, die ich Euch noch darlegen werde.“ Dann wendete er sich Lukowsky zu: „An Dich, Ernst, habe ich heute noch eine Bitte. Die Bronzefigur sollte schnellstens zu Astrid. Sie schläft noch nicht. Ich habe mit dem Plan noch eine Weile zu tun, damit morgen alles reibungslos läuft. Vor allem: Daß wir beim Betätigen des ‚Sesam-öffne-dich-Mechanismus‘ keinen Fehler begehen, denn einen solchen würden wir nicht überleben. Bitte fahr eben zu Astrid. Sie erwartet Dich.“ Lukowsky nahm die Kiste mit der ‚Figura‘ und sagte: „Ich fahre hin.“

Astrid Xylander empfing ihn in einem bodenlangen Morgenmantel aus rotbraunem Samt. Darunter schien sie nicht viel anzuhaben. Ihre rötlich schimmernden Haare waren offen, nur mit Schildpattkämmchen aus dem Scheitel gesteckt. Sie sagte: „Guten Abend! Schön, daß Du noch vorbeikommst und das Heiligtum bringst! Stellen wir es gleich auf!“ Sie ging voraus in das Zimmer mit dem runden Tisch und dem kleinen Altar vor dem Göttinnenbild. Auf der gegenüberliegenden Seite war schon ein Podest vorbereitet, eine chinesische Rosenholzschnitzerei. „Bitte da drauf,“ sagte die Frau, und sobald die ‚Figura‘ ihren Platz eingenommen hatte, strichen Astrids Fingerkuppen bedächtig an ihr entlang. Diesmal brannte elektrisches Licht in dem Zimmer, die Statue war gut beleuchtet. Astrid ging in die Hocke und zog die Schublade auf. Ihre Finger griffen hinein und plazierten den Inhalt genau, der durch den Transport verrutscht war. Sie sagte nachdenklich: „Der Amethyst leuchtet zwar, aber es kam noch kein Strahl. Vielleicht war das nur, weil die Figur nicht ideal stand. Das Mondlicht

nicht voll. Das hoffe ich und nehme es auch an. Die Figur ist in Ordnung und alle Bestandteile sind sehr gut. Trotzdem werde ich die Schwingungen noch im einzelnen prüfen.“ Sie richtete sich auf und ging zu dem runden Tisch. Dort lagen bereits die Keramikscheibe und der flache eiförmige Stein bereit. Astrid hielt inne und meinte dann: „Nein, ich werde es nicht jetzt tun. Das hat ja noch Zeit. Bei Vollmond und richtig eingerichtet, werden wir den vollen Erfolg mit der Figura erzielen. Ich bin jetzt ziemlich sicher. Wir das Umkehrungsprinzip funktioniert, weiß ich allerdings nicht. Doch ich glaube wohl, andere haben diese Frage gut gelöst. Der sonderbare kleine Gegenstand. der Domenico Alotti Dir gegeben hat, hängt damit zusammen. Bald wirst Du ihn von mir zurückerhalten. Sie trat nochmals vor die merkwürdige Statue und betrachtete diese mit stiller aber deutlich spürbarer Freude. Dann nahm sie Lukowsky beim Arm und sagte: „Laß uns jetzt hinüber gehen. Ich habe Dir heute noch etwas zu sagen.“

Im Wohnzimmer hatte sie Kaffee, Gugelhupf und auch Wein bereitgestellt. Die Stehlampe verbreitete ein gemütliches Licht. Astrid machte es sich auf dem Sofa bequem, deutete mit der Hand auf den Platz neben sich und sagte: „Komm, setzt Dich zu mir! Wir wollen ein wenig über verschiedenes plaudern.“ Sie zog den weichen Stoff ihres Morgenrocks über ihre bis zu den Oberschenkeln sichtbar gewordenen nackten Beine und schob eine Menge rötlich schimmernder Haarwellen auf einer Seite hinter die Schulter Lukowsky nahm Platz. Auch Astrids schwarz-weiße Katze sprang auf das Sofa und ließ sich dort nieder. Lukowsky streichelte sie, ein behagliches Schnurren wurde vernehmbar. Nachdem Astrid Wein eingeschenkt hatte, begann sie zu erzählen: „Es hat immer Menschen gegeben, die sich mit diesen Dingen auskannten, eine lange, lange Kette durch viele Generationen. Sie leitet sich – mythisch gesehen – bis in das erste Goldene Zeitalter zurück und noch über Atlantis hinaus. Diese Kette ist mehrfach zerrissen. Dann mußte sie neu geschmiedet werden. Meistens ging das von einzelnen Persönlichkeiten aus, die das Erbe noch kannten. In geschichtlicher Zeit beginnt es bei König Sargon I. von Babylon und dessen Enkel Naram Sin. Doch auch damals war das Wissen schon alt, die Tradition ist aus Sumer und von der Insel der Ahnen im Norden gekommen, wer weiß, vielleicht von noch weiter her. Die Eroberer Babylons verstanden das Geheimnis nicht mehr. Kyros, der Perser, gab es wenigstens in die Hände seiner Weisen, und dort lebte es noch in kleinem Kreis fort. Alexander von Mazedonien hingegen, der als nächster Babylon einnahm, verstand von alledem nichts. Aber die Königin Elissa von

Karthago gewann die Erkenntnis. Doch mit dem Untergang zuerst Babylons und dann Karthagos war die Kette zerbrochen. Erst der römische Imperator Augustus fand die Spur wieder. Er erwies sich als ein kluger Mann, der für die Bewahrung sorgte. Marcion fand als nächster die Spur, doch diese paßte nicht so recht in das rein christliche Bauwerk seines Denkens. Im Mittelalter lebte es dann abermals auf. Einige Katharer und Templer entdeckten das Geheimnis, doch die meisten begriffen es nicht. Dann kamen Hugo von Weitenegg und Christian von Rosencreuz. Diese sahen das Licht, jeder von ihnen auf seine Weise. Graf Weitenegg, Großkomtur der geheimwissenschaftlichen Sektion des Ordens der Tempelrtitter zu Wien, schuf eine neue heimliche Kette, die über Jahrhunderte hielt. In der Renaissance kamen die Früchte in Venedig wieder zur Blüte, wo die Marchesa di Contenta und Emerich d'Attile den Ordo Bucintoro gründeten, in dessen Kreis bald auch Julietta da Montefeltro wirkte. Diese heiratete, unter anderem Namen, einen deutschen Prinzen. Später, in der Epoche des Hochbarock, soll der geheimnisvolle Graf von Saint-Germain in die Sache hineingespielt haben, vielleicht auch Cagliostro, was aber ungewiß ist. Endlich, in der gegenwärtigen Zeit, sind es zwei Frauen gewesen, Maria und Traute, die auf den Grund der Dinge zu schauen verstanden, später kam eine dritte hinzu, Sigrun. Zuvor hatten Karl Haushofer und Rudolf von Sebottendorf sich mit den Geheimnissen beschäftigt, doch war diesen das Erbe der Ahnen wohl zu phantastisch erschienen. Auch Adolf Hitler erfuhr davon. Sicher nicht zufällig wählte er seinen privaten Wohnsitz am Obersalzberg und richtete sein Arbeitszimmer im Berghof so ein, daß er durch das Fenster genau auf den Untersberg blickte, in dem der höchste magische Schlüssel für das neue Äon liegt. Wieviel er davon wußte? Offenbar nicht genug, um den richtigen Weg zu gehen. Maria und Traute trafen einen anderen Mann, der die alte Kette zu erneuern half: Wilhelm Canaris, zu seiner Zeit einer der mächtigsten Männer im Großdeutschen Reich. Von da an, beginnend mit dem Jahre 1941, fand die uralte Kette wieder junges Leben. Ihre Glieder sammelten das Wissen, erweckten die Kräfte neu. - Und sie versuchten, all dies auch anders zu nutzen, Kraft aus den Sphären des Jenseits zu gewinnen ..." Die schöne rothaarige Frau sah Lukowsky an und lächelte: „Aber Ihr wollt morgen ganz früh aufbrechen und habt eine anstrengende Tour vor Euch. Ruhe Dich jetzt besser aus. Wir reden ein andermal weiter. Ich habe Dir auch zu den Tagebuchblättern einiges zu sagen, die Du mir in den Briefkasten stecktest – vielen Dank, übrigens!" Lukowsky erwiderte: „Ich bin nicht müde. Erzähl mir, was diese Figura ist." Astrid rückte schräg auf dem Sofa zurecht, so

daß sie ihn direkt ansehen konnte: „Also dann laß‘ mich einmal so beginnen: Gläubigen Menschen war es seit jeher ein Bedürfnis, ihren Göttern Mitteilungen zu senden – Gebete – ihnen womöglich nahe zu sein. In alter Zeit, vor vielen Jahrtausenden, sind die Menschen gescheiter gewesen als heutzutage, sehr viel gescheiter. Sie wußten manches, wovon jetzt nur noch schwer verständliche und zumeist falsch gedeutete Mythen berichten.“ Astrid zeigte eine betonende Geste: „Jetzt muß ich erst etwas festhalten, damit Du mich nicht etwa falsch verstehst: Was ich Dir gleich sagen werde, hat nichts mit irgendwelchen grünen, grauen, schlitzäugigen oder sonstwie exotischen Außerirdischen zu tun! Solche gibt es nicht, das ist alles dummer Schwindel, nichts als Geschäftemacherei. Wovon ich spreche, das ist etwas anderes. Nimm es als ein Sinnbild: Wenn es jemanden gäbe auf einer anderen Welt, in einem fernen Sonnensystem, vielleicht sechzig oder siebzig Lichtjahre weit weg, mit dem wir uns von der Erde aus verständigen wollten – wie wäre das möglich? Ein Funksignal würde jahrzehntelang brauchen; hin und zurück länger als dahier ein Menschenleben währt. Mit neuzeitlich-technischen Mitteln bliebe es also praktisch unmöglich. Was wir brauchten, wäre – eine Gedankenpost! Denn Gedanken überwinden jede Entfernung in einem einzigen Augenblick! Nun ...“ Sie trank einen Schluck Wein, behielt das Glas in der Hand und sprach weiter: „Nun, vor sehr langer Zeit, da glaubten die Menschen in einigen Teilen der Erde, in Mesopotamien, in Indien, vielleicht auch bei uns, daß es auf einem fernen Gestirn im diesseitigen Kosmos, der ansonsten öde und leer ist, Menschen gäbe, die unsere Verwandten sind. Darüber haben wir schon einmal gesprochen. Sie wollten mit diesen eine Verbindung aufrechterhalten. Das ging aber nur via – Gedankenpost! Und diese wiederum konnte allein durch die Sphären des Jenseits wirken, denn dort haben unsre Gedanken ihr Feld. Es gab Priesterinnen, die sich auf dieses Tun verstanden. Die Männer können ja manches besser als wir Frauen, doch anderes können wir Frauen besser als ihr. Die Götter verteilten die Gaben gerecht!“ Ihre freie Hand spielte mit den Enden ihrer Haare, Astrid lächelte: „So haben wir Frauen, Du weißt es, im Gegensatz zu Euch, einen vollen Astralkörper in unseren Haaren. Sie sind daher wie Antennen, sofern die Länge ausreicht - und sehr empfindlich. Darum behandele ich sie auch sehr gut, benutze nur schonende Naturborstenbürsten und so weiter. Ganz so lang wie bei mir müssen die Haare sonst nicht unbedingt sein, doch so ist’s am besten – ganz besonders für die Gedankenpost!“ Sie stellte das Weinglas auf den Tisch und lehnte sich gegen Lukowskys Schulter. So sprach wie weiter: „Als Hilfsmittel für all dies erfanden

weise Menschen etwas – wir könnten sagen: Einen Schwingungsverstärker! Das erklärt auch die Mondverehrung im alten Sumer und Babylon: Der Mond ist ja der Astrallichtreflektor, ohne den das Prinzip nicht funktionieren würde. Den frühesten Lehmabdruck von einer solchen ‚Figura' fand der Forscher Edmund Meyer vor dem Ersten Weltkrieg im südlichen Irak, im alten Babylon." Astrid setzte sich noch gemütlicher hin, geradezu malerisch. Die Kordel des Morgenrocks inzwischen war ganz aufgegangen. Die makellos geformten Beine und Brüste der Frau waren fast vollständig zu sehen. Astrid zog die Einsteckkämmchen aus ihren Haaren und ließ ganze Fluten rötlich schimmernder Wellen nach vorn gleiten. So sah sie Lukowsky an und fragte: „Es interessiert Dich auch wirklich?" Lukowsky versicherte, daß dem so sei, und es fiel ihm in diesem Augenblick nicht leicht, die Klugheit dieser Frau mehr als ihre Schönheit zu bewundern. Sie lehnte ihre Schulter gegen die seine und berichtete weiter: „Der nächste Schritt war dann eigentlich logisch. Da die Gedanken vom Diesseits unabhängig sind, weil sie sich in den alles durchdringenden Jenseitssphären bewegen, mußte es möglich sein, eine Gedankenpost auch in die Reiche des Jenseits zu senden – hin zu den Engeln, hin zu den Göttern!" Astrid lächelte und nahm abermals ihr Glas: „Für diese Nacht lassen wir's vielleicht damit doch genug sein!" Sie warf einen Blick auf die Uhr an der Wand, über der eine aus Holz geschnitzte Eule thronte: „Bei Euch ist ja wohl volles Haus. Du bleibst die Nacht hier!" Sei neigte sich zu ihm, ihr Mund näherte sich dem seinen. Sie sagte sehr leise: „Das Licht war sehr gut! Für Dich und auch für mich! Laß es uns auffrischen!" -

27

Um fünf Uhr früh hatte Astrid Xylander Kaffee gekocht, auch Toast und Spiegeleier bereitet. Sie saßen zusammen am sorgfältig gedeckten Frühstückstisch – so, wie glückliche Ehepaare es halten mochten. Dieser Gedanke und das damit verbundene Gefühl berührte Lukowsky sonderbar tief. Auf einen Augenblick durchzuckte es ihn wie ein unbekannter Schmerz: Das richtige Leben, das hatte er wohl versäumt. Als ob Astrid es spürte, sagte sie mit weicher Stimme: „Die Aufgaben, die uns in dieser Welt übertragen sind, können wir uns nicht aussuchen. Wir sind es, die ausgesucht werden!"

Gut versorgt, kam Lukowsky gegen viertel vor Sechs im Büro am Jürgensplatz

an. Dort herrschte bereits lebhaftes Treiben. Es duftete auch hier nach Kaffee. Busch war schon fertig zum Abmarsch und ging unruhig hin und her. Fischer befaßte sich mit dem Zinnabguß der Silberplatte, den er hatte anfertigen lassen. Busch sagte „Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen!“ Fischer packte den Abguß in ein Papier und bestätigte: „Es stimmt. Ich wollte alles nochmals durchgehen. Um in die Anlage hineinzukommen, ist diese Platte notwendig. Die Gravur ist der erste Schlüssel. Der zweite läßt sich aus diesem ermitteln. Die Sicherung ist perfekt. Wer diese Schlüssel nicht hat, ist chancenlos. Auf der Rückseite der Platte sind gänzlich zwei verschiedene Informationen miteinander verwoben. Die eine konnte Astrid entschlüsseln. Damit wurde für mich klar, welche Faktoren für die zweite Botschaft auszuscheiden waren ... Nun ja, wir haben es jedenfalls! Es ist nicht ganz einfach gewesen. Die Götter spielten uns ein wenig in die Hände, so möchte ich sagen, sonst wäre es unmöglich geblieben.“ Er nahm eine Krawatte von der Sessellehne und band sie sich um. Busch trat auf Lukowsky zu und bat: „Ich hab schon zu Peter gesagt, wär’s nicht besser, wenn ich hier bliebe und mich um Valtines Spur kümmerte?“ Fischer sprach dagegen: „Das Nötigste telefonieren können wir auch von unterwegs aus. Ich möchte nicht, daß Du allein Dich mit Valtine anlegst; und Ernst kann ich heute nicht entbehren. Außerdem geht es just um die Anlage, in der all das ist, was Dir wichtig war.“ Busch winkte ab: „Es ist mir nicht mehr so wichtig. Nur die hölzerne Göttin, die Löw sich so sehr wünschte, die würde ich gerne haben. Seine Frau sollte sie bekommen, ich glaube, er wollte ihr diese Figur gerne schenken.“ Fischer blickte unschlüssig: „Natürlich wäre es nicht schlecht, Valtines frischer Fährte nachzugehen. Eine Verschiebung unserer heutigen Aktion kommt aber nicht in Frage. Immerhin, das Haus in Büderich dürfte sicher sein. Von dort aus könntest Du alles telefonisch Mögliche erledigen.“ – „Na also!“ sagte Busch, „Dort habe ich im übrigen meine O8. Hier kann ich mehr ausrichten, als wenn ich mit Euch fahre.“ – „Also gut,“ sagte Fischer schließlich, „Ich bin nicht vollständig glücklich damit, aber Du hast recht, Valtines Spur nicht zu verlieren, ist wichtig. Bitte unternimm aber nichts weiter ohne uns!“ Lukowsky suchte einen Zettel heraus und schrieb Cornelius‘ Namen und Telefonnummern darauf. Er reichte ihn Busch mit den Worten: „Mit ihm wolltest Du reden. Vielleicht kann er jetzt sogar nützlich sein. Daß er uns in den Rücken fällt, glaube ich nicht.“ Busch nahm den Zettel und sagte: „Danke! Das ist sehr gut!“ Fischer hatte sich sein Jackett angezogen. Er sah Busch mit einem besorgten Blick an und ermahnte: „Sei vorsichtig! Ich bitte Dich!“

Pünktlich um sechs Uhr verließen sie das Haus. Über der Straße schwebte ein feuchter Nebel. Busch nahm sich ein Taxi nach Büderich, nach dem sie alle sich gegenseitig „Viel Glück“ gewünscht hatten. In dem weinrotem Ford Mustang ging es in Richtung Süden. Lukowsky fuhr, Fischer saß neben ihm, einen Autoatlas und zwei dicke Kuverts mit Karten und Papieren darin lagen auf seinen Knien. „Jetzt,“ sagte er sinnierend, „gehen wir einem der wichtigsten Erfolge entgegen. Seit Jahren haben wir darauf gewartet. Und ich fühle mich trotzdem nicht so recht froh. In der Zwischenzeit ist zu viel kaputtgegangen.“ In seiner Stimme lag ein Hauch von Melancholie, als er leise sagte: „Doch es wird immer wieder Tag, wie dunkel die Nacht zuvor auch gewesen sein mag.“

Als sie die Autobahn erreicht hatten, legte Fischer den Atlas und die Kuverts nach hinten und begann: „Ich muß Dir jetzt erklären, warum ich Karola – ehemals Jill – dabei haben möchte. Ich fragte sie, wie Du mir rietest, nach ihrem Alptraum, obwohl ich solchen Dingen gemeinhin nicht viel Bedeutung beimesse. Das war auch in diesem Fall zunächst so, da konnte sich vieles zusammengereimt haben. Dann aber sah ich die Unterlagen, besonders jetzt den Plan aus dem grünen Paket, und das stimmte mich nachdenklich. Inzwischen bezweifle ich, daß Karola das alles nur geträumt hat – sie glaubt es ehrlich, keine Frage, aber dennoch. Da schien es mir einiges zu geben, was einfach zu genau paßt – und hellsichtige Träume gibt es wohl kaum, auch wenn dergleichen mitunter behauptet wird. Also rief ich Karola an, gestern, während Ihr in Köln wart, und redete mit ihr darüber, eingehender als ich es nach ihrer Erzählung getan hatte. Fast so, wie ich es erwartet oder wenigstens für möglich gehalten hatte, erzählte sie mir, vor einigen Jahren habe sie einen schweren Unfall gehabt. Hier in Deutschland. Sie sei daraufhin zur Kur in ein besonders gutes Sanatorium geschickt worden, das in der Nähe von Washington liegt. Ich bat sie, mir Einzelheiten über jenen Unfall zu erzählen. Sie sagte sofort, es sei ein Autounfall gewesen, weil die Deutschen ja immer so rasen. Aber wie ich ein bißchen nachhakte, wußte sie weder wo das gewesen war noch mit was für einem Auto der angebliche Unfall stattgefunden hatte. Schließlich rückte sie damit heraus, daß sie überhaupt keine Erinnerung an den Unfall habe, nicht sie allergeringste. Doch sie wußte, es liege ungefähr zweieinhalb Jahre zurück. Ich sagte Karola offen heraus, daß ich glaube, es könnte eine ganze Menge mehr dahinter stecken. In Washington D.C. soll es ein – Sanatorium geben, das unsere westlichen Freunde beispielsweise dazu verwenden, einen Russen in einen Ame-

rikaner umzudrehen oder aus einem altem Nazi-Wissenschaftler einen gefälligen Demokraten zu machen. Sozusagen etwas ganz Exklusives. Inzwischen habe ich längst herausbekommen, daß unser Schützling die Nichte eines Sena-tors ist, also nicht irgendwer, den man so einfach verschwinden lassen kann, auch wenn den Herrschaften das am opportunsten erschiene. Wenn die Nichte eines Sena-ors etwas gesehen hat oder auf etwas gekommen ist, was für andere ein stilles Todesurteil heißen würde, dann läßt man ihr eine besondere Behandlung wider-ahren – in einem besonderen Sanatorium. Ihr Onkel ist zwar kein steinreicher Mann, aber im Volk populär. Sie selbst weiß davon nur wenig, doch sie wird sich von ganz alleine erinnern, da bin ich mir sicher. In der vergangenen Nacht habe ich herumtelefoniert – in der Hoffnung, Dein Telefon wird nicht ab-gehört. Ich glaube, auch, es wird nicht. Das meiste wußte ich, doch ich wollte Details. Karola-Jill stammt aus einer deutschfreundlichen Familie. So etwas hat es drüben immer gegeben, wenn auch nicht zahlreich. Übrigens mehrheitlich keine Deutschamerikaner. Nahe Verwandte von Karola standen und stehen unter Ver-acht, aktiv pro-deutsch zu sein und womöglich Verbindungen zu aufmüpfigen Kreisen in Deutschland zu unterhalten. Ich könnte mir vorstellen, sie wurde da als Köder benutzt, ohne daß sie oder ihre Familie etwas davon ahnte.“ Fischer warf Lukowsky einen Blick zu und sagte dann bedächtig: „Es ist aber auch möglich, daß es sich in umgekehrter Weise verhielt: Daß sie ganz bewußt eine berufliche Position ansteuerte, um traditionelle, vielleicht inzwischen verschüt-ete, Verbindungen erneut anzuknüpfen! Sie ist eine hoch intelligente Frau!“ Er richtete den Blick wieder nach vorn: „Sie hat viel nachgedacht und rief mich noch während der vergangenen Nacht an. Ohne daß ich ihr meine Überlegungen direkt mitzuteilen brauchte, kam sie selbst zu ganz ähnlichen Schlüssen. Sie hat das Gefühl, jetzt etwas enträtseln zu können und auch zu müssen. Ich habe sie sehr lieb, ich würde sie nie in Gefahr bringen und werde sie auch immer schüt-en, gegen alles, was kommen könnte! - Es ist gut für sie, wenn sie Klarheit gewinnt. Aus diesem Grunde möchte ich sie heute mit zu der Anlage nehmen. Das entspricht auch ihrem Wunsch.“ Lukowsky fragte: „Du meinst, sie könnte da drinnen gewesen sein?“ Fischer zögerte mit der Antwort: „Kaum. Doch wenn ja, so wahrscheinlich allein. Vielleicht erinnerst Du Dich an die Schilderung aus ihrem Traum: In der Nähe der unterirdischen Anlage hatten die finsteren Wesen eine Art Quartier, von der aus sie den Eingang der Anlage beobachteten. Das könnte es gewesen sein ... Lassen wir es auf uns zukommen!“

Dreimal hatte Fischer unterwegs anhalten lassen, m mit Busch zu telefonieren.

Die Sorge ließ ihn nicht ganz los. Aber es war alles in Ordnung. Busch hatte das Haus in Büderich nicht verlassen, jedoch durch mehrere Telefongespräche einiges in Erfahrung gebracht. Gegen Mittag erreichten sie die Autobahnraststätte bei Augsburg. Der Volkswagen mit dem Garmisch-Partenkirchner Kennzeichen stand schon auf dem Parkplatz. Jill-Karola erwartete sie bereits in der Raststätte. Sie hatte ein warmes hellblaues Kleid an und die aschblonden Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Über der Rückenlehne ihres Stuhls hing ein weißer Anorak. Als sie die Ankömmlinge entdeckte, lief sie ihnen entgegen. Die Begrüßung war außerordentlich herzlich. Beide Männer wurden umarmt, Fischer bekam sogar einen Kuß.

Sie aßen in der Raststätte zu Mittag und fuhren dann weiter. Fischer, der sich mittels Karten den Weg genau eingeprägt hatte, übernahm das Steuer. Lukowsky quetschte sich hinten auf die Notsitze. Er meinte, Karola solle vorne neben Peter Fischer sitzen. Sie wollte zunächst nicht, nahm das Anerbieten dann aber doch freudig an. Das war auch gut so, denn die beiden hatten sich viel zu erzählen. Jill-Karola hatte ihre Erinnerungen durchforstet und verschiedene neue Anknüpfungspunkte gefunden. Vor allem wußte sie nun gewiß: Es war ihr eigener Wunsch gewesen, nach Deutschland zu gehen. Sie hatte da etwas tun wollen, etwas, das nicht unmittelbar mit ihrem Beruf zusammenhing. Fischer drängte sie nicht in irgend eine Richtung, er ließ sie erzählen, was ihr in den Sinn kam.

Sie hatten die Autobahn verlassen. Die Fahrt führte über Bundesstraßen und Landstraßen, immer schmalere und selten benutzte Strecken entlang, endlich ging es in einen Waldweg hinein. Das Herbstlaub am Boden und im Geäst der Bäume zeigte hier schon deutlich die ersten Zeichen des herannahenden Winters. Doch die zahlreichen Nadelbäume waren, wie zu jeder Jahreszeit, dicht und dunkel. Die wenigen Sonnenstrahlen, die hin und wieder zwischen der Wolkendecke hervorlugten, brachen sich nur selten eine Bahn durch die Wipfel der Kiefern. Dann kam wieder ein Stück Mischwald. Der Weg wurde noch schmaler, führte an einem Rinnsal entlang und bot eine Abzweigung an, in die Fischer einbog. Langsam rollte der Wagen voran. Die morschen Bohlen einer Holzbrücke klapperten und rumpelten unter den Rädern, dann knirschte unter ihnen feines Geröll. Fischer hielt an und griff nach seinen Karten, um sich nochmals genauestens zu orientierten. Vielleicht verfolgte er auch den Hintergedanken, Jill-Karola in Ruhe Gelegenheit zu einer eventuellen Erinnerung zu geben. Vor ihnen lag ein winziger, uralter Friedhof. An diesem Ort schienen

Zeit und Wirklichkeit alle Macht verloren zu haben. Alles hier wirkte fremdartig in seiner bizarren Schönheit. Vereinzelte Eiben und dichtgedrängte Gruppen von Lärchen und Birken reckten ihre Wipfel zwischen verwilderten Sträuchern und vergessenen Grabsteinen hervor. Dazwischen ragte der Turm einer kleinen gotischen Kapelle auf. Jill-Karola sagte: „Ich würde gerne einmal aussteigen!“ Fischer blickte von der Karte nicht auf, sondern nickte nur und erklärte: „Das ist ein alter Seuchenfriedhof. Schon seit dem achtzehnten Jahrhundert nicht mehr in Benutzung. Die Leute hatten Angst vor dem schwarzen Tod, der Pest.“ Karola sagte: „Das möchte ich mir ansehen,“ und stieg aus dem Wagen. Auch Lukowsky kletterte aus dem Mustang. Mit ein paar langen Schritten holte er die vorausgegange Frau ein. Sie hakte dann ihren Arm in den seinen und meinte: „Romantisch!“ Eine lebensgroße Madonnenstatue stand vor einem längst sicherlich ausgetrockneten Brunnen. Der Brunnen und der Sockel der Madonnenfigur waren mit Moos überzogen und von wildem Efeu umrankt. „Ja,“ sagte Lukowsky, „das finde ich auch.“ Gestrüpp wucherte auf den scheinbar wahllos angeordneten Gräbern. Ihre Steine waren geborsten, ihre Kreuze gesplittert. Nichts war gerade oder rechtwinklig an diesem verwunschenen Ort, den die Menschen seit Jahrhunderten mieden. Wer hier einst beerdigt worden war, lag sehr still und vergessen. Nun kam auch Fischer hinzu. Er sinnierte: „Wir Menschen fühlen uns angeheimelt von dem, was die Vergänglichkeit all unseres Tuns zeigt. Warum wohl? Vielleicht, weil es uns, tief im Inneren, unbewußt, daran gemahnt, daß wir in diese Welt gar nicht hinein gehören, sondern in eine andere, in der wir wirklich geborgen sind, die wir aber erst nach unserem Sterben wiedersehen?“ Er ließ den Blick schweifen und forderte auf: „Laßt und weiterfahren, es ist noch ein Stück hin.“ Dann sah er Jill-Kalola an und fragte: „Erinnerst Du Dich hier an etwas Bestimmtes?“ Sie dachte nach und antwortete langsam: „So, als ob ich es auf einem Bild schon einmal gesehen hätte.“

Sie fuhren im Schrittempo an dem verlassenen Friedhof vorbei. Die Frau betrachtete alles mit viel Aufmerksamkeit und bemerkte: „Ich habe gar nicht das Gefühl, daß es hier spukt!“ Fischer pflichtete ihr bei: „Das tut es auch nicht, liebe Karola. Die Verstorbenen sind ja nicht dort, wo man sie vergräbt.“ Sie sagte: „So hatte ich es nicht gemeint, sondern: Es scheint mir nichts mit meinem Traum zu tun zu haben. Da bin ich mir jetzt sogar ziemlich sicher.“

Der Weg wurde zu einem grasbewachsenen Pfad, war jedoch fest und eben, ohne Mühe befahrbar. Am Rande einer Waldlichtung endete er. Fischer bremste,

stellte den Motor aus, nahm den Abguß der Silberplatte und sagte: „Gehen wir!“

Die Sonne hatte sich nun ganz hinter die Wolken verzogen. Trotzdem war es nicht kalt. Doch ein heftiger Wind machte sich auf, unter dem sich Zweige und Gräser bogen. Jill-Karolas Pferdeschwanz flatterte wie eine blonde Fahne. Sie verstaute ihn unter dem Anorak und schlug die Kapuze hoch. Nach vielleicht hundert Metern wurde auf der rechten Seite, zwischen den Bäumen des Waldrands gelegen, ein flacher, verwahrloster Schuppen aus schmuddelig-weiß angestrichenem Wellblech erkennbar. Er war verhältnismäßig groß. Die Frau blieb wie angewurzelt stehen und starrte dort hinüber. Auch Fischer hielt inne. Er sagte: „Ich weiß nicht was das sein sollte. Ist nirgends eingezeichnet und stammt sicher nicht aus der Kriegszeit, keine Rede. Das kann erst ein paar Jahre alt sein.“ Jill-Karola sagte: „Ich glaube, ich kenne es! Wenn ja, dann muß es noch einen Zufahrtsweg von der anderen Seite geben. Ich glaube, ja.“ Sie ging alleine auf das verrottet daliegende Gebäude zu. Fischer und Lukowsky folgten ihr dicht auf. Unmittelbar vor dem Schuppen machte die Frau Halt. Der Schuppen hatte keine Tür mehr und auch der größte Teil des Dachs fehlte. Drinnen befand sich nichts außer viel hineingewehtem Laub. Sämtliche Fenster waren geborsten, der Beton des Bodens zeigte zahlreiche Risse und hatte in der Mitte ein großes tiefes Loch, geradezu einen Krater. Lukowsky dachte: ‚Wie vom Einschlag einer Granate‘, doch er sprach es nicht aus, weil es ihm zu abwegig vorkam. Das Bauwerk war nicht alt, es mochte vor drei oder vier Jahren errichtet worden sein, eher später als früher. Fischer rätselte: „Was kann das sein, beziehungsweise gewesen sein?“ Jill-Karola zog den Anorak enger um sich zusammen. Sie sagte: „Hier gefällt es mir nicht. Mir wird unheimlich. Ich glaube, ich bin schon hier gewesen, ja, ich glaube, es war ... Zusammen mit Bolds und Thanner und noch zwei anderen Männern, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere.“ Sie grübelte: „Vielleicht ist es auch anders gewesen, ich besinne mich noch nicht so richtig.“ Auch Lukowsky erinnerte dies unwillkürlich an Jills Alptraum: Ein flaches Gebäude aus neuerer Zeit ... Fischer fragte die Frau: „Bist Du drinnen gewesen, oder sahst Du den Schuppen nur von außen?“ Sie nickte auf einmal heftig: „Ich war erst nicht drinnen, aber sie zerrten mich hinein, ja, ich bin fast sicher ..!“ Lukowsky ging an der Ruine vorbei um nachzusehen, ob es wirklich eine Zufahrt von der anderen Seite gebe. Es gab tatsächlich dort einen Weg. Zwar verwahrlost und überwuchert, doch ohne weiteres mit einem Auto zu befahren. Dieser Weg schien jedoch seit Jahren nicht mehr benutzt wor-

den zu sein. Fischer, der den Zweck des Nachsehens erraten hatte, fragte: „Ist ein zweiter Weg da?“ Er nickte: „Ja. Aber es sieht so aus, als wäre er nicht in Benutzung, nicht einmal gelegentlich, wie der, auf dem wir gekommen sind.“ Jill-Karola ging noch dichter an den türlosen Einlaß des Schuppens heran und spähte hinein. Fischer und Lukowsky nahmen sie zwischen sich. Doch sie war ganz ruhig. Sie sagte: „Ich weiß ... Da drinnen ... oder nein, nach dem ich da drinnen war ... Anschließend bin ich in dem Sanatorium in Washington gewesen. Direkt von hier dorthin. Kein Autounfall! Hier ist es gewesen! Ja, so war es! Ich glaube, ich bin nochmals davongelaufen, aber ich kam nicht weit.“ Sie blickte sich um: „Hier, gleich vor dem Schuppen, müssen damals noch dichte Büsche gewesen sein. Vielleicht nur zur Tarnung. Alles war kahl. Ja, und kalt. Es war im Winter.“ Sie wendete wieder den Blick und sah angestrengt in das Innere des ramponierten flachen Gebäudes, ohne aber hineinzugehen. „Es standen Geräte darin,“ erinnerte sie sich, „Ich weiß nicht genau, was für welche. Es waren Tonnen. In denen war, glaube ich Gift, Bakteriengift, das da unten hinein geleitet werden sollte. Und ein Fernrohr war da, ja ... Und ich weiß, daß sie wütend waren, Bolds und ein anderer, sie sagten, es wäre wahrscheinlich eine falsche Spur ... Noch ein anderer, einer von denen, die ich nicht kannte, meinte, das wäre gut, dann würde es nicht gefährlich.“ Sie sagte leise: „Und dann haben sie mich geschlagen. Ich weiß gar nicht, warum! Sie sagten, ich wäre die falsche Spur ...! Dann brachte mich Thanner fort, ja, über den anderen Weg. Direkt in diese Klinik in Washington D.C., da war Thanner noch dabei, ich weiß es jetzt wieder.“ Sie sah erst Fischer, dann Lukowsky und abermals Fischer an, ihre Stimme klang nun deutlich erleichtert: „Das hatte ich alles vergessen!“ Fischer legte einen Arm um sie und drückte sie an sich. „Man hat es Dich vergessen gemacht, Liebes! Aber das ist jetzt alles überwunden und nicht mehr wichtig. Komm!“ Die Frau drehte sich noch einmal nach dem zerstörten Schuppen um und meinte: „Sie hatten solche Angst vor den Unheimlichen, vor denen mit den Fliegenden Untertassen. Und jetzt ist hier auch alles kaputt, wie durch eine Bombe. Aber wenigstens Bolds muß ihnen entkommen sein. Der war lange sehr krank, hatte schwere Verletzungen, das weiß ich.“ Sie gingen zurück auf die Lichtung. Fischer studierte diese Stück für Stück, es schien fast, Grashalm für Grashalm. Endlich stieß er mit der Fußspitze gegen einen unter Gestrüpp kaum sichtbaren Mauerrest. Er bückte sich, ließ sich auf die Knie nieder und betrachtete alles genau. Die Frau fragte Lukowsky: „Kennst Du das auch, so ein Gefühl, daß die Reste von etwas Grauenhaften noch ausstrahlen, auch wenn es

vorbei ist?“ – „Nicht direkt,“ antwortete er, „Aber ich kann es mit vorstellen.“ Fischer blickte auf: „Hier gibt es nichts Grauenhaftes. Jedenfalls schon lange nicht mehr.“ Er zog ein Fahrtenmesser aus dem Gürtel und prockelte minutenlang an einem der Steine herum. Seine Miene zeigte plötzlich ein Strahlen. Er sagte: „Der Mechanismus ist einfach, wenn man weiß, wie ... Geht etwa zehn Meter zurück.“ Lukowsky legte unterdessen den Arm um die jetzt doch fröstelnde Karola. Fischer folgte Ihnen mit schnellen Schritten. Ungefähr die besagten zehn Meter von dem Mauerrest entfernt, blieben sie nebeneinander stehen. In Fischers Augen blitzte eine stille Begeisterung, wie Lukowsky sie noch nie an ihm beobachtet hatte. Er richtete den Blick konzentriert auf den kaum sichtbaren Mauerrest, nichts anderes schien ihn in diesem Moment zu interessieren. Ein leises, mahlendes Geräusch wurde vernehmbar. Karola lehnte sich eng an Lukowsky an, und er legte fester den Arm um sie. Das mahlende Geräusch drang aus dem Inneren der Erde. Es nahm zu. Fischer stemmte die Hände in die Hüften; er stand da wie Julius Cäsar auf dem Feldherrenhügel. Karola flüsterte Lukowsky zu: „Und es ist doch irgendwie unheimlich!“ Dabei wirkte sie jedoch keineswegs ängstlich. Das Geräusch wurde lauter, jetzt kam noch ein malmendes Knirschen hinzu. – Und dann öffnete sich die Erde – wie eine Falltür von gigantischen Ausmaßen, samt allen Gräsern und Sträuchern darauf, wohl dreißig Meter im Quadrat. Langsam hob sich die Riesenklappe, vielleicht um dreieinhalb Meter, bis sie in einem spitzen Winkel einrastete. Auf einmal herrschte wieder völlige Stille. Nur das leise Pfeifen des Winds war zu hören. Fischer klatschte kräftig in die Hände und rief laut: „Ja! – Ja!“ Er drehte sich zu Lukowsky und der Frau um und wiederholte begeistert: „Ja! – By2! – Wir haben es!“ Nichts vermochte ihn mehr zu halten, er lief auf die gewaltig in der Erde klaffende Öffnung zu. Lukowsky holte ihn ein, die staunende Frau an der Hand haltend. Doch Fischer wartete ohnehin beim Eingang der Anlage. Sein kühler Verstand hatte ihn wieder vollständig im Griff. Er erläuterte: „Die Anlage ist aktiv. Wir müssen äußerst vorsichtig sein und werden uns auch nicht länger als unbedingt nötig drinnen aufhalten. Auch wenn wir auf derselben Seite stehen, würden die Betreiber von By.2, falls es solche noch gibt, unseren unaufgeforderten Besuch schwerlich begrüßen.“ Er zog eine kleine Stabtaschenlampe aus der Jackentasche, meinte aber: „Die werden wir, denke ich, nicht brauchen.“ Er wendete sich Karola zu und fragte: „Hast Du das schon einmal gesehen?“ Sie schüttelte langsam den Kopf: „Ich glaube nicht. Es war ja auch Nacht.“ Fischer lächelte und strich ihr zärtlich über die Wange. Dann ging er voran. Eine enorm

breite, aber nicht allzu steile Rampe führte nach unten. Für die ersten etwa dreißig Meter fiel genügend Tageslicht herein. Fischer behauptete: „Es besteht keine Gefahr, daß wir nicht wieder herauskommen. Ich bin mit dem Plan der Anlage ausgezeichnet vertraut. Erschreckt also nicht. Wir müssen nun mal vorsichtig sein.“ Er machte sich an der Innenmauer zu schaffen. Das mahlende Geräusch ertönte erneut, hier drinnen klang es jetzt wesentlich lauter als zuvor von draußen, ähnlich einem dumpf grollenden Donner. Lukowsky spürte Karolas sich an ihm festkrallende Hände. Auch er empfand den Moment als bedrohlich. Doch Fischer beteuerte mit ruhiger Stimme: „Kein Grund zur Beunruhigung! Gefährlich wäre es höchstens, falls jemand das offene Tor von draußen entdeckte.“ Die Riesenfalltür senkte sich über ihnen. Mit einem tiefen, satten Geräusch rastete sie ein. Es war, als würde ein gigantischer Sargdeckel über ihnen geschlossen. Sodann herrschte vollkommene Stille und undurchdringliche Dunkelheit. Der Griff der Frauenhände an Lukowskys Arm wurde zu dem der ängstlichen Krallen eines jungen Kätzchens. Lange beklemmende Sekunden strichen dahin. Fischers Taschenlampe flackerte auf. Er betätigte einen Lichtchalter, und eine geradezu endlos erscheinende Kette gittergeschützter Glühirnen flammte auf. Fischer erklärte sachlich: „Hier fließt ein unterirdischer Bach, der durch Wasserräder einen Elektrogenerator antreibt. Es ist alles ganz einach.“ Karolas Griff um Lukowskys Arm lockerte sich. Sie strich die Kapuze des Anoraks zurück und flüsterte: „Wie aufregend ...!“ Der Blick voraus bot den Eindruck einer schnurgeraden unterirdischen Autobahn. Bloß daß die für eine solche typischen weißen Markierungsstreifen fehlten. Fischer sagte, als sei er der Hausherr des Ganzen: „Dann wollen wir uns alles ansehen!“ Das Innere der Anlage war staubtrocken. Vorn auf der linken Seite gab es so etwas wie einen schlafenden Dinosaurier von gewaltigen Ausmaßen. Dieser reckte ihnen ein langes Geschützrohr entgegen: Ein nachtschwarz gestrichener Tiger-Panzer. Er sah aus, als wollte er jeden Augenblick von alleine losrasseln. Doch er blieb still und stumm stehen. Karola streckte den Arm aus, deutete auf den Panzer und rief: „Den habe ich gesehen! Ganz bestimmt!“ Lukowsky hatte sich beim Anblick des Tigers auch sogleich ihrer Traumnerzählung erinnert, und Fischer dürfte es nicht anders ergangene sein. Er sagte mit einem Lächeln zu ihr: „Ja, das glaube ich auch! Du bist hier gewesen! Laßt uns weitergehen!“ Als sie an dem Tiger-Panzer vorbeigingen, strich Karola mit einem Zeigefinger über dessen Metall, hielt ihn Fischer hin und sagte: „Der müßten einmal gründlich geputzt werden!“ Damit hatte die Frau den Bann des Unfaßbaren gebrochen. Sie

gingen unbeschwert zu dritt nebeneinander weiter, Fischer auf der linken Seite, Lukowsky auf der rechten, Karola untergehakt zwischen ihnen. Offenkundig war hier keine Menschenseele. Nach etwa dreihundert Metern zeigten sich auf beiden Seiten weitläufige Kellerräume. Fischer schlug vor: „Ich finde, wir sollten es systematisch handhaben. Erst alles auf dieser Seite," dabei wies er nach rechts, „und auf dem Weg zurück auf der anderen." Lukowsky stimmte zu, und so begannen sie ihre Besichtigung. Der erste der großen Kellerräume war voll mit aus Holz gezimmerten Regalen. In diesen standen unzählige Kisten und Kästen sowie mit Tüchern verhüllte Gegenstände. Die meisten der Kisten waren vernagelt. Auf allen befanden sich mit Schablonen aufgepinselte Buchstaben und Zahlen, auf einige dazu der alte Reichsadler. Fischer vermutete: „Das werden vornehmlich technische Einzelteile sein. Hier sollten wir uns nicht aufhalten." Er lugte unter eines der Tücher, und in der Tat befand sich darunter ein undefinierbares Gebilde aus Metall. Im nächsten Kellerraum standen zuvor-derst zwei Autos, ein sandfarbener Volkswagen und ein blauer Isabella. Lukow-sky deutete auf den Isabella und sagte: „Den kann es 1944 oder ´45 wohl noch nicht gegeben haben." – „Natürlich nicht," bestätigte Fischer, „Ich sagte ja schon, diese Anlage ist aktiv. Oder jedenfalls war sie's noch vor einigen Jahren. Inzwischen aber ist die ‚Kette' wahrscheinlich doch gerissen. Mir scheint, hier ist schon lange niemand mehr gewesen." Karola merkte an: „Auf alle Fälle ist alles sehr staubig, und hier erinnere ich mich übrigens an nichts. Falls ich in diesem unterirdischen Bauwerk gewesen bin, wahrscheinlich nur ganz am Anfang. " Hinter den beiden Wagen gab es Bretterverschläge. Auch darin befanden sich Dinge, die nach technischem Gerät oder Ersatzteilen aussahen. In einem der Verschläge lagen Regale voll mit säuberlich aufgereihten Pistolen der Modelle Walther PP und P 38 nebst Ersatzmagazinen und Munition. Die Frau bat: „Kann ich eine davon haben? Eine von den kleineren?" Lukowsky meinte: „Das ist vielleicht nicht ganz das Richtige." Doch Fischer langte bereits ohne Umstände eine der Pistolen samt Zubehör aus dem Regal und gab ihr, was sie sich wünschte. Er sagte: „So lange die vielgepriesene westliche Gesellschaft herrscht, ist es nötig, daß auch Frauen sich verteidigen können!" Karola bedankte sich und ließ alles in ihren großen Anoraktaschen verschwinden. Im anschließenden Kellerraum standen in Reihe und Glied an den Wänden bizarre Konstruktionen aus dunklem Metall, für die es keine Erklärung gab. Fischer wollte den Rundgang schon fortsetzen, doch die Frau trat dicht vor eines der gut mannshohen Metallgebilde hin und betrachtete es eingehend. „Die sind noch

nicht fertig," sagte sie, „Als ich hier war, standen fertige da." Fischer fragte: „Fertige, was?" Karola drehte sich zu ihm um und antwortete lächelnd im Ton größter Selbstverständlichkeit: „Menschenförmige Kampfmaschinen. Roboter!" Sie verstärkte ihr Lächeln: „In meinem Traum sah es so aus!" In der nächsten Kellereinlassung standen dicht gedrängt sechs Panzer, zwei ‚Tiger' und vier ‚Panther', alle nachtschwarz lackiert. Fischer meinte: „Die waren vermutlich für die Nahverteidigung der Anlage gedacht." Im anschließenden Raum befanden sich Flugzeuge. Vier Ta 152 und zwei winzige Düsenjäger des Typs He 162. Ganz hinten standen noch zwei schlanke Jagdflugzeuge, jedoch keine Me 109, wie Lukowsky zunächst dachte. Vielleicht waren dies die He 100, von denen Peter Fischer einmal gesprochen hatte. Lukowsky sah sich die vorne stehenden Maschinen an. Besonders die Ta 152 begeisterten ihn. Er sagte: „Das sollen die besten Jäger mit Kolbenmotor gewesen sein, die es gab! Die Nachfolger der FW 190 D. Die wurden mit jedem Gegner spielend fertig! Nur noch wenige sind zum Einsatz gekommen." Fischer trat zu ihm: „Ja. 1945 waren sie das Beste. Vielleicht auch noch 1950. Aber daß sie hier stehen, zeigt vielleicht, wie die Erbauer der Anlage dachten. Sie meinten anscheinend, es würde nicht allzu viel Zeit bis zum Einsatz der Dinge verstreichen. Laß' uns weitergehen."- Die nächste Einlassung war ein einziges großes Treibstoffdepot. Dann endete die Glühbirnengirlande. Doch dort, schon halb im Dunklen, stand auf drei angewinkelten Stelzen etwas Bemerkenswertes: Ein linsenförmiges Objekt von reichlich zwölf Metern Durchmesser. Fischer blieb wie angewurzelt stehen. Er blickte Lukowsky an, zeigte auf den dunkelgrau angestrichenen Riesendiskus und rief aus: „Ein Vril 9! Vermutlich das einzige, das es gibt!" Mit eiligen Schritten ging er auf dieses tatsächlich nach einem U.F.O. aussehende Gerät zu. Lukowsky und Karola folgten ihm auf dem Fuße. Dann standen sie zu dritt unmittelbar davor und staunten. Die Frau sagte: „Wirklich eine Fliegende Untertasse! Solch eine habe ich gesehen! Sogar genau diese habe ich gesehen!" Sie schüttelte Fischer aufgeregt am Arm: „Ist das nicht wunderbar!" Fischer strahlte über das ganze Gesicht: „Ja! Noch nicht die, die wir suchen, aber es ist eine! Die kleine Schwester, sozusagen." Karola fiel sogleich ein: „Das stimmt auch! Die, die ich am Himmel gesehen habe, die war bestimmt noch viel größer!" Fischer nahm die Frau spontan in die Arme. Sie sagte begeistert: „Wir haben ein großes Geheimnis entdeckt!" – „Das haben wir," bestätigte Fischer, „Das haben wir!" Dann forderte er Lukowsky auf: „Sieh Dir bitte an, ob Du meinst, man kann damit fliegen." Lukowsky ging näher an den sonderbaren

Flugkörper heran. Er hörte Karolas Stimme fragen: „Wo kommt das her? Doch nicht etwa von einem anderen Planeten? Daran glaube ich nämlich nicht!“ Und Fischer sagte: „Ich auch nicht, Liebes. Das hier wurde in Deutschland gebaut.“ Lukowsky bückte sich und betrachtete die Flugscheibe von unten. Außer einem verblaßten Balkenkreuz war da nichts zu sehen, kein Einstieg, keine Ritze oder Fuge. Er ging zur Außenkante des linsenförmigen Apparates und klomm empor. Alles bot einen sehr stabilen Eindruck, massiv gebaut, nicht leicht wie ein Flugzeug. Oben in der Mitte befand sich eine kuppelförmige Wölbung. Sie hatte ungefähr die Größe, die für eine ein- oder zweisitzige Pilotenkanzel passend gewesen wäre. Doch sie war aus offenbar dickem Metall, es gab keine Fenster, auch keine Luke. Fischer warf Lukowsky seine Taschenlampe zu. Mit deren Hilfe entdeckte dieser nun eine fast fugenlos geschlossene aber doch bemerkbare Einstiegsklappe an der Kuppelseite. Doch es blieb völlig unklar, wie diese zu öffnen wäre. Am unteren Rand der Luke bemerkte Lukowsky eine Art Bohrung, gerade groß genug, um den Zeigefinger bis ans zweite Glied hineinstecken zu können. Doch mehr war es auch nicht. Lukowsky kletterte wieder herunter. Fischer fragte: „Nichts zu machen?“ Lukowsky klatschte dicken Staub von den Händen und schüttelte den Kopf: „Aus dem Ding werde ich nicht klug. Tut mir leid.“ Er ging noch einmal nahe heran und betrachtete alles so genau wie nur möglich. Vier kleine runde Öffnungen fielen ihm auf. Das waren offenbar Waffen, wahrscheinlich Mk.108-Kanonen, die gleiche Bewaffnung, wie auch die Me 262 sie gehabt hatte. „Tut mir leid,“ wiederholte Lukowsky, „Das ist keine Art Flugzeug, wie ich es kenne.“ Fischer lächelte: „Nein, ganz gewiß nicht. Wir sollten jetzt trotzdem weitergehen. Ich möchte nicht länger als nötig hier bleiben. Das Schicksal könnte es wollen, daß die Anlage doch nicht völlig verlassen ist und ausgerechnet jetzt jemand kommt.“ Karola meinte: „Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich glaube, hier ist schon sehr, sehr lange niemand mehr gewesen.“ – „Es sieht so aus,“ stimmte Fischer ihr zu, „Ich habe aber dennoch ein merkwürdiges Gefühl.“ Am Ende der langen Geraden, wo schon keine Lampen mehr hingen, reckte sich ein großer Schatten auf. Offensichtlich ein zweimotoriges Flugzeug. Lukowsky ging dort hin. Fischer rief ihm zu: „Das ist sicherlich nichts Besonderes. Halten wir uns nicht unnötig auf.“ – „Ich komme gleich,“ gab Lukowsky zurück: „Nur einmal anschauen.“ Es war eine Ju 88, ein mittelschwerer Bomber. Nicht eine der letzten Ausführungen, sondern vermutlich um 1942 gebaut. Das Flugzeug war von einer dicken Staubschicht bedeckt, aber nirgends beschädigt. Es stand so, daß es mit fliegerischer Maßar-

beit hätte möglich sein müssen, direkt aus dieser Anlage heraus zu starten, sofern die Riesenfalltür ausreichend weit geöffnet wäre. Die Piste war lang genug. Lukowsky würde sich die Maschine gern näher angesehen haben, doch Fischer drängte darauf, umzukehren.
Sie begutachteten auf dem Rückweg die Kellerräume auf der anderen Seite. Auch hier befanden sich überwiegend unerklärliche technische Geräte. In einigen Verschlägen gab es große Mengen an Konserven und uralte Zigaretten der Marken ‚Nil' und ‚Memphis', sowie jede Art von Toiletteartikeln. Karola griff ein Fläschchen aus einem der Kartons, betrachtete es und sagte: „Schaut! Das ist speziell für Frauen zum Haarewaschen!" Ganz hinten in dieser Kellereinlassung stand abermals ein dunkel gestrichener Panzer, ein Jagdtiger von enormer Größe. Im vorletzten Raum aber waren jene Dinge, die einmal Fritz Buschs höchstes Ziel dargestellt hatten. Auch Karola staunte mit geweiteten Augen: Goldbarren mit der eingegossenen Stampiglie der Reichsbank. Allerdings waren es derer nicht viele. Keiner von ihnen konnte sich der Faszination dieses Anblicks vollständig entziehen. Die böse Macht des Goldes griff nach allen Menschen. Doch diese drei erlagen ihr nicht. In einem nächsten Regal waren zahlreiche Rundstäbe aus einem silbrig glänzenden Material gestapelt, ein wenig dünner als die Goldbarren, aber etwa doppelt so lang. „Platin," sagte Fischer, und sie gingen weiter. In unverschlossenen Blechschachteln befanden sich Devisen; vor allem englische Pfund und amerikanische Dollars. Auch diese ließen sie unberührt. Kunstgegenstände gab es offenbar keine. Lukowsky suchte nach jener hölzernen Figur, die er Busch gerne mitgebracht hätte. Unter einem Laken entdeckte er dann doch, was womöglich gemeint sein konnte. Die etwa vierzig Zentimeter hohe aus Holz geschnitzte Figur einer jungen Frau mit sehr langen wehenden Haaren, die so etwas wie Strumpfhosen trug und dazu Stiefel. In ihren Händen hielt sie einen oktaederförmigen Gegenstand. Wahrscheinlich sollte das einen magischen Kristall darstellen. Lukowsky nahm die Schnitzerei, zeigte sie Fischer und fragte: „Ist das vielleicht das, was Löw so gerne gehabt hätte, um es seiner Frau zu schenken?" Fischer berührte die Holzfigur mit zwei Fingern und sagte erstaunt: „Die Göttin mit dem magischen Stein ...! Ja, die sollten wir mitnehmen."
Das letzte Kellergelaß war vollkommen leer. Aber an der Rückwand befand sich ein großes, sehr breites Tor aus massivem offenbar rostfreiem Stahl. Es ließ sich nicht öffnen. Fischer ging in die Hocke und betrachtete unter Zuhilfenahme seiner Taschenlampe sorgfältig den Boden. Er sagte leise: „Es sieht fast so aus

wie Reifenspuren eines breiten Wagens.“ Er richtete sich auf und meinte: „Wir sollten jetzt gehen. Ich habe einfach solch ein unbestimmtes Gefühl, als sollten wir jetzt wirklich gehen!“ Die Frau trat auf das große fest verschlossene Tor zu und sagte grübelnd: „Das könnte ich kennen. Es stand offen ... und es gab einen breiten Gang. Dahinter war das Raumschiff – oder etwas, das mir so vorkam.“ Sie drehte sich zu den Männern um: „Aber das ist doch völlig unmöglich? Hier unter der Erde!“ Fischer lächelte. Er griff sich an den Kopf, als helfe das beim Nachdenken. Er sagte: „Da hast Du schon Recht, Liebes, es sei denn ...“ Die Frau drängte: „Na?“ Fischer schüttelte den Kopf: „Dahinter, hinter diesem Tor, befindet sich höchstwahrscheinlich gar nichts! Nur Erde und Gestein. Doch es kann vielleicht zu einem Tor in eine andere Seinsebene werden. Andere Dimension zu sagen, wäre falsch, nein, eher Diesseits-Jenseits-Kanal ...“ Er schüttelte abermals den Kopf und nahm die Frau beim Arm: „Lassen wir das! Es ist sicherlich Spinnerei! Ich habe auch wirklich das Gefühl, wir sollten jetzt gehen!“ Karola meinte: „Hier ist doch niemand! Das alles haben die Eigentümer bestimmt längst vergessen!“ Fischer sagte nachdenklich: „Ja, ja, alles – bis auf das verschlossene Tor hier ...“ Er sah Lukowsky an: „Laßt und jetzt gehen. Mehr ist hier nicht zu entdecken.“

Der Weg zurück nach oben erwies sich als einfach. Es gab eine Wendeltreppe, ganz ähnlich wie in jener kleinen nicht ganz fertiggestellten Anlage, in der sie die Me 109 vorgefunden hatten. Der Ausstieg dieser intakten Anlage ließ sich nur von innen öffnen. Fischer kannte sich tatsächlich gut aus. Er hatte viele Jahre damit zugebracht, alle Unterlagen und Hinweise auf dieses Geheimnis zu sammeln und zu studieren, derer er habhaft werden konnte. Die Ausstiegsöffnung ließ sich verblüffend leicht bewegen; gerade so, als würde jemand dafür Sorge tragen, daß dieser Weg jederzeit problemlos beschreitbar blieb. Kaum siebzig Meter von der nun wieder gänzlich unsichtbaren Riesenfalltür entfernt, dicht am Waldrand, gelangten sie zurück an das Tageslicht.

Der Himmel hatte sich inzwischen zugezogen. Einzelne dicke Regentropfen fielen aus der Wolken. Dafür hatte der Wind sich gelegt. Karola zog die Kapuze des Anoraks wieder über den Kopf. Fischer war von zunehmender Unruhe erfaßt. „Laßt uns fahren,“ drängte er, „Ich habe einfach solch ein Gefühl ... Ich kann es nicht sachlich begründen, aber manchmal habe ich einen sechsten Sinn.“ Er wirkte auf einmal ungewöhnlich nervös. Vielleicht machten sich jetzt doch die Folgen der Übermüdung bemerkbar. Als sie den Wagen erreicht hatten,

sagte Lukowsky: „Ich werde fahren. Mach‘ Du es Dir bequem und schlaf ein bißchen, Peter.“ – „Ja,“ meinte Fischer, „Das würde mir wohl gut tun. Es ist doch ein bißchen viel gewesen in den jüngst vergangenen vierundzwanzig Stunden.“ Dabei tastete er an das Pflaster über seiner rechten Schläfe. Er setzte sich quer auf die kleine Rücksitzbank des Wagens und lehnte den Kopf an. Lukowsky nahm das Steuer. Karola hatte neben ihm Platz genommen. Sie rangierten und fuhren langsam zurück. Fischer bat: „Ernst, gib mir eine Zigarette.“ Karola zündete sie an und reichte sie ihm. „Danke,“ sagte Fischer, „Ich muß jetzt erst einmal nachdenken. Etwas ist merkwürdig. Ich weiß noch nicht, was. Manchmal ist das so Ihr kennt das wohl auch: Etwas fällt einem auf, sozusagen im Unbewußten, doch es dringt noch nicht an die Oberfläche.“ Er seufzte: „Ich muß wohl doch erst ein Nickerchen machen!“ Sie näherten sich wieder dem romantisch verwilderten Friedhof. Sonst war nirgends etwas zu sehen oder zu hören. Trotzdem rief Fischer urplötzlich: „Sofort in die Büsche, Licht und Motor aus!“ Lukowsky reagierte augenblicklich, obwohl er keine Ursache dafür erkennen konnte. Er lenkte den Wagen zwischen halbhohe Sträucher. Der Motor schwieg. Fast im selben Moment wurde das näherkommende Geräusch eines anderen, sehr leisen Motors vernehmbar. Nur Sekunden später fuhr eine große dunkelblaue Limousine vorbei, ein Mercedes 600. Dieser fuhr in die Richtung, aus der sie soeben gekommen waren und wo der Weg nicht weiterging. Lukowsky sah schemenhaft mehrere Personen in dem Wagen; zwei Männer und eine junge Frau mit langen dunklen Haaren, braun oder schwarz, die zu einer Pferdeschwanzfrisur zusammengebunden waren. Gesichter konnte er nicht erkennen. Unwillkürlich mußte er an Cornelius‘ Behauptungen denken: Vielleicht – Vera? Lukowskys Herz begann heftig zu hämmern. Fischer atmete tief durch: „Ich hatte es im Gefühl! Mit dem Gehirn glaubte ich nicht daran – aber ich hatte es im Gefühl! Sie haben uns nicht bemerkt. Jetzt schnell weg hier!“ Lukowsky sagte: „Verhaltet Euch ruhig. Ich komme gleich wieder!“ Er stieg aus dem Wagen ohne die Tür zuzuschlagen, und streifte so schnell er konnte, von Buschwerk gedeckt, in Richtung der geheimen Anlage. Es war kaum mehr als ein halber Kilometer bis dort hin, und es dauerte ja eine Weile, bis die Riesenklappe sich hob. Trotz aller inneren Aufgewühltheit, verhielt Lukowsky sich vorsichtig, blieb ständig in Deckung, auch wenn es dafür Kratzer von wilden Brombeersträuchern gab. Er glaubte auch nicht, daß die Frau in dem Wagen Vera Jörgens gewesen war. Hätte er ihr Gesicht nicht auch im Bruchteil einer Sekunde erkannt? Doch, gewiß! Ebensowenig war es wohl Antonietta Alotti gewesen.

Aber ganz sicher war er sich all dessen doch nicht. Er kam noch rechtzeitig nahe genug an die Anlage heran, um zu sehen, wie die gigantische Falltür sich hinter dem in das Innere der Erde rollenden dunkelblauen Mercedes schloß, aber zu spät, um eventuell die Insassen zu erkennen. So gab es auf die ihn bewegende Frage doch keine sichere Antwort. Mühsam zwang sich Lukowsky zur Ruhe.

Als er zurückkehrte, schimpfte Fischer erregt: „Was machst Du denn? Wir müssen schleunigst hier weg!“ Lukowsky stieg in den Wagen und fuhr an. Er sagte: „Entschuldigt! Ich wollte es genau wissen. – Ja, der Wagen ist in die Anlage hineingefahren. Sie ist also, wie Du, Peter, es ausdrückst, aktiv.“ Fischer hatte sich wieder beruhigt. Er grübelte halblaut: „Es muß hinter dem verschlossenen Stahltor noch etwas geben, ganz bestimmt. Alles andere könnte von untergeordneter Bedeutung sein. Dem müssen wir auf den Grund gehen. Ich sehe alle Unterlagen nochmals ganz genau durch. Wir kehren dann später vielleicht noch einmal hierher zurück, so riskant es auch sein mag. Natürlich nur, wenn es im Sinne der Sache einen Wert hat, nicht bloß aus Neugier. Doch auf halbem Weg stehenbleiben, das kommt nicht in Frage. Wer weiß, ob wir nicht sogar gebraucht werden könnten ... Ich muß das alles noch gut überlegen.“ Die Bohlen der Holzbrücke rumpelten wieder unter den Rädern des Wagens. Sie bogen auf den bequemeren Waldweg, die Landstraße war nun nicht mehr fern. Karola drehte sich zu Fischer um und sagte: „Schlaf jetzt ein Stündchen.“ Sie zog den Anorak aus und reichte ihn nach hinten: „Zum Zudecken!“ – „Ja, danke,“ sagte Fischer, „Ich merke jetzt, wie die Müdigkeit mit Übermacht kommt.“ Er schlief tatsächlich umgehend ein und begann dabei leise zu schnarchen. Nach einer Weile fragte die Frau, um Fischer nicht zu wecken, mit gesenkter Stimme: „Du hast in dem blauen Mercedes jemanden erkannt? Mir fiel so was auf!“ Lukowsky zögerte mit der Antwort: „Du hast eine gute Beobachtungsgabe. Ja, ich war mir nicht sicher.“ Sie forschte: „Und jetzt?“ Er steckte sich eine Zigarette an und überlegte: „Schwer zu sagen.“ Karola fragte geradeheraus: „Die Frau in dem Wagen! Die mit dem Pferdeschwanz! Die hast Du erkannt! Stimmt’s?“ Lukowsky fühlte sich ertappt, doch er antwortete offen: „Im ersten Augenblick dachte ich es, oder vielmehr: Ich hielt es für eventuell möglich. Doch da spielt ja leicht Einbildung mit. Ich glaube nicht, daß es diejenige war, an die ich dachte.“ Karola sprach mit einem Ton von Entschuldigung in der Stimme: „Ich wollte nicht ungehörig neugierig sein! Es ist mir nur aufgefallen, daß es Dich so richtig hin-und-her-gerissen hat.“ – „Das ist wahr,“ erwiderte Lukowsky unbefangen

und fragte: „Welche Haarfarbe hatte die Frau Deiner Meinung nach, braun oder schwarz?“ Karola meinte: „Dunkelbraun, glaube ich. Sicher bin ich aber nicht. Sie hatte so einen Roßschweif, so ähnlich wie ich jetzt, aber länger, glaub ich.“ Sie zurrte das Band fester, daß den ihren zusammenhielt. Lukowsky überlegte: „Würdest Du Dir zutrauen, die Frau auf einem Foto zu erkennen?“ Sie zeigte eine zweifelnde Miene: „Ich weiß nicht. Ich könnte es versuchen, aber – es ging ja sehr schnell.“ Lukowsky holte Veras Bild aus der Paßhülle und zeigte es ihr. Karola betrachtete es eingehend. Endlich sagte sie: „Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht könnte sie es gewesen sein.“ Sie sah sich das Bild nochmals ganz genau an: "Es tut mir leid, aber ich kann es nicht sagen. Es ging zu schnell. Nein, ich glaube eher, sie war es nicht. Obwohl, die Frau auf dem Foto hat die Haare offen, wenn man sie sich mit solch einem Roßschweif vorstellt ...“ Karola reichte das Foto zurück: „Aber ich glaube doch eher, daß es eine andere Frau war.“ Sie fragte: „Das zu wissen wäre für Dich sehr wichtig, nicht wahr?“ – „Ja,“ antwortete Lukowsky: „Zumal es mir sehr unwahrscheinlich vorkommt, daß die Frau, die ich meine, in dem Mercedes gewesen sein sollte.“ Er verstaute Veras Foto wieder. Karola lächelte: „Na also! Dann wird sie es auch nicht gewesen sein! Der Mann am Steuer des Wagens, das habe ich sicher gesehen, war jung und hellblond.“ Sie lächelte ein wenig müde: „Das ganze heutige Erlebnis war so merkwürdig, daß es einen nicht unbeeindruckt läßt und die Phantasie einem schon Streiche spielen kann. Ich hatte zum Beispiel ein unbeschreibliches Gefühl. Auf der einen Seite, als ob ich wirklich vieles kennen würde. Und dann wieder, als wäre es doch nur in meiner Phantasie gewesen. Allerdings ... Einiges, glaube ich, stimmt ganz sicher. In dem kaputten Schuppen ... Ich spürte regelrecht etwas Grauenhaftes! – In dem unterirdischen Bau war davon nichts, das war nur interessant, da hatte ich keinmal Angst – außer in dem Moment, als es ganz dunkel wurde und ich dachte, wer weiß, ob wie wieder herauskommen.“ Lukowsky sagte: „Das ging mir in dem Augenblick auch so.“ Sie meinte: „Ich glaube, wir müssen alle erst einmal ganz in Ruhe darüber nachdenken.“ Sie zog grüblerisch ihren Pferdeschwanz vor die Schulter, spielte nervös an dessen Enden herum und sagte: „Was ich sehr deutlich vor mir sehe – wie eine richtige Erinnerung, nicht wie aus einem Traum – das sind so Einzelheiten. Der schwarz angemalte Tank, der Panzer, am Eingang beispielsweise. Dann diese sonderbaren nebeneinander stehenden Apparate. Natürlich die Fliegende Untertasse – und auch das verschlossene Tor. – Aber ich weiß das alles nicht genau. – Vielleicht ist es doch nur ein Traum gewesen. Andere Dinge wieder, an die habe ich

gar keine Erinnerung. Die Flugzeuge beispielsweise oder das Gold.“ Sie lehnte der Kopf gegen die Nackenstütze. Auch die junge Frau überkam nun ein Anflug von Müdigkeit. Sie blinzelte mit den Augenlidern, um sich wach zu halten, aber dann schlief sie doch ein.

Lukowsky chauffierte zwei, die den Schlaf der Gerechten für sich in Anspruch nehmen konnten. Der V-8-Motor des Mustangs blubberte brav vor sich hin, die Strecke war frei, doch Lukowsky fuhr langsam. Wieder und wieder versuchte er, sich diese winzige Viertelsekunde zu vergegenwärtigen, als der große dunkelblaue Mercedes bei dem verlassenen Friedhof vorüberglitt. Die Frau hinten im Fond. Sie saß nicht einmal dicht am Fenster. Was hatte er da schon genau wahrnehmen können? Eine Frau, die jung war und ihre langen dunklen Haare in einem Pferdeschwanz trug. Ob so lang wie Veras, das war schon wieder nicht erkennbar gewesen. Von Erkennen hatte in Wahrheit wohl überhaupt keine Rede sein können – doch vielleicht von – Erfühlen? Lukowsky versuchte es auf diesem Weg. Es führte zu keinem Ergebnis. Im Gegenteil. Ohne Cornelius‘ Anspielungen, sogar Behauptungen, Vera habe eng mit jenem unergründbaren Geheimbund zu schaffen, würde ihm vermutlich jetzt gar nicht der Gedanke gekommen sein, sie könnte die Frau in dem Wagen gewesen sein. Oder vielleicht doch? – Und der Fahrer war ein junger blonder Mann gewesen. Hugo Weiß? Und die Frau dann doch Antonietta Alotti? Wahrscheinlich ...
Er wendete den Blick zu der jungen Frau neben sich. Sie schlief nun sehr fest, ruhig, gewiß frei von Alpträumen.
Lukowsky dachte an den Schuppen des Grauens, wie seine Gedanken ihn nun titulierten. Der war mit Sicherheit nicht von alleine zerfallen. Er war zerstört worden. Wahrscheinlich durch ein aus spitzem Winkel eingeschlagenes Geschoß mit erheblicher Wucht. Daran konnte es kaum einen Zweifel geben. Der alte Soldat Ernst Lukowsky wußte, wie so etwas aussah. Allerdings hatte er einen Einschlag genau wie diesen noch nirgends gesehen. Also ein Angriff der Besitzer des unterirdischen Areals auf Leute, die planten, Giftgas oder einen bakteriologischen Kampfstoff in die Anlage zu leiten? Das entspräche Jill-Karolas Annahme. Lukowsky versuchte, diesen Punkt einmal ganz nüchtern zu überdenken. Mit den vermutlich vier 3-cm-Schnellfeuerkanonen der Fliegenden Untertasse aus der Anlage, sofern diese flugfähig war, hätte man den Schuppen problemlos ruinieren können, doch das würde ganz anders ausgesehen haben. Eine Bombe kam nicht in Frage, denn dann wäre von dem Wellblechschuppen

nichts übriggeblieben. Was war mit dem Tiger-Panzer. Dessen 8,8-Geschoß wäre auf die geringe Entfernung fast waagerecht eingeschlagen. Es hätte den Schuppen förmlich weggeblasen. Nein, der Angriff mußte aus der Luft erfolgt sein, fast senkrecht von oben. Dabei war nur ein einziger Schuß abgegeben worden – mit was für einer Waffe auch immer. Jedenfalls mit einer von hoher Durchschlagskraft, die in die Tiefe wirkte, denn der Krater war beachtlich. Demnach eine Waffe, um Bunker zu knacken, nichts, was gegen einen Wellblechchuppen eingesetzt werden würde – es sei denn, der Angreifer wollte sicherehen, daß, falls sich noch etwas darunter befand, davon nichts übrigblieb. Es war aber nichts da außer Erde. Vielleicht hatte der Angreifer seinen Gegner einfach überschätzt. Doch mit was hatte er geschossen. Kaum mit einer Rakete, denn sonst hätten Blechreste herumliegen müssen. Allerdings, die hätten weggeschafft worden sein können, ebenso wie die Überreste der Schuppenausstattung. Lukowsky schob das Thema erst einmal beiseite. Er hatte es sich ohnehin bloß vorgenommen, um nicht weiter über die Frau in dem dunkelblauen Mercedes nachdenken zu müssen, die vielleicht, aller Wahrscheinlichkeit zwar nicht, eventuell aber doch, obschon er es nicht glaubte, Vera Jörgens hätte sein können ... Doch nein, genauer betrachtet war sie es wohl doch nicht gewesen, das meinte ja auch Karola aufgrund des Fotos, sondern eine andere mit einem dunklen Pferdeschwanz. Außerdem: Er hatte Vera noch nie mit solch einer typischen Pferdeschwanzfrisur gesehen, sie machte sich zumeist einen Schweif oder einen Zopf vor der Schulter. Also könnte auch die Dame am Grab des Herrn Oberstleutnant Fokke sehr leicht eine andere gewesen sein. Ein paar große, schlanke Frauen mit hüftlangen dunklen Haaren würde es ja wohl noch geben, ohne daß es immer gleich Vera Jörgens sein mußte. – Und doch wurde er den Gedanken nicht los, daß zumindest die Frau am Grab jenes Offiziers, der mit Kapitänleutnant Eberhard Jörgens korrespondiert hatte, ihn womöglich sogar persönlich näher kannte, dessen Tochter Vera gewesen sein könnte – bei Vollmond um Mitternacht in Begleitung des undurchschaubaren Herrn Hugo Weiß und – mit einer blauen Limousine, möglicherweise einem Cadillac oder einem großen Mercedes. Lukowsky wünschte sich diese marternden Gedanken aus dem Kopf, doch sie wollten nicht weichen.

Als sie bei der Autobahnraststätte Augsburg ankamen, entschied Fischer, mit Karola zusammen nach Garmisch-Partenkirchen zu fahren und erst am nächsten Mittag mit dem Flugzeug aus München nach Düsseldorf zu kommen. Er

wollte die junge Frau nicht mit ihren mannigfaltigen Gedanken allein lassen. Dies sprach er in ihrer Gegenwart nicht aus, doch Lukowsky verstand ihn sehr gut, er selbst würde nicht anders gehandelt haben. Fischer telefonierte noch mit Busch, der wohlbehalten in Büderich war, und dann verabschiedeten sie sich mit Umarmungen und Küßchen. Lukowsky winkte den beiden nach, als sie in dem Volkswagen davonfuhren. Er trank noch in Ruhe eine Tasse Kaffee, dann machte er sich auf die Räder.

28

Es war schon verhältnismäßig spät am Abend, als Lukowsky in Düsseldorf ankam, einen halbwegs günstigen Parkplatz gefunden hatte und wieder sein Büro betrat. Er öffnete zwei Fenster, ließ frische Luft herein, kühle, klare Nachtluft. Dann suchte er nach der Büdericher Telefonnummer und rief an, um zu sehen, ob bei Busch alles in Ordnung sei. Busch ging sofort an den Apparat und sagte: „Gut, daß Du da bist! Ich habe Valtines Schlupfloch entdeckt! Wäre dabei aber fast überrascht worden, doch den alten Fuchs Busch fängt man nicht so leicht! – Das erzähle ich Dir morgen genau. Bin erst seit einer Viertelstunde wieder hier. Habe mich auch mit diesem Cornelius getroffen. Dabei ist etwas herausgekommen. Der will aber mit Dir reden. Bitte rufe ihn an. Vielleicht kriegst Du ihn noch heute. Dann unterrichte uns bitte sofort.“ Lukowsky fragte: „Soll ich nicht auf einen Sprung nach Büderich kommen?“ – „Heute nicht mehr,“ entgegnete Busch, „Ich muß ein bißchen schlafen. Wenn es Dir recht ist, treffen wir uns morgen Vormittag bei Dir, so gegen elf Uhr.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung. Bis dann!“ Er ging in die Küche, setzte Kaffee auf, machte es sich dann im Sessel hinter den Schreibtisch bequem und wählte Cornelius‘ Privatnummer. Dort ging niemand dran. Lukowsky versuchte es mit der Dienststelle, und da erreichte er ihn. Cornelius sagte: „Aha! Das trifft sich gut!“ Lukowsky wunderte sich: „Sie arbeiten noch zu allmählich nächtlicher Stunde?“ – „Wenn man das so nennen will,“ brummte Cornelius und hustete ins Telefon. Dann fragte er: „Wollen wir uns noch ein bißchen zusammenrotten? Ich hätte Ihnen was zu bieten.“ Lukowsky sagte: „Mir soll’s recht sein. Wo?“ Cornelius schlug vor: „Ich komme erstmal zu Ihnen. In zwanzig Minuten.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung,“ legte auf und ging in die Küche, um nach dem Kaffee zu sehen. Der war noch nicht fertig, die Kaffeemaschine brodelte und blubberte vor sich hin. Aber als Cornelius erschien, gab es frischen Kaffee. Der späte Gast zog den Mantel nicht

aus, sondern setzte sich gleich so auf den Stuhl gegenüber dem Schreibtisch. Er sagte: „Sie bekommen heute noch was geboten!“ Dann bat er: „Die Zigaretten sind mir ausgegangen. Sie haben da doch sicher Reserve.“ Lukowsky schob ihm seine ‚Player’s‘ hin, filterlose, wie Cornelius es mochte. Dieser griff wie im Gegenzug in eine Innentasche und schmiß eine großformatige Fotografie auf den Schreibtisch, die Ecken waren ein bißchen angeknickt: „A votre plésier!“ Es war ein Schwarz-Weiß-Foto von Antonietta Alotti im Badeanzug und mit offenen Haaren in einem Garten voller Blumen. Lukowsky stellte das Bild gegen die Schreibtischlampe und sagte: „Schön!“ Cornelius nickte: „Finde ich auch. Ist erst diesen Sommer entstanden. Also aktuell.“ Er trank Kaffee, zündete sich eine Zigarette an und forderte Lukowsky auf: „Sehen Sie mal genau hin, ob Ihnen was auffällt!“ Lukowsky betrachtete das gut beleuchtet dastehende Bild der Frau. Er fragte: „Was?“ Cornelius beugte sich vor: „Sie kann es nicht gewesen sein, die auf dem Friedhof.“ Lukowsky fragte: „Woraus schließen sie das?“ Cornelius ließ einen Zeigefinger vor dem Foto hin-und-her pendeln: „Die Mähne! Die geht zwar ungefähr bis zum Popo, aber mit ihren vier Buchstaben sich darauf setzen könnte die Dame nicht, schon gar nicht, wenn sie sich so einen Pferdeschwanz machte." Cornelius gab ein undefinierbaren Grunzen von sich, ehe er weitersprach: "Was heißt, die Jörgens ist Frau auf dem Friedhof gewesen! Nicht die Alotti!“ Er nahm das Bild von Antonietta Alotti wieder an sich, „Das werden wir endgültig klären!“ Er trank in einem Zug seinen Kaffee aus: „Ich habe nämlich vor, Ihnen heute nacht noch ein gruseliges Erlebnis zu bieten. Wir fahren noch mal zu dem Friedhof, wo der Maulwurf gerade Löcher buddelt. Habe am frühen Abend mit ihm telefoniert. Er ist da. Also kommen sie!“ Cornelius erhob sich: „Oder haben Sie keine Lust? Das müßte Sie doch interessieren? Es geht um die Jörgens! Anschließend gibt es dann noch etwas Erbauliches, und wenn wir danach nicht zu müde sind, reden wir auch noch über die Heldentaten Ihres Freundes Buch.“

Sie fuhren wieder in dem rollendem Ascheneimer. Cornelius rauchte und lenkte auf die Autobahn. Er begann, geradezu leutselig zu erzählen: „Mit dem Herrn Oberstleutnant ist das so: Er hat probiert, gemeinsam mit ein paar anderen da im Ministerium, eine Notbremse gegen die NATO-Strategie ins Werk zusetzen, die im Falle eines Krieges vorsieht, ganz Deutschland mit Atomwaffen flach zu machen und Österreich gleich mit dazu, worüber sich diverse Leute in New York und anderswo bestimmt freuen würden, sozusagen in der Wollust alttesta-

mentarischer Rache und überhaupt weil's für sie praktisch wäre. Na ja, vielleicht klappt's ja nicht, dann sind diese diversen Leute untröstlich - was soll's ... Ein deutscher Offizier konnte die bewußte Aussicht nicht so toll finden, und der Verteidigungsminister auch nicht. Also hatten sie was ausgeheckt. Ob der Herr Bundeskanzler was davon wußte, ist ungewiß, vielleicht ja, vielleicht nein. Unsre Oberen sind ja pflichtschuldig immer die Unteren von anderen Oberen. Aber das geht anderen Ländern ja auch nicht viel besser." Lukowsky fragte: "Wen stellen Sie sich unter den Oberen von den Oberen vor?" Cornelius setze ein verschmitztes Grinsen auf: "Die Oberen von den Oberen sind immer die, gegen die niemand was sagen darf! Das ist doch ganz einfach. Zu Kaisers Zeiten gab es da den Paragraphen 'Majestätsbeleidigung'. Heute heißt es selbstverständlich anders, ist nicht ganz so offen. Also? Denken Sie selber mal nach: Gegen wen dürfen Sie nichts sagen, ohne Ärger zu bekommen und womöglich im Kittchen zu landen? Ist ganz einfach!" Cornelius schob diesen Gedanken mit einer Handbewegung beiseite und kam auf sein Hauptthema zurück: "Auf alle Fälle: Die Sache von Fokke und Gesinnungsgenossen ging daneben. Der Herr Oberstleutnant starb an Herzversagen mittels einer 9mm-Para in den Rücken. So viel steht fest. – Da muß ich erstmal was anmerken: Die FN-Kanone aus Ihrem Papierkorb ist kaum die Mordwaffe, obwohl das wahrscheinlich auch solch eine ‚FN' war. Ihr Beutestück stammt übrigens aus einer ganz speziellen Serie. Nicht in Belgien gefertigt, sondern in Lizenz. Sie hat keine Nummer – gar keine. Auch keine Beschußzeichen, ist vollständig anonym sozusagen. Sie können ja mal raten, wer solche Sondermodelle benutzt ... Na ja, lassen wir das erstmal! Zurück zu unserem Oberstleutnant Fokke. Er kannte den Kapitänleutnant i.R. Eberhard Jörgens. Vielleicht sogar ganz gut. Das wissen wir nicht so genau. Ich hatte heute vormittag die Ehre mit einem Staatssekretär aus dem Verteidigungsministerium. War sehr aufschlußreich. Am Ende der Besprechung zitierte der Herr Staatssekretär Napoleons historischen Ausdruck bei Waterloo in deutscher Übersetzung und meinte, wir sollten die Füße stillhalten. Gepaßt hat's ihm nicht, doch was sollte er machen. Es gibt auch unter unseren Politikern anständige Leute." Lukowsky sagte: „Das glaube ich auch. Politik ist eben nur die Kunst des Möglichen." Cornelius trat eine Kippe auf dem Wagenboden aus und ergänzte: „Und nach zwei verlorenen Kriegen gegen den Rest der Welt sind unsere Möglichkeiten nicht sonderlich groß." Er hustete, steckte sich gleich eine neue Zigarette an und setzte seine Erzählung fort: „Der verschiedene Herr Oberstleutnant war kein sonderlich hohes Tier, aber er saß auf einer Drehscheibe

zwischen Luftwaffe, Industrie und Verteidigungsausschuß. Außerdem hatte er ein paar Finger im MAD und bemühte sich beiläufig, unsere werten NATO-Partner im Auge zu behalten. Der Mann muß einen Achtzehnstunden-Arbeitstag gehabt haben. Wie dem auch sei, die Fährte zu den Jörgens‘ scheint es zu geben oder gegeben zu haben. Das wird uns gleich noch ein bißchen beschäftigen.“ Cornelius schaltete die Scheibenwischer ein, feiner Nieselregen kam aus dem nächtlichen Himmel. Die Scheibenwischer begannen zu quietschen, weil das Glas beinahe trocken war. „Und nun,“ sprach Cornelius weiter, „zu Ihrem Freund Busch. Der wollte sich heute rückwirkend das Ritterkreuz verdienen. Das Bundesverdienstkreuz würde man ihm nicht geben, ob-wohl das ja auch ein ganz hübscher Oden ist, finden Sie nicht?“ – „Doch,“ sagte Lukowsky, „es erinnert an das alte Templerkreuz.“ Cornelius gab ein Brummen von sich: „Drängen Sie mich nicht in meine Bildungslücken! Templer? Sind die nicht auf dem Scheiterhaufen der Inquisition gelandet?“ Lukowsky nickte: „Jedenfalls viele.“ Cornelius hustete: „Na ja, so was kriegen wir hier bald wieder, Sie werden sehen. Noch ein paar Jahre, und jeder fliegt in den Kerker, der auch nur andeutungsweise etwas sagt oder schreibt, was den Oberen von den Oberen nicht paßt. Wie im Kommunismus oder früher bei den Nazis, wenn nicht noch schlimmer. – Aber zurück zu den Anstrengungen des Herrn Busch. Der hat tatsächlich Mister Valtine aufgespürt. Nämlicher beitreibt eine Immobilienmaklerei in Bad Godesberg – neben anderen Tätigkeiten, versteht sich. Das war uns nicht neu, aber daß Busch dahintergekommen ist, darf schon bemerkenswert genannt werden. Dumm ist der Kerl nicht. Er hat da jetzt aber eine gefährliche Lunte angezündet. Immerhin, das gebe ich zu und wiederhole mich mit Respekt: Nicht dumm! Wir müssen darüber noch reden.“ Er hustete wieder: „Jetzt wollen wir uns zunächst um etwas anderes kümmern.“ –

Es ging auf Mitternacht, als sie den Bonner Friedhof erreichten und den grauen Audi auf dem Parkplatz zurückließen. Cornelius grinste: „Geisterstunde!“ und schritt voran. Die Luft war feucht, aber es regnete nicht. An einer der Wegkreuzungen brannten ein paar eiserne Ampeln. Zwei Männer in dunklen Overalls hoben an dieser Ecke ein Grab aus. Cornelius blieb stehen, steckte die Hände in die Manteltaschen und sprach die beiden Totengräber an: „Hallo, die Herren!" Einer der beiden, der ältere, er mochte Mitte Vierzig sein, erwiderte: „Tag, Herr Kommissar!“ Für diese Leute war die Nacht offenbar der Tag. Cornelius deutete auf Lukowsky und sagte knapp: „Ein Mitarbeiter, Herr Roll. Ich möchte noch-

mals mit Ihnen reden.“ Der so angesprochene ältere der beiden Arbeiter ließ seine Schippe liegen, wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab und trat näher: „Ja, Herr Kommissar. Ich weiß aber nicht mehr, als ich schon gesagt habe.“ Es schien ihm dennoch zu schmeicheln, daß der Kommissar ihn erneut aufsuchte. Cornelius trat unter die nächststehende Ampel, zog das Foto von Antonietta Alotti hervor und hielt es dem Arbeiter hin: „Sehen Sie sich mal diese Frau an, Herr Roll. Ganz genau! Kann das die von neulich Nacht gewesen sein?“ Der Mann namens Roll betrachtete das Bild. Nach etwa einer Minute meinte er: „So ähnlich hat sie ausgesehen. Aber die Haare rötlich. Das ist kein Farbfoto.“ Cornelius hielt ihm das Bild abermals vor: „So ähnlich oder genauso, Herr Roll? Bitte denken Sie nach!“ Der Befragte zeigte eine bedauernde Geste: „Entschuldigung, Herr Kommissar, ich weiß nicht genau! Vielleicht ist es die Frau gewesen, ja, vielleicht. Oder vielleicht nicht!“ Cornelius steckte das Foto wieder ein und fragte: „Sie haben gesagt, die Frau hatte einen so langen Pferdeschwanz, daß sie sich mit dem Arsch darauf setzen könnte. So drückten Sie sich aus. War das wirklich so? Oder hatten sie das nur sinnbildlich gemeint?“ Mit dem Wort ‚sinnbildlich‘ schien der Zeuge Schwierigkeiten zu haben. Er schürfte in seinen Gedanken und beteuerte dann: „Doch, bestimmt, Herr Kommissar! Ich dachte noch: So lange Haare hab ich noch nie gesehen.“ Er lachte verlegen. Cornelius holte das Bild von Antonietta Alotti wieder hervor und hielt es dem Totengräber erneut hin: „Sehen Sie sich die noch mal genau an. Achten sie auf die Länge der Haare.“ Der Mann tat es und meinte dann im Ton fester Überzeugung: „Die sind nicht lang genug! Nein, nicht! - Ich meine, die von der Frau auf dem Foto sind schon lang genug - bloß nicht für die andere Dame, die hier war!" Cornelius reichte Lukowsky das Bild, der es einsteckte, und befragte seinen Zeugen weiter: „Noch mal zu der Größe. Sie meinten, die Frau sei fast einsachtzig gewesen. Sind Sie da sicher?“ Der Arbeiter zögerte: „Jedenfalls war sie sehr groß. Also, im Vergleich mit dem Mann, wenn der groß war! Sie ist etwas kleiner als der gewesen, aber groß!“ Cornelius bohrte: „Hatte sie Schuhe mit hohen Absätzen an?“ Der Totengräber zog die Stirn in Falten und ließ den Blick in die Richtung schweifen, in der Oberstleutnant Fokkes Grab lag, als wolle er sich den Moment einer vergange-nen Nacht vergegenwärtigen. Schließlich nickte er heftig: „Ja! Sie hatte schwar-ze Schuhe mit hohen Hacken!“ Busch fragte: „Und die Haare? Waren die nun rötlich oder dunkel? Vielleicht fast schwarz?“ Diesmal antwortete der Befragte schnell: „Rötlich! Vielleicht so kastanienbraun. Bestimmt rötlich! Und bis zum A... oder sogar noch mehr.“ Er

zeigte mit der Hand, was er meinte und fügte an: „Ich dachte noch, wie Verheiratete sehen die beiden nicht aus. Der Mann sah zwar auch vornehm aus, aber beileibe nicht so wie die Frau. Eher, als ob er ein Bediensteter wäre. Die Frau sah echt nobelig aus. Auch wie sie angezogen war, wie eine richtige Dame. Und Schmuck hatte sie um, den sah man glitzern. Viel-leicht war sie ja eine Baronesse oder so.“ Cornelius merkte auf: „Was bringt Sie auf diese Idee?“ Der Totengräber zuckte mit den Schultern: „Bloß, weil sie so fein aussah, so blaß, fast wie eine Marmorfigur auf einem vornehmen Grab. Sehr schön!“ Dabei zeigte er zur Veranschaulichung auf einen in der Nähe ste-henden Engel. „Aber irgendwie ist sie mir merkwürdig vorgekommen. Der Mann auch. Vielleicht aber waren sie auch nicht merkwürdig.“ Er studierte seine schmutzigen Fingernägel: „Die zwei haben gar nicht gesprochen. Es war ganz komisch.“ Cornelius nickte, hustete und bohrte in seinen Zeugen hinein: „Sie sind den beiden dann nachgeschlichen, mal so gesagt, als verantwortungsbe-wußter Bürger, und haben den Wagen gesehen, mit dem der Mann und die Frau wegfuhren. Überlegen Sie bitte noch einmal genau, ob Sie sich nicht doch an die Marke von dem Auto erinnern können.“ Der Herr Roll rieb sich angetrocknete Erde von den Händen und dachte nach: „Aber nicht genau. Es ist ein sehr großes Auto gewesen. Ein dunkelblaues mit viel Chrom dran. Ich dachte erst, ein Cadillac. Es gibt nämlich regelmäßige Friedhofsbesucher, die Kemeners, ich kenne sie vom Namen, die haben so einen Cadillac, und wenn sie das Grab schmücken, kommen sie immer mit dem. Vielleicht hab ich in der Nacht auch daran gedacht. Es hat mich ja nicht so interessiert. Erst dann, als ich dachte, da wollte einer klauen. Jetzt glaube ich, es war eher ein Mercedes. Ein ganz großer. Aber beschwören kann ich das nicht.“ – „Na gut,“ brummte Cornelius und fragte: „Fällt Ihnen sonst noch was ein, Herr Roll? Vielleicht irgend etwas, woran Sie bisher noch nicht gedacht haben?“ Der Totengräber zog die Stirn in Falten, er schüttelte den Kopf: „Leider, Herr Kommissar.“ Er schüttelte nochmals den Kopf: „Nee.“

Cornelius und Lukowsky gingen auf den Parkplatz zurück und zu dem grauen Audi, der dicht bei einer hohen Hecke stand und zunächst kaum zu sehen war. Hier brannte kein Licht. Doch am Himmel zeigte sich zwischen ziehenden Wolken ein kräftiger Halbmond, der seinen Schimmer auf die Erde sandte. Cornelius blieb neben dem Auto stehen und blickte sich um: „Ein sehr großer Mercedes. Wahrscheinlich ein 600er. Nicht schlecht! Fräulein Jörgens weiß, was gut

ist!“ Lukowsky wand ein: "Vera Jörgens hat keine rötlichen Haare, höchstens einen Hauch. Sie sind auch nicht ganz so lang, wie der Mann eben es beschrieben hat." - Cornelius wunderte sich: "Als ich sie sah, machte es walle-walle bis zu den Kniekehlen. Na ja, ist ja auch schon ein paar Jährchen her. Vielleicht war sie ja zwischendurch mal einen Anfall von partieller Selbstverstümmelungssucht. Aber wenigstens bis zum Steiß wallt es ganz sicher auch jetzt noch. Darauf wette ich, die Jörgens ist einfach der Typ, sich nicht drastisch zu ändern. Also braucht der Maulwurf nur ein bißchen übertrieben haben - und schon stimmt es wieder!" Cornelius nickte zuversichtlich vor sich hin und argumentierte weiter: "Und was die Farbe angeht: Bei Mondschein und Funzelbeleuchtung? Da kann das schon so wirken. - Sie war's! Ich glaube, sie war's!" Er sah Lukowsky über das Wagendach hinweg an: „Aber ... Ich habe noch was auf Lager, noch so manches! Dafür möchte ich bald einmal Geld sehen, wenigstens ein bißchen.“ Lukowsky bot an: „Fünftausend Mark. Mehr habe ich jetzt nicht. Ich hole sie morgen früh von der Bank.“ – „Das ist schon sehr gut!“ lobte Cornelius, „Ein Zeichen des ehrlichen Willens genügt mir erstmal. Ich denke auch, eher sollten Ihre Freunde Busch und Fischer blechen. Die haben mehr Geld als Sie. Ich will von Euch, alles zusammen, 100.000 Mark. Das ist nicht übertrieben, dafür werde ich noch sehr nützlich sein.“ Er warf Lukowsky einen Blick zu: „Und damit Sie sehen, wie korrekt ein moderner Beamter ist: So bald ich die fünftausend von Ihnen habe, erwarte ich nur noch 95.000 Mark!“ Cornelius sah wieder geradeaus auf die Straße: „Und jetzt der zweite Teil unseres kleinen nächtlichen Ausflugs – noch ein Friedhof! Diesmal in einem winzigen Nest, aber ganz in der Nähe.“

Cornelius nahm den Weg nach Bad Godesberg und fuhr eine Weile am Rhein entlang. Sie erreichten eine malerische Ortschaft mit engen Gassen und Fachwerkhäusern. Tatsächlich steuerte Cornelius über einen Kopfsteinpflasterweg auf eine kleine barocke Kapelle zu, hinter der ein Friedhof lag. Er hielt an, langte eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach und sagte: „Dann mal los!“

Es war ein sehr kleiner, aber besonders sorgfältig gepflegter Friedhof mit schmalen kiesbestreuten Wegen mit Natursteinbegrenzungen. Licht brannte nirgends, doch die Wolken am Himmel hatten sich aufgelöst, der Mond gab ein helles Licht. Cornelius ging zielsicher auf ein weit hinten gelegenes Grab zu und schaltete seine Taschenlampe an. Auch auf diesem Grabstein war ein kleines, mit Gold eingelegtes Eisernes Kreuz zu sehen, jedoch keine Runen. Über dem

Grabstein erhob sich eine Plastik aus Marmor. Doch der Strahl der Taschenlampe richtete sich zunächst auf die Inschrift in dem Stein. Cornelius las vor: „Gerhard von Wohlnzach, General der Panzertruppe," und er erläuterte: „Auch dieser Herr war im Bundesministerium für Verteidigung tätig. Er verblich vor sechseinhalb Jahren. An was, weiß ich nicht, lassen wie das einmal offen. Könnte aber sein, auf natürliche Art. Der Herr General war älteren Jahrgangs. Schon bei der Reichswehr dabeigewesen, in der Weimarer Zeit, dann bei der Wehrmacht, hat den Zweiten Weltkrieg vom ersten bis zum letzten Schuß mitgemacht, zeitweilig im Stab von Generalfeldmarschall Erich von Manstein. Nach dem Krieg wurde er unter anderem persönlich bekannt mit Franz Josef Strauß. Ein besonderes Anliegen von ihm war, die Bundeswehr sollte einen eigenen Generalstab erhalten, anstatt vom Ausländern kommandiert zu werden. Damit drang er natürlich nicht durch. Immerhin, er hatte wohl ein paar ganz gute Verbindungen. Wer weiß, ob er nicht auch mit dem Herrn Kapitänleutnant i.R. Jörgens bekannt gewesen ist?" Nun wanderte der Strahl der Taschenlampe auf die Marmorskulptur. Sie sah aus wie eine antike Göttin von halber Lebensgröße, geschaffen in der Jugendstil-Epoche oder dieser jedenfalls gut nachempfunden. „Sehen Sie sich die einmal an!" forderte Cornelius auf: „Diese Figur ist ein bemerkenswertes Monument, ein Kunstwerk. Die Vorlage stammt von einem berühmten österreichischen Bildhauer. Er hieß Mucha. Ich habe nachgeblättert und eine Menge Abbildungen in Büchern verglichen. Nun, Herr Lukowsky, für was halten Sie diese versteinerte Dame?" Lukowsky antwortete: „Die Jugendstil-Darstellung einer antiken Göttin. Sie ist wirklich sehr schön." Cornelius wiegte den Kopf hin und her: „Ja, aber sie haben sie noch nicht richtig erkannt. Es ist keine Göttin, eher eine Priesterin!" Er richtete den Strahl der Taschenlampe auf den Kopf der Marmorfigur. „Sie trägt das Zeichen der Schwarzen Sonne!" Jetzt fiel es auch Lukowsky auf. Über ihren Haarreifen erhob sich ein zierlicher Halbmond und in diesem eine runde Scheibe mit dem Symbol der magischen Sonne in violetter Farbe. Cornelius schüttelte sich, als fröstele ihn auf einmal. Er ließ das Licht der Taschenlampe nochmals an der Statue entlang gleiten und meinte: „Wenn die nicht aus Marmor wäre, könnte sie sich auch auf ihre Haarenden setzen. Erinnert mich direkt an die Jörgens: Unnahbar für die Ewigkeit! Ich hab sie ja nur einmal erlebt, aber nicht vergessen. Sie ist wirklich sehr schön und hat so etwas, wofür Männer gern sterben." Er sah Lukowsky voll an: „Sie glauben, ich hätte was gegen die Jörgens, weil ich Sie warne, Sie brechen sich ihretwegen noch das Genick." Cornelius schüttelte nachdrücklich den Kopf und betonte:

„Gar nicht, nein! Ich halte die Jörgens sogar für anständig. Sie trifft keine Schuld, wenn Männer sich für sie zerreißen wollen. Nein, die Jörgens kann nichts dafür, oder zumindest nicht viel. Na ja, sie ist schon eine auffällige Erscheinung. Manchmal, wenn ich mir die dürftigen aber doch aufschlußreichen Akten über sie ansehe, zweifle ich ... Möglicherweise ist die Jörgens ein so unglaublich eiskalt berechnendes Luder, daß es das Vorstellungsvermögen eines einfältigen Beamten ganz einfach übersteigt? Ganz ausschließen kann ich das nicht! Aber trotzdem, keiner kann sagen, daß sie gezielt provoziert. Nein, insofern ist sie wohl in Ordnung. Was die Unordnung hineinbringt, sind die Phantasien von Männern, die eine Neigung zur heroischen Tragödie verspüren, so wie Sie, mein Lieber! Haben Sie etwa nicht vor, sich mit Valtine samt Mannschaft anzulegen, ganz egal, wieviel von denen da wären? Und dann würden Sie sich einreden, es für Fräulein Vera Jörgens zu tun! Klar! Vielleicht legen Sie Valtine sogar um, sozusagen mit dem letzten Schuß, bevor Sie ihr Leben aushauchen. Aber daß die Jörgens Sie dazu aufhetzt, das ist gar nicht wahr! Sie mag ein Biest sein, aber so schlimm doch wohl nicht. Sie will Valtines Kopf, schon, sie nimmt sicher auch, wie alle Frauen, gerne männliche Dienste in Anspruch, aber – in den Tod hetzen würde die Jörgens Sie aller Wahrscheinlichkeit nicht. Wie gesagt, da kann ich mich irren, vielleicht ist sie ein Miststück - kalt und berechnend auf alle Fälle. Aber so widerlich? Nein, nein, das glaube ich nicht. Wenn’s zu gefährlich wär‘, würde die Jörgens zu Ihnen sagen: Vorsicht, lieber Freund! Laß‘ das sein, warte auf eine günstigere Gelegenheit! - Da bin ich fast sicher. Die Dame würde zwar kaum Rücksicht auf Sie nehmen, wenn es nicht anders ginge. Sonst aber ließe sie ihren Verstand arbeiten, und das kann sie offenbar sehr gut. Ich habe darüber nachgedacht." Er sah Lukowsky fragend an: „Meinen Sie, ich rede jetzt lauter Unsinn? Na, auch gut! Dann nehmen Sie’s als eine Entschuldigung von mir gegenüber Fräulein Jörgens, weil es so ausgesehen haben könnte, als wollte ich ihr den schwarzen Peter zuschieben. Nein, Herr Lukowsky, den haben Sie selber! - Legen Sie sich mit Valtine nicht an! Das wollte ich jetzt noch loswerden, denn ich weiß nicht, wie schnell der Kracher hochgeht, den Ihr Herr Busch gezündelt hat. Vielleicht schon morgen, und dann würde es ernst!“ Cornelius trat dicht vor Lukowsky hin, hob einen Zeigefinger in die Höhe und sprach zunehmend erregt: „Wenn Sie sich unsinnig ins Feuer begeben dann reden Sie sich dabei bitte nicht ein, Sie täten das für Vera Jörgens! Die will nicht, daß Sie elendig verrecken - jedenfalls nicht, wenn es sinnlos ist! Sie sollten drüber nachdenken, möglichst noch diese Nacht! Lassen Sie Valtine

in Ruhe! Oder machen Sie mit ihm meinetwegen ein cleveres Geschäft, aber bringen Sie sich nicht aus Blödheit um." Cornelius wendete sich dem Wagen zu und sprach leiser weiter: „Darauf bin ich gestern beim Studieren des Lebenslaufs von Oberstleutnant Fokke gekommen. Ich glaube, der hatte eine ähnliche Seelenstruktur und – könnte sein, auch der hat sich dummer Weise mit Valtine und Company angelegt. Da wurde mir klar, daß, was Sie angeht, Herr Lukowsky, Ihnen dasselbe blüht. Aber es geht mich natürlich nichts an, ich wollte nur sagen: Spielen Sie nicht den Helden gegen den Herrn Valtine! Das bringt nichts ein. Und was hätten Sie von einen Dankeskuß des Fräulein Jörgens auf Ihre Totenmaske, mein Freund?!“

Während der ersten Kilometer der Rückfahrt saßen sie schweigend nebeneinander. Cornelius nahm sich die vorletzte Zigarette und sagte: „Wir halten gleich bei einem Automaten!“ Er zündete die Zigarette an und meinte: „Irgendwie hängt das alles zusammen. Ich weiß nur noch nicht ganz genau, wie. Das ist, denke ich, auch nicht meine Angelegenheit. Diese Leute, die mit der Magie und all dem angeblich unheimlichen Zeug, das ihnen nachgesagt wird, die warten auf die Liebesgöttin! Das finde ich irgendwie rührend!“ Er wendete den Kopf und meinte ernst: „Aber vorerst ist es noch der Haßteufel, der diese Welt regiert! Das ist der Oberste von allen Oberen der Oberen.“

Als sie Düsseldorf wieder erreichten und bei Lukowskys Büro am Jürgensplatz hielten, sagte Cornelius: „Ich bin jetzt müde, seien Sie mir nicht böse. Was die Abenteuer Ihres Freundes Busch angeht, da reden wir morgen. Das ist immer noch früh genug. Paßt es Ihnen so um die Mittagszeit?“ – Auch Lukowsky spürte allmählich die Müdigkeit. Er nickte: „Bis morgen.“

Der Kaffee in der Thermoskanne war noch halbwegs warm. Lukowsky schenkte eine Tasse voll und ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder. Cornelius‘ ermahnende Rede ging ihm noch durch den Kopf. Sie hatte nicht aufrichtig geklungen. Eher nach einer bestimmten, noch nicht ganz durchschaubaren Berechnung. Lukowskys Gefühle gegenüber Vera bedeuteten sicher ein Symbol für Treue, Ehre, Pflichterfüllung, Opfermut ... Lauter schöne heroische Begriffe, tatsächlich. Alles in allem hieß das wohl: Vera nicht enttäuschen! Auf gar keinen Fall Vera enttäuschen! Sonst lieber sterben! Denn dies – er spürte es doch genau – war das einzige, was er von Vera gewinnen konnte: Daß sie nicht von ihm enttäuscht war! Mehr würde es nicht sein können, und gerade darum

bedeutete es alles – weil es eben alles war. Noch einmal auf einen Tag sollte er sie sehen, das hatte sie ihm versprochen, und er fühlte, so würde es sein: Ein Tag! Keine gemeinsame Zukunft, kein Zusammensein oder gar Ehe und Zusammenleben. Seine Frau würde Vera Jörgens niemals sein, nicht in dieser Welt. Sie war eben Dulcinea, und er Don Quijote. Alles was er jetzt tun konnte und mußte, hieß: Der Geliebten ein tapferer Ritter sein! – Davon hatte der listige Cornelius nichts verstanden, weder von Veras Wesen noch das, was sie für ihn bedeutete. Es war ja die Kraft der Liebe, für die ein Tag, ein einziger Tag mit der Geliebten, mehr als zehn volle Leben zählte. Ungerufen kamen Lukowsky die Worte auf der Schleife des Kranzes in den Sinn: VITA NOVA – Neues Leben! - Wenn die Zeit da sein würde. – Vera.
Vielleicht eine halbe Stunde lang hatte er still mit geschlossenen Augen dagesessen und immer wieder diese drei Worte gedacht: Vita - Nova - Vera. Dabei war es, als flüstere ihm eine sanfte Stimme zu, was diese drei Worte zusammen bedeuteten: Das Wahrhaftige Neue Leben.

Als er die noch von der vergangenen Nacht auf dem Schreibtisch herumliegenden Dinge ein bißchen ordnen wollte, fiel ihm ein, daß sich noch die großformatige Fotografie von Antonietta Alotti im Badeanzug in seiner Jackentasche befand, die Cornelius ihm gegeben hatte. Er nahm das Bild und ließ den Blick darauf ruhen, ohne dabei viel nachzudenken. Antonietta war zweifellos eine kluge und schöne Frau. Lukowsky öffnete die mittlere Schreibtischschublade und legte das Bild auf die Ablichtungen der Silberplatte, die sich dort befanden. Etwas kam ihm dabei plötzlich in den Sinn: Mochte auch die Frau auf dem Friedhof eventuell tatsächlich Vera Jörgens gewesen sein – warum sollte sie nicht einen verstorbenen Freund ihres Vaters geehrt und womöglich Hugo Weiß als Fahrer benutzt haben, der offenbar diesem Kreis angehörte – so war die Frau in dem Wagen bei der unterirdischen Anlage doch wohl viel eher Antonietta Alotti gewesen! Dahinter stand eine ganz einfache Logik, die ihm auf einmal zu Bewußtsein drang: Die Silberplatte! Ohne die – oder einen genauen Abguß von ihr, wie Peter Fischer ihn hatte anfertigen lassen – kam niemand in die Anlage hinein! Diese geheimnisvolle Silberplatte stammte von Domenico Alotti, von Antoniettas Vater. Aber der hatte sie vielleicht noch gar nicht lange gehabt, sondern aus dem U-Boot geholt, womöglich bei einem ersten, gelungenen Tauchgang? Warum nicht! Und das Original dieser Platte besaß jetzt Antonietta! Sie war angeblich in Wien, jedenfalls nicht bei sich zu Hause in München. Gut

möglich, daß diese Frau noch sehr viel mehr wußte, als sie sich hatte anmerken lassen, höchstwahrscheinlich sogar. Ohne Frage, die dunkelhaarige Frau bei der Anlage konnte sehr gut Antonietta Alotti gewesen sein! Sie hatte keine Brille getragen, doch beide Fotos, die Lukowsky nun von ihr besaß, zeigten sie ohne Brille, sie brauchte diese wohl ohnehin nur zum Lesen. Und der Wagen, der große dunkelblaue Mercedes? Auch wenn es auf dem Friedhof und bei der Anlage der selbe Wagen gewesen sein sollte, was ja ganz ungewiß war, besagte das nicht viel. Hugo Weiß konnte diesen Wagen benutzen, gerade da, wo er benötigt wurde. Bei der Anlage hatte Lukowsky nur auf die Frau in dem Wagen geachtet. Vielleicht hatte tatsächlich Hugo Weiß ihn gelenkt. Dieser war zwar sicherlich mehr als ein Bediensteter, aber andererseits auch kaum der Kopf des Ganzen. Das war womöglich General von Wohlnzach gewesen, nach ihm Eberhard Jörgens, dann Domenico Alotti, nach diesem Oberstleutnant Fokke und jetzt – Antonietta? –
Lukowsky zog das großformatige Foto dieser Frau noch einmal hervor und betrachtete ihr Gesicht. Sie hatte sehr schöne Augen. Diese blickten klug, selbstbewußt, auch ein wenig kühl. Sie konnte sehr gut eine ‚Chefin' sein! Lukowsky legte das Bild Antoniettas wieder in die Schreibtischschublade und schloß sie zu. Er lehnte sich im Sessel zurück. Er wollte im Augenblick an nichts mehr denken, doch eines drängte sich ihm jetzt auf: Wenn das die bislang letzten Glieder der geheimnisvollen Kette waren: General von Wohlnzach, Eberhard Jörgens, Oberstleutnant Fokke, Domenico Alotti und, vielleicht wirklich, nunmehr Antonietta Alotti – dann befanden sich unter diesen fünf Personen zwei Offiziere des Bundesministeriums für Verteidigung und eine in der deutschen Rüstungsindustrie tätige Frau. Konnte das alles zusammen Zufall sein? Möglich, warum nicht. Alles erschien möglich in diesem unergründlichen Schicksalsspiel.

Lukowsky trank den letzten Schluck Kaffee aus der Thermoskanne. Es ging mittlerweile auf halb Fünf Uhr früh, doch für ein paar Stunden würde er sich noch schlafen legen. An diesem Tag war eine Menge geschehen, und der kommende, der genau genommen schon begonnen hatte, hielt womöglich noch genügend an Aufregungen bereit. Busch mußte einiges angezettelt haben. Vielleicht nahte die nächste Begegnung mit Valtine – die entscheidende letzte.

Er knipste das Licht aus und ging ins Badezimmer. Die Flugzeuge kamen ihm in den Sinn. Er fand es ganz kindisch, und dachte sich doch: Eine von den Ta 152 hätte er aus der geheimen Anlage gerne mitgenommen.

29

Am morgen gegen halb neun kam ein Anruf von Fischer, gerade als Lukowsky in der Badewanne lag. Tropfend und triefend erreichte er das Telefon. Fischer sagte, er wolle noch einen Tag länger in Garmisch bleiben, um ein wenig mehr Zeit für Karola zu haben. Rosi habe er schon angerufen und ihr vorläufig frei gegeben. Es sei alles in Ordnung. Busch sei auch bereits unterrichtet, der würde ja gleich zu ihm kommen. Da gäbe es wohl manches zu bereden.

Punkt zehn Uhr erschien Fritz Busch mit wehendem Regenmantel und einer Einkaufstüte: „Hallo, hallo!“ grüßte er lebhaft: „Da bin ich!“ Er packte seinen Einkauf aus: Salzstangen, Äpfel, alle möglichen Kekse, Zitronenlimonade und Apfelsaft. Mit alledem dekorierte er Lukowskys Schreibtisch, zog seinen Mantel aus und ließ sich auf einem Stuhl nieder. Lukowsky holte Gläser aus der Küche und setzte sich zu Busch. Dieser öffnete die zylinderförmige Blechdose mit den Salzstangen, bot Lukowsky davon an und nahm sich auch selber. Dabei begann er zu erzählen: „Ich habe in dieser Nacht unruhig geschlafen. Doch das war gut! Ich stand mehrfach auf und überlegte, denn es lag mir etwas im Magen, ich mußte darauf kommen, was; ich spürte, es war wichtig. Jetzt weiß ich’s!“ Busch neigte sich vor und sagte mit der Betonung besonderer Dringlichkeit: „Dieser Cornelius ist ein falscher Fünfziger! Jawohl!“ Lukowsky entgegnete überrascht: „Ich habe mich zwar vorige Nacht über ihn geärgert, weil er an Vera Jörgens‘ herumkrittelte, wo ich halt empfindlich bin, doch für einen krummen Hund habe ich ihn bisher nicht gehalten.“ Busch schwenkte eine Salzstange hin und her: „Ist er aber! Ich kann es beweisen! Ich habe das auch Peter schon mitgeteilt. Der wird seine alten Kontakte bemühen, damit wir womöglich noch Genaueres über den Herrn Cornelius und dessen Hintergründe erfahren, über diesen Lumpsack! Und ...“ Busch knabberte seine Salzstange hinunter und fuhr lebhaft zu sprechen fort: „Und daß er Dich jetzt mit Vera Jörgens zu provozieren versucht, das paßt auch ins Bild! Er weiß, da kann er Dich gegebenenfalls aus der Reserve locken - darüber hinaus vielleicht auch, die davon abhalten, gegen Valtine etwas zu unternehmen.. – Aber gehen wir der Reihe nach vor: Cornelius war der erste, der Dich auf die Angelegenheit Schwarze Sonne stieß. Stimmt’s?“ Lukowsky erinnerte sich daran sehr gut. Er nickte. „Gut!“ sagte Busch, „Du erinnertest Dich. Wir, Peter Fischer und ich, besonders er, wußten natürlich davon, ja, aber von uns hat keiner darüber gesprochen. Wir hätten auch nicht schwarze, sondern magische Sonne gesagt. Da besteht nämlich ein Unterschied, den nur diejenigen kennen, die wirklich etwas wissen. Vielmehr, der Unterschied besteht eigentlich

nicht in so sehr der Sache, also der magischen Sonne selbst, sondern bezüglich Benutzung der Begriffe. Okkulte Kreise innerhalb der SS sprachen von der schwarzen Sonne. Die ist ja auch auf dem Boden eines Saals in der Wewelsburg zu sehen. Allerdings ist sie dort dunkelgrün dargestellt. Das hat einen Grund; es ist quasi ein esoterischer Hinweis auf das Grüne Land, die Übersphäre des Jenseits, in dem diese Sonne erstrahlt; oder richtiger, sie befindet sich auf der Schwelle zwischen Jenseits und Diesseits. Gemeint ist zwar im Prinzip dasselbe, doch die wirklich Wissenden sprechen von der magischen Sonne! Das habe ich inzwischen gelernt. In Einzelheiten bin ich da auch nicht bewandert. Der Herr Cornelius bestimmt aber noch viel weniger.“ Busch hielt Lukowsky auffordernd die Salzstangen hin, ehe er weiter sprach: „Dieser Strolch wollte herumstochern, etwas anstoßen, ins Rollen bringen, falls möglich etwas, was seine Dienstgeber besonders interessieren mußte. Und das Thema ‚Schwarze Sonne‘ steht auf der Brisantheitsskala ganz weit oben. Natürlich nicht wegen kulturphilosophischer oder esoterischer Neigungen, sondern aufgrund einer kindischen Angst vor der Auferstehung des Dritten Reiches. Dazu dürfte es so bald schwerlich kommen, doch der Mensch sieht eben immer das, was er zu sehen erwartet, und einige Leute meinen wohl, Adolf Hitler grinse aus den Wolken und spucke ihnen unentwegt auf den Kopf. Denen ist nicht zu helfen.“ Busch knabberte schnell ein paar Salzstangen hinunter und sprach anschließend weiter: „Wahrscheinlich war das von Cornelius nur ein Schlag in die Luft, doch es funktionierte. Denn dieser Lumpsack – das sah ich seinen Augen an – ist ehrgeizig. Er will Karriere machen. Dabei ist er ohne Zweifel korrupt, doch das eine behindert das andere nicht. Jetzt verlangt er 100.000 Mark von uns, und daraus werden, ich garantiere es, noch 200.000 werden. Er versucht, unsere Möglichkeiten wirklichkeitsnahe einzuschätzen. Aber das ist nur eine Hälfte von seinem Ziel. Vor allem will dieser Bursche nach oben! Und zwar in der Hierarchie, der er dient! Das ist der Typ, der immer sehr glaubwürdig auf der Seite dessen steht, mit dem er gerade redet, kein passiver Mitläufer, sondern ein aktiver Handlanger. Er ist bei uns die Fünfte Kolonne des Feindes!“ Lukowsky wandte ein: „Ich mag ja kein großer Menschenkenner sein, aber das kann ich mir nicht vorstellen.“ Busch schenkte sich Apfelsaft in ein Glas, trank und sagte dann: „Es ist aber so! Dieser Cornelius kann mitunter überzeugend wirken, weil der so vollständig korrupt ist, daß er an seine jeweiligen Rollen zeitweilig glaubt, immer danach schielend, ob er nicht womöglich durch seinen augenblicklichen Gesprächspartner die meisten Vorteile gewinnen könnte. Bei uns schimpft er auf seine Vorgesetzten – klar, es

stört ihn ja, daß jene die Stühle innehaben, auf denen er gerne selber sitzen möchte! Weltanschaulich redet er seinen jeweiligen Bespitzelungsopfern ganz nach dem Munde. Und das findet er unterdessen sogar richtig! Wenn er morgen Kommunisten bespitzelt, freundet er sich sofort mit Marx und Engels an, hätte er es übermorgen mit vermeintlichen Neonazis zu tun, stellte er sich ‚Mein Kampf' ins Bücherregal, und ginge es in der Woche darauf um Chinesen, bekäme er glaubwürdig Schlitzaugen. Dieser Saubeutel hat so gar keinen Charakter, daß er jeden beliebigen mühelos annehmen kann. Dabei ist er schlau! Nicht hoch intelligent, aber sehr schlau. Und er behält stets seine persönlichen Ziele fest im Auge. Indes – der alte Fuchs Busch ist doch noch um Etliches schlauer!" Lukowsky wollte zu einer Zwischenfrage ansetzen, doch Busch bat: „Laß' mich jetzt erst ausreden! Also: Der Herr Cornelius brachte ein durchaus interessantes Dossier an. Das meiste davon konnte er tatsächlich mit Zeit und Mühe aus alten Akten zusammengestohlen haben. Aber nicht alles! Und wo verbirgt sich eine Lüge am besten? Zwischen zwei Wahrheiten! Doch in dem Dossier dürften nicht einmal Lügen versteckt sein, dort noch nicht. Cornelius rechnete mit dem erfahrenen Peter Fischer und dessen Möglichkeiten, sehr vieles überprüfen zu können. Da ging er also anfangs kein Wagnis ein. Das wäre auch überflüssig gewesen. Er wollte ja überzeugen! Gestern hat er mir eine Menge erzählt. Ein bißchen zu viel, das war sein Fehler! Er könnte aus einer Dienststelle vertrauliche Informationen haben, vielleicht auch noch an welche aus einer zweiten herankommen – aber nicht von so vielen verschiedenen Seiten!" Busch klatschte mit der Hand auf die Tischplatte: „Nein! Das gibt es nicht! Kriminalpolizei Düsseldorf, Köln, Bonn und München, Verfassungsschutz, Bundesnachrichtendienst, Militärischer Abschirmdienst, Österreichische Staatspolizei und noch gleich vier ausländische Dienste sowie eine spezielle Gruppe der Amis in Bonn! Da kann er unmöglich überall korrupte Kumpel haben, die ihm so viel an diskreten und sogar streng geheimen Informationen anvertrauen! Abermals: Das gibt es nicht! Vielmehr: Herr Cornelius wird von all diesen Seiten sehr gut versorgt, regelrecht beliefert! Manches davon könnte Spielmaterial sein, natürlich, ist es sicherlich auch. Aber es bliebe trotzdem unglaublich viel an echter Hintergrund- und Geheiminformation. Ergo: Dieser Bursche ist ein Spitzel in gehobenem Rang!" Busch lehnte sich zurück, holte eine Zigarre hervor und forderte Lukowsky auf: „Jetzt bist Du erst mal dran!" Lukowsky erwiderte: „Das klingt logisch, auch wenn ich es nicht so beurteilen kann. Ich wäre nicht darauf gekommen, ihn für einen Spitzel zu halten. Er war mir nicht einmal unsympat-

hisch. Nur die Anspielung gegen Vera Jörgens hat mich getroffen, auch wenn er da sofort eine weitgehende Wendung vollzogen hat.“ Busch deutete mit der Zigarre auf ihn: „Auch das tat er ganz sicher nicht grundlos! Es ging ihm zu langsam voran! Er wollte die Dinge forcieren. Und er weiß, diese Frau ist Dein schwacher Punkt. Da kann er die Emotionen wecken und Dich auf die Palme bringen, beziehungsweise aufs Glatteis führen. Vielleicht treibt er das noch wieter. Vera Jörgens spielt eine entscheidende Rolle in der Auseinandersetzung mit Valtine. Sie ist wieder einmal verschwunden, was schon verschiedentlich vorkam. Niemand weiß, wo sie steckt. Valtine hat keine Ruhe, so lange sie lebt. Er möchte ihr unbedingt den Garaus machen. Sicher nicht persönlich, denn er hat vor ihr in geradezu krankhafter Weise panische Angst. Doch würde er Leute beauftragen können, davon hat er genug an der Hand. Versucht hat er das schon ein- oder zweimal, jedoch erfolglos. Ich halte es für durchaus denkbar, Cornelius hofft, durch Dich die Spur von Vera Jörgens zu finden. Dafür würde ihn Valtine königlich belohnen, sowohl mit Geld wie auch mit Rekomandation. Cornelius kannte Valtines Geschäftsadresse in Bad Godesberg! Er bot mir auch gleich an, da etwas zu arrangieren. Ich ging zum Schein darauf ein, und das wird diesen Wicht endgültig entlarven! Daß er auch Valtine zu Diensten steht, weiß ich bereits definitiv. Er ist mir an einem ganz bestimmten Punkt auf den Leim gegangen, ohne das überhaupt zu bemerken: Er wußte von der Blaupause, die Valtine aus dem ‚Aurora‘-Büro hat stehlen lassen. Das konnte er nur von Valtine persönlich haben oder aus dessen nächster Umgebung!“ Busch betrachtete seine Zigarre und drehte sie zwischen den Fingern, er wurde nachdenklich: „Das alles kriegen wir jedoch in den Griff! Sogar ganz vortrefflich! Diesmal habe ich eine Falle gestellt. Wie in alten SD-Tagen. Sie wird planmäßig zuschnappen, davon bin ich überzeugt. Dann wird es ein paar harte Augenblicke geben, und Du wirst Deinen altmodischen Revolver brauchen, Ernst.“ Er hob den Blick und sah Lukowsky eindringlich an: „Es ist so weit! Nur einer kann und wird uns jetzt ernstlich gefährlich werden: Valtine! Für ihn habe ich die Falle gebaut, und er muß darin umkommen – er oder wir. Denke auch daran: Jeder von uns hat mit Valtine eine persönliche Rechnung zu begleichen. Dir hat er einen, vielleicht sogar zwei Freunde ermordet. Außerdem geht es auch um Vera Jörgens‘ Leben. Meine Rechnung mit ihm heißt Ferdinand Löw. Was Peter Fischer mit Valtine abzumachen hat, das weiß ich nicht. Er hat nie darüber gesprochen. Aber ich weiß, daß es da etwas gibt, etwas sehr ernstes.“ Busch räusperte sich und sagte: „So bald Peter zurück ist, ich denke also, morgen Mittag, müssen wir die Unter-

nehmung in Ruhe besprechen. Wir werden aus diesem Kampf als die Sieger hervorgehen, auch wenn es nicht ganz leicht sein könnte und es vielleicht auch von uns einen trifft. Vielleicht mich, dann würde ich anständig sterben. Bei einer Entscheidungsschlacht kommt es darauf an, am Ende die eigene Flagge aufziehen zu können! Wie schreibt doch Heine in seinem Hymnus: ‚Wir haben gesiegt! Aber rings um mich liegen die Leichen meiner Freunde. Doch wir haben gesiegt!‘ Er war, wie Du weißt, übrigens ein Düsseldorfer. Ich meine, Heinrich Heine.“ Lukowsky fragte: „Willst Du mir zu dem, was Du da sagst, nicht wenigstens eine paar nähere Andeutungen machen?“ – „Doch,“ antwortete Busch: „Ihr seid dort in Bayern bei der unterirdischen Anlage gewesen, von deren Existenz Valtine durch die Blaupause ebenfalls weiß – daß dort in der Gegend etwas sein könnte, dürfte ihm übrigens nicht völlig neu gewesen sein, wenn er auch keine Ahnung hat, wie es da hineingeht. In deren Nähe befindet sich ein alter Seuchenfriedhof. Peter erzählte mir davon am Telefon. Auch eine kleine Kirche sei da. Das ist der angemessene Schauplatz für ein Jüngstes Gericht!“ Er wurde wieder lebhafter: „Doch jetzt erst noch einmal zu den Possen von Herrn Cornelius! Er hat versucht, Dich mit Vera Jörgens zu provozieren, Wie?“ Lukowsky erzählte näher von dem Besuch auf den beiden Friedhöfen, daß Vera Jörgens offenbar zusammen mit Hugo Weiß jenen ungewöhnlichen Kranz an Oberstleutnant Fokkes Grab niedergelegt hatte und sagte dann: „Cornelius hat nicht sonderlich schlecht über Vera gesprochen, aber gesagt, sie gäbe sich seiner Meinung nach zu auffällig, und so weiter.“ Busch sagte: „Wie ich schon dachte, er wollte Dich aus der Reserve locken. Und zum anderen: Ich kann mir nicht vorstellen, daß Vera Jörgens auf dem Bonner Friedhof war! Ich glaube nicht, daß sie in jüngster Zeit überhaupt im Lande gewesen ist. Sie dürfte entweder in Schweden sein oder in Finnland. Ich habe Gründe, das anzunehmen, obgleich ich es nicht weiß. Schon rein aufgrund meines bewährten Instinkts glaube ich nie und nimmer, daß sie diese Frau dort auf dem Friedhof gewesen ist – sofern es eine solche Besucherin überhaupt gab! Wir werden dort am Abend hinfahren und den angeblichen Zeugen befragen. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt!“ Lukowsky wandte ein: „Die Beschreibung, die der Mann gab, paßte wirklich auf Vera!“ Busch nickte: „Daran zweifle ich nicht. Cornelius wußte ja, was er seinem Zeugen einbläuen oder suggerieren mußte! Und das beherrscht er vermutlich gut. Andererseits, er hat Vera Jörgens nur einmal gesehen und das ist schon eine ganze weile her. Ein genaues Bild von ihr hat er selber nicht vor sich. - Wir werden dahinterkommen! Außerdem möchte

ich mir auch das Grab von dem General ansehen. Ich hoffe, Du findest es wieder? Ich würde mich gern davon überzeugen, daß die Schwarze Sonne auf der Stirn des Engels nicht erst neulich darauf geklebt wurde! Mein Mißtrauen ist einmal geweckt, und dem gehe ich ganz gerne nach. Natürlich kann manches auch stimmen! Doch davon möchte ich mich selber überzeugen. Womöglich will uns hier jemand Zusammenhänge weismachen, die es gar nicht gibt! Aber, wie gesagt, es kann auch was dran sein, durchaus! Wir werden sehen.“ Lukowsky sagte: „In Ordnung. Übrigens: Gegen Mittag kommt Cornelius, um sich 5.000 Mark zu holen, die ich ihm zugesagt habe. Ich nehme an, es wäre dumm, ihn Lunte riechen zu lassen. Also muß ich zur Bank, das Geld holen.“ Busch lächelte: „Das ist sehr gut! Ja, hole das Geld, und rede mit dem Burschen, als ob nichts wäre. Ich werde mich da im Flur versteckt auf einem Stuhl niederlassen und Mäuschen spielen! Es wird spannend werden!“

Die Zeit war schnell vergangen. Lukowsky war gerade erst von der Bank zurückgekommen und hatte die Geldscheine in ein Kuvert gesteckt, als es an der Tür schellte. Er machte auf und grüßte: „Tag, Herr Cornelius. Kommen Sie rein. Auf meinem Schreibtisch wartet ein Kuvert für Sie.“ Cornelius trat ein: „Die inneren Werte des Kuverts sind mir lieber als die Hülle!“ Cornelius nahm auf dem Stuhl gegenüber dem Schreibtisch Platz, auf dem vor einer halben Stunde noch Fritz Busch gesessen hatte. Dieser hatte in der Zwischenzeit Ordnung auf dem Schreibtisch geschaffen. Lukowsky setzte sich ebenfalls und reichte den Umschlag mit dem Geld über den Tisch. Es bereitete ihm Mühe, völlige Unbefangenheit zu bewahren, doch er nahm sich zusammen. Cornelius warf einen Blick in das schmale Kuvert und ließ es danach in der Innentasche seines Mantels verschwinden. Er sah Lukowsky mit einer grüblerischen Miene an: „Sie sind sauer auf mich? Wegen der Moneten?“ Dann schien ihm eine Erleuchtung zu kommen. Er hob einen Zeigefinger und erriet: „Nein! Ich weiß: Sie haben mir verübelt, daß ich in der Nacht meinte, die Jörgens könnte sich vielleicht mal etwas bescheidener geben und möglicherweise sei sie ein Biest? Ich nehme es zurück und entschuldige mich! Soll sie ewig in vollem Glanze erstrahlen und alle Spielchen spielen die sie will! Das tut sie sowieso. Ich halte die Klappe und erkläre meine frühere Bemerkung als von Anfang an annulliert. In Ordnung?“ Lukowsky sagte: „Ich sollte Ihnen gelegentlich den Hals umdrehen.“ Cornelius entgegnete: „Das wäre nicht klug - zumal ich Ihnen ja meine Einstellung nicht aufreden will!“ Er brach von einer Zigarette den Filter ab und sprach angeregt

weiter: „Sehen Sie, mir das ewig Weibliche nun mal nicht so heilig ist. Die Jörens ist einfach eine sehr auffallende Erscheinung. Das können Sie doch nicht leugnen. Männer verrenken sich die Hälse nach ihr, und so kriegt sie immer was sie will. Das ist gewissermaßen sogar aktenkundig. Wenn's aber dann mal so weit ist, daß einer durchdreht und ihr die Fetzen vom Leib reißt, dann geht sie mit einem Dolch auf ihn los und verfolgt ihn mit Verdammung bis an das Grab. Denn in Wahrheit ist die Jörgens prüde. Besonders darum sagte ich das neulich Nacht." Seine Stimme hob sich auf einmal: „Als ich sie damals kennenlernte, beim Verhör im Jörgens'schen Haus - sie kann erst achtzehn gewesen sein - da war das schon eine erstaunliche Zusammenballung weiblicher Reize. Aber dabei stockprüde! Das merkte man ihr geradezu an - und auch, daß sie sich dem Rest der Welt überlegen fühlte, wir, ich und mein Kollege, waren für sie nur Pöbel!" Cornelius zwinkerte mit den Augen, als sei Asche hineingeflogen: „Ehrlich gesagt, ich habe ein zwiespältiges Verhältnis zu dieser jungen Dame." Cornelius legte eine Pause ein, ehe er in ruhigem, sachlichen Tonfall weitersprach: "Na ja, lassen wir das mal!" Er kniff die Augen zusammen und berichtete nüchtern: „Wußten Sie eigentlich, daß Fräulein Jörgens' Mähne eine Million Mark wert ist? Ein bewußter Zeitgenosse namens Valtine bietet dafür eine Million, ja, eine volle Million! Nun kann ein gemeiner, boshafter Mensch ja vielleicht meinen, mal ein klein wenig Schnipp-schnapp könnte da vielleicht gar nicht schaden. Doch der bewußte Kunde möchte gleich das Ganze am Stück. Den kompletten Skalp, sozusagen. Es heißt, er habe an der Wand seines Schlafzimmers dafür einen Platz reserviert, ganz speziell. Damit er sich jederzeit davon überzeugen könnte, daß die Jahre der Angst vorüber wären. Denn selbstverständlich müßte das Wild zuerst erlegt werden, bevor man an die Trophäe herankäme. In lebendigem Zustand gäbe die Jörgens von ihrer Haarpracht ganz sicher nichts her. Darin ist sie eigen. Das ist auch dem Weidmann Mark Valtine klar." Cornelius lehnte sich zurück und sprach in anscheinend gleichmütigem Tonfall weiter: „Na ja, der für besagte Trophäe vorgesehene Platz in Herrn Valtines Eigenheim dürfte unausgefüllt bleiben. Diesbezüglich können Sie unbesorgt sein. Valtines Millionenangebot besteht schon seit Jahren, ohne daß sich jemand den Zaster verdienen konnte. Eher murxt die Jörgens ihn ab - Valtine selbst oder wen immer er schickt, einzeln oder im Dutzend. Die Jörgens versteht es, sich Haut und Haaren zu wehren! Wußten Sie, daß die zarte Dame einen Smith & Wesson Combat Magnum besitzt? - Natürlich auch national gedacht, denn die amerikanische Firma Smith & Wesson bezieht seit jeher ihren Stahl aus Deutschland,

das ist Tradition. Diese Knarre hat die Jörgens ganz legal. Noch durch Beziehungen von einem Freund ihres Vaters. Allerdings sollte das Ding eingezogen werden, weil sie gleich auch noch eine Walther-Pistole von ihrem Papa geerbt hat, und die Behörden meinten, eines von den niedlichen Kanönchen wäre genug. Ich weiß aber nicht; wahrscheinlich blieben ihr beide. Solch ein S & W Combat Magnum, das ist nicht gerade was für eine Damenhandtasche, eher ein ernsthaftes Geschütz. Den tüchtigen Rückschlag hält sie schon aus, wird das Ding eben mit beiden Patschhändchen nehmen. Das Schießen hat ihr Papa beigebracht. Ist auch aktenkundig. Ich möchte sie echt nicht zur Feindin haben. Die zielt und drückt eiskalt ab: Peng! Darauf kommt's nämlich im Ernstfall an: Im richtigen Moment schnell und zugleich ruhig abdrücken können! Ohne jedes Gefühl. Diese Fähigkeit haben nicht viele. Ich wette, die Jörgens lädt ihren niedlichen Vier-Zoll-Lauf-Revolver mit hübsch glänzenden Teilmantel-Hohlspitz-Geschossen; das Tödlichste was es überhaupt gibt. Auf Schwachheiten läßt sich diese Dame gar nicht erst ein, nein, wenn schon, denn schon! Sie wird das Ding auch ganz bestimmt liebevoll putzen. Schließlich ist es ein Geschenk von ihrem Papi. Anschließend pflegt sie ihren Alabasterleib und bürstet ihre unbeschädigten wallenden Haare. Wahrscheinlich splitternackt vor einem großen ovalen Spiegel bei Morgensonne. Na ja, so stelle ich mir das jedenfalls vor ... Es läßt sich zwar nicht beweisen, ist aber doch ziemlich sicher, daß wenigstens zwei von Herrn Valtines Beauftragten, die Fräulein Jörgens im Laufe der Zeit an Haut und Haare wollten, von der Dame mit .357 Magnum bedient wurden. Vorne rein und hinten wieder raus, Aus-schußloch so groß wie ein Suppenteller. Zweimal das gleiche Bild. Jedem anderen würde es genauso ergehen, denn sie hat be-stimmt genug Munition, und vor allen – den kühlen Geist!" Er runzelte die Stirn: „Na ja, Herr Lukowsky, Sie müssen wissen, in wen Sie sich verlieben!" Er ließ einen Seufzer hören: „Ich gebe zu, ich kann stolze Frauen nicht leiden. Oder korrekter gesagt: Ich sehe mir so eine zwar gern mal von weitem an, überlasse sie jedoch geeigneteren Bewerbern. Trotzdem, betrachten Sie meine sämtlichen diesbezüglichen Ausführungen bitte als Null und nichtig! Endgültig und unwiderruflich! Das ist aufrichtig ge-meint. Ich finde es blöd, wenn Männer sich wegen Weibern streiten." Er seufzte erneut: „Und mit dieser Kategorie Frau, wie gesagt, befasse ich mich sowieso nicht, das würde mir viel zu anstrengend sein. Gilt genauso für die Alotti. Da kriegen Sie gleich noch Material." Cornelius stieß abermals einen Seufzer aus, ehe er weitersprach: „Möglicherweise habe ich ja einen Minderwertigkeitskom-plex gegenüber allzu

schönen Frauen. Möglich, wer weiß." Er räusperte sich: „Objektiv gesehen, kann die sich ihre Auffälligkeit leisten - ich meine, die Jörgens. Sie hat, glaube ich, keine Vorsicht nötig. Wie ich bereits neulich angedeutet habe: Ich glaube, sie gehört zum inneren Kreis der sogenannten magischen Kette. Man hat sie aber momentan nicht auf dem Kieker – ausgenommen Herr Valtine wegen seiner Privatfehde. Die letzte Aktennotiz über Vera Heidrun Jörgens, geboren am 24. 9. 1949 in Düsseldorf am Rhein, ist inzwischen Asbach-uralt, beziehungsweise fern davon, auf einem aktuellen Stand zu sein. Man hört und sieht nichts von ihr. Doch was hat das schon zu sagen? Sie ist eben nicht dumm, das muß man ihr lassen! Wenn ich mich nicht irre, gehört sie zum Herzstück der Kette. Na ja, vielleicht stimmt es auch nicht, und sie ist ein harmloses Schäf-chen, wer weiß. Deshalb hat ein nicht eben einflußloser Mann wie Mark Valtine auch so viel Schiß vor ihr. Na ja ...“ Cornelius zündete seine Zigarette an, ohne den Redefluß zu unterbrechen: „Ich kann Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich etwas mitteilen, was Sie sicherlich interessiert. Allerdings bin ich da, was die Hintergründe angeht, noch nicht vollständig unterrichtet, nur die vordergründige Seite ist klar. Geheimhaltungskram! Selbstverständlich bin ich neugierig gewe-sen, was aus der Spur von dem schaurig-schönen Mitternachtspärchen geworden ist; Sie wissen schon, das mit dem Eichenlaubkranz und ‚Vita Nova‘ auf Herrn Oberst-leutnant Fokkes letzter Ruhestätte. Das hat gewisse Leute beunruhigt. Ich weiß auch nicht, wieso. Vielleicht fürchten sie, Adolf Hitler klettert gelegentlich aus diesem Grab und hält in der Friedhofskapelle eine Sonntagsrede zu dem Thema ‚Endzeit und Endsieg‘. Oder Karl Marx buddelt sich da aus. Das hätten sie even-tuell auch nicht so gern; aber es ginge noch. Womöglich erscheint aber gar der Apostel Johannes aus dem Staub der Erde zwecks öffentlicher Verlesung seiner Apokalypse? Jesus Christus persönlich ist meines Erachtens nicht zu erwarten, denn der würde zurzeit gleich wegen judenfeindlicher Äußerungen ins Gefän-gnis geworfen, und das hätte er mutmaßlicher Weise nicht so gern. An einer Neufassung der Bibel wird ja schon emsig gehäkelt. Passen Sie mal auf, in ein paar Jahren stellt sich heraus, daß dieser Jesus Christus selber ein Rabbi war und sich in einem Anfall von Schwermut eigenhändig gekreuzigt hat, während die Juden hingebungsvoll versuchten, ihn von dieser Torheit abzuhalten. Na ja, so wird das wohl kommen, dafür werden die Leute an den Hebeln schon sorgen - die Oberen von den Oberen der Oberen. Was soll's...! In einer Demokratie gelten zwar alle Menschen als gleich, Mozart und Negertrommeln, alles angeblich dasselbe wert - aber noch lange nicht jeder ist ein Auserwählter!“ Cornelius

schüttelte den Kopf: „Was soll's!“ Er hieb sich klatschend auf die Oberschenkel: „Jedenfalls: Sicher ist da gar nichts, außer, daß der Mann eben jener bunte Vogel war. Bei der Frau denken die Kollegen stur an die Alotti, obwohl die es nach der Zeugenaussage gar nicht sein kann. Auch eine zweite Dame wurde noch in Erwägung gezogen, auf die die Beschreibung gepaßt haben soll, von der man aber so wenig weiß, daß es schon Angeberei wäre, gar nichts zu sagen. Ein Name ist mir daher logischerweise nicht zugänglich geworden. Es ist auch sicherlich Quatsch. An die Jörgens glaubt also außer mir keiner, man vermutet sie ganz allgemein in Übersee, vermutlich in Venezuela. Wenn unsere unübertrefflichen Spezialisten nebst jenen unserer westlichen Freunde das glauben, ist sie dort ganz bestimmt nicht. - Na ja! - Das Resultat meiner Überlegungen in wenigen Sätzen: Zunächst der Kranz mit der Schleife. Kein Hinweis, welcher Gärtner den im Schweiße seines Angesichts hergestellt haben könnte. Das Mitternachtspaar hat niemand gesehen außer dem Totengräber. In keinem Hotel, Bahnhof, Flughafen, Tank-stelle – was immer in Frage kommt, nirgends und nichts, nicht einmal so weit ähnliche Figuren, daß sie es hätten sein können. Das war natürlich kein Wunder, denn der Maulwurf hatte in der Nacht erst mal geschlafen und am kommenden Nachmittag Meldung erstattet. Dann verging noch auf Amtswegen eine Weile. Die uniformierte Polizei meinte, wegen irgendeiner etwaigen politischen Aussage auf der Schleife an einem stillen Grabkranzes würden sie nicht kopfstehen, weil es dringender wäre, ordinären Bürger vor ordinären Verbrechern zu schützen. Das ist selbstverständlich ganz falsch, zumal, wenn da vielleicht die auserwählten Oberen was stört. So vergingen weitere Stunden. In der ganzen Zeit hätte unser Pärchen mit dem Auto längst in Neapel sein können. Aber wahrscheinlich sind sie nur bis zu einem ruhigen Landstrich gefahren. Dort trennten sie sich. Der Wehrwolf begab sich in eine der nächstliegenden Großstädte, gänzlich unbefangen, wo er den auffälligen Wagen in eine unauffällige Garage verbrachte. Die Vampirin unterdessen, denke ich, wurde mit einem Flugzeug abgeholt. Vielleicht mit keinem ganz gewöhnlichen. So entschwand sie in Richtung ihres sicher recht weit entlegenen Märchenschlosses, vermutlich im Ausland, vielleicht tatsächlich in Übersee, auf jeden Fall unauffindbar.“ Cornelius warf seinen Zigarettenstummel in den Aschenbecher und sprach pausenlos weiter: „Noch eine Möglichkeit: Das Pärchen gondelte mit dem Mercedes 600 in ebenjener Nacht ein wenig über Land und verschwand dann auf noch geheimnis vollere Weise ... Na, lassen wir es vorerst dabei!“ Cornelius stemmte beide Hände auf die Knie: „Noch zu unserem

unnötigen Streitpunkt: Können wir uns darauf einigen, daß Sie meinetwegen den Ritter und Minnesänger spielen und ich nichts gegen Ihre Burgfräuleins sage, mir aber freigestellt bleibt, kein Kavalier zu sein, sondern ein primitiver neuzeitlich-demokratisierter Egoist, der von einer Frau erwartet, daß sie emanzipiert ist und daher kuscht und Bierholen geht, wenn er in Ruhe fernsehen will?“ Cornelius friemelte sich eine weitere Zigarette zurecht: „Außerdem, wo käme die moderne westliche Gesellschaft hin, wenn die Weiber auf einmal wieder Frauen und Mütter sein wollten, anstatt mitverdienende und mitkonsumierende Produktivkräfte abzugeben? Das ganze System bräche zusammen! Beiläufig würden die Scheidungsanwälte arbeitslos, desgleichen etliche Sozialarbeiter und ungezählte Kripoleute, denn wir hätten nicht einmal mehr eine lohnende Jugendkriminalität!“ Er schüttelte grinsend den Kopf: „Sie sehen das eben aus dem falschen Blickwinkel, Sie Mann aus der Vergangenheit!“ Jetzt lächelte Lukowsky: „Oder aus der Zukunft!“ Cornelius nickte resignierend: „Vielleicht auch das! Jedenfalls nicht aus der Gegenwart. Ich bin eben keiner, der sich wegen Frauen verrückt macht. War ich noch nie. Bei Nacht sind alle Katzen grau. Die Romantik überlasse ich neidlos Leuten wie Ihnen. Ist das jetzt in Ordnung so?“ Er sah Lukowsky erwartungsvoll an. Der warf ihm die Streich-holzschachtel zu. Cornelius nahm das als zustimmende Antwort und zün-dete sich seine nächste Zigarette an. „Ja, noch was,“ sagte er: „Neuigkeiten von der Alotti. Falls Sie Lust haben, können Sie ja auch der mal mit der Klampfe in der Hand bei Mondschein ein Ständchen trällern, wie Walter von der Vogelweide. Vielleicht wirft sie ihnen vom Balkon eine Blume zu oder schenkt Ihnen verträumt eine Locke.“ Er zog ein dickes mittelgroßes Kuvert hervor und warf es auf den Schreibtisch: „Über Fräulein Alotti gibt es noch manches, auf das ich gestoßen bin. Genauer gesagt, Kollegen von mir, bei denen ich mich bedient habe.“ Er deutete mit der Zigarette auf das Kuvert: „Können Sie sich nachher in Ruhe zu Gemüte führen.“ Lukowsky warf einen Blick in das Kuvert. Es enthielt vielleicht ein Dutzend Blatt Papier und einen Stapel Fotografien von Antonietta Alotti, zumeist in eleganten Abendkleidern zusammen mit anderen seriös wirkenden Personen, offenbar bei verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen, womöglich Firmenempfängen. Auf den Rückseiten der Fotos klebten Texte. Es sah aus, als stammten die Bilder aus Pressemappen, wie sie Public-Relations-Abteilungen großer Firmen zum Zweck der Öffentlichkeitsarbeit verteilen. Diese Vermutung bestätigte Cornelius durch die Bemerkung: „Fräulein Alotti ist die persönliche Assistenten des Vorstandsvorsitzendem in ihrem Konzern. Sie verdient

einen Haufen Geld, fast ein Ministergehalt. Und das im Alter von sechsundzwanzig Jahren. Ist aktenkundig. Im übrigen sollte Ihnen auffallen: Auch diese süße Mieze trägt mitunter gern Pferdeschwanz. Der geht ihr zwar massenhaft bis an den Steiß und nähert sich da einem beachtlich geformten Popo, ist aber nicht ausreichend, um sich mit selbigem darauf zu setzen, wie die Mitternachtsdame an Oberstleutnant Fokkes letzter Ruhestätte das könnte. Ich durfte Ihnen das ja bereits dokumentieren. Die Alotti schnipselt scheinbar regelmäßig selber an ihren Haaren herum. Wahrscheinlich bevor oder nachdem sie sich als Nackedei in der Badewanne aalt, denn sie geht nie zu einem Friseur, genau wie die Jörgens. Ist ebenfalls aktenkundig. Wahrscheinlich mißtrauen die Schönen diesem Gewerbe. Na, ja, wer weiß. In mancherlei Hinsicht sind sich die Alotti und die Jörgens doch ähnlich, aber nicht in allen. Vielleicht hat die Alotti ja auch einen auserkorenen Geliebten, der sie im Bad mit einem weichen Schwämmchen und duftendem Seifenschaum abwaschen darf und ihr dafür alle paar Monate ein Zentimeterchen die Haare schneiden muß, außerordentlich penibel, denn die Popolänge ist durch alle Jahre ziem-lich konstant, scheint ihr heilig zu sein. Ich weiß auch nicht, wieso. Aber es geht mich nichts an. Um Moden kümmert sich Fräulein Antonietta offenbar nicht, bleibt immer sie selber. Insofern hat sie Charakter. Vielleicht ist auch bißchen Hochmut dabei. Kann sein, kann auch nicht sein, ich kenne sie nicht persönlich. Sie ist so ein richtig feines Luxusweibchen, unsere Antonietta. Allerdings solo, sozusagen unbemannt. Jedenfalls gegenwärtig und schon seit einiger Zeit. Steht auf eigenen Beinen, wie man so sagt, und die sind nicht zu verachten, wirklich. Ihre schicken Klamotten bezieht sie teils aus Italia und teils durch eine versteckt liegende aber standesgemäß teure Schneiderwerkstatt an der Münchner Leopold-straße. Die Garderobe der Dame ist umfangreich, bloß mit Hüten hat sie es nicht so sehr, und Schwarz mag sie scheinbar nicht leiden. Alles aktenkundig. Genau wie sämtliche Lokale, in denen sie verkehrt. Es sind bloß die ganz noblen. Sie besitzt auch ein feines Auto. Einen Porsche 911, so in silbergrau. Ihr beschei-dener Wohnsitz liegt direkt am Starnberger See, dort, wo alles besonders preis-wert ist. Als Hobby kann sie noch Hoppe-Hoppe-Reiter und hat auch ein eigenes Hotte-Hü-Pferd. Es hört auf den Namen Fuchsi. Ist alles aktenkundig! Und was denken Sie wohl, mit was die schnuckelige Antonietta sonst noch ihre Freizeit ausfüllt? Das Herzchen ist in einem Sportschützenverein! Ja! Da übt sie eifrig peng-peng! Kann das ganz gut! Hat sogar schon Preise gewonnen! 'Gebrauchspistole' nennt das der Sportsmann; auf Mann- und Präzisionsscheiben bei fünf-

undzwanzig Meter Distanz. Na, wenigstens verfeuert sie keine .357Magnum, sondern begnügt sich mit Kleinkaliber und .38 Spezial. Macht aber auch schöne Löcher!“ Er atmete zweimal durch und zeigte auf das dicke Kuvert: „Die Fotos verteilen sich gleichmäßig über einen Zeitraum von rund vier Jahren. In der Zeit hat die Schöne ganz erstaunlich Karriere gemacht! Man muß sagen, sogar durch richtige Arbeit, wirklich tüchtig! Prüde ist sie trotzdem nicht, von Stelzen und Busen läßt sie schon mal was sehen; da könnte sogar noch ein greiser Papst geil werden. Übertreiben tut sie das allerdings auch wieder nicht. Na ja, sehen Sie sich’s in Ruhe an, es lohnt sich. Was Sie noch vorfinden werden: So was über Spielzeug für Generäle. Das hat auch mit der Süßen zu tun! Ihre Firma wird verdächtigt, unerlaubte Sachen zu bauen oder zum mindesten daran zu werkeln, ohne das aber brav den Amerikanern aus-händigen zu wollen. Es schient, unsere Antonietta hat ihre Fingerchen ganz genau da drin!“ Außer den Unterlagen über die Frau, befand sich in dem Um-schlag die Planskizze eines Flugkörpers, der an die alte V 1 erinnerte, sowie zwei bunt illustrierte Seiten aus dem englischen Magazin 'Penthouse', in dem über angebliche Geheimwaffenprojekte der deutschen Bundeswehr gesprochen wurde. Lukowsky verstaute das Kuvert in einer Schreibtischschublade. Er sagte: „Sie haben sich zu einem unangenehmen Zyniker entwickelt.“ Cornelius hüstelte und meinte: „Kann sein. Vielleicht kann ich mich ja manchmal selber nicht leiden. Aber ich muß gleich weg und hab noch was anderes loszuwerden, was im Moment wichtiger ist als schöne Frauen. Wie Sie wissen, habe ich Ihren Freund den Herrn Busch getroffen. Morgen abend sehe ich ihn noch mal. Er hat eine Dummheit gemacht, meinte, sich mit Mister Valtine anlegen können, das heißt dann auch gleich noch mit einem gewissen Mister Bolds und dessen irdischen Heerscharen, Mister Thanner und weiteren – und Sie glauben gar nicht, wie die sich in unserem Lande vermehren! Na ja, jetzt ist da was im Gange, und ich rate Ihnen, Ihrem Freund Busch eindringlich ins Gemüt zu reden, sich schnell mit Valtine zu verständigen.“ Lukowsky fragte: „Um was geht es dabei?“ – „Um eine Antiquität, die Herr Valtine unbedingt in seinen Besitz bringen möchte. Irgendwas Altes aus Silber, glaube ich. Scheint aber auch noch was Politisches mit drin zu stecken. Vielleicht sind ja Portraits von Wilhelm II. und Kaiser Franz-Josef drauf, und es geht um ein monarchistisches Komplott gegen die demokratische Grundordnung? Man kann nie wissen, von woher die Gefahr droht! Jedenfalls, Busch hat dieses Kunstwerk via Telefon offeriert. Anscheinend glaubwürdig, er dürfte diesen Gegenstand tatsächlich haben. Ich weiß nicht, was genau es ist, ist mir auch egal. Ihr Freund

Busch meint, er könnte da dem Esel die Karotte vorhalten. Valtine ist aber kein Esel – vielleicht ein Monstrum, aber kein Esel. Ich kann auf dezente Weise einen Handel einfädeln, daß jeder kriegt, was ihm nützt. Valtine zahlt, wenn alles schnell und glatt geht. Aber Mätzchen von Ihrem Freund Busch läßt er sich nicht gefallen. Vor der Jörgens hat er die Hosen voll. Aber nicht vor Herrn Busch! Das sollten Sie dem sagen!“ Cornelius stand auf und brummte: „Na, ich muß jetzt gehen. Der Diensttrott ruft! Wir treffen und ja sicher bald wieder.“

Nachdem Cornelius das Büro verlassen hatte, kam Busch mit der Flasche Apfelsaft unter dem Arm aus dem schmalen Seitenflur und setzte sich auf seinen vorigen Platz. „Ich bin überrascht!“ betonte Busch: „Der Bursche verhält sich geschickter als ich dachte! Bei mir war er unsicher, meinte wahrscheinlich, einem alten Geheimdienstler gegenüber müßte er vorsichtig sein. Das war sein Fehler. Doch jetzt eben hat er eine gekonnte Vorstellung gegeben!“ Lukowsky nahm sich eine Zigarette und bat: „Erkläre mir bitte im einzelnen, was Du meinst. Das ist mir jetzt auch persönlich wichtig.“ Busch nickte: „Ja, natürlich. Also laß‘ mich einmal bei der Art des Auftritts anfangen: Der Schuft ist, davon bin ich jetzt überzeugt, bis zu einem gewissen Grade schizoid. Er schlüpft förmlich in seine jeweilige Rolle hinein.“ Busch unterbrach sich, sah Lukowsky in die Augen und meinte: „Du möchtest zuerst wissen, was von den Behauptungen bezüglich Vera Jörgens zu halten ist. Das verstehe ich!“ Busch ließ den Blick durch das Fenster schweifen, als suche er nach einem passenden Anfang. Schließlich begann er: „Über Vera Jörgens möchte ich nicht viel sprechen. Ich habe nichts gegen sie. Doch aus ihrer Sicht gehöre ich zu denen, was ihren Vater ins Unglück bracht haben. Und vollkommen Unrecht hat sie damit auch nicht. Sie ist ein kompliziertes Wesen. Der Himmel hat ihr viel Gutes mitgegeben, Schönheit und eine ganz außergewöhnlich hohe Intelligenz. Sie liest Homer in Griechisch, Vergil in Latein, die Nibelungen auf Mittelhochdeutsch und die Edda wahrscheinlich im Original. Sie kennt Wagner auswendig und kann auf dem Klavier Liszts h-moll Sonate spielen. Doch die Welt hat ihr übel mitgespielt. – Tja“ Er ließ abermals den Blick schweifen und sprach dann in sachlichem Tonfall weiter: „Es stimmt, daß Eberhard Jörgens seiner Tochter solch einen Trommelrevolver geschenkt und ihr auch das Schießen beigebracht hat. Ich habe die Waffe gesehen. Das ist aber noch zu Lebzeiten Ihres Vaters gewesen. Ein verhältnismäßig großer Revolver aus rostfreiem Stahl. Ich würde auch meinen, falls sie jemand bedrohte, wäre sie die Frau, die ohne zu zögern schießt

und trifft. Es ist soweit aber meiner Meinung nach noch nicht gekommen. Zwei Strolche, die Valtine auf sie angesetzt hatte, fanden ein verdientes Ende. Aber ich glaube nicht, daß Vera selbst geschossen hat. Das hätte sie gar nicht nötig. Freunde ihres Vaters, denke ich, sorgen da für den nötigen Schutz. Dieses Kopfgeldangebot hat Valtine tatsächlich gemacht. Auch der Wunsch nach der ... Trophäe ist nicht aus der Luft gegriffen. Du weißt, Valtine ist nicht ganz richtig im Kopf. Einerseits ist er zweifellos ein klarer Denker, der seine Angelegenheiten mit Geschick betreibt. Andererseits jedoch ist er von regelrechten Wahnvorstellungen umfangen, so bald es um Vera Jörgens geht. Zeitweilig hält er sie für den dritten Engel aus dem 14. Kapitel der Johannes-Apokalypse. Ich bin theologisch nicht sonderlich geschult, aber er kennt das Neue Testament auswendig. Er hält sich für einen Abgesandten des ‚Fürsten dieser Welt', wie Jesus Christus den Satan nennt. Damit meint er zu denen zu gehören, die in dieser Welt herrschen. So sieht er es wohl. Er hat sich seine eigenen verworrenen Systeme aufgebaut. Allerdings, so weit ich weiß, hat er das Kopfgeldoffert inzwischen zurückgezogen. Dessen bin ich jedoch nicht restlos sicher." Lukowsky erinnerte sich daran, während seines Gesprächs mit Valtine ähnliche Eindrücke erhalten zu haben. All dies und der Gedanke an Vera beunruhigten ihn. Busch merkte es ihm an und versicherte: „Ernstlich gefährdet ist Vera Jörgens nicht. Sie schützt sich schon!" Das behob Lukowsky nicht seiner inneren Unruhe. Der Wunsch, den Drachen möglichst schnell zu stellen, wurde immer größer in ihm. Doch er sprach davon nicht.
Busch rückte mit dem Stuhl näher an den Tisch heran und wurde lebhafter: „Schauen wir uns die nächsten Punkte an! Vera Jörgens, heimlich an einem Grab einen Kranz niederlegend?" Er schüttelte den Kopf: „Das halte ich für ganz ausgeschlossen! Sie hat den festen Glauben, daß die Menschen nicht dort sind, wo sie beerdigt wurden. Sie besucht nicht einmal das Grab ihres Vaters. Nein, ich denke, da hat Dir Cornelius eine schwarze Komödie serviert! Vera würde vielleicht einen Kranz schicken, das ja, aber nicht persönlich bringen." Lukowsky holte den Brief von Oberstleutnant Fokke an Eberhard Jörgens aus der Schreibtischschublade und reichte ihn Busch. Dieser überflog die Zeilen und gab das Papier zurück. „Ja," sagte Busch," ich weiß, daß diese beiden Herren sich kannten. Das ändert aber nichts an dem, was ich soeben sagte. Vera Jörgens hätte einen solchen Kranz durch einen Boten geschickt. Die Aufschrift ‚VITA NOVA' könnte sogar zu ihr passen; es ist der Titel eines wunderbaren Werks von Dante Alighieri, seine Gedanken an Beatrice. Ich nehme an, das wirst Du

kennen. Vera kennt es ganz gewiß.“ Busch forderte Lukowsky auf: „Zeig mir doch einmal die Fotos von Antonietta Alotti!“ Lukowsky reichte Busch das Kuvert und außerdem noch das großformatige Bild. Busch setzte sich eine Brille auf und betrachtete die Fotos genau. Dabei sagte er nachdenklich: „Eine gewisse Ähnlichkeit ist unzweifelhaft da. Antonietta Alotti und Vera Jörgens kennen sich ja. Ich weiß, Eberhard, ihr Vater, erzählte, daß die beiden Mädchen einander nicht nur äußerlich ähneln, sondern sich auch vom ersten Augenblick an ungemein gut verstanden haben. Das muß gewesen sein, als die beiden Väter mit ihren Töchtern eine Italienreise unternahmen.“ Busch gab die Fotos zurück und lächelte schwach: „Für Vera Jörgens gehöre ich zur dunklen Zone des Lebens, weil ich damals im Umkreis von Valtine auftauchte. Dabei habe ich sie sehr gern gehabt. Sie war immer so ernst, und dabei doch blutjung.“ Busch schob spürbar diese Gedanken beiseite und sagte im Ton fester Überzeugung: „Die Frau auf dem Friedhof war sie ganz bestimmt nicht!“ Er überlegte: „Doch eventuell käme eine andere Dame Frage, die ich nur von wenigen Begegnungen kenne, die Dir indes näher vertraut ist. Ich denke an: Astrid Xylander! Ihr ist die magische Sonne, die ja auch auf der Schleife des Kranzes gewesen sein soll, sehr gut bekannt, was sich ja nicht gerade von vielen Leuten sagen läßt! Ich mußte bei der Beschreibung sogleich an diese Frau denken – quasi intuitiv.“ Busch nickte und sagte mit einem zufriedenen Lächeln: „Sie könnte doch passen? Und sie ist rothaarig! Bei Nacht und Mondschein und nicht gerade aus nächster Nähe, kann das leicht wie ein rötliches Kastanienbraun wirken – besonders, wenn dies durch gezielte Fragen suggeriert wird.“ Busch richtete sich in seinem Stuhl auf: „Das könnte sehr gut die Lösung sein! Dieser Hundling Cornelius hat da aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal gelogen – er weiß es nicht besser!“ Lukowsky zweifelte noch: „Astrid Xylander ist schätzungsweise zehn Zentimeter kleiner als Vera Jörgens. Aber selbst wenn wir das übersehen – wie sollte sie zu dieser Mitternachtsaktion kommen? Sie weiß sehr viel, ganz bestimmt, besonders in spirituellen Dingen, aber sie kannte wohl kaum Oberstleutnant Fokke noch Veras Vater.“ Busch neigte mit einem verschmitzten Lächeln den Kopf und sagte: „Die Kette! – Wenn der alte Canaris sie sich das ausgedacht hat – der war mit allen Wassern gewaschen – dann ganz bestimmt auf die ausgeklügeltste Art. Eine Kette, die notfalls über mehrere Generationen halten mußte, nach allen Seiten streng im geheimen! Ich habe mir darüber schon meine Gedanken gemacht. Wahrscheinlich ist diese Kette wie ein Teppich gewoben: Schuß–Gegenschuß. Du verstehst, was ich meine? Es gibt senkrechte

Kettenglieder und waagerechte! Alle hängen fest zusammen, aber die Senkrechten wissen nur von den senkrechten und die Waagerechten nur von den waagerechten! Dadurch ist der Sicherheitsgrad sehr hoch. Allein in ganz bestimmten Situationen wirken sie alle zusammen. Daß dies möglich ist, dafür sorgt ein Band, das sich gewissermaßen durch alle Kettenglieder hindurch schlängelt. Nehmen wir einmal an, senkrechte Glieder waren Eberhard Jörgens, Domenico Alotti und womöglich Oberstleutnant Fokke. Die nun Verstorbenen sorgten dafür, daß jeweils ein Nachkomme ein neues Glied bildet. Das wären hier also wohl Vera Jörgens und Antonietta Alotti. Bei Oberstleutnant Fokke? Möglich, jener Hugo Weiß ist sein Sohn oder Neffe, der auch noch eine ganz biedere bürgerliche Existenz führt? Oder aber dieser gehört zu den waagerechten Gliedern der Kette – und ein solches ist eben auch Astrid Xylander! – Du begreifst, wie das aufgebaut sein könnte? Eine zweifache Kette von Blutserben, die zugleich eine einzige ist! Und das alles verbunden durch einen magischen Glauben an das Neue Goldene Zeitalter!“ Lukowsky stimmte zu: „Ja. Es wäre möglich. Es klingt zwar phantastisch, aber es könnte sein. Ich wundere mich mittlerweile über gar nichts mehr.“ Busch hob einen Zeigefinger und betonte: „Es könnte nicht nur sein – es ist! Glaube meinem in solchen Dingen sehr sicheren Gefühl! Und falls die Frau auf dem Friedhof nicht Astrid Xylander war, dann wäre diese eben eine andere, uns unbekannte, Dame der Kette gewesen!“ Busch goß sich ein Glas Apfelsaft ein und meinte lebhaft: „Wir müssen mit dem Friedhofsangestellten reden. Noch heute!“ Er trank einen Schluck und nahm einen anderen Faden wieder auf: „Als der elende Spitzel Cornelius die vermeintliche Gelegenheit sah, Dich mit Vera Jörgens zu provozieren, kam ihm das selbstverständlich gelegen. Er hat ja regelrecht versucht, Dir nach der Methode heiß-kalt Angst um sie zu machen. Womöglich hoffte er sogar, durch Dich die Spur der Frau zu finden, um von Valtine eine Sonderbelohnung zu kassieren. Als Profi-Spitzel läßt er nichts aus. Denn – und das führt uns zum Kern der Angelegenheit: Dieser Saubeutel ist gleich auf vielschichtige Weise Fünfte Kolonne! Dabei, wer weiß, vielleicht hatte er sich das auch einmal anders gedacht und fühlt sich manchmal mies in seiner Haut. Er braucht jetzt aber vermutlich einen greifbaren Erfolg, damit seine Dienstherren nicht unzufrieden werden. Auch Valtine zählt ganz sicher zu diesen. Wir sind diesem Cornelius noch gerade rechtzeitig auf die Schliche gekommen! Er wird uns nun nützlich sein!“ Busch lehnte sich wohlgefällig zurück: „Von meiner Falle erzähle ich Dir, wenn Peter dabei ist. Diese Sache möchte ich Euch beiden gerne in würdiger Weise

präsentieren. Ich bin nämlich stolz darauf! Peter wird ja spätestens morgen Mittag wieder hier sein. Dann werde ich am frühen Nachmittag eine Vorlesung halten, die Euch ganz sicher gut gefällt!“ Busch holte eine Zigarre hervor und bat: „Und nun erzähle Du mir noch einmal ausführlich von der unterirdischen Anlage!“

Lukowsky tat Busch den Gefallen und beantwortete auch Zwischenfragen, so gut er es vermochte. Nach einer Dreiviertelstunde rief Fischer an, sagte nur, alles sei in Ordnung und: „Bis morgen!“ Fischer traute der Telefonleitung nicht.

Als Lukowsky seinen Bericht beendet hatte, sprach Busch einen Gedanken aus, der auch ihm schon gekommen war: „Der silberne Schlüssel, ich meine die ovale mit Gravuren versehene Platte, die lag ganz zuoberst in Domenico Alottis Geheimversteck! - So nannte er selbst es. - Ich hatte den Eindruck, dieser Gegenstand sei ganz zuletzt in das bewußte Fach gelegt worden. Vielleicht hatte Alotti ihn erst in seinen letzten Tagen von dem U-Boot geholt? Er war ein sehr guter Kampfschwimmer und auch noch immer kräftig! Warum sollte er nicht zwei- oder dreimal in dem U-Boot gewesen sein, und jenes wichtige Stück schon vor dem letzten Tauchgang, den er leider nicht überlebte, geborgen haben? Womöglich suchte er noch etwas anderes, etwas, wovon wir nichts wissen, aber die wichtige Silberplatte ... Vielleicht hatte er die auf dem Boot gefunden, und ...“ Busch überlegte: „Auf diesem U-Boot, so nimmt Stephan an, befanden sich einige allerletzte Reserven; teils für das Projekt Z-Plan, teils für ein anderes, weniger Bedeutendes, von dem ich nur den Codenamen ‚Sechmet‘ weiß. Es war 1945 zu spät gewesen, die Sachen von dem U-Boot noch an einen anderen Ort zu schaffen, und so wurde das ganze Boot einfach an einer bestimmten Stelle auf Grund gesetzt. Gewissermaßen ein provisorisches Lager unter Wasser. In der Schlußphase des Krieges liefen vermutlich unterschiedliche Fäden zusammen, die der magischen Kette und auch solche, die vom Staat und der SS ins Werk gesetzt worden waren. Bei der allgemeinen Notlage dürften weltanschauliche Unterschiede in den Hintergrund getreten sein, da zog sicher alles an einem Strang. Bisher hatte es aus der Sicht der Kette vielleicht keine Notwendigkeit gegeben, diese unterirdische Anlage in Bayern, in der Ihr waret, zu betreten. Ich war Domenico Alottis persönlicher Freund, das darf ich sagen, jedoch kein Glied der Kette. Zu mir sprach er daher von solchen Dingen nie, sondern nur von einigen antiken Kunstgegenständen und dergleichen, was aber, wie mir mittlerweile klar ist, nichts mit den Angelegenheiten der Kette zu tun hatte, denn

sonst hätte Domenico nicht darüber gesprochen. Die weiterreichenden Zusammenhänge kannte ich nicht, sie haben mich bisher auch nicht interessiert; das war stets die Leidenschaft von Peter Fischer. Du weißt das ja.“ Busch stand von seinem Stuhl auf, ging grübelnd im Zimmer umher und sprach halblaut vor sich hin: „Antonietta Alotti, Domenicos Tochter, hat das Erbe ihres Vaters angetreten! Es dauerte eine kleine Weile, bis sie in alle Geheimnisse der Kette eingeführt worden war. Möglicherweise nimmt sie jetzt innerhalb dieser Organisation eine führende Stellung ein, vielleicht sogar die erste. Dann hatte sie durch uns auch die Silberplatte, mit deren Hilfe man in die unterirdische Anlage hineinkommt. Antonietta ist eine äußerst tatkräftige Person. Sie handelte schnell. Ich zweifle nicht daran, daß sie die Frau mit dunklem Pferdeschwanz in dem Mercedes bei der Anlage gewesen ist! - Ihr habt Reifenspuren entdeckt. Das heißt, sie war neulich schon einmal in der Anlage ... Und diese Reifenspuren führten nur zu dem verschlossenen Tor! Alles andere war unberührt, sagst Du, es interessierte sie nicht ...“ Busch hielt inne, sah Lukowsky an und sagte laut: „Es geht nur um das Tor! Das Tor ...! Dahinter geht es aber nicht etwa weiter nach unten in die Erde, sondern ... in das ‚Grüne Land‘? Ist es so etwas wie eine magische Schleuse?“ Er unterbrach sich, schüttelte den Kopf und senkte die Stimme: „Wenn Peter hier ist! Ich möchte nichts Falsches sagen.“ Da Busch vorerst weiter nichts hatte durchblicken lassen wollen, war Lukowsky nach hinten in das Wohnzimmer gegangen und hatte von dort die aus Holz geschnitzte Figur geholt. Busch strahlte. Er bedankte sich mehrfach und sagte dann: „Ich schlage vor, wir bringen diese Figur gegen Abend Susanne Löw. Sie wird sich ganz bestimmt sehr darüber freuen! Und anschließend – unternehmen wie zwei Friedhofsbesuche!“

Es war viertel nach Acht, als sie in Köln die Holzschnitzerei übergeben hatten und die Löw’sche Villa verließen, von der dankbaren Frau des Hauses bis zum Gartentor begleitet. Sie war in Schwarz und hatte ihre blonden Haare zu einem sehr anmutig wirkenden Nackenknoten geschlungen, um den ein großmaschiges Netz lag.Lukowsky fragte sich unwillkürlich, wie diese verhältnismäßig große, schlanke Frau wohl mit einem Pferdeschwanz aussehen würde. Doch blond, dazu noch hellblond wie Susanne Löw, war die nächtliche Besucherin auf dem Friedhof ja wohl kaum gewesen.

Zwischen malerischen Wolken am Himmel leuchtete noch das letzte Abendrot dieses Tages. Sie fuhren in Richtung Bonn. Fritz Busch fühlte sich spürbar

wohl. So wie ein Mensch, der etwas Gutes vollbracht hat und sich darüber tief im Innersten freut. Doch er sprach nicht weiter davon, sondern lenkte seine Gedanken auf die kommenden Stunden. Er sah Lukowsky an und fragte: „Ich nehme an, Cornelius hat Dich seinem Zeugen als einen Kollegen vorgestellt?“ Lukowsky nickte. „Gut!“ sagte Busch,“ Das dachte ich mir. So wird der Mann uns beide für Kriminalbeamte halten, und mich für den Vorgesetzten von Cornelius, denn ich bin deutlich älter. Der Mann wird ein guter Zeuge sein!“ Busch warf einen Blick auf die Uhr: „Ich hoffe, er ist um diese Zeit da. Wir würden bestimmt sehr angenehm mit ihm reden. Die meisten Leute sind nämlich nicht dumm, auch wenn es ihnen an Bildung fehlt. Dann ist es sinnvoll, in Worten mit ihnen sprechen, die sie selber gebrauchen. Denken ist Sprache – Sprache ist Denken! Sollte Herr Roll – ich hoffe, Du hast Dir den Namen richtig gemerkt – noch nicht da sein, dann schauen wir uns zuerst den anderen Friedhof an. Dort interessiert mich vor allem die Marmorplastik mit der schwarzen Sonne. Ich würde mich nicht wundern, wenn die inzwischen verschwunden wäre. Vielleicht aber gibt es sie wirklich. Wir werden sehen!“

Der Friedhofsbedienstete und Totengräber namens Roll war an diesem Abend mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt; allein, kein Gehilfe nahm ihm von dieser Arbeit etwas ab. Als er Busch und Lukowsky den schmalen Kiesweg entlang kommen sah, lehnte er einen Rechen gegen eine mit Herbstlaub gefüllte Schubkarre und ging ihnen mit matt wirkenden Schritten entgegen. Seine Stimme klang müde: „Guten Tag, Herr ...“ – „Hauptkommissar Strauch!“ sagte Busch, und gab ihm die Hand: „Guten Abend, Herr Roll! Bitte entschuldigen Sie, wenn wir Sie bei der Arbeit stören. Wir wollen Sie auch nicht aufhalten, es geht schnell.“ – „Macht nichts,“ sagte Herr Roll, „Sie stören mich nicht. Ihre Kollegen haben mich auch nicht gestört.“ – „Gut,“ meinte Busch, „ich wollte auch nur noch ein paar Worte persönlich mit Ihnen reden. Sie haben selbst Mitarbeiter und wissen, oft ist es so: Was man nicht selber tut, passiert nicht.“ Roll lächelte traurig: „Das stimmt leider. Ich habe nur zweimal die Woche einen Gehilfen, der ist aber sehr unzuverlässig.“ Busch bat: „Sagen Sie uns doch bitte: Wie nah waren Sie denn dran, als der Mann und die Frau den Kranz da hinlegten. Gegen Mitternacht, ist das gewesen?“ – „Ja,“ antwortete der Befragte: „Kurz nach zwölf, denn um die Zeit macht mein Gehilfe Schluß, und er war gerade gegangen. Und die Entfernung – ungefähr von hier bis zu dem Baum.“ Dabei zeigte er auf eine etwa zwanzig Meter entfernt stehende einzelne Platane und schilderte:

„Es war ein Mann, vielleicht dreißig oder vierzig, und eine Frau, die war jünger, ja, die war bestimmt viel jünger. Sie hatte eine tolle Figur und ein Kleid an, so eins bis unten hin, wie wenn sie vorher in der Oper gewesen wäre. Und einen Pferdeschwanz hatte sie, einen ganz langen, bis zum ... da kann sie sich bestimmt leicht drauf setzen. Sie sah aus wie eine vornehme Dame aus einem Römerfilm, wo Herkules für schöne Frauen kämpft. Die sahen ja beide vornehm aus, aber die Frau noch mehr.“ Busch fragte weiter: „Mein Kollege Cornelius hat Ihnen von einem Mann ein Foto gezeigt. Konnten Sie erkennen, ob es derselbe war?“ – „Wie ich gesagt habe,“ antwortete der Friedhofsangestellte, „vielleicht, ja, ich glaube sogar. Aber beschwören kann ich das nicht, weil, wie ich auch ge-sagt habe, so nahe war ich nicht dran.“ Busch stellte die nächste Frage: „Konn-ten Sie die Größe von den beiden schätzen?“ Herr Roll blickte in die Richtung, in der sich das Grab von Oberstleutnant Fokke befand: „Ich hätte gesagt, beide mittel. Der Mann etwas größer als die Frau. Ihr Kollege hat gesagt, der Mann wäre so eins-fünfund-achtzig. Dann muß die Frau fast eins-achtzig gewesen sein - obwohl, sie hatte Schuhe mit hohen Hacken an, das weiß ich bestimmt, weil das Kleid das sie anhatte, ging nicht ganz bis zum Boden, sondern so bis zu den Füßen, bis bei den Knöcheln, die Füße konnte man noch sehen und die Schuhe.“ Er sah wieder Busch an. Der fragte jetzt: „Die Frau, Herr Roll, was können Sie über die noch sagen. Zum Beispiel die Haarfarbe.“ – „Rötlich!“ gab Roll ohne Zögern zur Antwort, „Ja, das weiß ich bestimmt!“ Busch bat: „Bitte denken Sie einmal genau nach: Rötlich blond? Rötlich braun? Oder vielleicht richtig rot?“ Der Totengräber schüttelte den Kopf: „Rötlich! Ihr Kollege da meint, rötlich braun. Und ich meine, vielleicht so kastanienbraun.“ Busch blieb betont gedul-dig: „Was mein Kollege gemeint hat, ist ganz unwichtig. Wichtig ist nur, was Sie meinen, Herr Roll.“ – „Ja, dann,“ sagte Roll, „eben rötlich! Beistimmt nicht schwarz oder blond. Aber alles mit rötlich könnte sein. „Er zeigte eine ungelenke Wellenbewegung mit der Hand und beschrieb: „So etwas wellig, aber nicht viel, nicht so künstlich, wie wenn es ein Friseur hinein gemacht hätte.“ Er lächelte ein wenig verlegen und fügte an: „Wenn Sie mich nicht auslachen, Herr Oberkommissar: Ich dachte, die Frau, die machte da so was wie eine heilige Handlung! Was, das konnte ich aber nicht sehen, dafür war ich ja zu weit weg, aber nichts so wie in die Pfarrer tun, sondern anders.“ Busch blickte interessiert und bat: „Können wir vielleicht mal eben zu dem Grab hingehen?“ Der Friedhofsbedienstete winkte: „Sicher. Kommen Sie mit.“ Während der paar Schritte zu Oberstleutnant Fokkes Grab erzählte Roll: „Mir war

das ja eigentlich egal, das in der Nacht. Die beiden Leute haben es ja bestimmt gut gemeint, auch wenn es irgendwie unheimlich war, so mitten in der Nacht einen Kranz bringen. Aber daß den dann einer klauen wollte, das hat mich geärgert. Ich bin mit der Schippe auf ihn los, da rannte er weg. Ein Grab berauben, das finde ich ganz fies!“ Busch horchte auf: „Jemand wollte den Kranz stehlen?“ – „Ja! Am nächsten Abend. Ich war eben zur Arbeit gekommen,“ erklärte Roll: „Darum hab ich ja Anzeige gemacht! Das ist ein junger Hosenscheißer gewesen mit einem richtigen Ohrfeigengesicht! Leider hab ich ihn nicht gekriegt, sonst hätte der jetzt lauter blaue Flecken! Na, und dann hat die Kriminalpolizei den Kranz doch weggeholt. Erst die Polizei nicht, aber dann die Kripo. Das fand ich nicht richtig. Von einem Grab darf man nichts wegnehmen!“ Busch drückte ihm die Hand: „Da haben Sie recht!“ Auch Lukowsky bedankte sich mit Handschlag. Herr Roll ging wieder seiner Tätigkeit nach. Busch betrachtete das Grab. Ein Schimmer von Abendrot durchbrach noch die Dämmerung. Es herrschte völlige Windstille. So strahlte dieser Ort jetzt etwas von jenem Frieden aus, der seinem Namen gerecht wurde.
Der Eichenlaubkranz war nicht mehr vorhanden, aber zahlreiche andere. Einige der Blumen sahen schon verwelkt aus. Busch zog ein kleines Notizbuch hervor und schrieb sämtliche Namen auf, die auf den Schleifen der Kränze erkennbar waren. Dann blickte er sich um und sagte: „Bemerkenswert!" Da er nicht weitersprach, forschte Lukowsky: "Was?" _ "Die Runen! Umgekehrt wie üblich!" Busch deutete auf den Grabstein: "Yr-Rune für Geburt: Das Niedersteigen aus einer anderen Welt - und Man-Rune für Sternen: Das Aufsteigen in das Götterreich! Das kenne ich aus einem Buch, daß Peter mir einmal lieh, es hieß, 'Ilu Ischtar'. Er hatte es von Frau Xylander!" Busch sah sich nochmals in Ruhe um und meinte dann: "Jetzt können wir gehen!“ Auf dem Weg zum Parkplatz winkte Busch dem weit entfernt arbeitenden Friedhofsbediensteten zum Abschied freundlich zu, und der erwiderte das Winken. Es war ein für die herbstliche Jahreszeit schöner, warmer Abend.

Als sie wieder im Wagen saßen und Lukowsky den Motor anließ, fragte Busch: „Wie groß ist der bewußte Hugo Weiß? Ungefähr, Du bist ihm doch begegnet.“ Lukowsky antwortete: „Einiges kleiner als ich. Ich würde schätzen, ungefähr inen-Meter-achtzig.“ Busch nickte vor sich hin und sprach, als denke er laut nach: „Dann wäre die Frau vielleicht so um die eins-fünfundsechtzig gewesen - mit hohen Absätzen - nicht eins-fünfundsiebzig wie Vera Jörgens. Die hat kräf-

tige, glatte Haare, bis zu den Hüften, aber kaum länger. Sie ist zwar äußerst heikel mit ihnen, doch sie mag keine ungleichmäßigen Spitzen und begradigt darum hin und wieder selbst eine Kleinigkeit. Das weiß ich. Ihr schwärmerischer Bruder hebt solche Schnipsel wie ein Heiligtum in einem Glas auf. Vera Jörgens paßt nicht in das soeben von dem Friedhofsbediensteten Roll geschilderte Bild! - Hingegen Frau Astrid Xylander: Die hat wellige Haare, mindestens einen Meter lang. Und die sind rötlich! Ich bin ihr zwar schon seit einer Weile nicht mehr begegnet, doch bestimmt hat sie ihre Haare nicht geschnitten. Sie erwähnte einmal in einem Gespräch, schon aufgrund ihres Glaubens dürfe sie das nicht, beziehungsweise nur ganz wenige Zentimeter pro Jahr, aber sie tue auch das nicht. Ich erinnere mich nicht mehr genau, es ist aber wohl eine Art religiöses Gebot.“ Er unterbrach sich und sah Lukowsky an: „Womöglich hält sich daran auch Vera Jörgens! Und Antonietua Alotti! - Können wir's wissen?“ Dann sprach er sinnierend: „Was uns gleich zum nächsten und entscheidenden Aspekt führt: Heilige Handlung! Astrid Xylander ist doch so etwas wie eine heidnisch-magische Priesterin! Und auf dem Grabstein des Oberstleutnants Fokke sind alte germanische Runenzeichen zu sehen. Ich weiß selbstverständlich, daß diese beispielsweise auch bei der SS so verwendet wurden. Aber das Ganze ist natürlich schon etliche Jahrtausende älter. Und dann, wie schon gesagt, auf Fokkes Grabstein sind die Zeichen anscheinend falsch angeordnet, Yr-Rune beim Geburts- und Man-Rune beim Sterbedatum. Das fiel mir auf. Ich weiß genau, den dahinterstehende Gedanken kenne ich aus diesem Buch, das ich nannte - oder vielleicht war es auch ein anderes von denen, die Astrid Xylander Peter gegeben hat. Ich habe die alle einmnal gelesen. Alles paßt zusammen." Lukowsky stimmte zu: „Ich glaube, Astrid Xylander hat mir das auch einmal erklärt, allerdings ohne die Runen zu erwähnen: Bei der Geburt sinkt der Same vom Himmel auf die Erde – daher Yr-Rune; beim Sterben steigt der Geist wieder in das Himmelreich auf – also Man-Rune. Es ist durchaus logisch." Busch war beeindruckt: „Ja, so lönnte es sein! Um so mehr kommt es mir wahrscheionlich vor, daß es in jener Nacht nicht allein um die Kranzniederlegung ging, sondern vielleicht auch – eventuell sogar in erster Linie – um eine Art Totenhrung nach einem altheidnischen Brauchtum? Oder um ein bestimmtes Ritual? In einem anderen Buch, das Peter Fischer gehört, las ich einmal, Menschen, die unvorbereitet sterben – etwa durch einen Schuß in den Rücken – begreifen manchmal nicht sogleich, daß sie gestorben sind. Dann hilft es ihnen sehr, wenn jemand ihnen den schnellsten Weg nach Walhall weist. Es war ein bemerkenswertes Buch. Leider

ist mir dessen Titel entfallen. Natürlich kann die Dame auch ganz einfach nur einen Kranz gebracht haben. Aber: Es war Astrid Xylander!“ Busch wendete den Kopf und fragte: „Wie denkst Du nun darüber?“ Lukowsky griff nach den Zigaretten und steckte sich eine an. Er sagte: „Ich weiß nicht. Es könnte sein.“ – „Es ist so!“ behauptete Busch, „Und das ist ein Rätsel, das Peter Fischer vermutlich lösen kann. Er steht ja mit Frau Xylander sehr gut. – Du aber kannst beruhigt sein, Vera Jörgens war nicht die mitternächtliche Friedhofsbesucherin! Sie ist hier nicht im Spiel! Auf alle Fälle nicht unmittelbar.“ Busch tippte den versonnen in die Wolkenlandschaft blickenden Lukowsky an die Schulter: „Und jetzt zum Grab des Generals, bitte!“

Sie fuhren nach Süden mit Blick auf den Rhein. Es war fast vollständig dunkel geworden, kein Mond stand am Himmel. Aber die Nacht schien so mild zu bleiben, wie der Abend gewesen war. Ein schwacher violetter Schimmer lag noch über dem Horizont, ein allerletzter Gruß der Sonne für diesen Tag.

Sie durchquerten die kleine Ortschaft und näherten sich dem am Ortsende gelegenen Friedhof. Die Silhouette des barocken Turms der Kapelle zeichnete sich schwarz vor den dunkelgrauen Wolken ab. Busch bedauerte: „Schade, daß es schon so dunkel ist. Dies wäre die Stunde der Heimlichen. Doch wir haben ja nichts Heimliches vor. Aber parke den Wagen bitte nicht auf dem Parkplatz beim Friedhof. Stelle ihn dort gegenüber in die Gasse. Sicher ist sicher.“ Dann fiel ihm ein: „Ich hoffe, Du hast eine Taschenlampe?“ Lukowsky sagte: „Im Handschuhfach. Wenn wir Glück haben, ist die Batterie nicht leer.“ Busch probierte es aus. Die Lampe funktionierte.

Auf dem kleinen Friedhof war um diese Zeit niemand außer ihnen. Lukowsky erinnerte sich nur, daß General von Wohlnzachs Grabstätte auf der linken Seite liegen mußte, ganz hinten an der hohen Hecke, die den Friedhof umgab. Der Mond lag hinter Wolken verborgen, es war nun schnell dunkel geworden. Busch hatte die Taschenlampe. Bald entdeckte er das Grab, obwohl er noch nie an diesem Ort gewesen war. Er richtete den Lichtkegel zielsicher auf die Marmorfigur und sah sie mit einer merkwürdigen Versunkenheit an. Lukowsky fragte: „Was ist?“ Busch antwortete erst nach einer vollen Minute: „Diese Figur ... Sie erinnert mich an jemanden.“ Lukowsky bat: „Sag jetzt bitte nicht, an Vera Jörgens!“ Busch schüttelte den Kopf: „Nein, nein! Ich erzähle es Dir vielleicht später - oder - warum nicht, auch wenn es verrückt klingt: Sie erinnert mich an Elke, an

dieses Mädchen, das damals in Grönland blieb. Ich habe Dir neulich davon erzählt.“ Busch trat dicht an die Figur heran und berührte die Sonnenscheibe über deren Stirn mit vorsichtigen Fingern. „Tatsächlich!“ sagte er: „Die magische Sonne! Und sogar richtig dargestellt: Violett, nicht schwarz! Ich hätte nie gedacht, daß sie mich einmal so faszinieren könnte.“ Er begutachtete alles mit Sorgfalt und kommentierte: „Das Zeichen ist nicht nachträglich angebracht. Alles besteht aus einem Stück. Zweifellos das Werk eines wirklichen Künstlers. Jedoch nicht sehr alt. Ich schätze, höchstens zehn Jahre. Wahrscheinlich ist die Plastik eigens für dieses Grab angefertigt worden. Das wäre dann vor rund sechseinhalb Jahren gewesen. Könnte hinkommen ...“ Er bückte sich, um den Sockel näher in Augenschein zu nehmen. Dabei machte er plötzlich die Taschenlampe aus und flüsterte Lukowsky zu: „Deckung!“ Im selben Moment griff Buschs freie Hand nach Lukowskys Hosenbein und zog diesen hinter das Grabdenkmal. So hockten sie nebeneinander, gewiß unsichtbar für die beiden Personen, die im Lichtschein einer Windlaterne näherkamen. Diese Laterne trug eine Frau, während der Mann ein mittelgroßes Paket bei sich hatte. Die zwei konnten im ersten Moment durchaus der Beschreibung des mitternächtlichen Paares auf dem anderen Friedhof entsprechen. Beide waren schlank und wirkten elegant. Der Mann war ein wenig größer als die Frau. Und diese schien eine Pferdeschwanzfrisur zu tragen. Das nächtliche Paar kam näher. Der Kies des schmalen Weges knirschte leise unter ihren Schritten, die genau auf das Grab des General von Wohlnzach zuführten. Dann waren die Frau und der Mann heran. Lukowsky erkannte sie alle beide: Hugo Weiß und Susanne Löw. Papier raschelte. Der Mann wickelte das Paket aus. Die Frau reichte ihm die Laterne und empfing statt dessen aus seinen Händen jene hölzerne Figur, die Lukowsky neulich aus der unterirdischen Anlage mitgebracht und Busch heute Susanne Löw übergeben hatte. Während die Frau die Figur übernahm, war auf ihrem schmalen Rücken ein blonder Haarschweif zu sehen, der ihr etwa bis zur Taille reichte. Mochte der Mann also auch auf beiden nächtlichen Friedhofsbesuchen der selbe gewesen sein, so war die Frau diesmal wohl doch eine andere. Sie trat mit der Figur in den Händen dicht an das Grab des Generals heran und sprach mit einer ruhigen, sehr sanft klingen und doch kräftigen, festen Stimme: „Sieh, Großvater, mein Mann hat Wort gehalten! Du hast Dich manchmal über ihn geärgert, das weiß ich ja. Vielleicht ist er auch wirklich auf dieser Welt oft ein Träumer gewesen – aber ein sehr lieber, tüchtiger und tapferer! Ferdinand ist gestorben wie ein Held, wie einer der allerbesten! Du weißt es ja. Und durch ihn

wird nun Dein größter Wunsch erfüllt! Bitte nimm meinen Mann in Deine Arme, wenn er drüben zu Euch kommt! Und gib ihm viele Küsse von mir, sage ihm, der Schlüssel wurde wiedergefunden. Und: In sieben Monaten bringe ich unser Kind zur Welt!“ Susanne Löws Stimme hatte zu beben begonnen, Tränen rannen ihr aus den Augen, ohne daß sie schluchzte. Sie reichte die Holzfigur wieder Hugo Weiß. Dann hob sie den Blick zu den Wolken und rief mit heller, klarer Stimme: „Nova Vita!“ Die beiden Worte flogen auf mächtigen Schwingen durch die Nacht und weit, weit empor. Die schlanke Frau sah zum Himmel auf, als folge ihr Blick dem Flug dieses Klanges, über alles Faßbare hinweg bis in eine andere Welt. Inmitten der Windstille begannen ihre langen Haare für ein paar Augenblicke zu wehen. Dann trat Susanne Löw zwei Schritte zurück. Hugo Weiß legte ihr behutsam einen Arm um die Schultern. Es war eine Geste wie unter Geschwistern. Die Frau übernahm von dem Mann die Laterne und wendete sich zum Gehen. Ihr Begleiter hielt noch einen Moment inne. Sein Blick richtete sich dorthin, wo Lukowsky und Buschs ihr Versteck hatten. Hugo Weiß sagte mit ruhiger und freundlicher Stimme: „Herr Lukowsky! Vergessen Sie alles! Das ist eine Bitte unter Menschen, die an verschiedenen Punkten auf der selben Seite stehen!“ Lukowsky richtete sich auf. Sie winkten einander zu. Die blonde Frau, die bereits in Richtung Friedhofsausgang schritt, schien davon nichts zu bemerken.

Lukowsky und Busch hatten sich noch eine Weile still verhalten; so lange, bis Susanne Löw und Hugo Weiß nicht mehr zu sehen gewesen waren und das leise Geräusch eines großvolumigen Automotors auftönte und sich dann entfernte.
Nach einer weiteren Minute des Schweigens stieß Busch hervor: „Susanne Löw! Aber jetzt begreife ich einiges! Deshalb war Ferdinand Löw so sehr hinter diesen Geheimnissen her! Die zwei Hälften der Kette hatten einander verloren und mußten sich wieder finden! Die Figur aus der Anlage By.2 ist ein Zeichen dafür gewesen, daß es gelungen war.“ Busch sah Lukowsky in der Dunkelheit an und sagte nicht ohne Rührung: „Es war ein Liebesbeweis für seine Frau! Dafür ist er gestorben!“ Erst jetzt knipste Busch die Taschenlampe wieder an und betrachtete abermals die Marmorfigur. Doch schon nach wenigen Minuten meinte er: „Ich glaube, wir lassen das hier ruhen!“

Minuten vergingen schweigend. Nur der Motor des Mustangs war zu vernehmen. Nach einer Viertelstunde, erst als sie sich wieder der Autobahnauffahrt näherten, begann Busch erneut das Gespräch: „Mir ist, als ob ich auf einmal den

Schleier des Geheimnisses durchblicken könnte, und alles liegt in einem klaren Licht.“ Nach einer Pause sprach er weiter: „Für uns bleibt bestehen: Die Frau am Grab des Oberstleutnants war Astrid Xylander. Sie ist, wie Du sicherlich wissen wirst, gebürtige Wienerin. Nach dem Krieg wurde den Bürgern des vormaligen großdeutschen Reiches freigestellt, zwischen der deutschen oder der österreichischen Staatsbürgerschaft zu wählen. Mancher Österreicher entschied sich damals für die deutsche. Ich nehme an, so auch Ludwig Fokke. Ich bin sicher, er ist gebürtiger Wiener – und Astrid Xylanders Vater! Ihr Mann ist sehr früh gestorben. Es gab noch keine Kinder. Eine so schöne Frau wie Astrid Xylander könnte jeden Mann haben. Doch das will sie wohl nicht. Aber sie ist eine Frau. Sie wünscht sich ganz natürlicher Weise, Mutter zu sein. Ich wage jetzt die Behauptung: Sie ist schwanger! Für die Vaterschaft kommen gewiß nicht viele in Frage. Vielleicht Peter Fischer? Oder Du? – In sechs bis acht Monaten wird Astrid Xylander ein Kind zur Welt bringen! Und das wollte sie ihrem Vater sagen: Vita Nova! – Die Kette lebt!“ Busch richtete den Blick aus dem Seitenfenster des Wagens und schwieg. Auch Lukowsky sagte nichts. Seine Gedanken folgten dem, was Fritz Busch gerade ausgeführt hatte. Für eine Weile herrschte eine beinahe andächtige Stille in dem durch die Herbstnacht fahrenden Wagen. Ein Hauch von Ergriffenheit berührte sie beide. Endlich sprach Busch: „Ja! Und Hugo Weiß, der dürfte die spezielle Aufgabe haben, den Witwen der Gemeinschaft beizustehen, wenn das notwendig ist. So Antonietta Alotti, deren Verlobter eine Woche vor der Hochzeit ums Leben kam, Astrid Xylander, die so jung ihren Mann verlor – und nun auch Susanne Löw, der Enkelin des Generals Gerhard von Wohlnzach.“ Busch nickte bedächtig der Fahrtrichtung zu: „Ja, so muß es sein. Und diese alle warten auf den Triumph der strahlenden Göttin des Neuen Goldenen Zeitalters – und auf die Wiedergeburt des Reiches.“ Busch sah Lukowsky an und sagte: „Bis dahin ist es aber wohl noch ein Stück Wegs. Eine kommende Generation wird, so denke ich, dieses Werk zu vollenden haben. Darum: Vita Nova! – Sonderbar: Immer dachte ich, die materielle Seite des Lebens sei die wichtigste, weil alles andere mir so ungreifbar vorkam. Doch jetzt ... Ich beginne das andere, das wovon Peter Fischer immer sprach, zu verstehen, ja ...“

30

Busch hatte sich nicht von Lukowsky nach Büderich bringen lassen, sondern

war an einem Taxistandplatz ausgestiegen. Er meinte, der alte Ford Mustang könnte zu sehr auffallen, es sei besser, nicht eventuell eine Fährte zu dem wahrscheinlich einzigen noch sicheren Quartier zu legen. Sie verabredeten sich für den kommenden Mittag. Von mehrfachen Ermahnungen Buschs begleitet, jederzeit Vorsicht walten zu lassen, fuhr Lukowsky zum Jürgensplatz. Vieles ging ihm durch den Kopf. Er hätte gerne mit Vera gesprochen und auch mit Astrid. Die verschiedenen Gedanken türmten sich übereinander, schoben sich ineinander, verschlangen sich zu einem ohne Hilfe unentwirrbaren Knoten. So verspürte er auf einmal nur noch den Wunsch zu schlafen und alles andere dem kommenden Tag zu überlassen – und dem Gott Schicksal.

Er fand eine halbwegs günstige Lücke, in der er sein Auto parken konnte, und betrat das Haus. Als er im Flur nach dem Lichtschalter greifen wollte, zuckte plötzlich ein schmerzhafter Blitz auf, und dann wurde es vollständig dunkel.

Ein ganzes Dutzend verstimmter Baßgeigen dröhnte in seinem Kopf, als Lukowsky die Augen wieder öffnete. Er bemerkte, er saß in einem modern und zugleich spärlich eingerichteten Zimmer auf einem Stuhl und konnte weder Arme noch Beine bewegen. Sie schienen mit Riemen festgeschnallt zu sein; solche Einzelheiten nahm er noch nicht vollständig wahr. An der Wand gegenüber hing ein besonders häßliches abstraktes Gemälde, und davor stand ein fast ebenso häßlicher dicker Mann, der ihn mit gerunzelter Stirn und dem Ausdruck von Ärger auf dem breiten Gesicht anstarrte. Valtine sagte: „Meine jungen Mitarbeiter sind zu nichts zu gebrauchen! Den alten Fuchs Busch sollten sie bringen, und was schleppen sie mir statt dessen an? Den jungen Wolf Lukowsky!“ Er rieb sich das Kinn, dachte nach. Seine Miene hellte sich ein wenig auf: „Aber gut! Wenigstens hacke ich der Vera einen ihrer verlängerten Arme ab! Sie ist ohnehin wie eine Krake! Überall hat sie ihre verlängerten Arme! Die meisten sind unsichtbar und haben keine Namen. Aber alle greifen nach mir ...!“ Valtine legte den Kopf schief, sah Lukowsky grübelnd an und sagte plötzlich sehr leise: „Aber sie selbst ist nie da! Man sieht sie nicht, man hört sie nicht ... Aber man spürt ihren Zorn!“ Er schüttelte sich, als habe ihn soeben ein eiskalter Wind berührt. Dann griff er sich ans Kinn und sprach wieder laut: „Dieser Stuhl, auf dem Sie sitzen, ist am Fußboden festgeschraubt! Eine Spezialanfertigung!“ Lukowsky dachte über die unerfreuliche Lage nach, so gut er es in diesem Augenblick konnte, und das war nicht besonders gut. Valtine legte den Kopf auf der anderen Seite schief und sagte langsam: „Vera Jörgens ist ja unverwundbar!

Darum könnte man ihr nicht einmal ein Haar krümmen. Das habe ich herausgefunden." Valtine zog den Kopf ein legte ihn erst nach der einen und dann nach der anderen Seite schief, er sprach wie in tiefes Grübeln versunken: "Allerdings ... Ich glaube, ein Schuß mit einer silbernen Kugel direkt ins Herz, das ginge vielleicht." Er bog den verkrampften Hals mit dem zwischen die Schultern gezogenen Kopf zur anderen Seite und reckte ihn ruckartig empor. Mark Valtines Organ sank zum Flüstern: "Aber ich weiß es nicht genau, am Ende geht es doch nicht. Darum wünsche ich mir nur noch, ihr nie zu begegnen. Ein Gott sie beschützt sie nämlich, ein Gott!. Das habe ich inzwischen herausbekommen. Vielleicht ist es Wotan, der seine Hand über sie hält, denn die alten Götter sind immer noch mächtig. Oder es ist Jesus Christus, der Widersacher des Fürsten dieser Welt ... Ja, vielleicht ..." Valtines Stimme nahm plötzlich einen lauten, schrillen Klang an: "Aber die neue Zeit und dieser Christus siegen erst mit dem 14. Kapitel! Noch herrscht das 13. Kapitel, das 13.! Die Macht des Biests und der Zahl! Nur wenige sind über diese schon jetzt erhaben, so wie die unfaßbare Vera! Denn die - das ist ihr wahres Geheimnis - sie kommt aus der Zukunft! Aus dem 14. Kapitel! Das, das, ist ihr Geheimnis! Die meisten aber, so wie Sie, sind uns ausgeliefert, uns, den Herren des 13. Kapitels - Sie vorgeschobener Krakenarm der Apokalypse!“ Valtine richtete den Kopf gerade und zögerte einen Moment. Dann nahm sein Organ übergangslos einen sachlichen Ton an: „Mein Partner hält Sie für einen guten Fang! Er ist ein dummer Mensch, er will mit Ihnen reden. Nachher bekomme ich Sie wieder! Es geht schnell. Genickschuß! Vielfach bewährt. Es geht schnell. Mit Ihnen will ich mich nicht herumärgern.“ Lukowsky dachte nach, etwas zu erwidern, doch Valtine schickte bereits sich an, das Zimmer zu verlassen. Er ging rückwärts und streckte einen Arm gegen Lukowsky aus: „Ich werde ein bißchen besser schlafen, wenn Sie tot sind! Ein bißchen besser!“ Valtine ließ die Tür offen.

Lukowsky registrierte nun, daß er auf diesem eigens angefertigten Stuhl angeschnallt war. Er blickte sich in dem Raum um. Die Einrichtung sah aus, als stamme sie aus den Fünfzigerjahren. Auf einem kleinen Tisch entdeckte er die Sachen, die er bei sich gehabt hatte. Auch der Revolver lag da. Durch das Fenster waren einige Dächer zu sehen und die Nacht. Schritte wurden hörbar, und ein Mann betrat das Zimmer, dem Lukowsky in Toulon begegnet war. Er hieß Thanner. Diesem folgte ein zweiter, den Lukowsky auch schon in Frankreich gesehen hatte: Erik Bolds. Diese beiden blieben nun vor ihm stehen. Bolds gab

Thanner einen Wink mit dem Kopf, woraufhin dieser wieder hinausging. Bolds trug eine helle Hose, ein braunes Sportsakko und eine dezente beige Krawatte mit hellgrauen und weißen Streifen. Er sah so seriös aus wie ein Bankier nach Feierabend. Bolds schob einen mit blauem Kunstleder bezogenen Sessel vor das häßliche abstrakte Bild, setzte sich und sagte in nicht ganz akzentfreiem, sonst jedoch tadellosem Deutsch: „Sie haben zwei Möglichkeiten, Herr Lukowsky. Die erste ist, Sie sind für mich von Wert und bleiben am leben, die zweite, Sie zeigen sich stur und sterben noch in dieser Nacht." Schon manchmal, früher, während seiner Söldnerzeit, hatte sich Lukowsky die Frage gestellt, wie er sich verhalten würde, wenn er dem Feind in die Hände fiele und in eine ähnliche Situation geriete wie diese. Obwohl die Angst vor dem Sterben deutlich herankroch, nahm er sich vor, so gut wie möglich Haltung zu bewahren. Es war nicht ganz einfach. Bolds neigte sich vor, stürzte die Ellenbogen auf die Knie und sagte: „Vielleicht, ich glaube es sogar, können Sie behilflich sein. Das wäre dann nicht zu Ihrem Schaden. Ich kann Ihnen nur den guten Rat geben, sich zu bemühen." Lukowsky erwiderte: „Ein altes deutsches Sprichwort lautet: ‚Guter Rat ist teuer.' Und da ich kein reicher Mann bin, kann ich mir Ihren wahrscheinlich nicht leisten." Bolds deutete ein amüsiertes Kopfschütteln an: „Herr Lukowsky! Sie wollen den Helden spielen? Das wäre sehr dumm! Sie würden nicht durchhalten – das heißt, höchstwahrscheinlich nicht, ich gebe zu, genau wissen kann man das nie. Bloß wäre auch das nicht produktiv. Lassen Sie es uns doch erst einmal miteinander versuchen! Wir sind keine Feinde, sondern Partner im Nordatlantischen Bündnis." Lukowsky bewegte ein paar Zentimeter die gefesselten Hände, so gut das eben ging, und fragte: „Bündnis im Sinne von festbinden?" Bolds stand wortlos auf und schnallte Lukowskys Handgelenke los. Lukowsky sagte: „Ich bin nicht antiamerikanisch eingestellt. Im Gegenteil. Ich fahre sogar ein amerikanisches Auto. Nur die Leute, die bei Ihnen das Sagen haben, mag ich nicht besonders. Sie mischen sich immer in Kriege ein, die sie nichts angehen. Ich meine, jeder sollte sich in seinem Land um seine eigenen Angelegenheiten kümmern." Bolds sagte: „Wir mußten die Demokratie verteidigen." Lukowsky erwiderte darauf: „Die haben Ihre Oberen doch schon längst umgebracht und gegen eine bizarre Ideologie ersetzt, die vielleicht ‚Demokratismus' genannt werden könnte. Die alten Pioniere und Gründer der Vereinigten Staaten würden dagegen Revolution machen." Der Amerikaner schwieg einen Moment, ging darauf aber nicht weiter ein. Er setzte sich wieder

auf den blauen Plastikstuhl und erläuterte: „Es ist meine Aufgabe, sicherzustellen, daß eine von Ihren Landsleuten gegen Kriegsende noch fertiggestellte Geheimwaffe nicht zu den Russen gerät. Das müßte doch auch in Ihrem Interesse liegen.“ Lukowsky entgegnete: „Vielleicht ist es ja das scheußliche abstrakte Bild da an der Wand? Wenn Sie das an der Front vor sich her tragen, laufen die Russen bestimmt schreiend davon und verkriechen sich hinter dem Ural.“ Der Amerikaner lächelte, es schien echter Humor in ihm zu stecken: „Da müßten Sie einmal nach New York kommen und sich ansehen, was es da alles so gibt! Und nicht nur an Bildern. Dagegen ist das da noch harmlos!“ Er wurde wieder ernst: „Machen wir uns nichts vor: Wir, der Westen, wollen diese Waffe haben! Nicht nur als Waffe, auch für die Weltraum-fahrt. Ich spreche von den deutschen Rundflugzeugen oder Flugkreisel, den – reden wir der Einfachheit halber von: U.F.O.s – die Deutschen bezeichneten sie als V-7, VR 7, H-Geräte oder Vrils. Und bitte!“ Bolds drehte betonend die Handflächen nach vorn: „Bitte behaupten Sie jetzt nicht, Sie hätten davon keine Ahnung! Wir alle, die freie Welt, wir haben doch gemeinsame Ziele! Wenn es eine Waffe geben sollte, die das ist, was Hitler eine Wunderwaffe nannte – und ich bin davon überzeugt, sie existiert! – dann darf diese doch nicht in falschen Händen sein! Ich sage Ihnen ganz offen: Ich habe Angst davor, daß diese Waffe gegen uns – gegen uns alle! – zum Einsatz gelangen könnte. Die U.F.O.s sind ja keine bloße Erfindung! Sicher, vieles ist Schwindel, anderes Irrtum, Einbildung, optische Täuschung. Aber der Kern dieses angeblichen Phänomens ist hart wie Kruppstahl: Es sind die letzten Kampfreserven des ehemaligen Nazi-Reiches!“ Bolds betonte: „Über diese verfügt noch immer jemand, und wir wissen nicht genau, wer! Vielleicht versteckte SS-Einheiten, die sich abgesetzt haben. Mögli-cherweise besteht noch immer eine kleine Basis der Deutschen in der Antarktis, vielleicht auch viel näher, nämlich in Grönland. Es könnte aber auch etwas an-deres sein, etwas noch weitaus Gefährlicheres. Wir wissen von der Existenz einer Geheimorganisation, die gegen Kriegsende entstand. Es ist keine typische Nazi-Organisation, und sie ist auch nicht ausschließlich deutsch, obwohl sie von Deutschland ausgeht, außerdem wohl auch von dem ehemals faschistischen Italien. Sie wird von Leuten unterschiedlichster Nationalität mit getragen; Deutsche, Österreicher, Italiener, Franzosen, Niederländer, Spanier, Schweden, Norweger, Russen, Iren, Schweizer, Ungarn, Kroaten, sogar Briten – ganz Europa – und dazu noch manche Amerikaner, die vielleicht sogar besonders! Es ist undurchschaubar. Möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß da auch von Verbindungen

nach Lateinamerika, Asien und in den Orient bestehen. Der sogenannte innere Kreis dürfte sehr klein sein. Dieser könnte aber, spezielle in Deutschland, jedoch auch in Italien und Japan, über ungeahnte Kontakte verfügen. Möglicherweise hat die alte Achse nie ganz aufgehört, zu bestehen. Wir sind über viele Einzelheiten gar nicht im Bilde. Sie sehen, ich bin ganz offen. Wir wissen nicht einmal mit Sicherheit, ob diese Gruppe nicht zu einer außerirdischen Großmacht Verbindung hat! Ich nehme an, im Sonnensystem Aldebaran. Ich gehe davon aus, daß es so ist. Viele halten mich deswegen für verrückt - aber das nehme ich hin.“ Er zeigte ein nachdrückliches Kopfnicken: „Doch ... Ich denke, es wäre möglich! Stellen Sie sich vor, was das bedeuten würde, was da auf diesen Planeten zukommen könnte! Helfen Sie mir, dieser Sache auf den Grund zu kommen, wenn es Ihnen möglich ist, Herr Lukowsky! So, wie viele deutsche Wissenschaftler uns geholfen haben, das Wettrennen im Weltenraum gegen die Sowjets zu gewinnen. Der Krieg ist vor-bei! Wir sind jetzt Freunde!“ Sie saßen sich dicht gegenüber. Lukowsky spürte deutlich, daß der Amerikaner an jedes seiner Worte glaubte. Lukowsky sagte: „Sie gehen davon aus, die westliche Welt, die Sie die ‚freie‘ nennen, ohne daß mir so ganz klar wäre, von wessen Freiheit dabei die Rede ist, sei etwas ganz Großartiges. Sind Sie sich dessen so sicher? Meinen Sie, aus purem über-schwenglichem Glücksgefühl nehmen da sogar schon Schulkinder Rauschgift? – Zum Beispiel! Und wenn Sie dieses bizarre Bild dort ansehen, das hinter Ihnen an der Wand hängt und von dem Sie sagen, es sei verglichen mit Ähnlichem in New York noch harmlos – erkennen Sie darin nicht das Spiegelbild der friedelo-sen, wirren Roheit, die in dieser sogenannten westlichen Gesellschaft herrscht?“ Bolds sah ihn reichlich eine halbe Minute lang schweigend an. Dann meinte er: „Alles ist unvollkommen!“ Lukowsky blickte dem ihm still gegen-über sitzenden Mann in die Augen. Er sagte: „Sehen Sie, und vielleicht denken ja die U.F.O.-Leute, falls es sie gibt, daß den Verantwortlichen für eine derart unvollkommenen Welt jene wundersame, vollkommene Technik nicht in die Hände geraten sollte?“ Der Amerikaner zeigte ein ernstes Gesicht: „Sie stellen sich also gegen mich?“ – „Nicht gegen Sie persönlich,“ antwortete Lukowsky, „Aber gegen sämtliche sich selbst überschätzenden Systeme, die sich der ganzen Erde aufzwingen wollen und letztlich nur Unheil verbreiten.“ Bolds fragte mit nachdenklichem Gesicht: „Hätten Sie denn lieber außerirdische Nazis? Oder den Kommunismus?“ – „Nein.“ antwortete Lukowsky, „Das ist auch nicht die Wahl. Nötig wäre etwas, das einfach und ehrlich der Natur der verschiedenartigen Menschen gemäß ist –

wie es vielleicht in Ihrer Heimat Thomas Jefferson noch gedacht hat. Der war ein kluger Mann. Doch das ist lange her.“ Der Amerikaner machte ein ernstes Gesicht: „Es gibt Leute in meinem Land, die Ihnen jetzt applaudieren würden. Traditionalisten und Rassisten, die von einer homogenen Gesellschaft träumen und sich in die Zeit vor dem Bürgerkrieg zurücksehnen oder wünschten, der Süden hätte ihn gewonnen. Aber das sind die Ideale von gestern.“ – „Oder von die morgen!“ entgegnete Lukowsky.“ Bolds zog die Stirn in Falten: „Sie verstehen nicht, worum es geht! Die Welt von George Washington und Thomas Jefferson ist tot. Jetzt herrschen andere Maßstäbe.“ Lukowsky sagte: „Ich glaube, ich verstehe sehr gut. Und ich mag diese anderen Maßstäbe nicht. Sie brauchen nur einmal mit offenen Augen durch die schon von Ihnen selbst erwähnte Stadt New York zu gehen, die ich ganz gut kenne, um alles Schräge und Falsche zu sehen, was sich an einem einzigen Ort zusammenballen läßt. Unternehmen Sie einen solchen Spaziergang durch den Vorhof der Hölle – und lassen Sie Harlem nicht aus! Dann werden Sie anschließend viel klüger sein. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie diesen Ausflug in die harte Realität überleben.“ Die beiden Männer sahen sich in die Augen, und sie waren einander fremd. Lukowsky sagte: „Im übrigen: Ich habe das Wissen nicht, das Sie bei mir vermuten, und – seien Sie mir nicht böse – an Außerirdische glaube ich auch nicht. Aber wenn ich irgend etwas von alledem wüßte, würde ich es für mich behalten wollen und hoffen, stark genug zu sein, um aufrecht zu sterben.“ Bolds blieb eine gute Minute lang regungslos sitzen. Dann erhob er sich und sagte: „Es tut mir leid!“ Er drehte sich um und verließ den Raum. Lukowsky hörte, wie sich Bolds‘ Schritte entfernten und dafür andere sich näherten. Er nutzte die Sekunden, bückte sich und schnallte die Fußgelenke los. Im selben Augenblick, da die Umrisse zweier Männer im Türrahmen erschienen, hechtete Lukowsky an den kleinen Tisch zu seinem Revolver. Dessen Lauf richtete sich nun auf die zwei auf der Türschwelle. Keiner der beiden hatte damit gerechnet, weder Thanner noch der dummdreiste Bursche, den er Valtines schwarzen Jaguar hatte fahren sehen und dessen Anblick Lukowsky jetzt sogleich an die Bezeichnung ‚Ohrfeigengesicht‘ erinnerte. Sie blieben wie angewurzelt stehen. Lukowsky befahl leise: „Schnauze halten und rein!“ Sie parierten. Das Ohrfeigengesicht drohte: „Hier gibt’s kein Rauskommen mehr!“- „Das wird bei Dir auf dem Grabstein stehen!“ sagte Lukowsky, und gab einen deutlichen Wink mit dem Revolverlauf: „Umdrehen, Hände an die Wand, einen Schritt zurück!“ Er nahm die Waffe in die linke Hand, holte mit der rechten weit aus und schlug hart zu.

Seine Faust hatte zweimal voll auf eine Schläfe getroffen. Thanner und das Ohrfeigengesicht lagen wie Sandsäcke reglos am Boden. Lukowsky steckte alle seine Sachen ein, zog den innen steckenden Türschlüssel ab und schloß von außen zu.
Nun stand er in einem von kaltem Neonlicht dürftig erhellten Treppenhaus. Er rechnete damit, daß die beiden in dem Zimmer mindestens für zehn Minuten besinnungslos sein würden. Aber schon früher könnte jemand nachschauen kommen, was da los sei. Also war Eile geboten. Ein Blick hinunter zeigte, dies mußte der zweite Stock sein. Sämtliche Türen waren zu, nirgends ein Geräusch zu hören. Vorsichtig ging Lukowsky die mit ausgeblichenem blauem Linoleum belegte Treppe hinunter. Ohne Schwierigkeiten gelangte er bis in den Hausflur. Dort brannte kein Licht. Lukowsky erreichte die Haustür. Sie war verschlossen und äußerst stabil. Er ging in die entgegengesetzte Richtung und suchte nach einem rückwärtigen Ausgang. Es gab keinen. Die schmale Holztür, die er dafür gehalten hatte, führte in den Keller. Dort kam von irgendwo her ein fahler Lichtschein. Vielleicht gab es Kellerfenster, durch die der Schein von Straßenlaternen fiel. Lukowsky suchte nach keinem Lichtschalter, sondern ging dem schwachen Hauch Helligkeit nach. Dann hörte er etwas, ein leises, scharrendes Geräusch, ganz in der Nähe. Vielleicht nur Ratten. Oder doch etwas anderes? Lukowsky lauschte. Ohne Frage, es mußte ganz nahe sein. Er horchte an den Kellertüren. Hinter einer dieser Türen war das Geräusch. Der Schlüssel steckte. Lukowsky zog den Revolver und machte mit der anderen Hand auf. Jetzt wurde das Geräusch lauter. – Lukowsky steckte den Revolver in den Gürtel und zündete ein Streichholz an. Er fühlte sich von dunklem Grauen berührt und zugleich von heißem Zorn erfüllt. Da waren tatsächlich Ratten, gleich im Dutzend. Sie hatten auch etwas zu fressen. Lukowsky verscheuchte die Nager und zündete zwei weitere Streichhölzer auf einmal an. Er hätte Frau Brunners Leiche beinahe nicht erkannt. Sie lag neben einem Notstromaggregat auf kaltem Beton wie ein weggeworfenes Tempotaschentuch. Scheinbar hatte sie doch ein zu gutes Gedächtnis für Telefonnummern gehabt und Valtine wieder angerufen, um ihn zu warnen, vielleicht auch, ihm zu drohen. Ihr Sterben war gewiß kein leichtes gewesen. Vermutlich hatte sie dabei auf demselben festgeschraubten Stuhl gefesselt gesessen, wie vorhin noch er, und Valtine hatte an ihr seine Wut ausgelassen. Mister Bolds indessen, dieser Hüter der westlichen Gesellschaft, war sicherlich gerade auf dem Klo gewesen und hatte darum von alledem nichts gemerkt. Lukowsky wendete sich ab. Hier war jetzt nichts mehr zu tun. Doch

hoffentlich demnächst mit einem gut gezielten Schuß. Jetzt war dazu nicht die Stunde, doch diese würde ganz sicher kommen. Lukowsky schloß die Tür wieder zu und ging weiter dem schwachen Licht nach. Endlich erspähte er zwei niedrige, dicht nebeneinander liegende Kellerfenster. Eines davon ließ sich öffnen und es war auch möglich, sich hindurch zu zwängen. Lukowsky fand sich in einem Innenhof wieder, und von hier aus gab es eine Tür, die zu einer Straße führen mußte. Sie war verschlossen, aber kein unüberwindliches Hindernis. Nach einem kräftigen Fußtritt sprang die Tür auf. Lukowsky betrat den Bürgersteig an einer menschenleeren Straße und atmete kühle, klare Nachtluft. Er merkte sich den Straßennamen und die Hausnummer. Dann ging er fast eine halbe Stunde, bis die Ortsgegend hin und wieder Anzeichen von Bewohntheit zeigte und es ihm gelang, ein einsames entgegenkommendes Taxi anzuhalten. Dessen Autonummern zeigten, daß er sich in Bonn befand.

Um diese Zeit fuhr keine Bahn von Bonn nach Düsseldorf. Also blieb nichts anderes übrig als eine teure Taxifahrt. Jetzt machten sich auch wieder die verstimmten Baßgeigen im Kopf bemerkbar, deren schmerzhaftes Brummen die Anspannung der vergangenen Stunde ausgeschaltet gehabt hatten. Die kalte Wut über den Anblick im Keller fraß sich tiefer und tiefer in Lukowsky hinein.
Trotzdem schlief er während der Fahrt ein, der Geist wanderte in eine andere, in eine friedliche Welt. Es war wieder der Traum von dem Grünen Land, in dem alles still und schön war und dessen Eingang womöglich gar hinter dem geheimnisvollen Tor der Anlage By.2 lag ... Dieser Traum wurde durch die erbarmungslos laut gesprochenen Worte des Taxifahrers beendet: „Wir wären da!“

Diesmal betrat Lukowsky mit gehöriger Achtsamkeit das Haus. Mit ebensolcher Vorsicht ging er in sein Büro. Keine Frage, daß der Spaß jetzt endgültig vorbei war und diese liebgewordenen Räumlichkeiten wenigstens vorübergehend eine unsichere Bleibe darstellten. Lukowsky packte alles Nötige und Wichtige in eine Reisetasche und zwei Kaisers-Kaffee-Geschäft-Tüten und sah sich noch einmal um. Er hing mittlerweile an diesem Büro. Weder ein Herr Valtine noch ein Mister Bolds sollte es ihm nicht auf die Dauer vergällen können. Es war hoch an der Zeit, für klare Verhältnisse zu sorgen und ganz besonders, dem Drachen den Kopf abzuschlagen. Lukowsky stieg in seinen Wagen. Er fuhr zum ‚Kakadu‘. Über dieser Bar wurden Zimmer vermietet, und das sicherlich auch zwischen Nacht und Morgen.

31

Er hatte lange geschlafen, fast bis halb Elf. Eine helle, freundliche Sonne schien durch das hohe, schmale Fenster des kleines Zimmers und verscheuchte die unmittelbare Erinnerung an den schlimmen Anblick in einem Bonner Keller.

Lukowsky wusch sich und wählte dann die Büdericher Telefonnummer. Busch ging dran und sagte: „Ich habe schon versucht, Dich zu erreichen!“ – „Ich hatte eine bewegte Nacht,“ erwiderte Lukowsky, „Das erzähle ich nachher. Treffen wir uns in der Stadt? Was wäre mit dem Café Bittner? In einer Stunde? – Gut!“

Lukowsky frühstückte ausgiebig in dem Café und wartete auf Busch. Der erschien mit einer Viertelstunde Verspätung, dafür brachte er Fischer gleich mit. „Was gab es?“ fragte Fischer mit dem Gesichtsausdruck einer dunklen Ahnung. Lukowsky erzählte, was zu erzählen war. Dann meinte Busch: „Es war sehr vernünftig von Dir, auszuziehen! Ich hatte Dich ja schon gestern gewarnt. So etwas lag in der Luft! Valtine ist die Schlüsselperson und die Triebfeder auf der Gegenseite. Schalten wir ihn aus, ist die Bahn frei. Ohne ihn, sind die anderen erst einmal aufgeschmissen!“ Fischer machte ein nachdenkliches Gericht: „Da Val-tine jetzt offenkundig mit Bolds und dessen Institution eng zusammenwirkt, meint er volle Rückendeckung für alles zu haben. Vielleicht hat er die auch. Er mordet nun darauf los, wie es nur ein Wahnsinniger tut. Ich weiß nicht, ob Bolds darauf abzielt. Das glaube ich nicht. Aber er schaut halt zur Seite und denkt im übrigen jesuitisch: ‚The end justifies the means‘ – ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘, wie alle ideologisch Verbohrten. Ich stimme Fritz zu: Jetzt müssen wir mit Herrn Valtine fertig werden – endgültig! Sonst überlebt keiner von uns die nächsten Wochen.“ Busch sagte zuversichtlich: „Wenn die Falle zuschnappt, sind wir obenauf! Mit Hilfe des Tigers.“ Fischer wendete sich Lukowsky zu und erläuterte: „Fritz hat eine im Grunde ebenso einfach wie praktikabel erscheinende Idee. Er möchte den Rattenfänger von Hameln spielen, Valtine samt Anhang und Limousine in die Anlage locken, und dann würde eine 8,8-Granate aus dem Geschütz des Tigers dieses Kapitel schließen. Das könnte sogar funktionieren. Aber wir sollten die Anlage keinesfalls benutzen, in gar keiner Weise. Das ginge auch nicht, weil ich die Silberplatte an einem sehr sicheren Platz untergebracht habe und sie gar nicht so schnell wieder herbeischaffen könnte. Es muß etwas anderes geschehen.“ Busch neigte sich zu ihm: „Und was, bitteschön? Es ist jetzt einmal eingefädelt! Es geht nicht mehr zurück! Ich gebe zu, das ist eigenmächtig von mir gewesen, aber – es ist nun einmal so. Und ich finde

es nach wie vor richtig!“ Auf Fischers Stirn bildeten sich Sorgenfalten: „Ja, ich weiß,“ sagte er, „und wir müssen da durch. Wahrscheinlich ist die Entwicklung jetzt ganz einfach reif – so oder so. Das zeigt der Überfall auf unser Aurora-Büro und gestern Nacht auch noch der auf Ernst. Er könnte schon tot sein. Uns bleibt keine Wahl. Nun ist es so weit, man wird uns schonungslos auslöschen, jeden von uns, bei der ersten Gelegenheit, wenn wir nicht schnell handeln. Und es trifft auch meiner Meinung nach zu, wenn wir Valtine ausschalten, haben wir wieder freie Bahn, denn sein Wissensstand über uns alle ist die eigentliche Bedrohung – und seine Hemmungslosigkeit. Valtine jedoch wird sein Informationskapital kaum an Bolds weitergegeben. Wir haben mit der ganzen Sache zu lange gebraucht, haben unseren Vorsprung verloren. Jetzt geht es nur noch strikt vorwärts. Aber so können wir wenigstens den Kampfplatz bestimmen.“ Er legte die Fingerspitzen gegeneinander und lächelte: „Obschon es mir doch recht absurd vorkommt, den Wilden Westen zu eröffnen!“ Sein Lächeln wurde schwächer: „Es ist schon merkwürdig, wie sich mit Berührung dieses Stadiums alle Gesetze des alltäglichen Lebens und auch der Vernunft buchstäblich auflösen und eine andere Realität zu regieren beginnt! Ich weiß nicht, ob es so weit kommen mußte. Wahrscheinlich war es unausweichlich.“ Er seufzte, kontrollierte mit beiden Händen den Sitz seiner Krawatte und sagte: „Also gut! Es muß sein!“ Lukowsky fragte: „Sehe ich das richtig, wir planen gerade ‚Spiel mir das Lied vom Tod‘?“ Fischer ließ ein leises Lachen hören: „Ja, Du siehst das richtig! Drei erwachsene Männer wollen Wildwest spielen! Mit scharfer Munition,“ Er schüttelte abermals den Kopf: „Es ist verrückt!“ Busch sagte fest: „Aber notwendig!“ Fischer bat Lukowsky: „Gib mir eine Zigarette!“ Nach den ersten Zügen wiederholte er: „Es ist verrückt! Doch der Rubikon ist überschritten! Und Fritz hat Recht.“ Lukowsky sagte: „Ihr ahnt nicht, wie ich mich auf diesen Western freue!“ Busch klatschte in die Hände und rief beinahe laut: „Ich auch! Es wird mir ein innerer Vorbeimarsch sein!“ Um Fischers Mundwinkel spielte ein trauriger Zug: „Ich hoffe, der letzte Überlebende in diesem Kampf, wird einer von uns sein!“

Am frühen nachmittag fuhren sie mit Lukowskys Mustang an den Stadtrand, suchten ein ruhiges Gasthaus. Fischer saß sinnierend auf der schmalen Rücksitzbank. Er begann unvermittelt zu reden, und es bot den Eindruck, als spreche er in erster Linie zu sich selbst: „Wir sagen, Valtine ist wahnsinnig. Das ist er. Auch Bolds ist bekannt zumindest für einen Tick. Er fürchtet den Angriff Flie-

ender Untertassen. Das ist sicher harmlos verglichen mit Valtines bestialischem Irrsinn. Aber haben nicht auch wir längst eine Tür zum Wahnsinn in uns halb aufgestoßen, hinter der ein Ungetüm lauert? – Ich weiß es nicht mehr!“

Sie wählten einen einfachen, netten Gasthof, um alle Einzelheiten des Bevorstehenden durchzusprechen. Die Sonne war dem Tag weiterhin zugetan, fast ein Hauch von Sommer. Sie saßen an einem Fenstertisch, außer ihnen gab es nur wenige Gäste. Der Wirt brachte Kaffee, Limonade und eine Platte belegter Brote, die Fischer für alle drei bestellt hatte.

Busch packte einen Schreibblock aus. Mit Lukowskys und Fischers Hilfe entstand eine verhältnismäßig genaue Lageskizze des Geländes um den alten Seuchenfriedhof. Sie überlegten, verbesserten mehrfach, bis alles weitgehend stimmte. Dann begann Busch, seine Vorstellungen zu entwickeln: „Ich treffe mich heute Nachmittag mit Cornelius. Er ist quasi der Parlamentär. Mit Valtine selbst rede ich nicht, beziehungsweise nur telefonisch. Dabei rufe ich an, um durch die Vorwahl zu wissen, wo er sich aufhält – nicht etwa schon in Bayern. Im Prinzip muß alles über Cornelius laufen. Das ist Bedingung. Den können wir bis zu einem gewissen Grade steuern. Ihm ist das lieb, so erscheint er wichtig und rechnet mit Belohnung von beiden Seiten. Valtine weiß, daß in der Nähe des Seuchenfriedhofs früher schon einmal nach einer unterirdischen Anlage aus dem Dritten Reich gesucht worden ist. Damals von Bolds und dessen Leuten. Wir wissen davon durch Fräulein Karola ja auch. Das macht den Treffpunkt so glaubwürdig. Ich werde verlangen, daß bei der Zusammenkunft nur Valtine und ich und von jeder Seite höchstens ein Mann Begleitung erscheinen. Valtine fährt nicht selbst Auto, er braucht daher einen Fahrer. Ich verlange eine Viertelmillion in bar, dafür beikommt Valtine anscheinend die Silberplatte und ergänzende Pläne. Eine Attrappe habe ich vorbereitet. Er ist darauf geradezu versessen. Teils wegen des Platins, von dem er weiß, teils sicher auch wegen des von Bolds‘ zu erwartenden Honorars. Er rechnet bestimmt fest damit, mindestens zehn Millionen aus dieser Sache herauszuziehen. Ich bin ganz sicher, davon geht er aus. Es könnte ja auch ungefähr stimmen. Dann würde er sich endlich eine Festung bauen und sich vor Vera Jörgens halbwegs in Sicherheit fühlen können. Diesbezüglich ist er fraglos ein schwerer Paranoiker, und das scheint sich ständig noch auszuweiten. Ich werde als Termin übermorgen um neunzehn Uhr vorschlagen, dann aber kurzfristig auf morgen vorverlegen. So sind wir auf alle Fälle früher am Schauplatz. Treffpunkt ist bei der gotischen

Kapelle. Natürlich betrügen beide Seiten. Wir werden zu dritt sein, Valtine bringt sicher eine kleine Armee mit. Doch er hat bloß Lohnknechte, die kaum Lust haben dürften, gar zu kühn ihr Leben für den Boss einzusetzen. Falls Valtine aber tatsächlich allein zur Kapelle kommen sollte, würde ich ihm auch allein entgegentreten. Dann wäre es allein mein Kampf! Wenn der Herr fällt, geht das Gescherr stiften. Vielleicht geht alles also sehr schnell und verhältnismäßig leicht. Sollte es anders kommen, gibt es eben ‚Spiel mir das Lied vom Tod', dann müssen wir die Besseren sein. Ich bin da optimistisch." Fischer sagte: „Sofern wir es nur mit Herrn Valtines Bagage zu tun kriegen, sähe ich auch gute Chancen. Solches Gesindel läuft weg, wenn es ernst wird, das stimmt. Falls Valtine aber Bolds einweiht und durch ihn militärische Unterstützung bekommt, wird es sehr, sehr gefährlich." Busch schüttelte den Kopf: „Glaube ich nicht. Valtine will die Beute nicht teilen!" Er betrachtete nochmals genau die Skizze und fragte: „Wie weit ist es von der Brücke bis zur Kapelle?" Lukowsky gab Antwort: „Etwa vierhundert Meter." – „Gut!" sagte Busch, „Dann machen wir alles so. Meine Operationsbasis schlage ich im Parkhotel auf, miete dort ein Konferenzzimmer." Fischer schlug vor: „Ich könnte gleich meine P 38, holen, die ist mir dabei lieber als die kleine HSC, und vorausfahren. Ich nehme den Opel Admiral und werde ihn sichtbar bei der Kapelle parken. Der Gegner wird daraufhin annehmen, Fritz Busch sei mit diesem Wagen da. Du, Fritz, triffst am nachmittag Cornelius. Es wird ein Hin-und-her-Verhandeln geben. Am nächsten Morgen kommt dann Deine Vorverlegung des Zeitpunkts. Das muß sehr glaubwürdig sein. Mietet ein Sportflugzeug. Ernst kennt sich da ja aus. Kommt so schnell es geht. Ich sorge dafür, daß in Augsburg ein Leihwagen für Euch bereitsteht. Auf diese Weise haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen guten Zeitvorsprung, obwohl sicher auch der Feind möglichst frühzeitig aufbrechen wird, eventuell sogar von anderer Seite Unterstützung erhält; denn das kann leider nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Es gibt zahlreiche Unwägbarkeiten, die wir jedoch in Kauf nehmen müssen. Wir treffen uns also am Abend bei der Kapelle, um die Dinge im einzelnen vorzubereiten. Alles weitere können wir nur in die Hände der Götter legen." Lukowsky fiel ein: „Ich habe eine Tüte mit den wichtigsten Sachen aus meinem Büro bei mir. Wo könnten wir die inzwischen am besten unterbringen?" Fischer dachte nach und sagte dann: „Bei Astrid Xylander. Das übernehme ich. Ich würde mich ohnehin gern noch von ihr verabschieden." Peter Fischer gab sich Mühe, sich nicht anmerkten zu lassen, daß er daran dachte, es könne ein Abschied für immer sein.

Alles ging nach diesem Plan vor sich. Fischer ließ sich zum Rathausufer bringen und stieg mit Lukowskys Tüte an der Hand in den blauen Opel. Dort verabschiedeten sie sich: „Auf Wiedersehen bei der gotischen Kapelle!“

Die nächsten Stunden krochen dahin. Busch kaufte sich in dem Waffengeschäft in der Breitestraße noch Reservemunition für seine 08. Das Wetter blieb weiterhin angenehm. So schlenderten sie durch die Straßen. Busch sagte: „Also haltet Euch bitte daran: Falls Valtine wider Erwarten vereinbarungsgemäß allein zur Kapelle kommt, mache ich es allein mit ihm aus. Ich kenne ihn am längsten, da habe ich gewissermaßen die ältesten Rechte.“ Lukowsky fragte: „Wie geübt bist Du denn noch mit der Pistole?“ – „Nicht übermäßig,“ antwortete Busch, „Aber Valtine ist so sehr an Lakaien gewöhnt, daß er selber kaum mit einer Waffe umgehen kann. Da bin ich dann schon noch erheblich besser. Das wird er auch wissen und darum nicht allein kommen.“ Lukowsky fragte: „Wie steht es hinsichtlich des Schießens mit Peter?“ – „Der ist ein guter Schütze,“ versicherte Busch, „er trainiert sogar regelmäßig am Sießstand. Seine P 38 hat er sich von einem Büchsenmacher extra noch verfeinern lassen.“ Busch kam auf den möglichen Ablauf der bevorstehenden Ereignisse zurück. „Wenn ich sehe, Valtine ist nicht allein, springe ich sofort in die Kapelle. Ich bin ja keineswegs lebensmüde, jetzt weniger denn je. Dieses alte gotische oder womöglich auch neugotische Gemäuer wird unser Vorteil sein, weil wir zuerst da sind und diese feste Deckung für uns haben.“ Er wendete den Blick zu Lukowsky und sagte: „Das einzige, was ich für den Fall einer reinen Zweierbegegnung mit Mark Valtine fürchte, ist, ich könnte mich im falschen Moment daran erinnern, daß er nicht immer solch eine Bestie gewesen ist. Ein Schweinehund stets, doch nicht so wie jetzt, das hat erst angefangen vor vielleicht fünfzehn Jahren. Er ist immer mit allem unzufrieden gewesen. Es hat wohl seit jeher in ihm gesteckt.“ Busch lachte: „Alles kommt, wie es kommt! – Ein dummer Ausspruch.“ Dann sagte er, er wolle sich noch ein wenig ausruhen, das Feilschen mit Valtine könnte anstrengend werden. Lukowsky solle das Flugzeug besorgen und dann in Mönchengladbach auf ihn warten, denn das sei kaum weiter aber besser als der Flughafen von Düsseldorf, bei dem, wer mochte es wissen, Beobachter postiert sein könnten. Busch gab ihm Geld, falls er es brauchen sollte. Ein dickes Kuvert voll großer Scheine.

Die Ruhe vor dem Sturm war von besonders ausgeprägter Stille. Lukowsky hatte ein Flugzeug gemietet, eine ‚Sportsman‘, mit der man notfalls auch bei

Dunkelheit fliegen konnte. So wartete er im Restaurant des Aero-Klubs, trank Kaffee und rauchte manche Zigarette. Die Stunden schlichen dahin.
Endlich kam Busch. Er winkte schon von weitem, ein zufriedenes Lächeln auf dem Gesicht, in das sich jedoch auch Züge von Unruhe mischten. Busch setzte sich gar nicht erst an den Tisch, sonders sagte: „Wir müssen gleich los! Es ist alles gut gelaufen, aber wir müssen sofort los!“ Lukowsky winkte der Kellnerin und erhob sich. Busch erklärte: „Valtine wollte unbedingt schon morgen kommen. Ich mußte darauf eingehen. Er will selbstverständlich auch den Platzvorteil und ist jetzt sicher schon samt seinen Pistolieros auf der Autobahn.“ Sie verloren keine Minute, sondern starteten umgehend in Richtung Augsburg.

Am dortigen Flugplatz stand auf ihre Namen ein Leihwagen bereit. Es war ein VW 1500 in graugrün, beinahe Tarnfarbe.

Gegen halb acht Uhr fuhren Sie los. Lukowsky hatte sich den Weg x-mal in Gedanken vergegenwärtigt und die von Fischer gezeichnete Karte gut eingeprägt. Busch hielt diesen Wegplan zur Sicherheit in der Hand.

Bald fuhr der Wagen zwischen zwei Baumreihen, immer an dem verwilderten Lauf eines kleines Baches entlang. Nichts erinnerte mehr an die Autobahn, nichts an eine nahe Stadt, vor ihnen lag ein einsames Stück Land. Das Wetter war trocken und angenehm, die Sonne des Herbstes schien tief am Himmel. Lukowsky bog in die Seitenstraße, welche über eine Holzbrücke führte und sich anschließend verlor. Die morschen Bohlen gaben unter dem Druck der Räder klappernde und rumpelnde Geräusche von sich. Anschließend knirschte Schotter unter den Reifen. Sonnenlichtreflexe huschten von Mal zu Mal über das Glas der Windschutzscheibe. Alle Wirklichkeit schien in dieser Umgebung zu verschwimmen. Es war der gleiche Eindruck, den Lukowsky schon beim erstenmal an diesem Ort empfangen hatte. Jetzt, im letzten Sonnenlicht des Tages, empfand er die bizarre Schönheit dieses Platzes noch stärker. Der alte Friedhof bot sein malerisches Bild dar. Vereinzelte Bäume reckten ihre Wipfel empor. Die lebensgroße Mutter-Gottes-Figur stand ein wenig schief auf ihrem von Moos und Efeu überwucherten Sockel bei dem verwitterten Brunnen. Sie wirkte schön, traurig und gleichsam schicksalsergeben. Eine löchrige Hecke gab den Blick auf geborstene Grabsteine und gesplitterte Kreuze frei. Langsam rollte der graugrüne Wagen weiter voran. Hinter Bäumen und Sträuchern erhob sich der kleine Kirchturm, schlank und spitz. Lukowsky blickte sich nach der einsamen

Madonna um – sie wartete geduldig vor einem steinernen Brunnen auf eine bessere Zeit. Zum Himmel sah sie nicht auf.
An der letzten noch mit einem Auto befahrbaren Stelle des von Unkraut überwucherten Platzes vor dem Friedhof, parkte der hellblaue Opel Admiral, von der Brücke aus gut zu erkennen. Lukowsky lenkte nach links, auf die etwa hundert Meter weiter liegende Kapelle zu. Dort saß Fischer auf den Stufen zum Eingang. Jetzt erhob er sich, gab ein anweisendes Handzeichen und rief: „Den Wagen dort in die Büsche! Hinter die Kapelle!“ Lukowsky folgte diesem Wink und steuerte den Wagen hinter der kleinen Kirche in dichtes Gestrüpp. Von der Zufahrtsseite her konnte ihn niemand entdecken. Fischer begrüßte die beiden Ankömmlinge mit. „Willkommen am Schauplatz des jüngsten Gerichts!“ Er lächelte. Sie gaben sich die Hände. Busch sagte: „Es läuft alles, aber wir müssen damit rechnen, daß Valtine nebst Gescherr sehr bald hier auftaucht. Er bestand auf einem Treffen morgen vormittag. Ich gab schließlich nach und habe gesagt, ich fahre mit dem Opel die Nacht durch. Das war das einzig Glaubwürdige. Er wird ganz gewiß als erster vor Ort sein wollen. Wie ich ihn einschätze, plant er, noch heute abend seine Leute hier zu postieren, dann in einem Hotel in Augsburg zu übernachten und morgen früh herzukommen.“ – „Das heißt,“ sagte Fischer: „wir müssen von nun an mit allem rechnen. Ich zeige Euch jetzt die Gegebenheiten.“ Damit ging er voran, in das Innere der Kapelle. Schon von draußen war ein seltsames, quietschendes Geräusch vernehmbar gewesen. Es rührte von einem großen langsam hin-und-her-schwingenden eisernen Leuchter. Ganz gleichmäßig und ohne erkennbaren Antrieb, pendelte er an einer rostigen Kette unter der hoch gewölbten Kapellendecke. Durch zerbrochene Fenster fiel buntgefärbt das Licht der Abendsonne. Der ausgewetzte Sandsteinboden zeigte an einigen Stellen Holzstummel, auf denen es einmal Bänke gegeben haben mochte. Vor der Rückwand stand ein kahler Altar aus glattem Stein und dahinter hing ein vermodertes Holzkreuz. Ein niedriger Torbogen führte in den kleinen Turm und unter einen leeren Glockenstuhl. Auf der rechten Seite klaffte ein tiefer Mauerriß, der den Blick auf den Friedhof und die Madonnenfigur bei ihrem Brunnen freigab. Dort draußen schien die Sonne. Ihre rotgoldenen Strahlen schimmerten auf dem herbstlichen Laub der Bäume, den wild wuchernden Sträucher und ebenso auf den moosüberzogenen Steinen. Goldfarbige Reflexe spielten an den Glassplittern einer einsam dastehenden verrosteten Laterne.
Fischer stieg durch die Maueröffnung und sagte: „Von hier aus können wir dem Feind in den Rücken kommen. Das ist günstig, denn wir werden sicher in der

Unterzahl sein.“ Er sah Lukowsky an: „Einer vorne beim Eingang, einer hier an der Mauerspalte, und ein dritter bei dem Brunnen mit der Mutter-Gottes-Figur. Das Laub der Sträucher ist schon zu dürftig, als daß da gute Deckung möglich wäre.“ Er schüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf: „Ist es nicht wirklich verrückt? Doch es geht nicht anders!“

Sie standen zu dritt vor der gotischen Kapelle. Überraschend konnte hier her niemand her gelangen. Wer immer diesen verlassenen Ort besuchen wollte, mußte über die Holzbrücke, die ihr unüberhörbares klapperndes Geräusch von sich geben würde. Außerdem war das Laub der den Bachlauf säumenden Sträucher schon herbstlich gelichtet, so daß zumindest die Scheinwerfer nahender Fahrzeuge unübersehbar sein mußten. Ein leichter Wind tat sich auf, in den Baumwipfeln raschelte das schon weitgehend trockene Laub. Hin und wieder wehten verwelkte Blätter zu Boden. Lukowsky richtete den Blick auf die zwischen den Zweigen der Bäume hindurch scheinende Sonne. Sie stand nun bereits sehr tief. Und er dachte: Der Winter naht – und die Wintersonne – Vera ...

Zeit verstrich. Die Sonne sank. Nur mehr dunkelrote Glut floß über die Wolken des Himmels wie warmes Blut. Der Wind hatte sich wieder gelegt. Es war sehr still. Allein das leise, eintönige Quietschen des an seiner rostigen Kette unter der Kirchendecke schaukelnden Eisenleuchters drang durch den Eingang ins Freie. Busch trug ein kleines, flaches Paket unter den Arm geklemmt. Die Attrappe der Silberplatte. Er sagte: „Wenn Valtine kommt, geht Ihr sofort in Eure Deckungen.“ Fischer teilte ein: „Ernst an den Mauerriß; ich hinter den Brunnen. Fritz dann sofort hinein in die Kapelle, Stellung beim Eingang.“ Lukowsky schlug vor: „Ich sollte nach vorne an den Brunnen. Mein .44er Revolver ist am ehesten geeignet, ein Auto schon im Herankommen zu stoppen.“ Fischer stimmte zu: „Das ist richtig. Also tauschen wir.“ Die Atmosphäre war nun nüchtern, militärisch, vergessen die Romantik der malerischen Umgebung.
Das Rot des Himmels hatte sich in dunkles Violett verwandelt. Der Abend kam.

Von ferne waren Motorengeräusche zu hören, doch nicht das Klappern der Holzbrücke. Die Geräusche wurden lauter und wieder leiser, bis sie völlig verklangen.
Der Abend war da. Aber noch warf ein vom Horizont kommender Widerschein helle violette Lichtschimmer auf die Erde. Es war noch nicht dunkel.

Mehrere scharfe Knalle bellten in schneller Folge von der anderen Seite des

Baches durch das dürre Geäst der Sträucher herüber. Busch stürzte. Lukowsky fühlte einen tief stechenden Schmerz im Leib, ohne genau zu wissen, wo. Er ging in Deckung, zog den Revolver und schoß dort hin, wo das feindliche Mündungsfeuer zu sehen war. Fischer verfeuerte bereits ein ganzes Magazin in diese Richtung, mit dem Erfolg, daß das Feuer von drüben für einen Augenblick schwcher wurde. Fischer warf sich neben Busch auf den Boden und rief: „Schnellfeuergewehre mit Zielfernrohr! Also doch Bolds-Leute! - In die Kapelle!“ Dann schleifte er den schweren Körper des verwundeten Busch auf den Kircheneingang zu. Von der anderen Seite peitschten erneut Salven von Feuerstößen aus Sturmgewehren herüber. Lukowsky versuchte ein klares Ziel auszumachen. Es war nicht möglich. Nur Umrisse zweier dunkler Fahrzeuge und mehrfaches Mündungsfeuer waren erkennbar. Das andere Bachufer lag vielleicht fünfzig fünfzig Meter entferntet. Dennoch schien gerade ein Schuß aus Lukowskys Revolver Wirkung erzielt zu haben, denn das Schnellfeuer des Gegners wurde abermals für einem Moment schwächer. Doch Fischer wurde von einer Garbe gleich mehrfach getroffen. Er strauchelte, raffte sich aber sofort wieder auf. Lukowsky sprang ihm bei. Sie schafften es, Busch in das Innere der Kapelle zu tragen. Von jenseits des Baches kamen Geschosse über Geschosse geflogen und hagelten auf das alte gotische Gemäuer ein. Fischer sagte: „Ganz nach hinten! Wir müssen damit rechnen, daß sie auch Gewehrgranaten haben! Der Bach ist nicht weit, die könnten sie einsetzen.“ Im Kirchenschiff war es stockdunkel. Busch stöhnte leise, und dieses Stöhnen vermengte sich mit dem schürfenden Geräusch des unter der Decke schwingenden Eisenleuchters. Buschs Verwundung schien schwer zu sein. Fischer sagte zu Lukowsky: „Sie dürfen nicht über die Brücke kommen! Halte sie auf! Um jeden Preis! Ich versuche, aus dem VW den Sanitätskasten zu holen, Fritz zu verbinden und dann in den Wagen zu schleppen. Habe ich das, hole ich Dich. Vielleicht entkommen wir dann über den Waldweg! Das ist die einzige Chance!“ Damit stürmte er auch schon voran, selbst blutend und von heftigen Feuerstößen verfolgt. Lukowsky eilte vor, um ihm wenigstens so weit wie möglich Feuerschutz zu geben. Fischer stürzte, sprang aber gleich wieder auf und erreicht die dichten Sträucher. Das Schnellfeuer von der anderen Seite des Baches wütete planlos. Inzwischen war es fast vollständig dunkel geworden. Lukowsky stieg seitlich durch den Mauerriß und eilte bis zu dem blauen Opel. Von dort aus hatte er gerade Feuerlinie auf die Brücke. Er wechselte die Munition, lud statt .44 Spezial nun .44 Magnum. Es war keinen Augenblick zu spät. Abermals nahten

Motorengeräusche. Und diesmal klapperten auch die hölzernen Bohlen der Brücke. Ein paar Autoscheinwerfer wurde dort erkennbar. Lukowsky visierte den Kühlergrill an, hinter dem der Motorblock liegen mußte. Der Schuß brach los; eine .44 Magnum verließ den Lauf des Revolvers und zerschmetterte Metall. Für eine Sekunde tanzten als Folge des starken Mündungsblitzes hellgrüne Lichter vor Lukowskys Augen. Aber auf der Brücke blieb ein großer dunkler Wagen liegen wie ein erlegtes Ungeheuer. Ein zweiter dahinter herannahender mußte nun notgedrungen ebenfalls anhalten. Damit sah die Lage schon ein bißchen besser aus. Allerdings noch lange nicht gut. Die Schnellfeuergewehre von der anderen Seite ballerten ununterbrochen, obwohl es inzwischen weniger als anfänglich waren. Lukowsky dachte an Fischer. Aber es war nicht die Zeit, viel nachzudenken. Auf der Brücke stiegen Schatten aus dem dort liegengebliebenen Wagen. Lukowsky zielte und schoß. Die .44 Magnum schleuderte den Getroffenen von der Brücke; ein Platschen in dem flachen Bach darunter war zu hören. Von der Brücke her blitzte es mehrfach auf, die scharfen Knalle von Pistolenschüssen waren zu hören, dorthin gerichtet, wo das Mündungsfeuer von Lukowskys Revolver zu sehen gewesen sein mußte. Geschosse klatschten in das Blech des blauen Opels, hinter dem er Deckung genommen hatte. Lukowsky schoß zurück, aber es war kein genaues Ziel auszumachen. Dann zuckte neben dem breiten Wagen auf der Brücke ein starker Mündungsblitz auf – und im nächsten Augenblick zerriß eine Explosion den hellblauen Opel. Eine Gewehrgranate, wie Fischer es gefürchtet hatte. Lukowsky warf sich hinter dem brennenden Autowrack auf den Boden. Jetzt schlug auch in der Kirche eine Gewehrgranate ein und dann noch eine zweite. Die Kapelle brannte. Mit einem schnellen Gedanken hoffte Lukowsky, Busch und Fischer könnten ganz hinten beim Turm sein oder sogar schon im Volkswagen. Doch es war keine Zeit für weitere Überlegungen. Er wälzte sich auf den Rücken, lud den Revolver nach. Die hoch lodernden Feuer des Opels und nun auch der Kirche erhellten den Kampfplatz. Zwei Gestalten schoben sich an dem auf der Brücke liegenden Wagen vorbei. Lukowsky zielte und drückte ab. Er spürte den gewohnten Rückschlag seiner Waffe, als die Kugel in einem blendenden Feuerball den Lauf verließ. Für den Bruchteil einer Sekunde tanzten abermals hellgrüne Irrlichter vor seinen Augen. In den Ohren tönte gleichmäßiges Sausen. Lukowsky zählte in Gedanken die verschossenen Patronen mit: ‚eins‘, dann: ‚zwei‘. Eine paar Sekunden Stille. Der schwarze Wagen lag auf der Brücke wie ein ver-

endetes Monstrum. Nichts rührte sich. Dann blendete ein Suchscheinwerfer auf. Schüsse peitschten heran und sprengten Löcher in den festgetretenen Schotterweg. Lukowsky fühlte einen Ruck an der Hüftgegend. Er warf sich aus der Hocke zu Boden, rollte zur Seite. Neue Schüsse fetzten in den Weg. Sand und Kiessplitter stoben auf. Von der Brücke her blitzten auf einmal Schnellfeuer mit Leuchtspur. Lukowsky empfand einen heftigen Ruck in der Seite und einen weiteren Schmerz – er wußte nicht, wo - er sprang auf, warf sich weiter vorn auf die Wegesmitte, wälzte sich in eine Furche und zählte: ‚drei'. –Eine dunkelgraue Silhouette bei der Brücke verformte sich in bizarrer Weise. – Querschläger schwirrten heulend vom Boden auf. Hinter Lukowsky leuchteten rote und gelbe Flammen, fraßen knisternd die Überreste des Opels. Und ein Stück weiter rechts hatte das Feuer nun auch den Kirchturm erfaßt. Flammenzungen leckten zwischen der durchbrochenen gotischen Architektur hervor. Lukowsky kroch auf den Brunnen zu. Er registrierte starke Schmerzen an verschiedenen Körperstellen, ohne weiter darauf zu achten. Der Schemen einer menschlichen Gestalt hatte die Brücke überquert und huschte auf das brennende Auto zu. Lukowsky visierte aus dem Handgelenk und zählte: ‚vier'! – Die fremde Gestalt zog sich zusammen, schnellte wieder hoch, sprang rückwärts und stürzte abrupt zu Boden. Von dorther ertönte kurz ein leises Wimmern und mischte sich in das Prasseln der Flammen und die harten Schläge der Waffen. Abermals fühlte Lukowsky jenen besonders tief stechenden Schmerz, von dem er nicht wußte, woher dieser rührte. – Dann zählte er: ‚fünf', und wieder riß der Rückschlag des Revolvers in seiner Hand. – Jetzt erwiderte das Feuer nur noch eine einzelne Pistole. ‚Besser ein Pyrrhussieg als eine Niederlage, sprach etwas in seinen Gedanken. – Lukowsky wollte aufspringen, vorstürmen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Sein Kopf stieß hart gegen Schotter und Kies. – Eine zweite Pistole schoß wieder von der Brücke aus. Warme Flüssigkeit rann über Lukowskys Gesicht und floß in sein linkes Auge. Bunte Flecken tanzten vor ihm in der Nacht, bizarre Gebilde ohne feste Form. – Lukowsky zählte: ‚sechs'. Aber auf der Brücke die Pistole mit dem hellen, beißenden Knall verstummte nicht. – Lukowsky wälzte sich auf den Rücken: Ladeklappe – Hülsen ausstoßen – nachladen – Hahn spannen - - - Der starke Schmerz, von dem er einfach nicht wußte, an welcher Stelle seines Körpers er ihn empfand, erschwerte das Anvisieren des undeutlich erkennbaren Gegners. Mühsam hob Lukowsky Arm und Hand, die Glieder kamen ihm schwer wie Blei vor, und ihm war glühend heiß. – Mit einem

Male wurde es hell, hell wie leuchtendes Abendrot: Die Kapelle stand jetzt in vollen, hoch lodernden Flammen, und auch die umliegenden Sträucher hatten sich entzündet. Lukowsky schoß auf etwas Bewegliches, das sich bei der Brücke zeigte. Das Bewegliche schoß zurück. Lukowskys Hände wurden klebrig, feucht und warm. – Der gräßliche Feuerschein beleuchtete den Platz des Geschehens und fing eine menschliche Gestalt ein. Lukowskys Revolver schrie. Auf der anderen Seite packte es einen Kopf, schleuderte ihn empor wie einen Ball. Wieder schlug der Revolver in Lukowskys Hand, stieß den fremden Kopf zurück. – Etwas kauerte da noch am Brückenrand. Lukowskys Hand führte den Revolver nun wieder ruhig, wie auf Schienen. Der gekrümmte Zeigefinger tippte den schmalen Abzug an – das Kauernde am Brückenrand wurde weit nach hinten geschleudert, ehe es schlaff in sich zusammensackte. Jetzt bildete es nur noch einen dunklen Klecks, der sich nochmals ein wenig bewegte und dann platschend vom Brückenrand in den Bach stürzte. Wieder Augenblicke der Stille. Lukowsky lud den Revolver nach. Das bereitete Mühe, überall Schmerzen und dunkles, warmes Blut. Und jener ganz tief glühende Schmerz, der sich nicht orten ließ, nahm überhand. - Lukowsky verlor die Besinnung.

Außer dem Knistern des Feuers ertönte kein Laut; außer dem wirren Flackern der nun niedriger brennenden Flammen bewegte sich nichts, als Lukowsky wieder zu sich kam. Ein leichter Regen hatte eingesetzt, mit vereinzelten dicken Tropfen. Lukowsky versuchte beide Augen zu öffnen. Es ging, wenn auch mühsam. Vor sich erkannte er, erst verschwommen, dann deutlicher, schließlich klar: eine Hand mit einem Revolver – seine Hand. Bizarre Linien überzogen Hand und Waffe dunkelrot. – Er schloß die Augen. Nichts als das Prasseln und Fauchen der Flammen war zu hören. Nach und nach ebbte auch deren Knistern ab. Lukowsky hob den Kopf und blickte auf. Dicke Regentropfen fielen nun vom Himmel. Nur noch kleine Flämmchen züngelten aus dem Autowrack, gelbe, orange und blaue Flämmchen. Aus den Resten der Kapelle schlugen die Flammen noch höher. Lukowsky dachte an Fischer und Busch. Er versuchte aufzustehen, stützte sich auf den schweren Revolver. Dicke, dunkle Tropfen krochen und rannen an seinem Arm entlang über den Handrücken und den Revolverlauf bis zum Boden. Dort versickerten sie allmählich. Lukowsky bemerkte, er lag in einer großen, klebrigen Lache. Er schob sich voran, mühsam, Stück um Stück. Dadurch gab es wieder ein deutlich vernehmbares Geräusch in dieser Nacht: Das Schleifen seines Körpers über ein klebriges Gemisch aus Blut und Regen-

wasser in Schotter und Kies. – Die Sinne verließen ihn erneut. Es war ihm, als ob er schliefe und im Traum eine Frauenstimme singen höre, Veras Stimme: Vita Nova ... Das war sehr schön. Dann aber weckte ihn ein häßliches, schürfendes Geräusch aus dem wohltuenden Schlaf. Er zwang sich, die Augen zu öffnen und bemerkte, daß etwas Schwarzes nach seinem Revolver stieß, so daß er ihn nun nicht mehr in der Hand hielt, sondern ihn, nicht weit entfernt, in einer kleinen Pfütze liegen sah, in die dicke Regentropfen platschten und dort kleine Wellenringe bildeten. Lukowsky hob den Blick. Die Wolken hatten den Mond freigegeben. Aber etwas Rundes schob sich vor diesen Mond – wie bei einer Mondfinsternis. Doch es gab keine Mondfinsternis in dieser Nacht. Das Runde vor dem Mond war ein Kopf, der sich langsam, sehr langsam, bewegte. Und dann ertönte ein leises Geräusch, ein irres Kickern. Es ging in Mark Valtines Stimme über, die sagte: „Tot! Ihr seid alle tot!“ Abermals ertönte das irre Kichern, und dann erneut Valtines Stimme: „Es liegen viele Tote herum, viele! Und überall ist Feuer ... Und es gibt viel Blut!“ Valtines Stimme wurde zu einem Flüstern, aber doch sehr deutlich vernehmbar: „Apokalyptisch!“ Der Widerschein von Flammen funkelte wie Irrlichter auf seinen Augäpfeln. Valtine wiederholte das Wort noch leiser: „Apokalyptisch!“ Auf einmal schrie er laut hinaus: „Es ist noch nicht da, das 14. Kapitel! Keine Glocke hat Jesus Christus herbeigerufen! Es ist das 13. Kapitel! Die Zeit des Antichrist! Die Herrschaft der Zahl!“ Ein rasches Zittern schüttelte die schwarze Silhouette vor dem Mond. Valtine schwieg. Dann ertönte wieder das Kichern, es wurde zu einem leisen Lachen, und Valtines massige Umrisse bewegten sich langsam näher. Lukowsky nahm mit einem Ohr starke Motorengeräusche und das Klappern von Bohlen wahr. Offenbar schob ein anderer Wagen den getroffenen ersten über die Brücke. Doch Lukowskys Gedanken ballten sich jetzt und richteten sich ganz auf den Feind, der da stand und ihn wahnwitzig kichernd von oben her ansah. In der rechten Hand hielt Valtine eine große schwarze Pistole. Er hob die Waffe, zögerte und zielte auf das steinerne Marienstandbild bei dem ausgetrockneten Brunnen. Sein Kichern ging in ein Krähen über: „Da!“ stieß er hervor: „Da steht sie! Ein Weibsbild mit langen würdevoll wallenden Haaren, so wie Vera Jörgens! Bloß diese da, die will gleich noch Mutter Gottes sein und sich anbeten lassen! Guck sie Dir an! Ich denke mir jetzt, es ist die Vera!“ Valtine drückte ab. Der Schuß krachte. Doch die Kugel prallte von dem festen Stein ab und sauste pfeifend durch die Luft, ohne die Frauenfigur beschädigt zu haben. Valtine sah

sie verwirrt an, während er die Mündung seiner Pistole gegen Lukowskys Kopf richtete. Das Blut, das aus irgendeiner Kopfwunde rann, drohte ihm die Augen zu verkleben. Aber er sah doch. Sein Leib, der starr zu sein schien, hob sich dennoch um einige Zentimeter. Und die blutende rechte Hand, die sich kaum bewegen ließ, schnellte trotzdem vor und ergriff fest den in der Pfütze liegenden Revolver, hob ihn an, und die linke Handkante streifte über den Hahn. Der Schuß brach los. Valtine stürzte rücklings zu Boden. – Der Mond war nicht mehr verfinstert. Lukowsky raffte all seine Kräfte zusammen und es gelang ihm: Er stand! Ruhig spannte sein Daumen den Hahn. Das leise Knacken des weichen Schloßgangs tönte auf einmal sehr laut. Ein zweiter Schuß zerschmetterte den Schädel des Drachen. Lukowsky warf einen Blick auf die steinerne Mutter-Gottes-Figur, die traurig im letzten Feuerschein dastand. Er rief laut: „Der Drache ist tot!“ – Und es war ihm, als müsse dieser Ruf seiner Stimme weit über den Horizont hinaus schallen, der nordischen Wintersonne entgegen. -

Auf der Brücke hatte sich der beschädigte schwarze Wagen inzwischen in Bewegung gesetzt, von einem anderen mit aufheulendem Motor angeschoben, hinter dem noch ein weiterer herannahte. Lukowsky blickte zur Kapelle. Er dachte an Fischer und Busch. Seine Hand hielt den Revolver noch fest, doch der Daumen wollte sich nicht mehr zum Spannen des Hahnes heben. Formlose Schatten drohten, sich vor seine Augen zu senken. Aber es war ein guter Kampf gewesen. Und der Drache war besiegt! Der Drache war besiegt! – Dulcinea! – Vera! –
Lukowsky stand aufrecht da, aber er spürte, daß er sich nicht mehr lange so würde halten können. Ein Ausspruch von Astrid kam ihm in den Sinn: ‚Es gibt keinen Tod!‘ Beinahe so, als höre er in diesem Augenblick, wie sie diesen Satz in sein Ohr flüsterte. Der Regen verstärkte sich und wurde mit einem Male zu einem heftigen Wolkenbruch. Von irgendwo wurde das dumpfe Grollen eines Donners vernehmbar. Dann schwebte eine einzelne Wolke tief heran und schleuderte einen gleißend hellen Blitz gegen die feindlichen Fahrzeuge bei der Brücke, der sie augenblicklich verschlang.
Lukowsky stand noch immer – wider alle Natur. Der Regen goß auf ihn ein. Das nahm er irgendwie wahr. Er hätte sich gerne hingelegt, doch kein Glied ließ sich bewegen. Dann hatte er auf einmal das Gefühl, er liege am Boden und ruhe sich aus, während er aber auch gleichzeitig aufrecht dastand und zum Mond aufblickte, der klar, frei und schön zwischen den ziehenden Wolken hervor strahlte.

Alles kam ihm sehr sonderbar vor. – Doch der Drache war besiegt! – Lukowsky verlor das Bewußtsein.

32

Es war sehr schön in jenem sonderbaren Grünen Land, über dessen Horizont ein orangerotes Licht empor schimmerte. Es gab keine Schmerzen dort, keinen Kummer und auf ganz eigenartige Weise auch keine Traurigkeit. Alles hatte seinen Weg, den es ging, und das war richtig so. Lukowsky wanderte durch dieses merkwürdige Land, zunächst ganz allein. Zweimal begegneten ihm Reiter und einmal kreuzte ein ganzer Schwarm riesengroßer Vögel seinen Weg. Das kam ihm sehr seltsam vor. Er ging auf einer von Gras bewachsenen Allee zwischen hohen schlanken Bäumen, die an Pappeln erinnerten. Auf dieser Allee kamen ihm aber dann doch Menschen entgegen. Und er kannte sie alle. Da war Beate! Auch sein Vater und seine Mutter waren da und die Großeltern. Doch sie waren alle jung! Und sie winkten ihm zu.
Aber dann war das Grüne Land ganz plötzlich verschwunden, und er sah etwas noch viel Schöneres: Vera! Sie blickte ihn an, beugte sich über ihn, so daß ihre langen braunen Haare sich um ihn ausbreiteten, und er spürte den zarten Kuß ihrer weichen Lippen auf den seinen. Es war wunderschön.
Dann aber war Vera wieder fort, und er sah einen klaren Sternenhimmel, durch ein großes Fenster. Dies war nicht das Grüne Land. Er lag in einem Bett und er verspürte auch an verschiedenen Körperstellen Schmerzen. Diese waren jedoch nicht allzu schlimm. Bald glaubte er, Vera käme wieder. Doch diese Frau mit den langen dunklen Haaren war Antonietta. Sie setzte sich an die Bettkante und sagte etwas, was er nicht verstehen konnte. Auch Hugo Weiß kam. Dieser lächelte gut gelaunt und machte Kaiser Neros Zeichen mit dem Daumen nach oben. Danach wanderte Lukowsky aber doch wieder durch das Grüne Land.
Als er von dort zurückkam, erinnerte er sich aber nicht mehr an das, was dort gewesen war. Peter Fischer sah ihn an, und das war wohl wieder in dem seltsamen Krankenhaus, denn Peter Fischer lag auf einer Art rollbarem Bett. Aber er schien gut gestimmt zu sein. Lukowsky wollte fragen, was mit Busch sei, doch er konnte anscheinend nicht sprechen. Oder konnte Peter ihn bloß nicht hören? Aber nein, es mußte an ihm liegen, offenbar vermochte er weder zu reden noch zu hören. Das kam ihm sehr sonderbar vor.

So wanderte er dann doch abermals durch das Grüne Land. Nach seiner Rückkehr von dort sah er Fritz Busch in einem Rollstuhl sitzend, aber offenkundig sehr gut gelaunt. Busch sprach, bloß konnte Lukowsky wieder nichts hören. Auch Antonietta kam abermals. Sie trug ihre Brille und die Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Antonietta berührte seine Hand mit ihren Fingerspitzen. Das spürte er. Vielleicht fühlte sie nach seinem Puls? Sie machte ein ernstes Gesicht.
Aber Lukowsky wanderte doch erneut durch das Grüne Land. Als er diesmal zurückkam, war eine junge Frau bei ihm, die er nicht kannte. Auch sie trug einen langen Pferdeschwanz, jedoch einen flachsblonden. Sie gab ihm zu Essen, und Lukowsky bemerkte, daß er aß und trank. Aber er lag dabei in einem Bett oder vielleicht auch auf einer Chaiselongue. Dieses blonde Mädchen kam dann noch öfter. Es sprach auch zu ihm und er hörte etwas, er wußte bloß nicht, was. Auch ein älterer Herr in einem dunkelblauen Anzug kam ihn besuchen, doch den hatte er noch nie gesehen und auch dessen Worte verstand er nicht.
So ging er doch noch einmal in das Grüne Land, und diesmal führte es ihn sehr weit hinein, bis an einen schönen kreisrunden Platz, von dem viele Wege ausgingen, die zu verschiedenartigen hohen Torbögen führten. Lukowsky überlegte, welchen dieser Wege er wählen sollte. Die Torbögen gefielen ihm alle sehr gut, doch ganz besonders einer, der mit Ornamenten verziert war, so ähnlich wie die Verzierungen an alten Wikingerschiffen, und hinter dem ein mildes indigofarbenes Licht leuchtete. Er entschloß sich für den Weg durch dieses Tor, von dem er sich immer mehr angezogen fühlte. Doch auf einmal senkte sich ein rötlichgolden schimmernder Vorhang zwischen ihn und das Tor, umfing ihn bald vollends und legte sich sanft und weich über seine Augen. Dann bemerkte Lukowsky eine schmale Frauenhand, die diesen wundersamen Schleier zurückschob, und Astrid Xylanders braune Augen sahen ihn an, von ganz nahe. Das wellige Rotgold sank abermals vor, aber Astrids Gesicht blieb zu sehen. Ihr Blick war sehr streng, und ihre Lippen formten zwei Worte; er hörte sie: „Komm herüber!“ – Doch dann schlief er für eine Weile ein. Er hatte das Gefühl, vollkommen behütet zu sein unter diesem schönen weichen Schleier. Er vergaß den verlockenden Torbogen und sehnte sich nicht mehr in das seltsame Grüne Land zurück.

Die vorige Wanderung dort mußte lange gedauert haben, ohne daß er daran eine genaue Erinnerung gehabt hätte, denn als er zurückkehrte, befand er sich in einer ganz anderen Umgebung als zuvor. Es war ein mittelgroßes, helles gemütliches

Zimmer mit geblümten Tapeten und gerafften Gardinen vor den Fenstern. Und an seinem Bett saß Astrid Xylander. Sie hatte einen elfenbeinfarbenen Morgenrock an und ihre offenen Haare auf einer Seite mit einem Schildpattkämmchen aus dem Scheitel gesteckt. Sie war sehr schön. Und Lukowsky hörte auch ihre Stimme. Sie sagte mit einem gutgelaunten Lächeln: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende, mein Freund – Du bist kuriert!“ Lukowsky richtete sich im Bett auf und sah die Frau an. Es war ihm, als sei er aus einem langen, traumreichen Schlaf erwacht. Er fragte nach einigen Augenblicken der Besinnung: „Astrid! Was ist mit Fischer und Busch?“ Sie lächelte, zeigte eine kleine Geste mit beiden Händen und sagte leichthin: „Nun ja, Ihr waret halt alle ein bißchen gestorben. Aber es ist ja wieder in Ordnung! Die drei Musketiere sind bald wieder fröhlich beisammen!“ Lukowsky sah die Frau unsicher an: „Sag mir, was los ist, Astrid, bitte! Ich habe ein Gefühl – es ist sehr sonderbar. Was war?“ Sie rückte näher am Bettrand an ihn heran und hob ihre Haare hoch, um sich nicht auf sie zu setzen. Erstmals fiel Lukowsky auf, daß sie wirklich so lang waren, und das erinnerte ihn an ‚Vita Nova‘. Astrid sprach wie eine geduldige Mutter: „Es ist doch alles ganz einfach! Ich habe Dir bereits erklärt, daß unser ewiges Ich untrennbar mit unseren unverletzlichen Astralkörpern verbunden ist, nicht wahrt? Gut! Wer sich damit einigermaßen auskennt, kann eine Menge reparieren – nennen wir es einmal so – von innen nach außen, gewissermaßen.“ Sie betonte: „Es ist wirklich nicht schwierig zu verstehen! Peter Fischer und Fritz Busch waren verhältnismäßig leicht wiederherzustellen, denn ihre Verwundungen sind nicht gar so zahlreich gewesen. Immerhin, schon arg! Bei Dir wäre es ein wenig zeitraubender geworden, wenn Du nicht so brav das Licht empfangen hättest. Doch Du hattest ja! In Dir steckten“ – sie zählte es ihm an ihren Fingern vor – „acht Kugeln, medizinisch gesehen mindestens vier davon tödlich, ferner gab es sechs Durchschüsse und einige Streifschüsse, die ich im einzelnen unerwähnt lassen will. Da galt es schon einiges zu tun, und ich muß Dir sagen, einmal hatte ich Angst um Dich. Du warst schon fast zu weit hineingegangen in das Grüne Land.“ Lukowsky griff mit einer Hand in ihre Haare, den rotgoldenen Schleier, der ihm den Blick auf den Weg ohne Umkehr genommen hatte, und sagte: „Das war, als Du Dich ganz dicht über mich beugtest?“ Sie nickte: „Aber nun ist ja alles gut!“ Lukowsky sah sich um: „Bin ich jetzt in Deinem Haus?“ Astrid nickte: „Das hast Du gut erraten!“ Er fragte: „Wie lange bin ich bewußtlos gewesen?“ Die Frau dachte einen Augenblick

nach und antwortete dann: „Ach, so vielleicht fünf bis sechs Wochen. Allerdings warst Du keineswegs immerzu ganz ohne Besinnung, Du hast sogar tüchtig gegessen. Es war bloß so, daß Dein innerer und Dein äußerer Leib zeitweilig voneinander getrennt sein mußten, damit dem inneren an jenen Stellen zusätzliche Kräfte zugeführt werden konnten, an denen der äußere schwer beschädigt war. So wurde der innere, der ja unverwundbare Astralkörper, in die Lage versetzt, die Schäden des äußeren Grobstoffleibs gewissermaßen ‚kunstzustopfen'." Sie lachte, und es klang wie silberne Glöckchen: „Das war wohl ein kurioser Vergleich? Doch gar nicht so falsch!" Sie zeigte eine Gleichgültigkeit andeutende Geste mit ihren schönen Händen: „Aber reden wir nicht mehr davon!" Sie stand von der Bettkante auf, klatschte in die Hände und sagte: „Auf, auf! Zieh Dich an! Das Badezimmer ist die Tür gleich links. Ich warte unten im Wohnzimmer! Du bist jetzt so weit!" Sie gab ihm noch einen Kuß auf die Nasenspitze und ließ ihn allein. Lukowsky warf einen Blick aus dem Fenster. Die Linde, die davor ihre Zweige ausbreitete, wirkte beinahe winterlich. Er stand auf – und es ging. In einem mit kunstvollen Schnitzereien versehenen Kleiderschrank fand er seine Sachen. Sogar seine alte Fliegerjacke, die von geduldigen Händen mit zahlreichen Flicken versehen worden war. Auch sonst fehlte nichts, alles war da, was ihm gehörte, säuberlich in einem Regal: Brieftasche, Schlüssel und der Revolver - verschrammt, doch geputzt und geölt. Außerdem lag ein kleiner Stapel Post da, die jemand regelmäßig vom Jürgensplatz geholt haben mußte. Neben diesen kleinen und großen Briefen, separat hingelegt, befand sich ein flaches quadratisches Päckchen ohne einer Briefmarke darauf. Es trug Veras Handschrift! Das hieß wohl, es war persönlich übergeben worden. Vermutlich an Antonietta und von dieser an Astrid. Und das wiederum bedeutete: Vera war tatsächlich an seinem Bett gewesen; er hatte sich das nicht bloß eingebildet! Eine warme Woge durchströmte Ernst Lukowsky. Er ging zum Fenster und öffnete mit leicht zitternden Fingern das starke weiße Papier. Eine flache Holzschachtel mit sorgfältig darauf gemalten germanischen Ornamenten kam zum Vorschein, und darin ein Poesiealbum mit rotbraunem Ledereinband. Lukowsky schlug es auf. Innen stand, wie ein Titel, mit umbrabrauner Tinte: 'Don Quijote und Dulcinea'. Das kleine Buch war von der ersten bis zur letzten Seite voll geschrieben. Alles in Versform, ein einziges, langes, über viele Seiten reichendes Gedicht. Auf dem letzten Blatt stand das Wort: 'Danke', umrankt von einer großen kastanienbraunen Locke, die mit silbernen Fäden angenäht war. Lukowsky schloß das leder-

gebundene Buch und hielte es für einige Augenblicke zwischen den Händen. Er sprach halblaut vor sich hin: „Danke!“ – Er würde dieses lange Gedicht in Ruhe lesen und an nichts anders denken und dabei Veras Bild vor sich sehen.

Er machte sich zurecht und ging dann die gewundene Holztreppe hinunter. Im Erdgeschoß kannte er sich aus. Die Hausfrau erwartete ihn in Gesellschaft der auf der Fensterbank schnurrenden schwarzweißen Katze bei Kaffee und Kuchen.

Es war alles genau so, als habe sich überhaupt nichts Nennenswertes ereignet. Sie saßen auf dem Sofa beieinander, und Astrid erzählte, Fritz Busch sei nun in seinem Haus bei Salzburg, wo er mit einem französischen Freund, der sich ganz in der Nähe zur Ruhe gesetzt habe, von früh bis spät Schach spiele. Busch sei noch auf dem Wege zur vollständigen Genesung, doch es werde bis dahin nicht mehr lange dauern. Peter Fischer habe noch ein wenig Mühe mit dem Gehen, doch in wenigen Wochen werde er wieder ganz der alte sein; außerdem hinderte es ihn ohnehin nicht an reger Tätigkeit. Er habe inzwischen die Aurora GmbH wieder in Schwung gebracht, befinde sich jedoch in München, wo er sich als Wirtschaftsberater zu betätigen gedenke, wie er das früher bereits mit viel Erfolg getan hatte. Als besonders erfreulich sei zu erwähnen: Er sei jetzt verlobt, seine Braut heiße Karola. Alle vierzehn Tage komme Fischer aber nach Düsseldorf, um nach seiner hiesigen Firma ‚Aurora‘ zu schauen, er habe auch sonst noch so einiges vor. Was Lukowskys Büro und Wohnquartier anbelange, so habe dort in der Zwischenzeit regelmäßig eine ebenso nette wie gründliche Putzfrau für Ordnung gesorgt und nach der Post gesehen. „Nun ja,“ schloß Astrid Xylander ihren kleinen Bericht, „das wäre es wohl, was die Dinge im Rückblick angeht. Wollen wir doch nun lieber nach vorne schauen!“ Lukowsky bat: „Erzähle mir bitte, wie wir aus der so ausweglos erschienenen Lage herausgekommen sind! Du mußt doch zumindest einiges darüber wissen.“ Astrid neigte den Kopf: „Ihr habt halt Hilfe bekommen! Eine glückliche Fügung der gütigen Götter! Der Dir ja nicht unbekannte Hugo Weiß – ich habe ihn inzwischen kennengelernt, wie übrigens auch Antonietta Alotti – kam vorbei. Er ist wohl ein kampfesfreudiger junger Herr.“ Die Frau zeigte eine anmutige Handbewegung und fügte an: „Nun, und Antonietta besitzt gleichfalls ein Schießgewehr und geht damit nötigenfalls um.“ Lukowsky zweifelte: „Hugo Weiß und Antonietta Alotti sollen allein mit einem ganzen voll militärisch ausgerüsteten Trupp fertig geworden sein?“ Astrid lächelte ihn an: „So muß es wohl gewesen sein! Nun, vielleicht hatten sie ja eine

besonders wirkungsvolle Donnerbüchse?“ Sie lehnte ihre Schulter an die seine und sagte: „Laß‘ das jetzt ruhen! Es ist vorüber und gut durchgestanden! Du mußt Dich auf etwas Neues vorbereiten.“ Lukowsky fragte ein wenig erstaunt: „Und auf was?“ Astrid wendete den Kopf und sah ihn an: „Antonietta möchte Dich sprechen. Am Sonntag in Wien. Das ist übermorgen.“ Er forschte: „Was will Antonietta Alotti von mir?“ – „Es gibt noch etwas zu tun,“ erwiderte Astrid, „was wohl dringend ist. Du sollst, so viel ich weiß, mit einem Flugzeug irgendwohin fliegen. Nicht sehr weit, es dauert nur einen Tag. Eigentlich müßtest Du erst noch ein paar Wochen Kräfte sammeln, aber Du wirst es auch so schon schaffen!“ Lukowsky merkte der Frau neben sich an, daß sie besorgt war. Er legte einen Arm um ihre Schultern und zog sie fest an sich heran: „Sag‘ mir, was los ist, Astrid! Bitte!“ – „Es ist nichts Besonderes,“ entgegnete sie, „nur – Du mußt ein bißchen Acht geben. Ganz so stark wie vor dem Kampf mit dem Drachen bist Du noch nicht wieder. Und ich werde eine Weile nicht da sein, um Dich notfalls zu pflegen.“ Sie ließ ihren Kopf auf seine Schulter sinken: „Ja, wir werden uns eine Weile nicht sehen. So für ein Jahr. Ich werde verreisen.“ Sie lächelte, und es war ein zufriedenes, von stillem Glück erfülltes Lächeln. Astrid versprach: „Dann sehen wir uns aber wieder – vielleicht!“ Lukowsky fragte: „Wohin willst Du, Astrid?“ – „Nach Wien,“ antwortete sie, und deutete auf ihre Katze: „Mitzi reist auch mit! Ich bin also nicht weit. Und Du wirst mich erreichen können.“ Sie sah ihn mit einem langen Blick an: „Ich freue mich auf die kommende Zeit! Und auch, daß wir uns später wiedersehen!“

Sie saßen noch zusammen, gemütlich und unbeschwert. Astrid sprach über ihre Kindheit, von vielem, worüber sie bisher nie ein Wort verloren gehabt hatte. Alles Ungewöhnliche, Merkwürdige, Sonderbare, das Geschehen um das Projekt Z-Plan und alles was damit zusammenhing, einschließlich des Grünen Lands, hatte für eine kleine Weile keinen Platz in diesem Raum, in dem Astrid Xylander und Ernst Lukowsky auf einem bequemen Sofa beisammen saßen und plauderten, von dem wohligen Schnurren der schwarz-weißen Katze begleitet.

Am frühen Abend ließ er sich mit einem Taxi zum Jürgensplatz fahren. Dort stand der Mustang. Lukowsky stieg ein und probierte, ob der Wagen anspringen würde. Nach der langen Strandzeit wollte er nicht. Lukowsky ließ es vorerst dabei und ging zuerst ins Büro. Nichts war verändert, höchstens alles ein wenig sauberer als sonst. Trotzdem konnte er sich des Empfindens nicht erwehren, als

sei er sehr, sehr lange nicht mehr hier gewesen und kenne sich deswegen nicht so recht aus. Alles war genauso wie früher, und erschien ihm jetzt doch anders. Er fand vor sich selber keine Antwort auf die Frage, woran das liegen mochte.
Lukowsky nahm das Telefon und wählte Wellmeyers Nummer. Dem hatte er inzwischen längst den Mustang bezahlt, obwohl der Händler ihn keinmal deswegen gemahnt hatte. Wellmeyer erklärte sich sofort bereit, höchstselbst vorbeizukommen, um den Wagen wieder in Schwung zu bringen. Es dauerte keine zwanzig Minuten, dann war Wellmeyer da. Mit Hilfe einer frischen Batterie und Benzinträufelns auf den Vergaser, sprang der gute alte Mustang brav an. Lukowsky bedankte sich und fuhr eine Runde spazieren. Die Sonne schien. Es war eine kühle Sonne im Herbst - noch nicht die Wintersonne.

Dann saß er an seinem Schreibtisch und las den umfangreichen handschriftlichen Text in dem ledergebundenen Buch von Vera. Die Worte und Reime waren wunderschön, eine Sprache, die mitunter an Goethes ‚Faust' erinnern konnte. Doch vieles blieb Lukowsky rätselhaft. Vera wollte mit dieser Niederschrift gewiß etwas sagen, etwas ganz Bestimmtes. In den Reimen kam manches vor, was Lukowsky kannte, Namen aus der Edda und auch der Begriff ‚das Grüne Land'. Doch das meiste in Veras wundersamem Gedicht blieb in dichte Nebel aus kunstvoller Sprache gehüllt. Und er ahnte, daß diese Verse vieles bargen, daß sie eine tiefe, weitreichende Bedeutung hatten, die verstanden sein wollte. Es war notwendig, Veras Niederschrift Vers für Vers, Satz für Satz und Wort für Wort in vollkommener Ruhe und mit viel Sorgfalt zu lesen und dann, so hoffte er, alles zu begreifen. Lukowsky betrachtete die auf der letzten Seite des Buches angenähte rotbraune Locke. Sie war dick und gut fünfzehn Zentimeter lang. Es mußte Vera wehe getan haben, sie sich abzuschneiden, und ihm wäre es lieber gewesen, sie hätte es nicht getan, obwohl der Verlust bei ihren fülligen Haaren kaum auffallen konnte.

Am abend war Lukowsky wieder bei Astrid. Sie hatten zusammen gegessen und saßen nun abermals auf dem Sofa beim Kaffee. Astrid trug ein cremefarbenes Kleid und die Haare zum Pferdeschwanz gebunden. Abermals fiel Lukowsky auf, daß sie sich tatsächlich auf das Ende dieses Schweifes setzen konnte, und wieder dachte er an ‚Vita Nova'. Erwartete Astrid wirklich ein Kind? Womöglich sogar von ihm? Wollte sie deshalb für rund ein Jahr verreisen, um dieses Kind in der ungestörten Ruhe einer anderen Umgebung zur Welt zu bringen?

Die Frau bemerkte sein Grübeln und rätselte. Sie fragte: „Woran denkst Du?“ Er antwortete nicht völlig unehrlich: „Daß Du ganz phantastisch schöne lange Haare hast!“ Sie zog den Haarschweif nach vorn, betrachtete ihn und lächelte: „Ganz so lang brauchten sie nicht unbedingt zu sein, sie sind nun sicher schon einen Meter. Dabei würden drei magische Ellen, also gut achtzig Zentimeter, vollkommen genügen. Das ist ein Idealmaß, mehr muß nicht sein. Auch siebzig Zentimeter wirkten noch recht gut, und sechzig sind für den Astralatem ausreichend, sogar mit fünfzig geht es noch einigermaßen. Allerdings für die Arbeit mit den Kräften zu wenig – und kürzer wäre arg schädlich!“ Sie lächelte: „Das geht bloß uns Weiber an!“ Lukowsky sagte: „So wie Du bist, ist es traumhaft schön, Astrid. Bleibe genau so!“ Die Frau gab ihm einen leichten Kuß auf den Mund: „Danke! Ich gefalle mir selber nämlich auch so am besten!“ Dann stand sie unvermittelt auf, holte ein schillerndes Muschelkästchen aus der Vitrine und setzte sich wieder neben Lukowsky. Ihre schlanken Finger mit den orangeroten Nägeln öffneten das Kästchen. Astrid hielt es Lukowsky hin. Darin lag auf schneeweißer Watte und einem zusammengefalteten Stück Papier Domenico Alottis seltsames Vermächtnis. Die Frau sagte bedächtig: „Ehe ich dies vergesse: Der zweifache Schlüssel gehört Dir und Antonietta Alotti gemeinsam! Dir, weil ihr Vater ihn Dir gegeben hat – denn das tat er! – und ihr, weil sie das Erbe ihres Vaters angetreten hat – nicht nur für sich allein!“ Astrid schloß den Deckel des Muschelkästchens wieder und stellte es mit den Worten auf den Tisch: „Antonietta weiß, daß Du den doppelten Schlüssel besitzt, daß ich ihn Dir gebe, Dir wiedergebe. Sie ist wie ich der Meinung, daß dieses ganz besondere Stück zu einem Teil auch Dir gehört – und sie glaubt ebenso, daß Du der richtige Mann bist, es anzuwenden, wenn die Zeit dazu kommt. Eine dritte Person im Bunde um dieses Geheimnis soll Peter Fischer sein. Das habe ich Antonietta bereits auseinandergesetzt. Er hat es sich redlich verdient, zumal – dies ist der Schlüssel zu seinem größten Traum!“ Lukowsky brauchte darüber nicht nachzudenken: „Die Fliegende Untertasse? Diese, die zwischen den Dimensionen verschwinden kann?“ Astrid nickte und verbesserte gleichzeitig: „Nicht zwischen den Dimensionen, eher: Zwischen den Weltenheiten! – Diesseits und Jenseits!“ Sie lächelte und deutete ein Kopfschütteln an: „Von jetzt an ist es Antoniettas Angelegenheit, Dir das alles weitere zu sagen. Es ist nun gewissermaßen ihr Amt, und ich bin überzeugt, sie erfüllt es sehr gut! Von mir bekommst Du noch eine Wegweisung, beziehungsweise, Du hast Sie bereits in Form eines zusam-

mengefalteten Blatt Papiers auf dem Boden des Kastels. – Übrigens: Dieses Muschelkastel habe ich vor vielen Jahren als Kind bei einem Ferienaufenthalt an der Ostsee geschenkt bekommen. Es ist also ein Andenken! Vielleicht schaust Du es auch ein wenig mit solchen Augen an.“ Lukowskys Finger berührten vorsichtig das liebevoll mit vielen verschiedengeformten Muscheln beklebte hölzerne Kästchen. Er sagte: „Es ist von Dir! Ich werde es sehr gut behüten!“ Er nahm die Frau in seine Arme, und sie ließ sich festhalten von ihm. Ein von ferne herbeischwebendes Gefühl raunte ihm zu, daß es zwischen Astrid und Vera keinen Widerspruch gab, weil eine dieser beiden Frauen nicht dieser Welt angehörte. Und er ahnte jetzt, daß davon das lange Gedicht in dem rotbraun gebundenen Poesiealbum handelte.

33

Auf der Fahrt nach Wien hatte Lukowsky in Grödig bei Salzburg Fritz Busch besucht. Es war zugleich ein vereinbarter Treffpunkt mit Peter Fischer. Das Wiedersehen der ‚Drei Musketiere‘, wie Astrid Xylander sie genannt hatte, war ein herzliches, ja, ein glückliches Wiedersehen. Sie lagen sich in den Armen und feierten ihr wunderbares Überleben und den nicht minder wundersamen Sieg. Buschs Haus hatte einen kleinen gepflegten Garten mit einer Terrasse, auf der zu sitzen es nun aber doch schon zu kühl war. Es gab jedoch auch einen Wintergarten, durch dessen gläserne Vorderwand der nahe Untersberg hoch aufragend zu sehen war. Der heilige Berg Wotans, erläuterte Busch kenntnisreich, um dessen Gipfel die weisen Raben Hugin und Munin kreisen, so lange, bis das Ende der Zeit gekommen ist und Wotan mit seinem verwegenen Heer aus dem Berge hervor stürmt, um die entscheidende Schlacht für das neue Äon zu schlagen ...
Am späteren Abend erschien auch Claude Hérniaire. Er wohnte in der selben Straße. So saßen sie alle zusammen wie die Veteranen eines längst vergangenen Krieges, dessen schlimme Seiten vergessen sind. Doch ihr Kampf war noch nicht bis an sein Ende ausgetragen; wenigstens für Lukowsky und Fischer nicht.

Am nächsten Morgen, nach einem ausgiebigen Frühstück mit den Freunden zusammen im Wintergarten von Buschs Haus, fuhr Lukowsky weiter in Richtung Wien. Antonietta Alotti wünschte, zunächst mit ihm alleine zu sprechen und erst Mitte der kommenden Woche auch mit Fischer zusammenzutreffen. Sie schien eine Respektsperson zu sein, ihre Wünsche kamen offenbar Anordnungen gleich.

Am späten Vormittag lenkte Lukowsky den Mustang über die Westeinfahrt und durch das Wiental in Astrid Xylanders schöne Heimatstadt hinein, in der nun offenkundig Antonietta Alotti residierte – womöglich – wahrscheinlich – als Oberhaupt oder wenigstens ein führendes Glied der geheimnisvollen magischen Kette. Noch ehe die Innenstadt begann, nahm Lukowsky eine der ersten Abzweigungen nach rechts, die in der Auhofstraße mündete. An der Ecke befand sich das ‚Café Schwarz', der vereinbarte Treffpunkt. Lukowsky war reichlich eine halbe Stunde zu früh. Er bestellte eine um die andere Tasse Kaffee und wartete.

Pünktlich wie die unbestechliche Sonnenuhr, um halb Zwölf, zum ausgemachten Zeitpunkt, betrat eine hübsche flachsblonde junge Dame das Café. Lukowsky erinnerte sich, sie schon verschiedentlich gesehen zu haben – als er zwischen dem Grünen Land und dieser Welt hin-und-her-gewandert war. Sie trug ein elegantes hellblaues Kostüm und dazu passende Handschuhe. Ihre Haare waren offen und wurden nur durch eine gleichfalls hellblaue Spange am Hinterkopf gebändigt. Womöglich waren sie genau achtzig Zentimeter lang. Lukowsky mußte an Astrids Erläuterungen denken. Vielleicht hielten die Damen dieses Kreises gewissenhaft auf das magische Idealmaß von achtzig Zentimetern. Die junge Dame erkannte Lukowsky sofort und kam auf ich zu: „Grüß Gott! Wie schön, daß Sie gesund sind und uns besuchen kommen! Mein Name ist Hilla Seidel!" Sie sprach in jenem besonders angenehm klingenden Wienerisch, das zu früheren Zeiten ‚Schönbrunner Deutsch' genannt worden war. Lukowsky erwiderte: „Guten Tag, Fräulein Seidel! Noch im nachhinein vielen Dank für Ihre Hilfe als Krankenschwester! Ich erinnere mich sehr gut an Sie." Sie gaben sich die Hände. Die junge Frau sagte: „Wir alle freuen uns, daß Sie wohlauf sind! Ist es Ihnen recht, wenn wir gleich aufbrechen?" Sie gab der Kellnerin ein Zeichen und wollte die Zeche bezahlen, doch das übernahm Lukowsky selbst. Unterdessen fragte er sich, wen Fräulein Seidel mit ‚wir alle' gemeint haben mochte.

Die junge Dame chauffierte Lukowsky mit einem dunkelblauen Mercedes in die Innenstadt; über die Schönbrunner Straße, die Wienzeile entlang und bald direkt auf die Oper zu. Dort bog sie nach links und fuhr bis zum Anfang des Burgrings, lenkte abermals links und in die Nebenfahrbahn des Opernrings hinein. Nach wenigen hundert Metern bremste sie und betätigte einen an der Sonnenblende befestigten Signalgeber. Ein großes altes Holztor mit schönen Verzierungen öff-

nete sich elektrisch. Fräulein Seidel steuerte den Wagen in den Hof, hielt an und sagte: „Bitte, Herr Lukowsky, wenn Sie vielleicht schon einmal vorgehen wollen? Den großen Wagen hier im Hof einzuparken ist immer eine Plage! Es wird nicht so schnell gehen. – Im ersten Stock, Tür Numero neun!“ Sie nickte ihm mit einem herzlichen Lächeln zu: „Auf Wiedersehen!“ Lukowsky stieg aus. Das Rangiermanöver, das die Fräulein Hilla vor sich hatte, sah wirklich nicht nach einem Vergnügen aus, denn zwei andere Wagen standen bereits in dem engen Innenhof; ein rundlicher BMW V8, alt aber gepflegt, und ein silbergrauer Porsche 911 mit Starnberger Autonummer – Antonietta Alottis Wagen. Fräulein Hilla würde es nicht leicht haben, mit dem breiten Mercedes zwischen den beiden anderen Fahrzeugen einzuparken, ohne Beulen zu verursachen. Lukowsky stieg aus und ging an einem schönen altmodischen Fahrstuhl vorbei die geschwungene Marmortreppe hinauf. Auf den Stufen lagen taubenblaue Läufer, mit blinkenden Messingstangen befestigt. Auch die Messingampeln an den Wänden glänzten, als würden sie ununterbrochen geputzt werden. Nach der ersten Treppe kam ‚Mezzanium‘, am Ende der zweiten eine hohe Eichentür mit der Messingletter **9** darauf. Lukowsky drückte den ebenfalls aus blitzendem Messing bestehenden Klingelknopf. Ein seriös wirkender Herr um die Fünfzig im grauen Zweiereiher und mit silbergrauer Krawatte öffnete und sagte: „Guten Tag! Sie sind, darf ich annehmen, Herr Lukowsky? Fräulein Alotti erwartet Sie!“ Der Mann im grauen Anzug führte Lukowsky in einen riesigen Vorraum mit einer mindestens vier Meter hohen Decke, die, wie auch die Wände, ein wahres Intarsienkunstwerk darstellte. An den Wänden hingen offenkundig wertvolle Bilder, die aus der Zeit Maria-Theresias stammen mochten. Der freundliche Herr im grauen Anzug empfahl sich und verschwand durch einen hinter mehrere Meter hohen Zierpflanzen fast unsichtbaren Torbogen. Auf der gegenüberliegenden Seite öffnete sich eine Hälfte der hohen zweiflügeligen Tür. Antonietta trat Lukowsky entgegen. Sie trug ein anthrazitfarben schimmerndes Kleid mit Silberstickerei und einen mit Silber verzierten Hornkamm in den offenen, seitlich gescheitelten Haaren. Sie bot einen sehr schönen Anblick. Ihr Lächeln war herzlich, als sie ihm die Hand reichte und sagte: „Es freut mich sehr, Sie zu sehen! Heil und frisch! Kommen Sie herein, Herr Lukowsky! Wir haben viel zu bereden.“ Lukowsky erwiderte: „Ich freue mich auch, Sie zu sehen!“ Als sie sich umdrehte, fiel Lukowsky in Erinnerung an Astrids Worte auf, daß Antoniettas Haare vielleicht das magische Idealmaß von achtzig Zenti-

metern besaßen. Vielleicht doch nicht ganz. Das ließ sich gar nicht so einfach zu schätzen. Jedenfalls sahen sie unten gleichmäßig aus, als würden die Spitzen regelmäßig ein bißchen nachgeschnitten. Und dann fragte er sich, ob Antonietta aufgefallen sein mochte, daß er den Siegelring trug, der ein Geschenk von ihr war. Frauen hatten für dergleichen ja einen sehr guten Blick, sicher einen besseren als sein Augenmaß für die Länge ihrer Haare.
Fräulein Alottis Büro glich einem Palais, groß genug, um Fußball darin spielen zu können. Der Wirkensplatz eines kaiserlichen Ministers konnte kaum prunkvoller ausgesehen haben. Weit hinten in einer Ecke vor hohen Fenstern stand schräg ein zierlicher Barockschreibtisch. Ein gewaltiges Gemälde an der Stirnseite des saalartigen Raumes zeigte Prinz Eugen, den edlen Ritter, lebensgroß zu Pferde, im Hintergrund tobte heftiges Schlachtengetümmel. Auf der entgegengesetzten Seite befand sich eine großzügige Sitzgarnitur aus hellem Schweinsleder. Unter der Decke prangten zwei monumentale Kristallüster. Auf dem Tisch standen Tassen und Kannen mit Kaffee und Tee bereit, dazu Mineralwasser und Silberschalen voll Gebäck und Konfekt. Außerdem gab es auch einen Aschenbecher und zwei Silberdosen mit verschiedenen Zigarettensorten sowie ein Tischfeuerzeug. Ein wenig beiseite lag ein Schreibblock mit Lederunterlage. Sie setzten sich, und die Frau schenkte Kaffee ein. Sie bemerkte: „Es ist wirklich wunderbar zu nennen, wie gut Sie sich in wenigen Wochen von Ihren doch sehr schwer gewesenen Verwundungen erholt haben, Herr Lukowsky!“ Er entgegnete: „Mir erscheint es auch geradezu wunderbar. Haben nicht Sie und Ihr Freundeskreis maßgeblich dazu beigetragen? Schon vor Ort auf dem Schlachtfeld, um es einmal so auszudrücken?“ Antonietta Alotti wiegte mit einem feinen Lächeln den Kopf: „Vielleicht ein ganz klein wenig!“ Es war der Frau anzumerken, daß sie über diesen Punkt nicht zu sprechen wünschte. Lukowsky blickte sich um und bat: „Aber lassen Sie mich einmal in anderer Hinsicht neugierig sein: Sie haben sich beruflich selbständig gemacht?“ Antonietta zeigte eine wägende Geste: „Zu einem gewissen Teil, ja. Im Hintergrund steht jedoch meine alte Firma. Ich glaube, es wird sehr gut gehen.“ Nun fragte Sie: "Und wie steht es mit Ihnen? Möchten Sie bei der Fliegerei bleiben?" - "Wenn es geht," antwortete Lukowsky, "ich muß jetzt erst einmal wieder meine alten Verbindungen dazu aufnehmen." - "Wir werden sehen," lächelte die Frau, "möglich, daß ich Ihnen dabei von Nutzen sein kann." Dann fragte sie: "Hat Astrid Ihnen gesagt, wann Sie nach Wien kommt?" - "Sie sagte mir nichts Genaues," erwi-

derte Lukowsky, "nur, daß es bald sein werde." Antonietta sagte: "Das ist schön! Ich freue mich schon sehr auf ihren Besuch. Sie ist, neben einem alten Herrn hier in Wien, der klügste und gebildetste Mensch, den ich kenne!" Dann seufzte die Frau im Sessel gegenüber mit einem kleinen Lächeln: "Bloß wirft sie mir vor, daß ich zu oft meine Haarspitzen schneide. Da ist sie regelrecht streng." Antonietta Alotti sah Lukowsky für einen Moment in die Augen und wechselte dann das Thema: "Ich bat Sie zu mir, Herr Lukowsky, weil es einen Flug zu unternehmen gilt - keinen ganz gewöhnlichen. Ich möchte dazu Ihre Meinung hören. Sie waren in der aktiven Anlage in Bayern. Ich nehme an, dabei ist ihren ein bereitstehendes zweimotoriges Flug-zeug aufgefallen, eine Junkers Ju 88." Lukowsky nickte: "Natürlich. Ich hätte sie mir gern näher angesehen, doch dazu fehlte die Zeit. Es gab dort hinten auch fast kein Licht." - "Die Maschine befindet sich in einem den Umständen entsprechend sehr guten Zustand," versicherte die Frau, "setzen Sie das einmal voraus. Meinen Sie, Sie könnten diese Ju 88 fliegen? - Handbücher und so weiter dar-über stehen zur Verfügung.!" Lukowsky war ein wenig erstaunt, doch er ant-wortete: "Grundsätzlich, ja. Warum nicht." - "Gut," sagte Antonietta, und fragte weiter: "Können Sie sich vorstellen, von dem gegenwärtigen Standplatz der Maschine aus zu starten? Über die lange Gerade, die flache Rampe empor und durch das dazu vollständig geöffnete Tor hinaus? Das ist, so weit ich weiß, zwar noch nie durchgeführt worden, aber es wurde genau berechnet. Die einmotorigen Jäger sind Anfang 1945 mühelos direkt hinausgestaret und auch wieder in die Anlage hinein gelandet. Das sind aber natürlich viel kleinere Flugzeuge gewesen. Trauen Sie es sich mit der Ju 88 zu? Nur hinaus, nicht wieder hinein." Lukowsky antwortete abermals: "Grundsätzlich, ja." Die Frau nickte zufrieden. Sie bemerkte: "Um eventuellen Einwänden zuvorzukommen: Die Reifen des Fahrwerks sind aufgepumpt und die Scheiben der Pilotenkanzel geputzt. Auch sonst ist alles Notwendige in Ordnung.“ Sie blickte Lukowsky erwartungsvoll an. Er zweifelte: "Aber was ist mit den Motoren? Nach der langen Zeit könnten die Kolben in den Zylindern feststecken. Das ist sogar anzunehmen, damit müssen wir rechnen." Antonietta Alotti deutete ein Kopfschütteln an: "Keine Sorge! Die Motoren laufen einwandfrei, das wurde überprüft." Der Gedanke an einen Flug mit der alten Ju 88 faszinierte Lukowsky. Er nickte erfreut: „Dann versuchen wir es! Raus müßte gehen. Wieder hinein, stelle ich mir allerdings schwierig vor.“ Antonietta zeigte ein leichtes Kopfschütteln, wobei sich der Zierkamm in ihrem Haar lockerte:

„Das ist auch nicht vorgesehen. Ich sagte es schon. Ihre Aufgabe bestünde darin, die Ju 88 aus der Anlage hinaus zu fliegen und an einem Platz, einige hundert Kilometer entfernt, wohlbehalten zu landen. Sonst ist nichts zu tun, es handelt sich um keine militärische Unternehmung. Jedenfalls nicht im unmittelbaren Sinne. Der Bomber soll lediglich zum Transport dienen. Die Ladung ist bereits an Bord. Das alles braucht Sie demnach nicht zu kümmern, Sie müßten nur fliegen.“ Lukowsky fragte: „Warum mieten wir nicht einfach eine billige Transportmaschine, sondern nehmen die alte Ju 88?“ Die Frau steckte das Kämmchen wieder fest und antwortete: „Weil ich es wünsche!“ Sie klappte eine anthrazitfarbene Handtasche auf, nahm ihre Brille heraus und setzte sie auf. Dann griff sie den bereitliegenden Schreibblock sowie einem silbernen Drehbleistift und begann, zu skizzieren: „Sie werden in einem direkten Kurs von der Anlage nach Niederösterreich fliegen und im Marchfeld landen. Das ist nicht weit von Wien entfernt und gänzlich flaches Gelände. Eine passende Stelle ist bereits erkundet und fest-gelegt worden. Zwei andere Piloten übernehmen die Maschine dort und fliegen sie bis an ihr endgültiges Ziel. Einer von diesen ist während des Kriegs Ju 88 geflogen, er beherrscht dieses Flugzeug hundertprozentig.“ Sie hob den silber-nen Bleistift: „Um zwei weiteren möglichen Fragen entgegenzukommen: Die Maschine verfügt über eine Vorrichtung, die sie gegenüber Radar unsichtbar macht. Ferner: Die mit diesem Flugzeugtyp erfahrenen Piloten möchten wir mit dieser Aufgabe nicht betrauen, weil der Personenkreis, der von der Anlage weiß, möglichst eng gehalten werden soll. Sie verstehen?“ Die Frau sah Lukowsky mit einem klaren, sachlichen Blick an. Keine Frage, sie war die geborene Chefin. Mochte sie auch erst sechsundzwanzig Jahre alt sein, hätte sie es doch leicht mit so manchem eingesessenen Vorstandsdirektor und sämtlichen jungen, dynamischen Managern aufgenommen. Lukowsky nickte: „Unter den von Ihnen geschilderten Voraussetzungen, sehe ich keine nennenswerte Schwierigkeit, Fräulein Alotti. Offen bleibt, wie ich im Marchfeld – ich kenne die Gegend – unbemerkt landen sollte. Bei Tage ginge es sowieso nicht, Tausende würden das sehen, und schon in der Abendausgabe der ‚Kronen-Zeitung‘ gehörte uns die Titelseite. Bei Nacht aber müßte eine Landebahn zumindest provisorisch durch Befeuerung erkennbar gemacht werden. Es verlaufen aber überall in der Nähe verkehrsreiche Straßen, das müßte ganz einfach auffallen.“ Die Frau dirigierte mit ihrem Silberbleistift Zustimmung: „Sie haben recht, Herr Lukowsky. Sie werden mittels eines sehr präzisen Funkfeuers zur Landung geleitet. Es ist ein ansonsten noch unbekanntes Verfahren. Setzen Sie einmal voraus, es funktio-

niert.“ Ihre schönen dunklen Augen sahen ihn wieder erwartungsvoll durch schmalgerahmte Brillengläser an. Lukowsky entgegnete: „Zuerst nochmals zum Radarproblem. Vielleicht haben Sie da eine besonders raffinierte Technik und die geht auch – oder auch es stellt sich heraus, sie geht nicht. Aber gut, ich unterfliege den Radarbereich. Das ist bei Nacht in Alpennähe nicht ohne Risiko, aber gut. Landung nach Funkfeuer in der Nacht – wie ausgeklügelt es auch sein sollte – ist einfach zu riskant; jedenfalls dann, wenn die Maschine gleich anschließend weiterfliegen soll, wir uns also kein eingeknicktes Fahrwerk leisten können.“ Die Frau nahm nachdenklich ihre Brille ab: „Da mögen Sie recht haben! Ich werde also für eine sehr kurzfristige aber ausreichende Lichtmarkierung der Landebahn sorgen.“ Sie neigte den Kopf: „Sind Sie damit zufrieden?“ Lukowsky nickte. Antonietta legte den Stift aus der Hand. „Sehr gut, Herr Lukowsky! Bitte halten Sie sich morgen nachmittag um siebzehn Uhr vor Parkhotel in Wien-Hietzing bereit. Dort ist ein Zimmer für Sie reserviert. Es gibt dort kaum Parkplätze, darum bitte ich Sie, vor dem Eingang zu warten. Ich werde Sie abholen und pünktlich sein. Ich komme mit dem Mercedes, den Sie kennen. Mit diesem fahren wir dann gemeinsam zur Anlage. Der Wagen bleibt dort.“ Lukowsky sah sie ungläubig an: „Wollen Sie damit zum Ausdruck bringen, Sie haben vor, den Flug mitzumachen?“ Antonietta Alotti zeigte ein kleines Kopfnicken und erwiderte im Ton größter Selbstverständlichkeit: „So ist es, das wollte ich damit zum Ausdruck bringen, Herr Lukowsky! Ich sagte doch bereits, der Kreis der über die Anlage unterrichteten Personen muß so eng wie möglich gehalten werden. Also morgen siebzehn Uhr vor dem Parkhotel in Hietzing!" Sie lehnte sich entspannt zurück und fragte im Plauderton: „Ich freue mich auf dieses Unternehmung! Immerzu nur im Büro zu hocken, macht ja auch keine Freude! Aber ich gestehe, ein klein wenig aufgeregt bin ich wegen unseres bevorstehenden Fliegerabenteuers schon. Doch es wird gewiß alles gutgehen.“ – „Aber ja!“ versicherte Lukowsky, „Wenn das mit der Pistenbefeurung zur Landung klappt, sehe ich kaum ein Problem.“ Die Frau nickte mit einem nachdenklichen Lächeln und sagte dann: „Sollte sich das nicht zur Zufriedenheit bewerkstelligen lassen – dann müßten wir eben durchfliegen, und die beiden anderen Männer kämen mit einer Linienmaschine nach.“ Lukowsky fragte: „Wohin? Oder ist diese Frage indiskret?“ Antonietta sah ihm ruhig in die Augen, sie entgegnete nur: „Nach Süden!“ - Sie erhob sich, reichte ihm die Hand und sagte: „Leider habe ich wenig Zeit. Hilla wird Sie zu Ihrem Wagen bringen!“ -

34

Das flachsblonde Fräulein Hilla brachte Lukowsky zu seinem Wagen und fuhr anschließend gleich weiter, denn sie war schon in Eile, mußte in einer Dreiviertelstunde jemanden im Gasthaus ‚Marchfelder Hof' treffen, und das war nicht ums Eck. Daher habe sie leider überhaupt keine Zeit, so entschuldigte sie sich und sah ihn dabei bedauernd aus kornblumenblauen Augen an. Es war ihr offenkundig peinlich, eventuell ungastlich zu erscheinen, aber gewisse Erfordernisse gingen nun einmal vor. Lukowsky sah das ein. Fräulein Seidel drückte ihm noch einen zusammengeschnürten Stapel historischer Handbücher über die Ju 88 in die Hand, ehe sie sich mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete.

Im ‚Café Schwarz' gab es eine Riesenportion Rühreier mit Schinken und dazu Semmeln, Kipferl und alles, was die hohe Schule des Bäckerhandwerks hervorbringen konnte. Außerdem drei Tassen Kaffee von jener Art, die in Wien unter der Bezeichnung ‚Verlängerter Schwarzer' zu bekommen ist.

Astrid hatte ihm vor einer Weile die Visitenkarte eines Mannes namens Leopold Wiesinger gegeben und gesagt, sie kenne keinen klügeren, weiseren Menschen als diesen älteren Herrn. Bei Gelegenheit solle er ihn unbedingt einmal besuchen. Es sei gar nicht einfach, von diesem Mann empfangen zu werden, doch habe sie ihm deswegen geschrieben. Herr Wiesinger lud Lukowsky auf dessen Anruf hin sogleich zu sich ein; für einen Freund von Astrid Xylander habe er immer Zeit.

Leopold Wiesinger wohnte in einer kleinen aber Behaglichkeit ausstrahlenden Wohnung im 4. Bezirk. Er war ein hochgewachsener Mann in den Sechzigern, der trotz weißer Haare und der außergewöhnlich geruhsamen Art, die er an sich hatte, alles andere als alt wirkte. Er führte Lukowsky in ein schmales Zimmer, an dessen Stirnseite vor dem Fenster sich ein kleiner Schreibtisch mit einer Schreibmaschine darauf befand. Zwei Wände des Raums bestanden aus Regalen, die von unten bis oben mit Büchern angefüllt waren. In einer Ecke stand ein Schemel, der vermutlich zum Daraufsteigen gedacht war, wenn Herr Wiesinger an die in den obersten Regalreihen befindlichen Bücher wollte. An der gegenüberliegenden Wand hingen dicht an dicht Bilder, unter diesen Dürers Zyklus über die Johannes-Apokalypse. Ferner gab es einen kleinen quadratischen Tisch in dem Zimmer, eine Stehlampe und zwei sehr bequeme Polstersessel. Wiesinger deutete auf einen dieser Sessel und sagte: „Nehmen Sie Platz, Herr Lukow-

sky!“ Dann saßen sie sich gegenüber. Der Gastgeber stopfte sich eine Pfeife und bot Lukowsky aus einem polierten Holzkästchen mit dem Wiener Stadtwappen darauf Zigaretten an. Bald erschien eine nette ältere Dame, Frau Wiesinger, und brachte Kaffee nebst Gebäck.
Leopold Wiesinger schenkte Kaffee in Tassen und sagte: „Nun, Herr Lukowsky, Astrid hat mir vor einer Weile von Ihnen geschrieben. Wir schreiben uns regelmäßig. Sie meint, bei Ihnen werde allmählich ein gewisses Interesse an den geistigen Dingen wach und irgendwann, früher oder später, vielleicht noch nicht jetzt, aber demnächst, könnten Sie den Wunsch haben, da etwas tiefer zu schauen.“ Lukowsky erwiderte: „Ich hoffe, Astrid überschätzt mich da nicht.“ – „Nein, nein,“ Wiesinger schüttelte den Kopf: „Das kommt bei ihr nicht vor! Sie ist eine äußerst kluge, gebildete und überdies ganz besonders feinfühlige Frau – und eine sehr schöne. Das wissen Sie ja! Aber, wie ich schon sagte, es ist vielleicht noch nicht die Zeit. Trotzdem, jetzt sind Sie einmal da, und ich freue mich über Ihren Besuch.“ Lukowsky betrachtete die Illustrationen zur Apokalypse und fragte: „Sie haben sich mit der Johannes-Offenbarung beschäftigt?“ Der alte Herr paffte an seiner Pfeife und schmunzelte: „Ja. Mit der Offenbarung – insbesondere mit der echten, die nicht in der Bibel steht.“ Lukowsky fragte: „Die in der Bibel ist demnach falsch?“ Wiesinger verstärkte sein Schmunzeln: „In der Bibel ist so gut wie alles falsch! Das Alte Testament hat mit dem Neuen nichts zu tun, außer, daß Christus und Jahwe diametrale Gegensätze sind und Christus gegen den Ungeist der Hebräerschriften auftrat - denn das ist die Wahrheit! Aber ...“ Er stopfte mit einem Petschaft den Tabak in seiner Pfeife fester: „... diese Verfälschung hat schon gleich nach dem Erdenwirken Christi eingesetzt – sehr systematisch und konsequent! Mit dem wahren Evangelium Christi hätte man schließlich keinen Machtapparat aufbauen können. Und vor allem paßte es dem Judentum nicht in den Kram, was verständlich ist.“ Er lehnte sich zurück und erklärte mit ruhiger Stimme: „Schauen Sie, Christus war die Menschwerdung des wahren lichten Gottes. Diese fand mit gutem Grund in dem einzigen Lande auf dieser Welt statt, im dem der Teufel als der alleinige Gott angebetet und mit Blut- und Brandopfern verehrt wurde: El Schaddai-Jahwe! An jedem anderen Ort der Erde wäre Christus mit offenen Armen empfangen worden. Bloß nicht in Palästina. Denn dort, in Jerusalem, hatte der Widersacher seinen zentralen Tempel – der Satan. Christus wußte, daß man ihn dort ermorden würde; und zum Zeichen dessen, daß die Knechte Jahwes so voller Finster-

nis sind, daß sie sogar den Gott des Lichts und der Liebe töten, nahm er dies auf sich – zur Erkenntnis aller Menschen. Und es wird der Tag kommen, da die Welt dies begreift. Wer die Wahrheit kennt, findet deren Spuren auch noch im Neuen Testa-ment, etwa im 8. Kapitel des Johannes-Evangelium oder im Brief des Paulus an Titus; auch Matthäus 23. 33-36 ist besonders interessant. Er zeigte in die Richtung seiner ungezählten Bücher: „Sie müssen halt einmal selber nachlesen! – Auf alle Fälle: Christus ist keineswegs der Sohn des Hebräergottes Jahwe, wie die Kirche behauptet! Nein. Christus ist Gott – Jahwe ist der Teufel! So einfach! Jahwe stellt sich ja auch mit dem Satz: ‚Ich bin El Schaddai' vor – im Originaltext: ‚Ani ha El Schaddai', Genesis, erstes Buch Mose, 17.1. Wo Sie heute in der Bibel lesen, ‚der Allmächtige' oder ‚Gott', da steht im Originaltext ganz etwas anderes, nämlich El Schaddai, Jahwe oder Zebaoth. Das Wort ‚Gott' gibt es im hebräischen Alten Testament nicht. Höchstens ‚Adonai', das heißt ‚Herr'. Im Grunde ist es einfach zu durchschauen, wenn man einmal darüber nachzudenken begonnen hat. Nicht ohne Grund ist ja die ‚Alttestamentarische Grausamkeit' sprichwörtlich – es ist eben das Buch des Teufels!" Lukowsky sagte: „Das ist nicht gerade mein Spezialgebiet, Herr Wie-singer, aber ich habe ein kleines bißchen von Marcion gehört." – „Marcion!" Der alte Herr nickte und deutete mit der Pfeife auf seine Bücherwand: „Ja, der war ein Verkünder der Wahrheit. Dafür ist er ja auch ermordet worden. Was sonst. Dies ist halt das Zeitalter der Finsternis!" Lukowsky bat: „Würden Sie mir Ihre Sicht der Dinge schildern?" – „Ach!" Wiesinger lachte: „Das würde in ein paar Stunden nicht gehen. Oder doch vielleicht, wenn wir uns auf das Wesentlichste beschränken:
Die Fragen, die uns Menschen seit jeher in dieser oder jener Weise bewegen, sind doch: Wer sind wir? Woher kommen wir? Warum sind wir hier? Wohin wird es uns nach unserem Sterben führen? Die Menschen – wie auch alle anderen Lebewesen, Tiere, Pflanzen – sind nicht erschaffen worden. Sie sind mit und neben der Gottheit Wesen ewigen Seins. Der Anfang fand in der raumlosen Unendlichkeit und der zeitlosen Ewigkeit statt. Dies ist die rein göttliche Seinsebene, die wir nicht begreifen können, weil wir ohne Raum und Zeit nicht existieren können. Darum hat die göttliche Macht für uns Zeit und Raum geschaffen. Und das war – für uns – der Anfang. Stellen Sie sich vor, seit aller Ewigkeit lagen Myriaden von Samen kommenden Lebens bereit. In diesem Stadium bestanden all jene Samen aus Schale und Kern. Die Schale entspricht der Seele, der Kern dem Geist. Die Seele ist die Form, das quasi astral Körperhafte, der Geist ist der Charakter, sind die Begabungen und so weiter. In diese noch leb-

lose Zweiheit hinein gab die göttliche Macht ein Drittes: Die Kraft des Lebens. Und mit der Belebung all der unzählbaren Samen wurde aus jedem Wesen die ewige Drereiheit Geist-Seele-Leben.“ Er betrachtete seine Pfeife und sah dann wieder Lukowsky an und sagte: „Astrid würde bei der Gottheit von den Ilu-Kräften sprechen. Sie wissen das sicherlich schon. Das ist eine uralte Auffassung, und man kann es so sehen.“ Er dachte einen kleinen Augenblick nach, und begann:
„Die Kraft des Lebens, die wir alle aus der Gottheit empfangen haben, ist unverlierbar – es gibt keinen Tod. Das Sterben ist nicht mehr als ein Wechseln der Körperkleider, die dann in einer anderen Welt nach dem inneren Muster unseres Astralkörpers erneut aufgebaut werden. Es gibt auch keine Auslöschung des Ich-Bewußtseins im Sterben, kein Vergessen, wer wir sind, sondern ein bewußtes Übergehen von dieser in eine jenseitige Welt. Dort nimmt unser Leben dann seinen Fortgang. Daß es überhaupt ein Sterben gibt, liegt bloß daran, daß wir einmal den Weg durch die grobstoffliche diesseitige Welt gehen müssen. Wieso? Weil wir einstmals ausgezogen sind aus unserer Urheimat, dem Gottesreich des ewigen Lichts, und dabei unsere himmlischen Leiber verloren, also die rein lichtstofflichen Umsetzungen unserer Astralkörper, um es einmal so auszudrücken. In der Leerenendlosigkeit konnten wir nicht existieren. Wir verloren unser Bewußtsein und sanken in einen Samenzustand zurück. Wir sind in gewisser Weise alle gefallene Engel! Wie es dazu kam? Nun, weil eben der bewußte Jahwe zum Schaddain wurde, zum Verworfenen. Auch Worte wie Schatten und Shaddow kommen sprachlich aus diesem Stamm. Sein ursprünglicher Name im Himmelreich war Balael. In der Bibel kommt dieser Name in verdrehter Weise noch als Belial vor. Balael, das heißt, ganz wörtlich genommen: Werfer des Feuers – Bal-a-El, also Luzifer. Bloß ist die häufige Übersetzung des Namens Luzifer mit ‚Lichtbringer‘ falsch, es müßte Feuerwerfer heißen, weil ‚Elu‘ das Feuer ist, ‚Il‘, beziehungsweise 'Ilu', hingegen das Licht, das göttliche Licht aber ‚Ilu‘. Nun, dieser Balael, der selbst Gott sein wollte, zog mit einigen Anhängern aus dem Reiche des ewigen Lichts aus, um sich seine eigene Welt zu bauen und dort Gott zu spielen. Dazu verwendete er jene untauglichen Stoffe, die er außerhalb des Himmelreichs vorfand. Was er schuf, war – die Hölle! Von dort aus log er den im Reiche des Lichts verbliebenen Engeln vor, seine neue Welt sei ganz großartig gelungen. Christus nennt ihn daher den ‚Vater der Lüge‘. Auch das steht noch im Johannes-Evangelium zu lesen. Etwa ein Drittel der Engel des Himmelreichs – unter diesen auch wir! – glaubten dem

Schaddain und machten sich auf den Weg. Doch, wie schon gesagt, diese alle – unter ihnen wir! – verloren dabei ihr Bewußtsein und ihren himmlischen Körper. Damit wir nun wieder zu uns kommen und uns erneut verkörpern konnten, schuf die göttliche Macht den diesseitigen grobstofflichen Kosmos mit der Erde – ein Provisorium gewissermaßen. Doch dadurch wurde die notwendige Schwingungsgrundlage gegeben, die es ermöglichte, uns abermals aus dem Samenzustand zu entfalten. Während des Geschlechtsakts zwischen Mann und Frau wird eine Schwingung erzeugt und durch diese ein Same aus einer speziellen jenseitigen Sphäre angezogen, in der sich diese Samen befinden. Auch hierbei wirkt die Gesetzmäßigkeit der Affinität von Schwingungen. Das erklärt sich die Familienähnlichkeit. Astrid würde an dieser Stelle auf einen weiteren Aspekt hinweisen: Zugleich geschieht während des Liebesakts noch etwas anders sehr Wichtiges: In dieser Vereinigung der beiden Geschlechter wird göttliche Lichtkraft gezeugt! – Aber das aber wäre ein langes Thema für sich.“ Wiesinger stopfte wieder seine Pfeif nach, lächelte und sprach weiter: „Unser Weg durch die grobstoffliche Erdenwelt ist also nötig, damit uns die Wiederverkörperung möglich wird – und dadurch den Weg zurück in die Urheimat, das Reich des ewigen Lichts. Es ist unsere Aufgabe, durch das Zeugen von Kindern auch anderen ‚gefallenen Engeln‘ diese Möglichkeit zu geben – es liegen noch viele Samen ohnmächtig in jener Zwischensphäre. Nach unserem irdischen Sterben verlieren wir unser Bewußtsein nicht wieder, sondern wandern in das Jenseits hinein – in das Grüne Land, wie Astrid sagen würde – von wo aus wir durch eine der zahlreichen jenseitigen Welten angezogen werden; und zwar von derjenigen, die unserer Geistesschwingung entspricht, so, wie wir sie uns während unseres Erdendaseins durch Gedanken und Taten erworben haben. Von dort aus können wir dann weiter wandern – in lichtere oder dunklere jenseitige Welten, unser Wille ist diesbezüglich vollkommen frei. Das von der Gottheit gesteckte Ziel ist jedoch die Heimkehr in die Urheimat, in das Reich des ewigen Lichts. Ein abermaliges Sterben gibt es nicht, ebensowenig eine Reinkarnation. Eine erneute Verkörperung im Irdischen kann aber unter ganz bestimmten Umständen möglich werden. Sämtliche Stoffe, die zur Bildung eines irdischen Leibes erforderlich sind, gibt es in der hiesigen Natur. Wesen sehr starken Geistes vermögen es mitunter, kraft ihres Willens von diesen Stoffen genügend an sich zu ziehen und sich um ihren Astralkörper herum zeitweilig einen hier sichtbaren Leib aufzubauen. Alte Mythen sprechen dann von Venustöchtern und Einherierern. Doch auch das wäre ein Thema für sich, da kennt sich Astrid auch viel bes-

ser aus als ich. Ich beschäftige mich vor allem mit dem Geschehen um Christus – was zu Astrids sozusagen heidnischer Glaubenswelt in keinem Gegensatz steht, denn der wahre Christus hat mit dem in der Bibel geschilderten und von den Kirchen gelehrten ja so gut wie nichts zu schaffen. Christus, das bedeutet All-Christ – schöpferische Kristallisation. Ein Sinnbild des All-Christs und des Christ-Alls ist auch die Hagal-Rune – Hag-All, Heger des Alls. Die Bibel weiß von alledem nichts. Sie ist nicht das Buch Christi, sondern das des Widersachers, des Satans.“ Wiesinger erhob sich, zog eine dunkelrot gebundene Bibel aus einem der Regale und setzte sich wieder. Er beachtete das Buch zunächst nicht weiter, sondern fuhr mit seinen Darlegungen fort:
„Nun, wir Menschen! Da wir unsere Persönlichkeiten von Anfang an haben und also auch in diese Welt mitbrachten, sind unsere Aufgaben unterschiedlich. Die meisten sollen nur ihren unmittelbaren Weg anständig gehen; andere indessen sind berufen, Dinge für die Gemeinschaft zu leisten. Allein wenn diese Welt in einem brauchbaren Zustand erhalten bleibt, vor allem das natürliche Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, können auch die anderen gefallenen Engel ihre Chance zur Heimkehr wahrnehmen.“ Er legte eine kleine Pause ein und sprach in ernsterem Tonfall weiter: „Nun ist dem Satan in seiner Hölle aber nicht verborgen geblieben, daß es diese Nachschöpfung der Gottheit, diesen Kosmos mit der Erde und den Mensch, gibt. Es war sein Wunsch, sich dahier als Gott aufzuspielen. Er suchte sich Menschen finsteren Geistes als Medien, wie Moses, und ließ sich durch solche als Gott verkünden. Das Zeitalter der Finsternis hub gerade an – die Inder nennen es das Kali-Yuga – als Jahwe Erfolg hatte. Er gewann zunächst einmal ein Volk für sich, nämlich die Hebräer, wenn auch nicht alle von diesen. Doch nun hatte der Schaddain seinen Fuß auf die Erde gesetzt, und sein Einfluß breitete sich schnell aus. Und so tobt der Kampf zwischen den Mächten der Finsternis und den Kräften des Lichts auf dieser Erde! Die Endzeit, das 20. Jahrhundert, führt den Satan auf den Gipfel seiner Macht. Um so plötzlicher und tiefer wird er stürzen – samt seinem ganzen Anhang. Die Finsternis hat sich anscheinend alle Vorteile gewonnen – und doch wird sie schon bald ein jähes Ende nehmen! Denn es kommt ein neues Äon – und der Sieg des Lichts! Und da spielt eben die Auseinandersetzung zwischen den Auserwählten Jahwes und den Bestimmten Christi eine Rolle. Im Matthäus-Evangelium, 21.43, können Sie noch ein Fragment der Wahrheit lesen. Christus sagt: 'Das Reich Gottes wird einem anderen Volk gegeben werden, das die erwarteten Früchte hervorbringt.' Was in der Bibel nicht mehr steht, aber doch

überliefert ist: Christus wendete sich einer Gruppe germanischer Legiönäre zu und sagte, ihr Volk werde es sein! - Sie verstehen?"
Manches von dem, was der ruhig in seinem Sessel Pfeife rauchende Herr erzählt hatte, kam Lukowsky bekannt vor. Astrid hatte mitunter in ähnlicher Weise gesprochen, wenn auch ohne die biblischen Bezugspunkte. Aber er kam auf seine erste Frage zurück: „Dieser Kampf zwischen Licht und Finsternis, Herr Wiesinger, spricht von dem nicht auch die Apokalypse des Johannes? Kommt danach nicht mit dem 14. Kapitel der Sieg des Lichts? Ich hörte davon reden.“ Der alte Mann lächelte verschmitzt und nahm die Bibel zur Hand. „Ja,“ antwortete er, "ja, daran ist viel Wahres. Denn diese Zusammenfassung des letzten Teils der Apokalypse – mehr ist es nämlich nicht! – hat Marcion verfaßt. Und weil er wußte, daß alle Wahrheit Christi verfälscht werden würde, verschlüsselte er diese Schrift gleich so, daß allein Eingeweihte sie richtig deuten konnten! Die Verfälscher kannten sich damit nicht aus! Zwar schoben sie hier und da einige Begriffe aus dem Alten Testament hinein, wie sie das im ganze sogenannten Neuen Testament taten – liest man nach, paßt es nie zusammen – und so kommt also auch in der Apokalypse der Name Moses vor und so weiter. Doch dank der schon zuvor von Marcion vorgenommenen Verschlüsselung, konnten die Verfälscher bloß wahllos vorgehen und darum den Sinn nicht zerstören. Für die Unterrichteten liest sich dieser Text noch immer sehr klar! Schauen Sie einmal her.“ Er schlug die Bibel auf und blätterte bis zur Apokalypse: „Im 13. Kapitel kulminiert die Jetztzeit. Dabei müssen Sie sich vorstellen, wie ein Seher im ersten Jahrhundert die Dinge der heutigen Zeit sah. Bomber, Panzer, Fernsehen und all Solches war ihm unbekannt. Er mußte daher Beschreibungen wählen, die ihm anschaulich erschienen. Aber zunächst die wichtigsten Schlüssel zur N.T.-Apokalypse: Das ***Lamm*** ist Christus, der Gott des Lichts. Der ***Drache*** ist ***Jahwe, der Satan***. Das ***erste Tier*** sind die ***Anbeter Jahwes***. Das ***zweite Tier*** sind ***deren Dienstwillige***. Die ***Heidenvölker*** sind jene, ***die das Tier anbeten*** und diesem dienen. Die ***Heiligen*** hingegen sind diejenigen, die sich ***gegen das Tier*** und dessen Knechte stellen. Die ***Große Hure*** ist die ***Kirche***. Babylon – dieser Name wurde nachträglich hineingefälscht, Marcion schrieb nur ‚große Stadt‘ – ist ***die Hauptstadt der Anbeter des Tiers in der Endzeit***. Das ist also ohne Zweifel ***New York***. Die ***Zahl 666*** ist die Geldmacht; dies bezieht sich auf das Alte Testament, 1. Buch Könige, Kapitel 10, Vers 14, wo es heißt*: '**Das Gewicht des Goldes, das alljährlich bei Salomo einging, betrug 666 Goldtalente.‘* Der ***Berg Zion*** ist hier der Berg Sin, der ***Mitternachtsberg***, was übrigens besonders deutlich im 48.

Psalm zum Ausdruck kommt – die meisten Psalmen gehen auf babylonische, assyrische oder phönizische Texte zurück. – Dies sind die Ausgangspunkte, die Sie brauchen, um die Apokalypse zu lesen. Schauen wir uns jetzt das 13. Kapitel ein wenig an; es betrifft dieses Jahrhundert. Vers 13.1 meint, das ‚Tier' steigt aus dem Meer der Völker auf und gewinnt sich viel Einfluß. Das meint die Anbeter Jahwes. Vers 13.2 schildert die beiden Weltkriege. Die Gegner Deutschlands: Der Leopard, gefleckt, verschiedenfarbig, kommt über das Meer. Das sind die U.S.A. Die Tatzen des Bären, das ist Rußland. Das Maul des Löwen, England. Der Drache verlieh diesen die Macht, den Krieg zu gewinnen, denn er ist der Herr des finsteren Zeitalters, der Fürst dieser Welt, so lange es währt. In Vers 13.5 lesen Sie sogar von 42 Monaten. Genau so lange waren die U.S.A. gegen uns im Zweiten Weltkrieg. Und so geht es vollkommen schlüssig weiter. 13.13: Der Bombenterror gegen die Zivilbevölkerung, 13.17: Wer nicht Materialist ist, die Zahl 666 nicht im Kopf und kein Geld in der Hand hat, vermag nichts auszurichten. Das Tier und seine Knechte scheinen nun unumschränkt auf dieser Erde zu herrschen – und doch kommt schon bald, in wenigen Jahrzehnten, alles ganz anders!" Wiesinger zündete seine ausgegangene Pfeife frisch an und sprach weiter: „Wir haben den Krieg nicht wegen der gewaltigen Überzahl des Feindes verloren, auch nicht wegen diverser Mängel, sondern weil auch wir selbst Mittel der Finsternis anwendeten! Das hätte nicht geschehen dürfen! Denn es war ein Krieg zwischen Licht und Finsternis – dieser große Krieg von 1914 bis 1945! Die Mächte der Finsternis führten ihn gegen das deutsche Volk. Warum? Dazu spricht die schon erwähnte Stelle im Neuen Testament, diese wichtigen Worte Christ, Matthäus 21.43: ***‚Das Reich Gottes wird einem anderen Volke gegeben werden, das die erwarteten Früchte hervorbringt!'*** So sprach Christus, ja. Dann wendete der ihm still lauschenden Gruppe germanischer Legionäre zu und sprach: ***‚Euer Volk wird es sein!'*** - Und so wird es sein! Dies ist in den erhaltenen Bruchstücken des wahren Evangeliums, von dem so gut wie nichts in der Bibel steht, eindeutig bezeugt. Und damit wird klar, wo die Front verlief und noch immer verläuft. Es ist der große Kampf zwischen Finsternis und Licht. Es war und ist ein Kampf der Anbeter Jahwes gegen die Sachwalter Christi, gegen jenes Volk, daß berufen ist, das neue lichte Zeitalter zu verwirklichen – für alle Menschen, nicht etwa im Sinne von kleinlichem Nationalismus! Die erste Runde, sozusagen, den Doppelweltkrieg von 1914 bis 1945 gegen das deutsche Volk und seine Mission, hat die Finsternis gewonnen. - Von Siegern spreche ich da nicht, denn ein Sieger geht aus einem ritterlichen

Kampf hervor; wenn zehn auf einen einzelnen eindreschen, sind sie keine Sieger, sondern höchstens Gewinner. - Nun, hier geht es um das Tausendjährige Reich, von dem auch die Johannes-Apokalypse kündet – bloß, daß im Originaltext nicht von einem neuen Jerusalem die Rede ist, sondern vom neuen Babylon: Bab Ilu – Tor zum göttlichen Licht. Das ist ein Sinnbild, es meint den Triumph des geistigen Wesens Mensch über den Materialismus.“ Wiesinger deutete mit der Pfeife in der Hand: „So sehen die Dinge aus, Herr Lukowsky – in den wesentlichsten Zügen. Astrid würde bei dem Neuen Zeitalter vom Reich der Göttin sprechen, und auch das hat seine Richtigkeit. Es ist ein anderer Aspekt zur selben Angelegenheit. Dies alles wirkt zusammen. Doch darüber kann sie selbst Ihnen einmal Näheres erzählen, sofern es Sie interessiert.“
Lukowsky bat: „Das 14. Kapitel der Apokalypse berührt mich im Moment besonders. Ein Mann, der mein Feind war und sich selbst als Diener des Antichrist bezeichnete, hatte davor panische Angst. Würden Sie mir dazu noch etwas sagen?“ Wiesinger nickte, und es war ihm anzumerken, daß er sich bei diesem Gedanken sehr wohl fühlte. „Ja!“ sagte er: „Das 14. Kapitel! Mit 14. 9-12 beginnt der Sturz der Bestie, der Zahl und des Drachen! Am Ende steht der Sieg des Lichts!“ Wiesinger machte ein ernstes Gesicht: „Die Finsternis meint, das neue Licht mit Bomben und Granaten ausblasen zu können, so daß es sich gar nicht erst zu entfalten vermöchte. Deshalb werden die herrschenden Mächte noch immer mehr Kriege verursachen, große oder kleine, rund um die Welt. Sie werden die Menschen gegeneinander aufhetzen, im Namen ihrer Ideologie der leeren Herzen und zurzeit vorerst noch vollen Bäuche, deren Sinnbilder Egoismus, Rockgetöse, Rauschgiftsucht und Kriminalität sind. Es geht ihnen darum, die Schwingungen von Roheit, Haß und Gewalt zu mehren und Jahwe möglichst viele Blut- und Brandopfer darzubringen, um so die Herrschaft der Finsternis zu stärken – und damit zugleich ihre eigene. Doch schließlich überschätzt sich die Hölle – und sie unterschätzt die guten Kräfte in der großen Mehrzahl der Menschen aller Nationen. Denn, wie ich schon sagte, es wird die Stunde kommen, in der die Völker ihre Beherrscher durchschauen! Und dann kommt die große Wende.“ Er reichte Lukowsky die Bibel an: „Hier. Nehmen Sie die mit und lesen Sie bei Gelegenheit selbst. Die Bibel ist alles andere als ein heiliges Buch, aber ein sehr aufschlußreiches. Das Alte Testament enthüllt sämtliche Pläne der Hölle; und im Neuen finden sich noch immer etliche Spuren der Wahrheit.“ Lukowsky nahm die Bibel an sich. Es war die Herder-Übersetzung, in einem dunkelroten Ledereinband. Der ältere Herr im Sessel gegenüber sprach im Ton

vollständiger Gewißheit: „Schauen Sie, so um 1990 bricht zuerst der Ostblock zusammen. Dann verschwindet auch die Mauer in Berlin und es kommt zu einer kleinen Wiedervereinigung. Durch die sich ausweitende Europäische Gemeinschaft, rückt dann auch bald Österreich wieder näher heran. Das russische Volk wird frei und uns ein guter Freund. Ja, und um das Jahr 2000 dann bricht der Westblock zusammen. Vielleicht stimmt es nicht ganz genau auf's Jahr, rechnen Sie einen Spielraum von vier bis fünf Jahren ein, denn die Zeitläufe sind nach der echten Johannes-Offenbarung ermittelt, was nicht ganz mathematisch exakt möglich war. Aber so ungefähr wird es kommen, das ist gewiß. Schließlich hat es Christus offenbart. Noch eine kleine Weile – und wir sind die Sieger, ohne auch nur einen einzigen Schuß! Denn Roheit und Haß, das sind die Schwingungen des Satans, nicht die unseren! Unser Geist ist das Licht, das Licht Christi und das Licht der ewigen Göttin, wie Astrid hinzufügen würde. In diesem Licht sind wir unbesiegbar. – Dumme Agitatoren meinen manchmal sehr albern, das Tausendjährige Reich habe nur zwölf Jahre bestanden. Dabei hat es doch noch gar nicht begonnen!“ Er lächelte still in sich hinein und sah Lukowsky voller Glaubensgewißheit an. Lukowsky nahm die Bibel und fragte zweifelnd: „Wie soll das möglich sein, Herr Wiesinger? Die Machtblöcke mit ihren Atomwaffen? Keiner von denen würde doch beispielsweise eine deutsche Wiedervereinigung zulassen.“ Wiesinger lächelte nur voll spürbarer innerer Gewißheit und erwiderte gelassen: „Gott irrt nicht!“

Es war schon Abend, als Lukowsky sich von Leopold Wiesinger verabschiedete, mit dem Vorsatz, dessen Einladung auf ein weiteres Gespräch nachzukommen. Dieser Mann war zweifellos eine beeindruckende Persönlichkeit.

35

Lukowsky machte es sich ein wenig im Hotel bequem. Astrid hatte Recht gehabt als sie sagte, er sei noch nicht wieder ganz hergestellt, sollte eigentlich noch ausruhen. Das tat er bis zum folgenden Nachmittag und studierte dabei in aller Ruhe die aus dem Jahre 1942 stammenden Unterlagen über die Ju 88 sowie die lediglich skizzierten Kursanweisungen für den bevorstehenden Flug, die sich in einem zugeklebten Kuvert zwischen den Handbüchern befunden hatten.

Fünf Minuten vor dem ausgemachten Zeitpunkt bremste die dunkelblaue Mercedes-Lilmoside des Typs 280 SE 3.5 vor dem Portal des Hotels, unmittel-

bar dort, wo Lukowsky stand. Antonietta Alotti stieg aus dem Mercedes. Sie trug graue Reithosen und eine taillierte graue Jacke aus weichem Leder, dazu schwarze Stiefel und Handschuhe. Ihre Haare hatte sie vor der Schulter zu einem Schweif zusammengebunden. Antonietta begrüßte Lukowsky mit einem Lächeln und den Worten: „Ich trage sonst keine Hosen – außer beim Reiten! Guten Tag, Herr Lukowsky!“ – „Guten Tag, Fräulein Alotti!“ erwiderte er: „Sie bieten auf alle Fälle einen sehr erfreulichen Anblick! Was halten Sie davon, wenn ich fahre?“ Sie nickte ihm zu: „Das wollte ich soeben vorgeschlagen haben!“

Die Innenausstattung des Wagens bestand aus hellem Leder. Es war ein bequemes Fahren in dieser großen Limousine mit ihrem leise laufenden Motor.
Auf den ersten Kilometern plauderten sie über die Vorzüge der alten Kaiserstadt Wien, in der einige von Antoniettas Vorfahren zu Hause gewesen waren. In diesem Zusammenhang erwähnte sie die Tagebuchblätter aus dem Jahre 1862, über die sie auch mit Astrid Xylander gesprochen habe, mit der sie inzwischen persönlich bekannt geworden sei. Diese Tagebuchblätter, erklärte sie, bezögen sich prophetisch auf das Jahr 2002. Auch die ‚Figura‘ kam zur Sprache, und Antonietta hob hervor, diese könne um eben diese Zeit, beziehungsweise eher einige Jahre früher, noch sehr wichtig werden. Dazu sagte sie: „Diese Figura soll in der Obhut von Astrid bleiben. Sie kennt sich mit alledem am besten aus und wird sie, wenn die Zeit reif ist und falls es dann notwendig wird, auch in Betrieb versetzen.“ Lukowsky fragte: „Falls es Ihnen nicht zu neugierig vorkommt: Zu welchem Zweck?“ Die Frau lächelte: „Es ist neugierig! Aber ich will Ihnen trotzdem antworten. Diese Figura ist eine Verkleinerung der ‚Großen Figura‘, die ihren Strahl zur magischen Sonne hin senden soll. Darüber kann Ihnen Astrid gelegentlich mehr erzählen als ich. Die Figura, von der wir jetzt reden, hat eine andere, eine im Grunde einfache Aufgabe. Es ist möglich, daß sie einmal benötigt werden wird, aber noch nicht jetzt gleich. Wir, unsere stille Gemeinschaft, zu deren Glied das Schicksal nun auch Sie bestimmt hat, sind dem kommenden lichten Zeitalter verpflichtet. Als dessen Wegbereiter betrachten wir uns. Rohe Gewalt und Brutalität sind nicht unsere Sache, das neue Äon wird durch Licht aus dem Lichte siegen! Doch ehe die Mächte der Finsternis stürzen, werden sie noch einmal versuchen, möglichst viel Schaden anzurichten, diese Erde in das heillose Chaos zu tauchen, denn die meisten Instrumente der irdischen Gewalt sind ja in deren Händen. Wir wissen nicht genau, was da vielleicht

noch in der allerletzten Phase des alten Zeitalters bevorsteht, ob die Menschen sich dagegen so leicht werden schützen können. Und auf dem Weg in das neue Äon muß es einige geben, wie uns, die vorangehen, und diese ersten treffen die meisten Pfeile. So können wir nicht ausschließen, daß es in einigen Jahrzehnten nötig sein wird, den Entscheidungskampf um das Neue Zeitalter in einer Weise zu führen, die Unterstützung erforderlich macht. Dann wird die Figura ein Signal aussenden, um sehr schnell weit, weit entfernte Freunde herbeizurufen, die um vieles stärker sind, als menschliches Denken es sich ausmalen könnte. Das ist ihr Sinn und Zweck.“ Lukowsky sah zu der Frau hinüber: „Sie meinen damit aber nicht etwa Außerirdische?“ Antonietta wich aus: „Vielleicht auch Überirdische! Die Figura sendet ihre Signale sowohl in das Jenseits hinein wie auch durch dieses hindurch in die Fernen des Weltalls. Doch wahrscheinlich wird es zu dergleichen nicht kommen müssen, weil die große Mehrheit der Menschen rechtzeitig von der Schwingung des Lichts erfaßt werden wird – und dann hat die Bestie endgültig verloren, dann ist die Zeit der Zerstörung vorüber und alle Wunden heilen.“ Sie schwieg. Lukowsky steuerte den Wagen über die Autobahn. Dann sagte Antonietta: „Es macht mich sehr stolz, daß eine Zopfspitze von mir in der Figura wirkt! Ich bin mir jetzt auch ziemlich sicher, mein Vater wollte sie zu diesem Zweck haben. Er bestand darauf, es müßten fünfzehn Zentimeter sein, nicht weniger und nicht mehr. Das paßt genau in die längliche Mulde im Sockel der Figura hinein, diese ist genau fünfzehn Zentimeter und zwei Millimeter lang. Astrid und ich haben auch die alte Zopfspitze gemessen, sie hat genau dieses Maß.“ Lukowsky fragte: „Sie sind bei Astrid in Düsseldorf gewesen?“ Antonietta griff an ihren Haarschweif und antwortete: „Ja. Und da hat sie mir streng vorgeworfen, daß ich zu viel an meinen Haaren schneide. Ich glaube, ich erwähnte das schon. Aber ich bin keine Astrid. Meine Mähne hat fast siebzig Zentimeter, das reicht. Ich werde auch weiter die Spitzen schneiden. Das Idealmaß wäre jedoch achtzig Zentimeter Länge. Auch das hat mit dem Weg ins Neue Zeitalter zu tun. Die weibliche Schwingung zieht die göttlichen Lichtkräfte am besten an. Erst als es der Finsternis im 20. Jahrhundert gelungen war, den meisten Frauen die langen Haare abzuschneiden und dadurch ihren Magnetismus zu zerstören, konnten die fürchterlichsten Verbrechen der Geschichte auf diesem Planeten geschehen.“ Sie betrachtete das Ende des Schweifes und sagte: „Aber siebzig Zentimeter Haarlänge sind genau richtig für normale Frauen wie mich, die sich nicht magisch betätigen, auch sechzig wären noch gut, sogar fünfzig reichten aus. Bloß kürzer dürfte es wirklich nicht sein. Und Gleichmäßigkeit

ist wichtig, Ponystirnfransen würden die Schwingung kaputtmachen. Außerdem sind gerade die Stirnhaare besonders wichtig, denn sie steuern die Schwingung der weiblichen Willenskraft. Auch Dauerwellen wirken sich verheerend aus. Nicht nur weil sie ganz einfach Scha-den anrichten, sondern auch, da die inneren Astralhaare sich in der unnatürlichen Form nicht mehr zurechtfinden. Ich habe mich damit auch ein wenig befaßt. Es ist für Frauen tatsächlich wichtig, vor allem für den astralen Atem. Ich weiß nicht, ob Astrid darüber zu Ihnen gesprochen hat. Es ist sehr faszinierend. Unsere inneren Astralkörper müssen ja ebenso atmen, wie die irdischen Grobstoffleiber. Bloß daß die Feinstoffe, die der weibliche Astralkörper atmet, ganz andere sind als jene, die der männliche benötigt. Ihr Männer seid robuster ge-baut, auch was die Astralkörper anbelangt. Das astrale Atmungsorgan der Männer ist das Zwerchfell, es atmet wölkchenförmige Feinstoffe. Wir Frauen brauchen für unseren astralen Atem winzige Feinstofffünkchen in großer Menge, die wie mit einem ausgespannten Netz eingefangen werden müssen. Das ist allein durch die langen Haare möglich, sie sind das astrale Atmungsorgan der Frauen. Wenn da die Haarlänge nicht ausreicht, wird dem weiblichen Astralkörper kein Licht mehr zugeführt, er wird dunkel und immer schwächer. Das führt dann zu psychischen Störungen und auch zu physischen Krankheiten. Dies überträgt sich außerdem auf die Männer, weil sie beim Liebesakt nicht mehr das zusätzliche Licht aus ihren Frauen empfangen können, das sie brauchen. Denn so hat die göttliche Natur das nun einmal eingerichtet. Es ist eine sehr ernste Angelegenheit. Aber viele Frauen sind heutzutage einfach zu faul, sich das bißchen Mühe zu machen, das lange Haare bereiten. Und dann wundern sie sich, daß auch ihre Männer zu bequem sind, sich ihretwegen anzustrengen. So gibt eines das andere!“ Sie lächelte: „Jetzt haben Sie eine Vorlesung über Frauenangelegenheiten erhalten! Und Astrid hat Recht, mehr als insgesamt sieben Zentimeter pro Jahr sollten Frauenhaare nicht geschnitten werden, weil sonst der weibliche Astralkörper verwundet würde. Es ist aber auch wichtig, daß die Fülle gut bleibt, und hilft daß bißchen Schneiden. Bei über achtzig Zentimeter hinaus ist es dann weniger heikel. Ich schneide zweimal jährlich fünf bis sechs, manchmal fast zehn. Das ist zwar noch so gerade vertretbar, aber doch viel. Vielleicht sollte ich Astrits Ermahnungen folgen. Doch eigentlich wäre es wieder einmal so weit, an meiner wilden Mähne sie Spitzen zu schneiden. Ich überlege es mir noch.“ Lukowsky erinnerte sich, von Astrid Xylander schon Ähnliches gehört zu haben. Er sagte: „Ich habe das große Glück, drei vollkommen schöne Frauen zu kennen: Sie, Vera Jörgens und Astrid

Xylander.“ Antonietta Alotti schwieg einige Sekunden und sagte dann bedächtig: „Das nehme ich als ein wirkliches Kompliment, über das ich mich sehr freue! - Und es freut mich, daß Sie Vera mögen!“

Nach einer Weile wortloser Fahrt über die Westautobahn von Wien nach Salzburg begann Antonietta: „Um noch einmal auf die Fähigkeiten der Figura zurückzukommen, in der ja nun gewissermaßen ein Stückchen von mir tätig ist. Unsere Eltern haben es geschafft, jenes geheimnisvolle Verfahren, das in ihr steckt, auch in einer Wechselwirkung zu nutzen. Das Prinzip der Figura ist es, interkosmische Lichtschwingungen anzuziehen und wieder auszustrahlen. Diese durchfließen sozusagen die magische Apparatur. Unsere Eltern dachten sich, wenn es möglich wäre, solche Schwingungen zu sammeln, würden sie sich in Kraft umwandeln lassen. Das heißt, sie haben interkosmische Kräfte herangezogen und antriebstechnisch zu nutzen verstanden.“ Lukowsky fragte: „Das ist das technische Geheimnis der Fliegenden Untertassen?“ Antonietta zögerte mit der Antwort: „Es ist ein wichtiger Teil dessen, ja. Aber selbstverständlich sind die Bestandteile anders beschaffen als die in der Figura, und auch die Umsetzung der Kraft vollzieht sich anders. Genau weiß das wohl niemand mehr. Ich habe von dieser Sache jetzt nur gesprochen, damit Sie sich über das Motorengeräusch der Ju 88 nicht wundern. Es ist kaum lauter als das Summen einer Hummel. Wir, Herr Weiß und ich, haben es ausprobiert; mit Hilfe der Handbücher und einiger zusätzlicher Notizen aus der Zeit Da gibt es keine Kolben wie bei einem herkömmlichen Motor, die in den Zylindern feststecken könnten, wie Sie meinten. Es sind Motoren völlig anderer Art. Deswegen hat dieses Flugzeug auch eine sehr große Reichweite und ist erheblich schneller, als die gewöhnliche Ju 88 es war. Eine weitere Besonderheit dieser Maschine ist – und das wird Ihnen Ihre Aufgabe erleichtern – daß sie bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit besitzt, zu schweben, zumindest sehr sanft zu gleiten. Zwar kann sie sich nicht senkrecht in die Lüfte erheben, doch besonders bei der Landung auf dem Acker im Marchfeld wird sich diese Schwerkraftregelung nützlich erweisen. Wir haben uns bemüht, das alte Flugzeug in eine möglichst gute Verfassung zu versetzen. Vielleicht wird es noch hie und da gebraucht werden. Übrigens hat Herr Weiß netter Weise innen alles geputzt und auf meine Bitte hin eine Standheizung mit Zeitschaltung eingebaut, wie wir sie auch in diesem Wagen haben. Ich möchte nicht frieren!“ Lukowsky staunte und kam zu der Frage: „Wenn diese Maschine mit neuartigen und offenbar sehr starken Motoren

ausgerüstet ist, wie steht es dann um die Zelle, ich meine, den Flugzeugkörper? Hält der das aus? Ist das erprobt worden?“ Antonietta antwortete schlicht: „Das weiß ich nicht. Aber ich verstehe, was sie meinen. Wir müssen halt aufpassen, daß nichts kaputtgeht. – Sie werden das schon machen! Das ist ja schließlich Ihr Beruf. - Oder sehe ich das falsch?" - "Nein, "erwiderte Lukowsky, "Sie sehen das richtig.“

Der große bequeme Wagen rollte flott und doch beinahe geräuschlos dahin. Antonietta Alotti erklärte: „Eine Zeitschaltung gibt es auch für das große Kipptor. Wenn es so weit ist, müssen wir innerhalb von sieben Minuten mit dem Flugzeug hinaus sein. So lange bleibt das Kipptor offen. Herr Baumann – Sie sind ihm in meinem Wiener Büro begegnet – hat alles genau berechnet, und er irrt sich in mathematischen Dingen nie. Wir kennen sämtliche Einzelfaktoren, die Anrollgeschwindigkeit des Flugzeugs, die notwendige Startbahn und so weiter. Der Platz in der Anlage reicht aus. Das Flugzeug hat eine Spannweite von zwanzig Metern, es ist rund vierzehneinhalb Meter lang und, auf dem Fahrwerk, knapp fünf Meter hoch. Die Bahn ist neunhundert Meter lang, siebenunddreißig Meter breit und die Höhe, beziehungsweise Tiefe, der Anlage verläuft von elf auf zweiundzwanzig Meter. Die Lampen lassen sich nach oben einziehen. Das ist schon geschehen. Das Kipptor hat eine Breite von zweiunddreißig Metern. Es ist also Platz genug. Vor dem Kipptor haben wir nochmals etwa dreihundertfünfzig Meter fast ebene Wiese. Wichtig ist nur, nicht zu früh abzuheben und mit dem Kopf an die Decke stoßen. Die Wiese ist inzwischen ein bißchen kultiviert worden. Nach den dramatischen Ereignissen in der dortigen Gegend, in deren Verlauf die hübsche gotische Kapelle niederbrannte – offenbar, weil jemand fahrlässig mit offenem Feuer umgegangen ist – haben wir einen gemeinnützigen Verein zur Bewahrung dieses Baudenkmals gegründet. Sie werden das dann sehen ... Es gibt auch schon eine neue Brücke über den Bach.“ Lukowsky sagte: „Wenn ich nicht glauben würde, daß wir da heil herauskommen, würde ich es gar nicht erst versuchen – und ganz sicher nicht mit einer Frau an Bord!“ – „So sehe ich es auch!“ bekräftigte die Frau: „Ehe wir starten, wird Herr Weiß eintreffen und das Schließen der Anlage überwachen.“ Lukowsky wollte wissen: „Weshalb fahren Sie nicht mit Herrn Weiß zurück? Warum wollen Sie überhaupt mitfliegen?“ Antonietta warf ihm einen Staunen ausdrückenden Blick zu: „Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt: Weil es mir Spaß macht! Und außerdem – in erster Linie: Ich bin dann bei der Übergabe erforderlich. Unsere Ju 88

wird, um Ihnen auch das zu sagen, einige ungewöhnliche Dinge transpor-tieren, mit deren Hilfe es Freunden vielleicht einmal möglich sein wird, sich vor in kommender Zeit drohenden gewalttätigen Angriffen zu schützen. Auch die Maschine selbst wird vorerst dort bleiben. Sie hat, ich bereits erwähnte, ihre besonderen Vorzüge."

Es dunkelte bereits, als sie die Autobahn bei Augsburg verließen und überland weiterfuhren, zunächst Bundesstraße und bald immer schmaler werdende Wege. Lukowsky wunderte sich, daß ihn kaum besondere Gefühle überkamen, als sie sich dem Schauplatz des Kampfes mit dem Drachen näherten. Das alles schien schon so unendlich lange her zu sein.
Als sie die Brücke überquerten, klapperte und rumpelte nichts, alles war neu und stabil. Der Weg am Friedhof vorbei zeigte keine Spuren des vergangenen Kampfes, keine ausgebrannten Autowracks, keine Zerstörungen. Erst an der Kapelle wurden doch die Anzeichen jener Nacht unübersehbar. Die Madonnenfigur stand makellos, stolz und gerade auf ihrem Sockel bei dem steinernen Brunnen, beides war inzwischen sorgfältig gereinigt worden. Doch die Kapelle zeigte deutliche Schäden. Da gab es aber bereits ein Gerüst, Maurerarbeiten waren offenkundig im Gange und ein Schild verkündete: ‚Verein zur Denkmalpflege e.V.'. Antonietta wies auf dieses Schild: „Das war doch ein guter Einfall, finden Sie nicht auch? Niemand, der vielleicht zufällig einen von uns hier sähe, würde sich darüber wundern! Warum auch? Unser Verein bemüht sich eben um die Wiederherstellung und die Pflege dieses historischen Fleckens!"

Sie fuhren langsam weiter, und Lukowsky wartete vergebens darauf, daß irgendeine lebhafte Erinnerung in ihm aufsteigen mochte – es war ja so lange her. –
Auf den letzten Metern dirigierte Antonietta, damit Lukowsky den Wagen genau vor dem noch verschlossenen Eingang der Anlage anhalten konnte. Dann nahm sie ihre Handtasche vom Rücksitz, stieg aus und bat: „Bitte warten Sie!" Nur drei oder vier Minuten vergingen, dann hob sich das riesige Kipptor um etwa zwei Meter. Die Frau ging hinein, und gleich darauf war ein fahler Lichtschimmer zu sehen. Sie kam wieder heraus und winkte. Lukowsky steuerte den Mercedes in die Anlage hinein und bremste auf der flachverlaufenden Rampe. Die Frau stieg wieder ins Auto. Über ihnen war das dumpf-grollende Geräusch zu hören, mit dem sich die Riesenfalltür schloß, wie ein von ferne herbeiklingendes Gewitter. Antonietta sagte: „Fahren wir gleich zur Ju 88!" Lukowsky ließ den Wagen über die lange, breite Gerade rollen. Die umgitterten Glühbirnen

waren jetzt ganz nach oben gezogen, ihr Licht reichte kaum bis zum Boden. Die Scheinwerfer des Wagens wiesen den Weg. Antonietta sagte: „Hier vorne auf beiden Seiten stehen Theaterscheinwerfer. Herr Weiß hat sie besorgt. Sie leuchten grün und markieren den Beginn der Rampe.“ Lukowsky fuhr weiter. Alles schien unverändert zu sein. Der alte Tiger-Panzer blickte ihnen mit seiner schweigsamen Kraft entgegen, rechts und links ging es in die einzelnen Unterteilungen der ausgedehnten Anlage. Als sie an dem sonderbaren Metalltor vorbeikamen, fragte Lukowsky unwillkürlich: „Was ist eigentlich da hinter?“ – „Gar nichts,“ antwortete die Frau, „nur ein breiter Gang und dann ein großer Hohlraum, vielleicht noch einmal zwei Drittel so groß wie diese Anlage, und der ist leer. Es ist nichts da!“ – „Aber,“ meinte Lukowsky vorsichtig, um nicht allzu neugierig zu erscheinen, „das hat doch eine Bedeutung?“ Die Frau neben ihm lächelte ihn an: „Es hat – oder bekommt vielleicht, mein wißbegieriger Freund!“ Ihre Hand deutete hinüber: „Da hinter wird vielleicht einmal die Figura ihr Signal aussenden – vielleicht! Und dabei wollen wir es nun belassen!“ Der Weg führte an den still dastehenden Jagdflugzeugen vorüber und auch an der Fliegenden Untertasse vorbei. An dieser hatte sich etwas verändert. Sie wirkte nicht mehr so völlig eingestaubt. Zwar war sie nicht geputzt worden, sah aber so aus, als sei sie für eine Weile starkem Regen ausgesetzt gewesen. Lukowsky fragte dazu nichts. Als die Scheinwerfer des Mercedes den hoch aufragenden verglasten Bug der Ju 88 erfaßten, ordnete die Frau an: „Fahren Sie da hinüber in die Nische, dort kann der Wagen stehenbleiben!“ Er tat es, und Antonietta stieg aus. Sie nahm eine kleine lederne Reisetasche vom Rücksitz des Wagens und sah zur Uhr: „Wir liegen sehr gut in der Zeit!“ bemerkte sie freudig: „Also kommen Sie! Hinein in das Flugzeug! Das ist doch Ihr Lebenselement!“ Damit drückte sie ihm die Reisetasche in die Hand und schritt voraus. In der nur spärlich erleuchteten unterirdischen Anlage wirkte die an-sich mittelgroße zweimotorige Maschine riesenhaft. Lukowsky kannte diesen Typ lediglich aus Büchern. Beim ersten Besuch an diesem Ort hatte er sie nicht näher betrachten können. Jetzt stand er unmittelbar vor ihr. Eine Ju 88, ein Stück Geschichte. Welche harten Kämpfe hatte dieses Flugzeug womöglich in den Jahren des Krieges bestanden. Antonietta hatte unterdessen schon den Einstieg an der Bodenwanne geöffnet und in das Innere gelangt. Sie kannte sich offenbar gut aus, hatte einen Lichtschalter betätigt. Eine matte Innenbeleuchtung erhellte die Bugverglasung. Antonietta rief: „Träumen Sie nicht! Wir wollen los!“ Sie kletterte in die Maschine. Lukowsky folgte ihr. Die Frau kauerte in der Boden-

wanne, um den Einstieg wieder zu verschließen, und sagte: „Geben Sie mir die Tasche und steigen Sie auf Ihren Platz!“ Er tat es. Im Flugzeug war es angenehm warm. Die Standheizung! fiel Lukowsky ein. Dann erreichte er den Pilotensitz. Sowohl auf diesem wie auch auf dem zweiten daneben lag je ein weiches Kissen mit farbenfroher Blumenstickerei. Die Dame wollte es bequem haben! Antonietta erklomm ihren Sitz rechts von dem Lukowskys und fühlte sich sichtlich sehr wohl. Sie holte ihre Brille hervor, setzte sie auf und erklärte einige Einzelheiten: „Die Funkanlage ist neu. Sie werden sich damit auskennen. Dieser Kippschalter begrenzt die Geschwindigkeit auf höchstens siebenhundert Stundenkilometer. Das hält die Maschine ohne weiteres aus. In einem eventuellen Notfall können wir aber auch kurzfristig schneller fliegen. Diese beiden runden Scheiben sind so etwas ähnliches wie Radar. Bloß besser. Und dieses Gerät steuert die Abweisung fremden Radars. Das sind Erfindungen meiner Firma, erst neulich eingebaut. Auf diesem Glas sehen sie ein ringförmiges Licht größer und dann rot werden, falls Sie zu tief kommen – die gewünschte Flughöhe läßt sich einstellen. Und das hier, dieses Rädchen, ist der Schwerkraftregler. Er wirkt nur bis zu einem gewissen Grade, erleichtert aber die Landung oder das sehr langsame Fliegen. Alles andere sollten sie kennen! Der Kurs ist Ihnen bekannt, außerdem habe ich mich diesbezüglich ein wenig eingeschult. Wir werden einen angenehmen Flug haben!“ Die Frau betätigte zwei offenbar neu angebrachte Kippschalter, und unter dem Bug des Flugzeugs gingen starke Scheinwerfer an. Sie steckte ihre Brille wieder ein, sah Lukowsky gut gelaunt an und forderte auf: „Nun? Starten Sie die Motoren! Da die beiden Knöpfe! In wenigen Minuten wird Herr Weiß kommen und das Kipptor öffnen!“ Sie schnallte sich an. Lukowsky betätigte die beiden Knöpfe. Ein leises dumpfes Summen ertönte, das tatsächlich an das Geräusch einer Schar dicker Hummeln erinnerte, und die beiden Luftschrauben setzten sich in Bewegung. Trockener Staub wirbelte auf. Antonietta Alotti sah zur Uhr. In dem Funkgerät des Flugzeugs knackte es. Dann ertönte die Stimme von Hugo Weiß: „Hallo! Falls Ihr so weit seid – die grünen Lampen brennen – in zwei Minuten geht die Tür auf.“ Antonietta nahm das Mikrophon und sprach hinein: „Wir sind so weit! Danke.“ Sie knipste die Innenbeleuchtung aus. Nur noch an den Armaturen glomm Licht. Die Bugscheinwerfer strahlten voraus und zeigten die unter-irdische Rollbahn. Die Frau deutete mit einer Hand auf die Uhr und berührte mit der anderen Lukowskys Schulter: „Los!“

Lukowsky löste die Bremsen und schob vorsichtig den Gashebel nach vorn. Die

Ju 88 setzte sich in Bewegung. Er spürte die Hand der Frau an seiner Schulter stärker zugreifen, als wolle sie sich nun doch an ihm festhalten. Aus dem Lautsprecher des Funkgeräts tönte erneut die Stimme von Hugo Weiß: „Tür ist voll offen! Viel Glück!“ Lukowsky trat auf die Bremsen und gab mehr Gas. Einen kleinen Augenblick hielt er die Maschine fest. Dann ließ er sie losschnellen, schob den Gashebel noch weiter vor und gab zugleich Ruderdruck nach unten. Die Ju 88 raste mit dem Gesumme von tausend Hummeln schnurgerade die Piste in der unterirdischen Anlage entlang. Was rechts und links zu sehen war, hastete vorbei, als würde es von unsichtbaren Händen nach hinten gerissen. Nach Augenblicken sausten sie an den beiden grünen Markierungslichtern vorbei und die flach ansteigende Rampe empor, über der sich das gigantische Kipptor weit geöffnet hatte. Lukowsky wechselte den Ruderdruck und zog steil nach oben – sie waren draußen. Die Maschine flog in einen klaren Sternenhimmel hinein, an dem eine helle Mondsichel stand. Die Frauenhand ließ seine Schulter los und knipste die Bugscheinwerfer aus.
Sie stiegen nur auf etwa fünfhundert Meter. Die Ju 88 ließ sich tatsächlich sehr gut handhaben. Während des Krieges hatte sie den Ruf gehabt, daß man alles mit ihr machen könne, und das stimmte auch heute noch. Antonietta Alotti sagte mit noch nicht ganz so fester Stimme, wie sie sonst zu sprechen pflegte: „Ich möchte gern eine Runde über das Gelände fliegen. Langsam.“ Lukowsky tat ihr den Gefallen. Bei genauem Hinsehen konnten sie gerade noch erkennen, wie der von Gras und Sträuchern bewachsene Eingang sich wieder schloß. Antonietta blickte hinunter, und in ihren Worten lag ein Anflug von Ehrfurcht: „Stellen Sie sich vor, was unsere Eltern da geleistet haben, so etwas zu bauen – und das unter den schwierigen Umständen von damals!“ Doch dann wurde sie wieder ganz sachlich und sagte fest: „Auf nach Österreich!“

Lukowsky ließ sich auf das Antiradargerät nicht ein, das, wie Antonietta selbst gesagt hatte, bei ihrer Firma noch in der Erprobungsphase stand. So flogen sie mit ihrer leise summenden, nachtschwarz gestrichenen Maschine in Baumwipfelhöhe dahin, nicht allzu schnell, da sie gut im Zeitplan lagen. Der sichelförmige Mond spendete genügend Licht, um die Umrisse der Berge deutlich erkennbar zu machen, als sie sich den Alpen näherten. Es war ein ruhiger, völlig problemloser Flug. Durch die voll verglaste Kanzel war der Sternenhimmel zu sehen, und immer wieder ließ die Frau ihren Blick zu den Sternen schweifen. Sie war ganz still, mit ihren Gedanken allein, die Lukowsky nicht kannte.

Sie überflogen bereits die Wachau, als die Frau versonnen sprach: „Kann es etwas Schöneres geben als den Sternenhimmel? Ich könnte unentwegt hinauf blicken und mich doch nie daran satt sehen. Dabei heißt es, das Weltall sei kalt und unwirtlich. Aber es ist doch wunderschön.“ Es war zu spüren, daß Antonietta auf diese ihre Worte keine Erwiderung erwartete. Lukowsky sagte auch nichts. Er hatte das Gefühl, sie wollte mit den Sternen allein sein.

Als sie die Lichter von Wien hinter sich gelassen hatten und sich dem Ziel näherten, ruckte Antonietta Alotti auf ihrem Sitz zurecht, griff nach dem Funkgerät und sprach hinein: „Hilla?!“ Die Stimme der Gerufenen antwortete: „Es ist alles klar. Wie besprochen.“ Antonietta sagte: „Gut. Wir sind gleich da.“ Es war ein Funkverkehr ohne alle militärischen oder sonstigen Regeln und Üblichkeiten.“ Die Frau neben Lukowsky blickte ihn an und erläuterte: „Es gibt nur zwei Autos zur Markierung der Landebahn sowie zwei Reihen von Warndreiecken. Wie werden die Bugscheinwerfer des Flugzeugs anschalten, dann können Sie die Warndreiecke erkennen. Es wird nicht schwierig sein, denn wir drehen dann an diesem Rädchen.“ Damit deutete sie auf jenes kleine Rad, das sie Schwerkraftregler genannt hatte. Sie war spürbar gut gelaunt. Lukowsky nahm sich vor, sich auf solche wundersamen Hilfsmittel nicht zu verlassen. Sie schwenkten nach Südost. Antonietta betätigte einen Kippschalter. Das versprochene Funkfeuer ertönte. Lukowsky folgte diesem Signal. Außerdem gab Antonietta Hinweise. Sie hatte sich die Landschaft und alle Gegebenheiten offenbar gut eingeprägt. Dies erklärte sie auch: „Wir haben mehrere Flüge mit einem Sportflugzeug unternommen, sowohl am Abend wie auch bei Tage. Dabei haben wir auch Luftbilder gemacht. Sie werden sehen, alles geht spielend leicht – trotz des holprigen Ackers!“
Sie hatte recht. Unter ihnen waren die Lichter der Straßen und Ortschaften zu sehen. Bald wurden am Zielpunkt des Funkfeuers die Scheinwerfer von zwei Fahrzeugen erkennbar. Lukowsky drückte noch tiefer als sie ohnehin schon flogen. Antonietta schaltete den Bugscheinwerfer ein und sagte: „Jetzt passen Sie auf! Vielleicht geht es ja!“ Lukowsky sah, wie sie an dem bewußten Rädchen drehte, und es wäre ihm zunächst lieber gewesen, sie hätte das unterlassen. Doch dann bemerkte er, wie die Maschine tatsächlich ein wenig zu schweben schien und sich ungewöhnlich leicht und sanft zur Ladung ansetzen ließ. Lukowsky nahm noch mehr Gas zurück. Die Scheinwerfer erfaßten zwei Reihen von Warndreiecken, die anfangs wie winzige rote Glühwürmchen aussahen, ehe

sie näherkamen. Weich wie ein Segelflugzeug setzte die Ju 88 auf. Dann aber hopste das hart gefederte Fahrwerk über den Acker. Vielleicht fünfzehn Meter vor den beiden Autos, kam die Maschine glücklich zum Stehen. Antonietta sagte lebhaft: „Lassen Sie die Motoren laufen! Es gibt sozusagen einen fliegenden Wechsel!“ Eilig stieg sie von ihrem Sitz und kletterte behende nach unten. Lukowsky folgte ihr. Als auch er durch die Luke ausgestiegen war, schob Antonietta Alotti bereits zwei andere Männer vor sich her. Der eine war stämmig und um die fünfzig, seiner Aussprache nach unverkennbar Tiroler. Er strahlte über das ganze Gesicht. Das war sicher der Pilot, der früher Ju 88 geflogen war und sich nun wie ein Kind zu Weihnachten freute, dies noch einmal tun zu dürfen. Lukowsky konnte ihn sehr gut verstehen. Der andere Mann war jünger, höchstens Mitte dreißig, und hatte ein südländisches Aussehen. Antonietta sprach ihn mit dem Namen Tarek an. Aber alles ging sehr schnell, für persönliches Vorstellen blieb keine Zeit. Hilla Seidel, jetzt mit Pferdeschwanz, und Herr Baumann, jetzt in perfekter Waidmannskluft, hasteten die notdürftige Rollbahn entlang und drehten die Warndreiecke um. Der Tiroler und der jüngere Mann namens Tarek saßen unterdessen schon in der Maschine, die mit Luftschrauben- und Ruderdruck eine gekonnte 180-Grad-Wendung vollzog. Für ein paar Augenblicke erzeugten die beiden Propeller des Flugzeugs einen kleinen Orkan, der den nur halb geschlossenen Reißverschluß von Lukowskys Jacke aufzerrte und Antonietta das Band aus den Haaren zog, so daß sie malerisch von ihnen umweht wurde. Doch es war nicht der Moment sich in diesen romantischen Anblick zu vertiefen. Der alte Flieger, der jetzt am Steuerhorn der Ju 88 saß, beherrschte sein Handwerk. Seit der Landung waren kaum fünf Minuten vergangen, da rollte die Maschine auch schon wieder an und stieg summend in den nächtlichen Himmel. Es blieb keine Zeit, ihr nachzublicken. Antonietta kommandierte, alles einzupacken und den Ort sofort zu verlassen. Fräulein Seidel und Herr Baumann verstauten hastig die Warndreiecke in einem rundlichen dunkelblauen BMW V8 älteren Baujahrs. Der zweite Wagen war ein silbergrauer Porsche 911. Antonietta ging auf diesen zu und gab Lukowsky einen Wink. Sie war die Chefin, da bestand gar keine Frage. Ehe sie einstieg, rief sie den beiden anderen ein: „Bis morgen!“ zu. Lukowsky hatte sich inzwischen in den Porsche gesetzt. Antonietta langte aus dem Handschuhfach eines von verschiedenartigen Bändern, an denen sie offenbar einen Vorrat hatte, und band sich ihre Haare wieder zusammen. Lukowsky bemerkte: "Ihre Haare sind wirklich wunderschön!" Die Frau warf temperamentvoll ihren Haarschweif nach

hinten und sagte heftig: "Ich weiß, ich weiß! Darum hab' ich die Mähne ja bis zum Popo! Aber wie Astrid es wünscht, wird es nicht, nein!" Antonietta ließ den Motor an und schlug Lukowsky vor: „Sie können bei mir übernachten. Ich würde auch ganz gern noch ein bißchen mit Ihnen reden. Für mich ist dieser Flug ein Erlebnis gewesen.“ Sie wendete ihm den Blick zu und fügte an: „Ein aufregendes und schönes!“ Die Frau fuhr an und steuerte den Wagen über das unebene Gelände. Bald kam ein Feldweg und dann die Straße. Lukowsky sah zu Antonietta hinüber. Sie war eine gute Autofahrerin – und überhaupt eine mehr als bemerkenswerte Frau.

Antonietta Alottis Wohnung befand sich im 19. Bezirk, im ersten Stock eines mittelgroßen Hauses, das in der Zwischenkriegszeit erbaut worden sein mochte. Es bot architektonisch keine Besonderheiten, an denen Wien sonst so reich ist, doch die Wohnung war sehr hübsch, sie hatte große Fenster und war mit bequemen Möbeln ausgestattet. An den Wänden hingen vier Gemälde ein und derselben Landschaft in Frühling, Sommer, Herbst und Winter – wie zusätzliche Fenster. Zwischen ihnen brannten elektrische Kerzen unter kleinen Pergamentschirmchen und gaben ein warmes Licht. Über dem anthrazitfarbenen Teppichboden dieses geräumigen Wohnzimmers lag ein großer Orientteppich, der eine behagliche Atmosphäre verbreitete. Die Couch und die Sessel aus elfenbeinfarbenem Leder wirkten schon vom Ansehen her gemütlich. An der Wand gegenüber, zum Fenster gerückt, stand ein zierlicher Sekretär aus hellem Holz mit Büchern und kleinen Fotografien darauf. Antonietta fragte mit einem unbeschwerten Lächeln: „Wollen wir auslosen, wer zuerst ins Bad darf?“ Lukowsky antwortete: „Natürlich die Dame!“ – „Danke!“ sagte sie: „Aber ich stelle vorher schon einmal Kaffee auf. Und dann müssen wir ja auch noch etwas essen. Ich nehme an, Sie werden nicht weniger hungrig sein als ich.“

Lukowsky sah sich die Bilder und Bücher auf dem Sekretär an. In schmalen Silberrahmen standen Familienfotos. Das Bild von Domenico Alotti, ihrem Vater. Ein weiteres zeigte vermutlich ihre Mutter und ein drittes vielleicht ihren umgekommenen Verlobten, den Vater ihres Töchterleins, von dem es zwei Bildchen gab. Zwischen zwei Buchstützen in der Form geschnitzter Stiere standen: Das Gilgamesch-Epos, Die Lieder des Rg-Veda, Vergils Aeneis, Das Karthager-Buch, Dantes Vita Nova, Goethes Faust, die Libretti zu Wagners Ring, Schopenhauers Aphorismen, zwei Bände Julius Evola, Künkels Sonnenbahn und ein kleiner Band mit dem Titel ‚Magische Weltsicht‘.

Nach einer halben Stunde erschien die Frau in einem weiten weinroten Karminrock, dessen lederner Gürtel mit der silbernen Schnalle eine atemberaubend schlanke Taille hervorhob. Dazu trug Antonietta Alotti eine geschlossene rosa Bluse, unter deren zarter Seide sich deutlich erahnbar zwei wohlgeformte Brüste wölbten. Die beinahe schwarzen Haare waren offen und berührten mit ihren dichten Spitzen die schmalen Hüften. Ihr Gesicht brauchte keine Schminke, um berückend schön zu sein. Lukowsky hätte sie gern für eine Weile ganz einfach nur angesehen. Doch Antonietta deutete in Richtung Flur und sagte lächelnd: „Die zweite Tür ist das Bad."

Als er sich frischgemacht hatte, fand er Antonietta mit vorgebundener Schürze und Pferdeschwanz in ihrer kleinen aber gut ausgestatteten Küche beim Kochen vor. Es wurden Makkaroni mit allerlei dazu, was sich noch nicht erraten ließ. Der Kaffee war schon fertig und wartete in einer silbernen Kanne auf dem länglichen Tisch vor der großen, bequemen Ledercouch, die vor jener Wand stand, an der die Gemälde ‚Sommer' und ‚Herbst' hingen.

Die offenbar in allen Lebensbereichen tüchtige Antonietta hatte sich nun auch als gute Köchin erwiesen. Sie hatten beide mit viel Appetit gegessen und dabei die Einzelheiten ihres soeben bestandenen Fliegerabenteuers durchgesprochen, wie die Frau es nannte. Inzwischen war das Geschirr bereits in der Spülmaschine. Antonietta ging nochmals ins Badezimmer und kam mit wieder offenen Haaren zurück. Lukowsky staunte sie für einen Moment an – so bemerkenswert der Sternenhimmel auch sein mochte, von dem Antonietta während des nächtlichen Fluges geschwärmt hatte, noch um vieles schöner war eine solche Frau. Sie setzte sich mit dem gehörigem Abstand von ihm auf die Couch und lächelte. Sie genoß als Frau die bewundernden Blicke des Mannes. Lukowsky konnte nicht anders als auszusprechen: „Sie sind wirklich wunderschön! Und dazu auch noch klug, willensstark – eine ganz außergewöhnliche Frau. Aber das wissen Sie natürlich alles selbst." Sie neigte ein wenig den Kopf und sah den Mann neben sich forschend an. Dunkle Haare glitten aus dem Scheitel vor. Sie schob sie mit gespreizten Fingern zurück und hielt sie für einen Moment so fest, sah Lukowsky in die Augen und meinte: „Sie würden sich nicht so anstrengen, um mir zu helfen, wenn es anders wäre?" Er erwiderte: „Ist das nicht das Gesetz der Natur? Je vollkommener das Weibliche sich zeigt, um so mehr ist der Mann bereit, der Frau zu dienen." Sie nickte: „Das ist ein Gesetz der Natur, Sie haben recht. Sie, Ernst Lukowsky, tun für Frauen, die sie schätzen, ganz sicher sehr viel – für

Vera Jörgens, für Astrid Xylander – und auch für mich. Das ehrt Sie! Ich finde es schön! Zugleich aber würde ich es noch lieber sehen, wenn Sie sich um der Sache selbst willen einsetzen wollten.“ Lukowsky entgegnete: „Was wäre eine Sache, wenn es dabei nicht um die Menschen ginge? Eine Sache ist ein lebloses Ding, das sagt schon das Wort aus. Ich denke – ohne ein Philosoph zu sein – bloß wenn wir für Menschen etwas tun, ist es sinnvoll und der Mühe wert.“ Sie sann eine halbe Minute darüber nach, nahm dann die Hand aus den Haaren und sagte: „Ja, darin kann ich Ihnen zustimmen. Wenn ich den Ausdruck ‚Sache‘ gebrauchte, so ist das vielleicht auch nicht ganz richtig gewesen.“ Lukowsky fragte: „Bezieht sich Ihr Ideal, Ihr Ziel – nennen wir es einmal so – nicht auf eine Göttin? In alter Zeit verehrten die Männer in den Frauen zugleich die ihnen innewohnende Göttin. Ich finde das einen sehr schönen Gedanken.“ Antonietta lächelte, aber es war ein ernstes Lächeln: „Und das setzt voraus, daß die Frau sich nach ihren Möglichkeiten bemüht, ein Abbild der Göttin zu sein!“ Sie deutete ein Kopfnicken an: „Der Geist der Ritter und Minnesänger! Ich glaube, Sie sehen und empfinden das alles durchaus richtig. - Doch, ja!“ Ihr Lächeln verstärkte sich und strahlte viel Wärme aus. Aber nach ein paar Augenblicken wurde die Frau wieder sehr sachlich. Sie sagte: „Wir – wir alle zusammen – haben in den vergangenen Wochen und Monaten eine Menge geleistet. Nur eines ist jetzt noch zu tun, ehe wir für eine ganze Weile, vielleicht dreißig Jahre, die Zeit und die interkosmischen Kräfte allein wirken lassen. Das eine, was zuvor noch zu tun ist, möchte ich in Ihre Hände legen – wie es in gewisser Weise mein Vater bereits getan hat: Sie sollen ‚Faust‘ finden und schauen, daß dort alles in Ordnung ist.“ Lukowsky fragte: „Faust?“ Die Frau nickte: „Ein Name. So, wie auch Schiffe Namen erhalten. Zwei Schiffe dieser Art wurden fertiggestellt. Das eine wurde für den Himmel gebaut. Darum erhielt es den Göttern-amen ‚Odin‘. Das andere ist für die Erde gedacht. Deshalb bekam es sei-nen Namen nach dem suchenden unruhigen Geist Doktor Faust!“ Sie zeigte eine anmutige Geste: „Mag sein, es ist doppelsinnig zu verstehen: Die Faust, die nötigenfalls zuschlagen kann, wenn es im Sinne des göttlichen Willens und zur Verhütung von Unheil notwendig sein sollte.“ Lukowsky erriet, worauf Antoniettas Worte hinausliefen. Er sprach seine Vermutung aus: „Z-Plan, Projekt 7?“ Sie nickte: „Es ist das allerletzte Mittel, das hoffentlich nie zum Einsatz gelangen muß. Doch wir sollten vorbereitet sein. Vor allem aber haben unsere weitschauenden Eltern es uns hinterlassen. Schon deshalb müssen wir dieses Werk ehren. Außerdem ist ‚Faust‘ nicht nur eine Waffe, sondern vermag sehr

viel mehr.“ Sie setzte sich gerade auf und erklärte: „Die Spur war verlorengegangen. Die beiden Träger des Wissens – es gab ursprünglich immer nur zwei – starben so plötzlich, daß die Kette dadurch beinahe zerriß. Doch es gab für einen solchen Fall eine allerletzte Sicherheitsvorkehrung: Das U-Boot vor Toulon! Deshalb ließ mein Vater sich an diesem Ort nieder. Er war ein großer Idealist und gehörte zu den wenigen, die das große Ganze kannten. – Was mehr dazu zu sagen wäre, werden Sie sich auch ohne eine ausführliche Darlegung vorstellen können." Sie schwieg anderthalb oder zwei Minuten und spielte unterdessen mit ihren Haaren. Dann sah sie Lukowsky in die Augen und sagte: "Jetzt bitte ich Sie, mir von dem zweifachen Schlüssel zu erzählen, wie Astrid Xylander den Gegenstand nennt, den Sie von meinem Vater erhielten.“ Sie lehnte sich bequem zurück und setzte sich zugleich ein wenig schräg, um Lukowsky ohne den Kopf zu wenden ansehen zu können. So ließ sie den Blick ihrer schönen dunkelbraunen Augen auf ihm ruhen. Er begann seine Erzählung mit der Vorgeschichte, wie diese sich aus seiner Sicht darstellte, beschrieb dann den Gegenstand selbst so genau wie möglich, berichtete, was Astrid ihm dazu gesagt hatte und schloß: „Jetzt liegt das Muschelkästchen mit dem zweifachen Schlüssel in einem wie ich glaube unauffindbarem Versteck im Hinterzimmer meines Düsseldorfer Büros.“ Antonietta Alotti hatte still und aufmerksam zugehört. Sie schwieg noch einen Augenblick und sagte dann: „Gut! Aus dem bisher geheimgehaltenen Nachlaß von Eberhard Jörgens, Veras Vater, wissen wir inzwischen, was uns dazu noch fehlte. Vera hatte Ihnen schon das Wichtigste anvertraut, denn Sie sollten - und sollen! - ihr Sachwalter sein. Sie hält sehr viel von Ihnen, und das will bei Vera etwas heißen! Aber sie erwartet immer, daß alles erkämpft wird. Darum wollte sie auch von Ihnen, daß Sie die Rätsel in den Unterlagen ihres Vaters selber lösen. Sie hätte es Ihnen leichter machen können, doch das tat sie nicht. Es entspricht ihrer Auffassung, ihrer Art. Ich mag Vera sehr. Als wir uns das erstemal trafen, da war es Freundschaft auf den ersten Blick zwischen uns - auch so etwas gibt es ja. Doch Vera ist manchmal nicht einfach zu verstehen." Antonietta sah Lukowsky ruhig in die Augen und sagte: "Als Sie mich im Café Roma sahen, und ich Sie an eine andere Frau erinnerte - es war an Vera Jörgens. Das weiß ich jetzt. Es heißt allgemein, sie und ich, wir seien uns ein wenig ähnlich. Wir verkörpern das Frauenbild des neuen Äons, so wie auch Astrid. - Wir sind stark!" Antonietta spielte wieder mit ihren langen Haaren und knüpfte an ihrem vorherigen Faden an: "Vera hatte Ihnen geben, was nötig war. Im Vertrauen darauf, Sie würden die Rätsel lösen. Das wäre Ihnen sicher auch gelungen. Doch dann

sind Sie schwer verwundet worden, und während der Tage, in denen wir nicht genau wußten, ob Sie nicht doch vielleicht sterben würden, übergab Vera mir Kopien. Sie erklärte mir, was dazu zu wissen war. Auf diese Weise war es für mich leicht, die Papiere zu entziffern, und wo ich bezüglich technischer Einzelheiten noch Hilfe brauchte, sprang Herr Baumann ein - Sie kennen ihn, der Mann, der Ihnen im Büro die Tür öffnete. - So werden wir auch den vorläufig letzten Schritt des Weges erfolgreich zurücklegen. - Sie werden das tun, Herr Lukowsky! Zusammen mit Ihrem Freund Peter Fischer. Astrid Xylander hat sich für diesen Mann verbürgt. Ich möchte ihn morgen kennenlernen. Er wird nach Wien kommen, das ist bereits vereinbart. Fliegen Sie morgen nach Düsseldorf und holen Sie den bewußten Schlüssel meines Vaters. Die Buchung besorge ich, beziehungsweise Hilla geht Ihnen in allem zur Hand. Dann kommen Sie zurück, fahren mit Ihrem Wagen nach Salzburg und halten sich am Wochenende im Schloß Fuschl bereit. Da wird ein Zimmer für Sie reserviert sein, ebenso für Herrn Fischer. Was noch zu wissen ist, erfahren Sie dort von mir.“ Sie sahen sich an. Lukowsky begriff, daß die schöne junge Frau neben ihm auf der Couch von einem bedingungslosen Pflichtbewußtsein durchdrungen war, ausgerichtet auf ein hohes Ziel, das alles andere in den Hintergrund des Lebens stellte. Er hätte sie gern in die Arme geschlossen, nur einmal, vollkommen unschuldig. Und er spürte, daß die Frau dort sich wünschte, in die Arme genommen zu werden – und es dennoch nicht wollte. Sie war ja die Chefin der Kette!
Antonietta setzte sich gerade auf und sprach: „Dies eine ist also noch zu tun. – Sie werden Ihre Sache gut machen!“ Lukowsky versicherte: „Sie können sich auf mich verlassen!“ Die Frau nickte ihm zu, schob abermals mit gespreizten Fingern eine Menge aus dem Scheitel vorgelittener Haare zurück, die wie poliertes Ebenholz glänzten, und sagte: „Dann, sofern Sie bei ‚Faust‘ alles in Ordnung vorfinden, wovon ich ausgehe, können wir alle uns für eine längere Weile dem Leben widmen wie andere Menschen auch. Die Zeit muß reifen.“ Sie nahm die Hand zurück und schlug die Augen nieder: „Meine Wiener Wohnung ist klein. Ich habe hier kein Gästezimmer. Aber das Bett im Schlafzimmer ist sehr groß. Würden Sie mir ihr Ehrenwort geben, auf Ihrer Seite zu bleiben?“ Sie blickte auf und sah ihn mit einem nun nicht vollkommen sicher wirkenden Blick an. Lukowsky antwortete, was die Frau seinem Gefühl nach erwartete: „Es ist besser, ich schlafe auf der Couch.“ Und es war besser, denn die Ausstrahlung der geschmeidig schlanken Frau mit den schönen dunklen Augen, den wundervoll geformten Lippen ihres roten Mundes und den bis auf die Hüften reichen-

den Haaren würde die Einhaltung jenes Ehrenworts schwieriger gemacht haben als die Auffindung des Projekts 7 aus dem Z-Plan. Sie beide spürten dies, während eines sehr langen Augenblicks. Dann lächelte Antonietta, rückte auf der Couch näher an Lukowsky heran und lehnte sich ganz leicht an seinen Oberarm. Für eine kleine Minute ließ sie sich festhalten, ganz fest. Ihr Kopf sank an seine Schulter und sie sprach leise: „Das alles ist manchmal nicht leicht.“ -

Lukowsky hatte auf der Couch gut geschlafen. Trotzdem weckte ihn die innere Uhr der Gewohnheit früh. Antonietta war bereits auf den Beinen, wenngleich noch in einem fliederfarbenen Nachthemd, und sorgte für Frühstück. Vor den großen Fenstern breitete sich über herbstlichen Baumkronen ein heller, freundlicher Himmel aus.
Als Lukowsky aus dem Badezimmer kam, war der Frühstückstisch mit allem was dazugehörte gedeckt. Er solle schon anfangen, meinte die Frau. Doch Lukowsky wartete. Die Frühstückseier hatten kleine gefütterte Hütchen auf, damit sie warm blieben. Nach einer Viertelstunde kam Antonietta Alotti in einem eleganten hellgrauen Kleid mit rosa Bluse, schob ihre noch offenen Haare auf den Rücken und setzte sich an den Tisch. Sie schenkte Kaffee ein, hob die Hütchen von den Eiern und sagte gut gelaunt: „Also dann!“ -

Gegen halb neun Uhr fuhren sie mit dem silbergrauen Porsche zum Opernring. Antonietta parkte in der Nebenfahrbahn und sagte: „Hilla wird Sie zu Ihrem Wagen bringen. Anschließend fährt sie nach Schwechat und kümmert sich um Ihren Flug. Sie treffen sie am AUA-Schalter. Lassen Sie Ihren Wagen im Parkhaus beim Flughafen. Wenn Sie zurückkommen, fahren Sie zum Hotel Schloß Fuschl und schonen Sie sich noch ein wenig. Ich weiß nicht, wie anstrengend die Tour sein könnte, die Ihnen bevorsteht. Ganz einfach ist sie sicherlich nicht. Ich würde gern selber mitkommen, aber Klettern ist nicht meine Stärke. Wir treffen uns, wie gesagt, Sonntag nachmittag. Ich werde in Fuschl warten, bis Sie zurück sind.“ Sie band sich ihre offenen Haare im Nacken zusammen und sah ihn dabei an: „Auf Wiedersehen, Herr Lukowsky! Und vielen Dank!“ Sie reichte ihm die Hand, stieg schnell aus und ging in das gegenüberliegende Gebäude. Ein frischer Herbstwind spielte mit ihrem langen dunklen Haarschweif und mit dem weiten Rock ihres hellgrauen Kleides. Lukowsky blickte ihr nach. Es war ihm, als könne er Antonietta Alotti noch sehen, obwohl sie schon seit einer Weile hinter dem hohen Hauseingang verschwunden war.

Zwei Minuten später kam Hilla Seidel. Auch mit ihren Röcken und Haaren trieb der Wind seine Spiele. Sie versuchte, das eine wie das andere je mit einer Hand festzuhalten, während sie auf dem Bürgersteig stand und ein herankommendes Auto vorbeifahren ließ. Sie stieg in den Porsche und sagte lebhaft: „Guten Morgen, Herr Lukowsky! Wir haben einen kühlen Wind. Aber es scheint trotzdem die Sonne!“ Das stimmte. Das blonde Mädchen gab Gas und brauste los. Sie überfuhr die Verkehrsampel an der Ecke Operngasse bei Gelb und sagte: „Wir müssen uns beeilen, damit Sie Ihr Flugzeug nicht versäumen.“

35

Er hatte zwei langweilige Flüge in Linienmaschinen hinter sich gebracht – wie Omnibusfahrten – und zwischendurch aus seinem Büro jenen merkwürdigen Gegenstand geholt, den Astrid Xylander als einen zweifachen Schlüssel bezeichnete, sowie auch das zusammengefaltete Blatt Papier. Als er es ansah, bemerkte er jene sonderbare fremdartige Schrift, die er schon mehrfach gesehen hatte, jedoch nicht lesen konnte. Er nahm an, Antonietta würde es können. Das empfindliche Muschelkästchen blieb wohl verwahrt in einem Schuhkarton in Düsseldorf, dort, wo auch das Poesiealbum von Vera aufbewahrt lag.

In Wien-Schwechat hatte er den Mustang aus dem Parkhaus geholt und war ohne Aufenthalt in Richtung Salzburg und Schloß Fuschl gefahren. Dort war das späte Stadium des Herbstes schon sehr deutlich zu spüren. Ein kühler Wind wehte braunes Laub über den Parkplatz, auf dem bereits Fischers Ferrari stand. Es war früher Nachmittag, aber eine dicke Dunstschicht hing tief unter dem Himmel und verdeckte die Sonne. Als Lukowsky aus dem Wagen stieg, umflatterte trockenes Laub seine Füße. Er sah zu den Bäumen auf. Der Winter war nicht mehr fern.

An der Rezeption sagte man ihm, Herr Fischer befinde sich am Schießstand. Das Schloßhotel Fuschl besaß einen eigenen Schießkeller. Lukowsky ließ sich beschreiben, wie dorthin zu gelangen sei.
Fischer war in dem Schießkeller allein. Er trug lederne Kniebundhosen und war ausstaffiert wie ein Bergsteiger. So schoß er mit einem zielfernrohrbestückten Gewehr auf fünfzig Meter Distanz. Es knallte gehörig und sauste in den Ohren. Lukowsky rief: „Guten Tag!“ Fischer drehte sich um, nahm Patronenhülsen, die von seiner auf einem Tisch liegenden P 38 stammten, aus den Ohren und sagte:

„Grüß‘ Dich! Ich habe eine Mauser 66 angeschafft. Nochmals passiert mir so etwas wie bei der gotischen Kapelle nicht!“ Sie gaben sich die Hände. Dann hielt Fischer Lukowsky das Gewehr hin: „Hast Du Lust, sie auszuprobieren?“ – „Nein, danke,“ antwortete Lukowsky, „Gewehre sind nicht so sehr meine Angelegenheit.“ Und er fragte: „Weißt Du, wann Antonietta Alotti kommt?“ Fischer sagte: „Sie ist eine bemerkenswerte Frau!“ Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr: „Du hast recht, es wird Zeit! Ich hatte gar nicht mehr darauf geachtet.“ Fischer räumte seine Sachen zusammen, steckte die Pistole ein, verstaute das Gewehr in einem Lederfutteral und sagte: „Gehen wir!

Zusammen mit einem Schwall trockener Herbstblätter, die der Wind über den mit rötlicher Asche bestreuten Parkplatz fegte, nahte ohne jedes vernehmbare Motorengeräusch eine schwere dunkelblaue Limousine: Ein Mercedes 600. Es war die normale Ausführung, nicht der Pullman, doch die Ausmaße des Wagens mußten dennoch beeindrucken. Am Steuer saß ein alter Herr in grauer Chauffeuruniform. Nachdem er gebremst hatte, öffnete er den hinteren Wagenschlag. Antonietta Alotti stieg aus. Sie trug ein graublaues Kostüm mit hellblauer Bluse und die Haare zum Pferdeschwanz gebunden. Auf der anderen Seite entstieg Herr Baumann dem Wagen, in einem eleganten dunkelblauen Anzug, passend zur Farbe des Wagens. Der Fahrer rangierte den Mercedes 600 neben Lukowskys alten Mustang. Die beiden Autos bildeten ein äußerst ungleiches Paar.

Lukowsky und Fischer gingen den beiden Ankömmlingen entgegen. Antonietta begrüßte sie mit den Worten: „Guten Tag! Sie beide machen einen frischen und erholten Eindruck. Dann wollen wir uns um ‚Faust‘ kümmern!“

Antonietta Alotti hatte ein Konferenzzimmer vorbestellt. Dessen aus Holztäfelung bestehende Wände waren mit Pferdebildern dekoriert. Durch das breite Fenster war der Fuschlsee zu sehen. Dort saßen sie nun zu viert an einem mit grünem Tuch bedeckten Tisch, auf dem Getränke und Aschenbecher bereitgestellt waren; Antonietta und Herr Baumann auf der einen Seite, Lukowsky und Fischer auf der anderen. Die Frau öffnete ihre Handtasche, setzte die Brille auf und nahm ein ledergebundenes Notizbuch sowie einen kleinen Schreibblock zur Hand. Sie blickte Lukowsky an und fragte: „Sie haben den Schlüssel?“ Er nickte, zog den sonderbaren Gegenstand aus der Tasche und legte ihn auf das dunkelgrüne Tischtuch. Antonietta nahm ihn behutsam in ihre rechte Hand. Sie betrachte ihn eingehend und sagte: „Sehr gut! Ich bin Ihnen sehr dankbar!“ Sie

legte den Gegenstand wieder hin. Herr Baumann bemerkte: „Es ist ganz sicher der richtige, das sehe ich auf den ersten Blick.“ Antonietta erklärte: „Herr Baumann wird Ihnen jetzt ein wenig über den Ihnen bevorstehenden Weg sagen. Er hat seinerzeit an den Planungsarbeiten für Z.A – so wurde ‚Fausts‘ Quartier bezeichnet – mitgewirkt. Ich überlasse es daher jetzt zunächst ihm, Sie nach bestem Vermögen zu unterrichten. Was ich anzumerken habe, werde ich im Anschluß noch vorbringen.“ Baumann nickte dem grünen Tischtuch zu, sah dann Fischer und Lukowsky an und sprach: „Zunächst zu dem Gerät selbst. Es hat fünfundvierzig Meter Durchmesser und ist an der Mittelachse achtzehn Meter hoch. Die Kuppel hat einen Durchmesser von neunzehn Metern. Oben befinden sich zwei Geschütze, unten drei. Diese sind eingezogen, sie werden im Bedarfsfall ausgefahren. Zur Anlage: Sie ist im wesentlichen eine große Naturgrotte und befindet sich etwa zur Hälfte übererdisch im Bergmassiv und zur anderen Hälfte unterirdisch, beziehungsweise unterseeisch. Das Gerät steht frei auf einem massiv gemauerten Sockel. Darauf muß es so ähnlich aussehen wie ein riesiger Pilz. Somit ist es nicht möglich, den üblicherweise vorgesehenen Einstieg von unten zu benutzen. Es gibt jedoch von der Seite her eine ausschwenkbare Brücke, über die Sie direkt von oben, beziehungsweise von der Seite, hineingelangen. Die Brücke mußte wegen der Materialknappheit aus einfachem Eisen angefertigt werden, es kann daher sein, daß sie starke Rostschäden aufweist. Diesbezüglich müssen Sie vorsichtig sein. Wenn ‚Faust‘ die Anlage verlassen will, so geschieht dies im Regelfall durch ein aus vier Teilen bestehendes Tor. Es ist wasserdurchlässig, von außen aber so mit Naturgestein versehen, daß es niemandem als etwas Ungewöhnliches auffallen kann. ‚Faust‘ kann sich unter gewissen Umständen auch mittels eines Sphärensprungs hinaus- und hineinbewegen. Das aber ist jetzt nicht das Thema. Die elektrische Beleuchtung der Anlage wird aller Wahrscheinlichkeit intakt sein.“ – „Trotzdem werden Sie zur Sicherheit Lampen mitnehmen,“ setzte Antonietta ein. Sie blätterte in dem Notizbuch und sagte: „Ich nenne Ihnen jetzt Ihre Aufgaben: Sie sehen sich zunächst die Schwenkbrücke an, ob sie in einem ausreichend brauchbaren Zustand ist oder erneuert werden muß. Dann begeben Sie sich in das Innere von ‚Faust‘. Die Tür seitlich an der Kuppel öffnet sich, wenn Sie den bewußten Schlüssel in die passende Öffnung schieben. Es ist nur eine einzige dafür in Frage kommende vorhanden, die Sie erkennen werden. Sie sehen sich nach der Liste, die ich Ihnen zusammen mit diesem Notizbuch geben werde, alles genau an und machen Vermerke, falls Sie Mängel feststellen. Sie lassen auch das

Triebwerk an und probieren, ob es seinen Dienst tut. Es gibt ein ähnliches Summen von sich wie die Ju 88. Sie, Herr Lukowsky, kennen dieses Geräusch. Sie prüfen, ob sich die Fenster der Kommandobrücke öffnen, und schließen diese wieder. Schalten Sie auch die Bildschirme und Sichtgläser ein. Erläuterungen dazu finden Sie in diesem Buch. Ferner lassen Sie die oberen Geschütze ausfahren, ziehen diese aber nachher wieder ein. Die unteren müssen wegen des schon von Herrn Baumann geschilderten Sockels, auf dem das Gerät steht, eingefahren bleiben. Überprüfen Sie auch die Feuerbereitschaft der Geschütze – mit höchster Vorsicht! Sie erkennen diese daran, daß sich auf der Zieloptik ein grüner Leuchtpunkt bildet. Nun zum Heikelsten: Sie werden ausprobieren, ob das Gerät fliegt. Das ist insbesondere Ihre Aufgabe, Herr Lukowsky.“ Die Frau schlug ihren Schreibblock auf, nahm einen silbernen Drehbleistift und veranschaulichte ihre Worte anhand einer bereits vorgefertigten Skizze: „Hinter den drei großen Fenstern der Kommandobrücke finden Sie fünf gestaffelte Sitze. Vorn der erste ist der Pilotensitz. Auf diesem nehmen Sie Platz. Am Anfang der rechten Armlehne befindet sich der Steuerknüppel. Er ist deutlich kleiner als bei einem Flugzeug und wird nur mit den Fingern bewegt. Alle Flugrichtungen, Höhen- wie Seitenbewegungen, werden durch ihn bestimmt. An der Außenseite der linken Armlehne sind drei kleine Hebel. Durch diese werden Flugart und Flugstufen eingestellt. In der Mitte dieser Hebel werden sie ein Rad sehen, es sieht eher aus wie ein Wasserhahn. Damit lassen Sie das Triebwerk an – nach vorne drehen, an, zurückdrehen, aus. Sie haben auch zwei Pedale. Diese entsprechen, wie bei einem Auto, Gas und Bremse. Für den Flugbereitschaftsversuch betätigen Sie, sobald das Triebwerk läuft, zunächst den ersten Hebel auf den linken Seite und stellen diesen auf die Stufe 1. Es sind fünfhundertfünfzig Stufen möglich, passen Sie also auf, es ist nur eine winzige Bewegung! Dann nehmen Sie den Steuerknüppel mit Ihren Fingerspitzen – bitte mit größter Feinfühligkeit! – und ziehen ein klein wenig nach oben. Das Gerät ist auf seinem Sockel nicht verankert, es wird sich also heben. Die Höhe der Grotte hat an die dreißig Meter, doch Sie sollen ‚Faust‘ lediglich um eine Winzigkeit aufschweben lassen, vielleicht zwei Meter, und dann sofort wieder aufsetzen!“ Antonietta blickte Lukowsky in die Augen und fragte: „Sie trauen sich das zu?“ Er nickte. Die Frau erwiderte das Kopfnicken und sprach weiter: „Sobald Sie alle in diesem Buch aufgezählten Punkte überprüft haben – Sie finden darin genaue Anweisungen – kommen Sie umgehend zurück. Um das Tor zum See hin kümmern sie sich nicht. Sollte es im Ernstfall nicht funktionieren, verläßt ‚Faust‘ sein Quartier entweder durch einen

Sphärensprung oder durchbricht das Tor einfach. Das wäre keine Schwierigkeit. Dieses Gerät ist aus sehr festem Material. Im übrigen bewegt es sich unter Wasser ebenso gut wie in der Luft oder im Weltall. Es ist auch durch das Wasser in die Anlage hineingekommen. Unterlassen Sie also jeden Versuch mit dem Tor, sonst geht es womöglich auf und nicht wieder zu.“ Antonietta sah erst Lukowsky und dann Fischer an: „Haben Sie Fragen? – Dann wäre wohl alles klar! Sobald Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben, treffen wir uns hier. Ich werde hier übernachten, für den Fall, daß sich Ihre Unternehmung als langwieriger erweisen sollte, als wir annehmen. Ich habe die Zimmernummer 34. Wecken Sie mich bitte ungeniert, falls ich schlafen sollte! Ich hoffe sehr und mit Zuversicht, Sie werden alles in gutem Zustand vorfinden und bald gesund zurückkehren!“ Antonietta Alotti gab Herrn Baumann einen Wink, und nun setzte dieser wieder ein: „Wie beschwerlich der Weg in die Anlage hinein ist, wissen wir nicht genau. Der Einstieg befindet sich unter einer unauffälligen Hütte. Diese ist seit langem in einem erbärmlichen Zustand, doch das macht nichts. Wir bemühen uns, sie zu kaufen. Der nämliche Schlüssel öffnet auch den Einstieg. Es führt ein mit eisernen Sprossen versehener Schacht in die Anlage. Der Schacht ist eng, die Sprossen sind sicher sehr rostig. Sie werden unbedingt Handschuhe benötigen. Wir haben welche mitgebracht, für den Fall, daß Sie keine bei sich haben. Der Schacht führt steil nach unten. Etwa hundertfünfzig Meter, vielleicht auch zweihundert Meter. Die genauen Unterlagen über Z.A sind 1945 aus Sicherheitsgründen vernichtet worden. Es könnte sein, daß es dort noch eine Sperre gibt. Ursprünglich war eine solche geplant, doch wahrscheinlich mußte aus Zeitgründen auf sie verzichtet werden. Diese Anlage wurde in allerletzter Minute fertiggestellt. Für den Fall, daß diese Sperre doch noch eingebaut wurde, wird der bewußte Schlüssel auch diese öffnen. Am Ende des Schachts gelangen Sie an eine Plattform. Dort treffen Sie auf ein starkes Schott, das Sie mit Hilfe des Schlüssels öffnen. Dann sind Sie in der Anlage. Sie werden dort Lichtschalter finden. Ich nehme an, wie schon gesagt, die Beleuchtung wird gehen. Alles weitere sehen Sie dann selbst. Auf der rechten Seite steht ‚Faust‘, auf der linken ist Wasser.“ Er überlegte und schloß: „Mehr ist nicht zu sagen. Da diese Anlage unter großem Zeitdruck vollendet werden mußte, ist möglicherweise nicht alles perfekt. Wir sind über die letzten Einzelheiten leider nicht im Bilde. Im wesentlichen dürften Sie aber alles so wie geschildert vorfinden.“ Fischer fragte: „Wie kommen wir zu dem Einstieg?“ Antonietta übernahm die Antwort: „Wir fahren mit unserem Wagen so weit wie möglich voraus, und Sie folgen uns – am besten

mit dem Wagen von Herrn Lukowsky, der erweckt gegebenenfalls weniger Aufsehen als der Ferrari. Z.A liegt nicht an diesem See, aber in der Nähe.“ Lukowsky erinnerte sich an Astrids Wort: ‚Mondsee‘. Antonietta übergab ein Blatt Papier und sprach unterdessen weiter: „Von dem Punkt aus, wo die Straße nicht weiterführt, haben Sie noch etwa zwanzig Minuten bis zum Einstieg zu gehen. Dort werden wir Ihnen einige Ausrüstungsgegenstände geben, die wir mitgebracht haben. Hier auf dem Parkplatz könnte es sonderbar aussehen. Falls dort droben im Wald wider Erwarten jemand Ihren Wagen sieht, wird der ahnungslose Wanderer annehmen, ein Liebespaar sei in der Nähe. Wir kehren sofort um. Mit Hilfe dieser Skizze – sie enthält die gleichen Informationen wie das von Herrn Lukowsky mitgebrachte geheimschriftliche Blatt – werden Sie den Einlaß sehr einfach finden. Bitte - das brauche ich Ihnen sicherlich nicht zu sagen - achten Sie darauf, daß Sie besonders dort nicht gesehen werden. Allerdings ist es äußerst unwahrscheinlich, daß sich um diese Jahreszeit jemand dahin verirrt. Doch es könnte dort ein Förster auf der Pirsch sein, wir müssen alles bedenken.“ Sie überreichte das Notizbuch, dazu einige Seiten des Schreibblocks, und nahm dann ihre Brille ab. Jetzt zeigte Antonietta Alottis Gesicht ein kleines Lächeln: „Dann wollen wir es also in Angriff nehmen!“ Sie sah die Männer an: „Ist alles klar? – Gut! Ich nehme an, Sie werden alles in allem vier bis fünf Stunden brauchen, vielleicht auch sechs.“ Antonietta erhob sich. Die Besprechung war beendet.

Der große chauffeurgesteuerte Mercedes mit Antonietta Alotti und Herrn Baumann im Fonds fuhr langsam voraus. Lukowsky und Fischer folgten im Ford Mustang. Fischer meinte: „Fräulein Alotti besitzt energische Seiten, die man ihr wahrlich nicht ansieht.“ Lukowsky bestätigte: „Da hast Du recht. Sie imponiert mir. Sie lebt für ein Ziel, an das sie glaubt.“ Er sah zu Fischer hinüber: „Ist das nicht dasselbe Ziel, von dem auch Du mir erzählt hast?“ – „Ja,“ erwiderte Peter Fischer, „das Ziel und mein Traum. Ich kann nicht in Worte fassen, was es für mich bedeutet, dieses Raumschiff sehen und sogar betreten zu dürfen – denn das ist es: Ein Weltraumschiff! Das größte Werk, das irdische Technik hervorgebracht hat.“ Er zog eine Schachtel Zigaretten hervor, zündete für Lukowsky eine an und dann auch für sich selbst. Lukowsky fragte: „Was erwartest Du eigentlich von diesem Gerät, diesem Raumschiff?“ Fischer dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete: „Ich muß gestehen, genau weiß ich das selber nicht. Es ist eben ein Traum von mir! Und was wissen wir schon über die verborgenen Quellen unserer Träume?!“

Von der Autobahnausfahrt Mondsee an führte die Fahrt über immer schmaler und romantischer werdende Straßen, bis sie an der Abzweigung in einen Waldweg endete. Lukowsky lenkte den Mustang zwischen Bäume und Sträucher. Genau so, daß der Wagen nicht sofort zu entdecken war, andererseits aber auch nicht wie versteckt wirkte, vielmehr so, wie ein Liebespaar parken mochte.

Der Chauffeur des Mercedes holte zwei Rucksäcke aus dessen Kofferraum. Antonietta Alotti und Herr Baumann waren bereits ausgestiegen. Lukowsky und Fischer gingen zu ihnen. Hier oben herrschte auf einmal Windstille. Aus den Händen des Fahrers nahmen sie jeder einen der Rucksäcke in Empfang. Antonietta erläuterte: „Darin finden Sie alles, was Sie brauchen. Licht, Handschuhe, für Eventualitäten Öl und Rostlösemittel, das nötigste an Werkzeug, auch einiges an Proviant und sogar Zigaretten!“ Sie lächelte: „Herrn Lukowskys Sorte, ich habe sie mir gemerkt.“ Der Fahrer brachte noch zwei Bergmannshelme mit Karbidlampen. Lukowsky und Fischer nahmen je einen davon unter den Arm. Antonietta reichte erst Fischer und dann Lukowsky die Hand: „Machen Sie es gut! Ich glaube zwar nicht, daß es gefährlich werden wird – aber trotzdem, passen Sie auf!“ Lukowsky versprach es. Auch Herr Baumann verabschiedete sich mit guten Wünschen und dem Gruß der alten Tempelritter: „Heil und Segen!“ Dann stiegen die beiden wieder in den dunkelblauen Mercedes. Antonietta winkte noch einmal. Der Fahrer rangierte, und schon bald war die große Limousine hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden.

Fischer und Lukowsky standen nun allein am Waldrand, hoch über dem Mondsee. Auf sonderbare Weise überkam Lukowsky dieses Gefühl des ‚allein‘ – er vermißte die Nähe der schönen, klugen Frau, deren dunkle Augen so viel Wärme ausstrahlen konnten, wenn sie es wollten.

Der steil ansteigende Weg bis zur Hütte wäre für einen geübten Wanderer nicht anstrengend, sondern ein Vergnügen gewesen. Für zwei Rheinländer indes, die an die Transportmittel Automobil und Flugzeug gewöhnt waren, konnte von Vergnügen keine Rede sein. Fischer ging mit der Planskizze in Händen voran. Seine stille und doch spürbare Begeisterung verlieh ihm die Fähigkeiten einer Gemse. Nach einer Viertelstunde Wegs durch dichten Wald, hin und wieder von plötzlich aufspringenden Felsen unterbrochen, kam eine von der Nachmittagssonne beschienene Wiese, und schon von weitem war eine nun halb verfallene Berghütte zu erkennen. Lukowsky hielt inne. Doch Fischer beschleunigte seine Schritte, und so trabte auch Lukowsky gleich hinterdrein.

Aus der Nähe betrachtet, befand sich die wie ein Blockhaus gebaute Hütte in einem besseren Zustand, als es zunächst ausgesehen hatte. Die massiven Holzwände standen gerade, bloß gab es keine Tür mehr und das Dach war zu zwei Drittel eingesunken. Fischer ging um die Hütte herum und suchte eifrig nach dem laut Plan dort vorhandenen kellerartigen Unterbau. Mit Hilfe einer kleinen Hacke aus dem Rucksack, legte er außerordentlich behende eine Öffnung frei, durch die sich ein Mann nach unten zwängen konnte. Lukowsky hielt unterdessen jenen sonderbaren Schlüssel bereit, den Antoniettas Vater mit letzter Anstrengung von dem U-Boot geholt hatte. Fischer rief Lukowsky zu: „Ich glaube, hier ist es!“ Sie setzten beide ihre Bergmannshelme auf und schalteten die daran befestigten Lampen an. Eine runde Platte, ähnlich wie ein Kanaldeckel mit Scharnieren, war sichtbar geworden. Die Platte war gänzlich glatt. Bloß an einer Stelle gab es ein kleines Loch. Fischer bückte sich und pustete Staub heraus. Der merkwürdige Schlüssel paßte genau hinein – die Platte ließ sich einen Spalt weit öffnen. Fischer ölte die Scharniere. Sie faßten beide an und zogen die Luke auf. An deren Innenseite befand sich ein Handrad, so wie beim Turmluk eines U-Boots. Vermutlich war hier ein solches für diesen besonderen Zweck umgebaut worden. Der Lampenstrahl nach unten zeigte genau das, was Baumann geschildert hatte. Lukowsky und Fischer zogen Handschuhe an. Diesmal machte Lukowsky den Anfang und kletterte an den eisernen Stiegen hinab. Über ihm zog Fischer die Luke zu und verschloß sie durch Drehen an dem innenliegenden Rad. Es gab ein unangenehm klingendes Quietschen von sich, doch Fischer konnte verkünden: „Luke wieder zu!“ Der Schacht war steil und eng, direkt in den Fels hineingetrieben. Bald wurde es feucht und die rostigen Eisenstiegen fühlten sich glitschig an. Die tiefe Dunkelheit verschlang das spärliche Licht der Helmlampen. Lukowsky prüfte vor jedem Tritt die neu kommenden Sprossen. Doch diese waren solide festgemauert. So stiegen sie hinunter, und es schien sehr lange zu dauern. Plötzlich fehlte eine Sprosse. Lukowsky ließ einen Fuß weiter nach unten tasten. Die übernächste war wieder da. Vielleicht war dies die Stelle, an der noch eine Zwischensicherung hatte eingebaut werden sollen. Es ging tiefer und tiefer in die Dunkelheit. Lukowsky mußte auf einmal daran denken, wie er mit der Gabe Domenico Alottis in Toulon einen anderen Schacht nach oben erklommen hatte. Ob der tapfere Italiener ihn vielleicht auch jetzt in diesem Augenblick sehen würde? Auf jene Weise, von der Astrid Xylander gesprochen hatte? Es ging immer noch weiter nach unten. Die Erinnerung an Toulon gab Lukowsky den Gedanken ein, daß auch hier das Wiederhinauskom-

men womöglich schwieriger sein könnte, als das Hineingelangen gewesen war. – Und es ging noch immer weiter in die Tiefe. – Endlich spürte Lukowskys Fußspitze statt einer neuen Sprosse festen Boden. Er prüfte mit dem Fuß. Da schien alles stabil zu sein. Jetzt zeigte die Lampe auch, daß der Schacht zu Ende war und in einem kleinen, viereckigen Raum gemündet hatte. Lukowsky rief Fischer zu: „Wir sind unten!“ – „Fein!“ kam es von über ihm mit Fischers Stimme zurück: „Ich bin schon gespannt wie ein Flitzebogen!“ Im nächsten Augenblick stand Fischer neben ihm. In einer Wand des viereckigen Raums gab es wieder solch eine Art U-Boot-Luke. Diese aber war offenkundig aus rostfreiem Stahl. Auch in dieser zeigte sich eine für Domenico Alottis Schlüssel passende Öffnung und dazu eines der Zeichen, die auf den Papieren von Veras Vater zu sehen gewesen waren. Lukowsky steckte den merkwürdigen Schlüssel hinein. Peter Fischer griff ungeduldig zu, biß die Zähne zusammen und zog das Luk mit einem einzigen Ruck auf. Dabei ergab sich ein leises, quietschendes Geräusch, das in der Einsamkeit der Tiefe laut wirkte. Kühle feuchte Luft strömte ihnen entgegen. Fischer war nicht mehr zu halten. Er drängte an Lukowsky vorbei, leuchtete hinter die Öffnung und stieg schnell hindurch. Er sagte: „Hilf mir, den Lichtschalter zu suchen!“ Auch Lukowsky kletterte durch die runde Öffnung. Sie befanden sich in einer weiträumigen Naturhöhle, die nur an einigen wenigen Stellen mit Hammer und Meißel bearbeitet worden war. Lukowsky entdeckte einen Schalter. Es war ein altmodischer Lichtschalter zum Drehen. Lukowsky drehte – und tatsächlich ging Licht an. Vielleicht ein Dutzend vergitterte Glühbirnen, unregelmäßig an verschiedenen Stellen der Anlage verteilt, eröffneten ihnen ein beinahe unfaßbares Bild. Vor ihnen lag eine wild romananmutende Berghöhle von erstaunlichen Ausmaßen. Je weiter der Blick nach links schwenkte, um so mehr Tropfsteinformationen wurden erkennbar, auf denen der schwache Lichtschein der Glühbirnen einen vielfarbigen Widerschein fand. Nur wenig war hier durch Menschenhand verändert worden. Auf der rechten Seite, wo es keine Tropfsteine gab, ragte wie ein riesiger grauer Pilz ein fremdartig anmutendes Gebilde aus dem Wasser. Es sah aus, als stünde dies schon seit Jahrtausenden so da, still und regungslos. Fischer sagte mit einem Anflug von Ehrfurcht in der Stimme: „Da ist es!“ Obwohl er nicht laut gesprochen hatte, verlieh die weite Grotte seinen Worten einen feierlichen Hall. Er ging voraus, auf der rechten Seite die Erhöhung hinauf, die nahe an das pilzförmige Gebilde heranführte. Dort standen sie nun nebeneinander und betrachteten das ‚Projekt 7‘, die geheime Faust des Z-Plans. Das im Laufe der Zeit von

einer Kalkkruste überdeckte Gerät bot einen fremdartigen Eindruck. Es entsprach ziemlich genau dem, was phantasievolle Menschen sich unter einer ‚Fliegenden Untertasse' vorstellten konnten, die außerirdische Besucher vor sehr langer Zeit hier vergessen haben mochten. Doch das verblaßte Balkenkreuz an der Seite des Aufbaus bezeugte, daß dieses seltsame Gebilde irdischen Ursprungs war. Links von dem Balkenkreuz stand die Ziffer 7 bei dem sonderbaren Blitzsymbol, das sie bereits auf dem Leitwerk der Me 109 gesehen hatten, und rechts davon befand sich eine stilisierte Umsetzung der magischen Sonne. Ein Hakenkreuz war nicht zu sehen. Trotzdem stammte das Gerät fraglos aus jener Zeit. Es war riesengroß und sah so aus wie das Raumschiff in Peter Fischers altem Film. Antonietta Alottis und Herrn Baumanns Beschreibung war bis in alle Einzelheiten zutreffend. Nur, daß ‚Faust' durch die Jahrzehnte stark gealtert wirkte. Doch wahrscheinlich hätte das Gerät lediglich gereinigt und geputzt werden müssen, um diesen Anschein zu beheben. An mehreren Stellen des Aufbaus zeichneten sich quadratische Fenster von rund anderthalb Metern Höhe ab, doch diese lagen unter Panzerplatten. Der Apparat thronte auf seinem dicken Betonsockel von sicherlich acht bis zehn Metern Durchmesser. Dieses Raumschiff bot in seinem jetzigen Zustand buchstäblich den Eindruck eines gewaltigen Fossils. Hier war gewiß schon seit vielen Jahren niemand mehr gewesen. Und doch sah es so aus, als ließe sich hier alles binnen weniger Stunden zum Leben erwecken. Hinter einem Felsvorsprung auf der rechten Seite wurde eine rostige Metallkonstruktion erkennbar, die an den langen Ausleger eines Baukrans erinnerte. Fischer sagte: „Die Brücke!" und ging darauf zu. Lukowsky folgte ihm. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, dieses Metallgerippe auszuschwenken. Dabei quietschten und ächzten die rostigen Scharniere. Endlich hatte das Gerüst die vorgesehene Position eingenommen. Das Ende der Schwenkbrücke reichte genau bis an die Seite der Kuppel heran und wies an jene Stelle, auf der die Umrisse der magischen Sonne zu sehen waren. Lukowsky und Fischer betraten das zugbrückenartige Metallgerüst. Es schwankte und gab schleifende Geräusche von sich, schien aber doch ausreichend stabil zu sein. Ihre Schritte auf dem Gitterrost hallten durch das Gewölbe. Rings um die Kuppel gab es so etwas wie ein waagerechtes Trittbrett von vielleicht vierzig Zentimetern Breite. Da standen sie nun unmittelbar vor der Tür, die mit der magischen Sonne bemalt war. In deren Mittelpunkt befand sich erkennbar die Öffnung für Domenico Alottis Schlüssel. Sie war mit einer Kalkschicht überdeckt. Fischer reichte Lukowsky sein Fahrtenmesser an. Mit dessen Hilfe bröckelte der Kalk schnell herunter. Fischer

drängte: „Mach auf!“ Lukowsky steckte den Schlüssel in das Loch. Es ertönte das Geräusch wie beim Aufziehen eines Spielzeugautos und gleich darauf ein leises Knirschen. Die Tür ging dank eines funktionierendes Mechanismus‘ auf. Dahinter lag Dunkelheit. Trockene Luft kam ihnen entgegen. Lukowsky und Fischer ließen ihre Bergmannshelme auf dem Trittbrett zurück und betraten mit eingeschalteten Taschenlampen das Raumschiff. Sie befanden sich in einem schmalen Gang, der sowohl rechts wie links an Metalltüren stieß. An beiden Seiten befanden sich Schalter. Fischer betätigte den ersten, und fahles grünes Licht glimmte auf. Es kam aus kleinen länglichen Lampen an der Innenkante der Gangdecke. Sie gingen nach links, denn vermutlich war dort die Vorderseite und somit auch die Kommandobrücke. Diese Annahme erwies sich als richtig. Es war ein halbrunder Raum von vielleicht fünf Metern Breite und drei Metern Tiefe. Auch hier gab es eine schwache grüne Beleuchtung. Die fünf gestaffelten Sitze wurden erkennbar, von denen Antonietta gesprochen hatte. Fischer erläuterte mit gesenkter Stimme, als fürchte er, Schlafende zu wecken: „Ja ... Ganz vorn ist der Pilotensitz. Rechts davon der des Navigators und links der für den Waffenleitoffizier. Auf den erhöhten Stühlen dahinter sitzt links der Kommandant und rechts die Frau für den telepathischen Kontakt. Diese können wir uns vielleicht so ähnlich vorstellen wie unsere Astrid, sehr lange Haare - magische Antennen.“ Er ließ sich auf dem ersten Stuhl nieder und forderte Lukowsky auf: „Laß‘ das Triebwerk an, damit wir Energie bekommen.“ Lukowsky setzte sich auf den Pilotensitz. Seine linke Hand tastete nach dem beschriebenen wasserhahnähnlichen Rad und drehte es vorsichtig nach vorn. Es dauerte einige Sekunden, bis ein leises Summen ertönte. Die Beleuchtung wurde heller und ging von Grün in das normale Strahlen elektrischen Lichts über. Fischer konnte seine Begeisterung nur mühsam zurückhalten, doch er blieb sachlich. Er nahm das Notizbuch zur Hand und sagte: „Gehen wir also der Liste nach systematisch vor!“ Sie taten es. Als erstes ließen sie die Schotten vor den beachtlich großen Fenstern aufrollen. Es ging. Dann schalteten sie die Bildschirme ein. Es waren kleine Schwarz-Weiß-Schirme, wie sie schon bei den Fernsehübertragungen der Olympischen Spiele 1936 verwendet worden waren. Außerdem gab es auf Stilen stehende runde Gläser von gut einem halben Meter Durchmesser. Auf diesen erschienen zu Lukowskys und Fischers Verblüffung gute Farbbilder dessen, was durch die Fenster zu sehen war. Fischer machte Häkchen in das Notizbuch, und Lukowsky schaltete all das wieder aus. Als Nächstes probierten sie, ob sich die oberen Geschütze ausfahren ließen. Deutlich vernehmbare Geräusche sprachen

dafür. Doch Fischer ging nach draußen und überzeugte sich vom Trittbrett aus davon, daß die Geschütze wirklich voll ausgefahren waren. Er kam zurück und sagte: „Alles in Ordnung. Sie sind enorm!“ Lukowsky kippte die Schalter für die Feuerbereitschaft um, und auf zwei runden Sichtschirmen leuchteten die erwarteten grünen Punkte. Fischer machte gewissenhaft weitere Häkchen in das Notizbuch. Lukowsky schaltete die Geschütze aus und fuhr sie wieder ein. Sie gingen das ganze Programm durch, Punkt für Punkt. Vor dem abschließenden Flugbereitschaftsversuch, besichtigten sie die anderen Räumlichkeiten. Sie fanden vor, was auf einem kleinen Schiff zu erwarten war. Ein Aufenthaltsraum, an dessen Wand die Fahnen der drei Achsenmächte Deutschland, Italien und Japan hingen, eine ganze Reihe Schlafkabinen, von denen einige ganz offensichtlich für Damen vorgesehen waren, eine Kombüse, eine kleine Waschküche, zwei Badezimmer sowie Damen- und Herrentoiletten. Ausgelegt war das ganze für eine Besatzung von vielleicht fünfzehn Personen. In einem niedrigen Zwischendeck war eine Menge an Material unterschiedlichster Art verstaut, darunter Wassertanks, zahlreiche Konserven, Kaffee und Tee, eingemachtes Obst und Wein sowie reichlich Toilettenartikel und Nähzeug, eine Ziehharmonika, Kisten voller Bücher; außerdem Werkzeug, Ferngläser und einige Handfeuerwaffen, Gewehre K 43 und Walther-PPK-Pistolen nebst Munition. Außerdem fanden sich ein zerlegtes Motorrad mit Beiwagen und zwei aufblasbare Schlauchboote. Es war alles vorhanden, was für eine längere Reise mit abenteuerlichen Unterbrechungen nützlich sein konnte. Lukowsky und Fischer begaben sich wieder zur Kommandobrücke. Der heikelste Teil der Angelegenheit kam: Der Flugbereitschaftsversuch. Lukowsky nahm auf dem Pilotensitz Platz, Fischer setzte sich neben ihn auf den Stuhl des Navigators. Das unentwegt laufende Triebwerk gab sein eintöniges Summen von sich. Es war leiser als das der Motoren der Ju 88 geklungen hatte. Der Blick durch die drei großen quadratischen Fenster zeigte die matt erleuchteten Tropfsteine über dem stillen Wasser der Höhle. Lukowsky sagte: „Dann wollen wir mal!“ Fischer bat: „Sei vorsichtig, bitte! Daß nicht jetzt noch etwas schiefgeht!“ Doch er zügelte seine unübersehbare Aufregung. Auch Lukowsky war ein wenig nervös. So behutsam, wie er diesen kleinen Steuerknüppel hier gleich bedienen würde, war er mit einem technischen Gerät ganz sicher noch nie umgegangen. Er schob zunächst den ersten Hebel auf der lenken Seite auf die erste Stellung. Das Einrasten war deutlich zu spüren. Trotzdem kontrollierte er es genau. Dann zog er vorsichtig mit zwei Fingern den Steuerknüppel an – ‚Faust‘ ruckte auf seinem Sockel und

hob sich. Fischer rief: „Paß‘ auf! Paß‘ auf!“ Sie schwebten nun bereits mehrere Meter empor und näherte sich der Grottendecke. Lukowsky nahm seine Nerven zusammen und drückte den Steuerknüppel ganz sachte wieder nach vorn. ‚Faust‘ senkte sich und kam mit einem beinahe sanften Knirschen wieder auf seinem Sockel zur Ruhe. Fischer stieß schnaufend den angehaltenen Atem aus. Auch Lukowsky war froh, dieses Manöver hinter sich gebracht zu haben. Seine Hände waren heiß und feucht. Fischer lehnte sich in seinem Sitz zurück. Er lächelte verträumt und sagte entspannt: „Stell‘ Dir vor, wenn wir wollten, könnten wir jetzt zu den Sternen fliegen!“ Lukowsky betätigte den Schalter, der die Schotten wieder vor die Fenster rollen ließ und stellte das Triebwerk aus. Die Beleuchtung beschränkte sich nun wieder auf ein mattes Grün. „Geschafft!“ sagte Fischer. Er überflog nochmals sämtliche Punkte in dem Notizbuch. Er steckte es ein und sah Lukowsky an: „Ich würde gerne noch ein Weilchen hier sitzen bleiben und träumen.“ Lukowsky klopfte ihm auf die Schulter: „Antonietta wartet auf uns!“
Als sie das Raumschiff verlassen hatten und Lukowsky die Tür wieder schloß, meinte Fischer: „Es ist bestimmt möglich, auf das Dach zu steigen! Wahrscheinlich von hinten.“ Damit balancierte er auch schon nach rechts auf dem Trittbrett entlang. Lukowsky folgte ihm. An der Rückseite der Kuppel befand sich, wie seinerzeit bei Schiffen üblich, klein der Reichsadler und darunter stand der Name es Schiffes, in diesem Fall: 'Faust'. Dicht daneben gab es von Kalk überkrustete Stiegen. Fischer erklomm sie sogleich und rief Lukowsky von oben her zu: „Komm!“ Dann standen sie beide auf dem flachen Dach der Raumschiffkuppel. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Vor ihnen dehnte sich die auf der gegenüberliegenden Seite zur Tropfsteinhöhle werdende Grotte aus. Dort waren vier starke Stahltrossen zu erkennen. Diese betrafen das Tor, um das sie sich nicht kümmern sollten. Der Blick von der Kuppel über die gewaltige linsenförmige Scheibe des Raumschiffkörpers war beeindruckend. Die von oben herabhängenden umgitterten Glühbirnen wirkten winzig und spiegelten sich auf der still daliegenden Wasserfläche. Fischer sagte leise: „Dies ist der größte Moment meines Lebens!“ -

Der Rückweg bereitete keine besonderen Schwierigkeiten. Nur, daß die glitschigen Eisensprossen sich auf dem Weg hinauf noch unangenehmer erwiesen als es hinunter der Fall gewesen war. Dabei merkte Lukowsky, daß seine Kräfte nach den Verwundungen doch noch nicht ganz die alten waren, und für Fischer

galt es nicht andere. Als sie wieder oben bei der Hütte angelangt waren, ließen sie sich beide in dem mittlerweile feuchten Gras nieder und ruhten zehn Minuten aus. Der Abend dämmerte bereits. Lukowsky sagte: „Ich hätte nicht gedacht, daß es dieses Ding wirklich gibt." – „Ich wußte es immer," erwiderte Fischer, „und ich hatte irgendwie stets das Gefühl, eines Tages würde ich es sehen!" Er sah Lukowsky an und sinnierte: „Jetzt ist dieser Traum für mich in Erfüllung gegangen – ich brauche einen neuen. Und den habe ich auch schon." Lukowsky vermutete: „Karola?" Fischer nickte: „Wir wünschen uns Kinder!"

Sie rafften sich auf und gingen zum Wagen. Die Feuchtigkeit des Abends hatte die Felsen, die sie auf dem Weg zu überwinden hatten, ähnlich glitschig gemacht wie die Eisensprossen in dem Schacht gewesen waren. Sie rutschten mehrfach aus, halfen einander und kamen sich vor wie kühne Bergsteiger bei der Erstürmung des Matterhorns.

Gut gelaunt wie Männer, die das Gefühl hatten, eine rechte Leistung vollbracht zu haben, erreichten sie schließlich den Standplatz des Wagens. Sie warfen ihre Utensilien in den Kofferraum und ließen sich schließlich auf die dunkelroten Kunstledersitze des Mustangs fallen. Die Felsvorsprünge hatte sie doch so lange aufgehalten, daß es inzwischen vollständig dunkel war. Fischer betrachtete sich von oben bis unten und stellte fest: „Wir sehen aus wie die Schweine!" Lukowsky lachte: „Hauptsache, wir sind keine!"

Als sie auf den Parkplatz des Schloßhotels Fuschl fuhren, erfaßten die Scheinwerfer des Mustangs statt des dunkelblauen Mercedes 600 Antoniettas silbergrauen Porsche an jener Stelle. Wahrscheinlich hatte sie sich von Hilla ihren eigenen Wagen bringen lassen und die große Limousine samt Herrn Baumann weggeschickt, mutmaßte Lukowsky, und Fischer sprach gleich darauf eben diesen Gedanken aus. Es sollte sich bald herausstellen, daß es sich so verhielt.

An der Rezeption ließ sich Lukowsky mit dem Zimmer Numero 34 verbinden. Antonietta ging ans Telefon. Lukowsky meldete sich: „Guten Abend, Fräulein Alotti. Es ist alles bestens. Nur sollten wir uns erst gründlich waschen." – „Gut," entgegnete die Frau, „Ich werde im Restaurant auf Sie beide warten."

Eine Viertelstunde später betraten Lukowsky und Fischer das Restaurant. Peter Fischer kultiviert in einem dunkelbraunen Anzug mit Schlips und Krawattennadel, Lukowsky lediglich anständig gewaschen und mit einem frischen Hemd,

denn sonst hatte er zum Umziehen nichts bei sich. In dem großzügig angelegten und zugleich gemütlich eingerichteten Restaurant, auf dessen weichen Teppichen die eigenen Schritte nicht zu hören waren, befanden sich nur wenige Gäste. An jedem der lindgrün gedeckten Tische gab es eine kleine stoffbespammte Lampe, die warmes Licht spendete. Antonietta empfing Lukowsky und Fischer in einem festlichen Kleid aus silbern schimmernder Seide und mit einer brillantenbestückt funkelnden Spange im offenen Haar, auch um den Hals trug sie Brillantschmuck. Sie lächelte den beiden Männern entgegen und sprach: „Ich freue mich! Setzen Sie sich zu mir! Es ist eine Stunde feierlicher Beschaulichkeit!“ Fischer sagte: „Danke. Es ist schön, Sie zu sehen, gnädige Frau!“ Und Lukowsky setzte sich mit den schlichteren Worten: „Guten Abend.“ Antonietta Alotti zeigte eine anmutige Geste: „Meine Herren, wir werden jetzt sehr gut gemeinsam speisen. Unterdessen berichten Sie mir. Und anschließend feiern wir mit einem Gläschen Sekt die in den vergangenen Monaten erfolgreich zurückgelegte Etappe auf dem Weg zum Sieg des Lichts!“ Sie war ganz offenkundig in ausgezeichneter Stimmung. Nach dem der Kellner die Bestellungen aufgenommen hatte, übergab Fischer das Notizbuch. Dazu erklärte er: „Sämtliche Punkte sind mit Häkchen versehen, das heißt, Ergebnisse der Prüfungen positiv. Morgen werde ich Ihnen noch einen zusätzlichen Bericht mit Detailanmerkungen anfertigen, den ich Ihnen, sofern Sie einverstanden sind, gnädige Frau, in Ihr Wiener Büro schicken werde.“ Antonietta lächelte herzlich: „Das wäre sehr freundlich von Ihnen, lieber Herr Fischer. Sie werden, davon bin ich überzeugt, nette Umschreibungen finden, die diesen Text zur Sicherheit ganz unverfänglich erscheinen lassen.“ Sie überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ich schlage vor, ‚Faust‘ bezeichnen Sie als ‚Apfel‘, Z.A als ‚Birne‘, und Dinge die gegebenenfalls den Weg betreffen, als ‚Pflaume‘.“ Fischer lächelte amüsiert: „Gewiß, gnädige Frau! Und die Schwenkbrücke, zu der es einiges zu vermelden gibt, werde ich ‚Zitrone‘ nennen.“ – „Vortrefflich!“ freute sich Antonietta Alotti: „Und wie ich aber alles in allem schon Ihren Worten entnehmen durfte – keine Schwierigkeiten?“ Fischer bestätigte: „Keine! Alles befindet sich in einem erstaunlich guten Zustand. Sie können mit Sicherheit davon ausgehen, daß sich die Dinge zur vollen Zufriedenheit befinden.“ – „Fein!“ sagte die Frau, und wendete sich den zweiten Mann am Tisch zu: „Herr Lukowsky, Sie haben ausprobiert, ob ‚Faust‘ flugfähig ist, und offenbar haben Sie das zufriedenstellend gefunden?“ – „Ja,“ antwortete Lukowsky: „Ich hatte den Eindruck, wir könnten jederzeit losfliegen. Aber natürlich war das, was wir da

unternahmen, kein richtiger Flugtest. Trotzdem glaube ich, es ist alles in Ordnung.“ Die Frau sagte zufrieden: „Wenn das Gerät sich bewegt, geht auch alles andere! Das liegt in der Natur der Sache, dessen bin ich mir sicher.“ Sie nickte den beiden Männern zu und betonte: „Ich danke Ihnen sehr!“ Dann wendete sie sich erneut an Lukowsky und wurde ernster: „Herr Lukowsky, Sie haben den Schlüssel. Ich sähe es gern, ihn in Ihrer Obhut zu belassen. Vorausgesetzt, ich kann davon ausgehen, Sie werden auch zukünftig zur Verfügung stehen, wenn unsere Gemeinschaft Sie braucht?“ Lukowsky überlegte einen Augenblick, ehe er erwiderte: „Selbstverständlich können Sie auf mich zählen. Aber natürlich weiß niemand von uns, was ihm am nächsten Tag widerfahren kann. Und ich bin allein. Falls mir etwas passiert – nehmen wir an, ich stürze ab, das ist ja nicht unmöglich – so wäre niemand da, Ihnen den Schlüssel zuzuleiten. Aus diesem Grunde fände ich es in Ihrem Interesse und im Sinne des Ganzen besser, wenn Sie ihn an sich nähmen. Sie sind nicht allein.“ Antonietta sah Lukowsky in die Augen, und auf einen kleinen Moment wurde ihr Blick traurig, so, als ob das Wort ‚allein‘ dies ausgelöst habe. Dann lächelte sie wieder und sagte: „Gut! Sie haben Recht. Dann schlage ich vor, Sie übergeben mir den Schlüssel, betrachten ihn aber dennoch weiterhin als zu Ihnen gehörig – und falls er wieder benötigt werden sollte, werde ich Sie bitten, ihn zu benutzen! Sind Sie damit einverstanden?“ Lukowsky nickte. Er holte den zweifachen Schlüssel hervor und reichte ihn Antonietta mit den Worten: „Rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen. Ich werde zur Stelle sein, sofern die Götter oder das Schicksal es zulassen.“ Die Frau nahm den wertvollen kleinen Gegenstand in Empfang, und dabei berührten die weichen Kuppen ihrer Finger ganz sachte den Rücken seiner Hand. Sie betrachtete den zweifachen Schlüssel, ehe sie ihn in ihre Handtasche steckte. Nachdenklich sah sie Lukowsky in die Augen, und wieder klang in ihrer Stimme ein Hauch von Traurigkeit: „Haben wir Vertrauen!“

Die folgenden anderthalb Stunden verliefen unbeschwert, beinahe fröhlich. Sie aßen zusammen, plauderten und tranken anschließend ein Glas Sekt. Antonietta Alotti erhob ihr zweites Glas und sprach: „Wir haben nun getan, was bisher getan werden konnte. Jetzt wird zunächst Zeit vergehen. Unsere Verbindung wird darum aber nicht lockerer werden, sondern enger! Meine Herren: Ich heiße Sie willkommen im Gefüge unserer Gemeinschaft – zwei neue Glieder der Kette!“ – Sie stießen an und tranken, sie waren gut gestimmt. Lukowskys Blick verirrte sich zu den auf der rechten Seite des Tischs liegenden Fenstern. Es war dunkel draußen. Und es fiel der erste Schnee.

Am nächsten Morgen verabschiedeten sie sich herzlich und vereinbarten, sich demnächst wieder zu treffen. Das Leben würde ja fortan für eine Weile in ruhigeren Bahnen verlaufen.
Antonietta Alotti fuhr nach Wien zurück, Peter Fischer machte sich nach Garmisch-Partenkirchen auf und Lukowsky in Richtung Düsseldorf.

36

Als Lukowsky den Mustang beim Jürgensplatz parkte, ausstieg und zum Hauseingang schritt, taumelten auch hier die ersten Schneeflocken des Jahres aus den Wolken. Er sah zum Himmel auf. Da strahlte sie auf einmal hervor, die Wintersonne, und Lukowsky überkam ein sonderbares Gefühl. Er beschleunigte seine Schritte, eilte die Treppe empor, schloß die Tür auf und schaute in den Briefkasten. Es stak einiges an Post darin, so auch ein Schreiben von Wenzel, der einen Auftrag nach Turin ankündigte. Aber kein Brief von Vera.

Von diesem Tag an wartete er jeden Vormittag auf die Post, und immer hoffte er auf eine Botschaft von Vera. So vergingen die Tage. Lukowsky stand am Fenster und sah den Schneeflocken zu, die immer häufiger und dichter vom Himmel fielen. Es war, als würde alles Gewesene von diesem Schnee bedeckt und seinen inneren Blicken entzogen. Allein der Gedanke an Vera blieb, und dieser wurde von Stunde zu Stunde größer und stärker.
Er wußte nicht mehr, wie viele Tage lang er schon die meiste Zeit so am Fenster stehend zugebracht hatte und dem Schnee zusah. Und immer hoffte er, daß die Sonne sich zeigen möchte. Doch die tat es nicht, der Himmel blieb grau.
Dann aber erstrahlte sie schon am frühen Morgen. Und es kam Post von Vera! – Es war ein hellbraunes Kuvert, Veras Handschrift in umbrabrauner Tinte darauf und eine schwedische Briefmarke. Lukowskys Hände zitterten. Er ging zum Schreibtisch und öffnete das Kuvert. Es war ein einziger Briefbogen darin, und auf dem standen die Worte: ***Jetzt komm!*** Dazu als ein P.S. die Wegbeschreibung und daß er von ihrem Fahrer mit einem alten Mercedes 300 übermorgen Mittag beim Bahnhof der Ortschaft abgeholt werden würde.

Er lenkte seinen Wagen durch die südschwedische Winterlandschaft. Das Ziel lag nicht mehr weit. Ein Verkehrsschild an der vorigen Kreuzung hatte angezeigt: 14 km. Von den Zweigen der Bäume rieselte unter dem Hauch eines leichten Windes frischgefallener Schnee. Der Himmel war hell, aber die Sonne,

die Wintersonne, von der Vera an jenem Tag im Hotel Kaiserhof gesprochen hatte, schien nicht – noch nicht. Doch das Wetter war klar. Möglich, daß die Sonne bald hervorbrechen würde mit freundlichen Strahlen. Lukowsky hoffte darauf, damit es so sein sollte, wie er es sich so oft ausgemalt hatte.
Er fuhr zum Bahnhof des kleinen Orts, wie Vera ihn geheißen hatte, und wartete. Es war noch nicht ganz Mittag. Um die Mittagszeit sollte ein Wagen kommen und ihn abholen, hatte Vera geschrieben, ein alter, rundlicher dunkelblauer Mercedes. Lukowsky rauchte eine Zigarette, er wartete. Bei abgestelltem Motor wurde es im Wagen schnell kalt. Doch es dauerte nicht lange. Ein großer dunkler Mercedes 300 S, der vielleicht 1953 oder `54 gebaut worden sein mochte, kam und hielt direkt auf den weinroten Ford Mustang zu. Vera mußte ihn dem Fahrer beschrieben haben. Lukowsky stieg aus. Der rundliche Mercedes bremste. Der Fahrer war ein alter Mann mit einem faltenzerfurchten aber freundlichen Gesicht. Er begrüßte Lukowsky auf Deutsch und hielt ihm die Beifahrertür auf.

Die Fahrt führte tief in die verschneite Landschaft hinein, durch Wälder, an einem See vorüber und abermals durch dichten Wald. Der Motor des großen Wagens lief so leise, daß nur das Geräusch der rollenden Reifen und des unter ihnen knirschenden Schnees zu vernehmen war. Nach einer guten halben Stunde bog der Wagen in eine schmale Nebenstraße ein. Der Wald lichtete sich. Am Ende der Straße wurde ein Gebäude erkennbar, ein großes schönes Haus mit vielen Giebeln und Erkern, gewiß hundert oder mehr Jahre alt. Dort fuhren sie hin – dort lebte Vera. – Und am Himmel erschien auf einmal eine klare, kühle Sonne – die Wintersonne!
Der Fahrer hielt unmittelbar vor der hohen, mit reichem Schnitzwerk in nordischer Ornamentik versehenen Tür, stieg aus und geleitete Lukowsky ins Haus. Er nahm ihm die pelzbesetzte Fliegerjacke ab. Eine alte Frau begrüßte ihn ebenfalls in Deutsch und mit einem herzlichen Händedruck. Sie führte ihn weiter. Das alte Ehepaar, erinnerte Lukowsky sich Veras Worten, das sich um ihre Erfordernisse kümmerte. – Es ging über Perserbrücken durch einen kühlen Marmorflur, an dessen Wänden große Gemälde von Segelschiffen hingen. Hinter einer hohen zweiflügeligen Tür, die wiederum mit altgermanischen Schnitzereien verziert war, lag ein weiterer Flur. Hinter diesem kam ein großes, hohes warmes Zimmer mit einer intarsienverzierten Holzdecke. An den Wänden hingen Jagdtrophäen, Geweihe von Hirschen, Rentieren, Elchen und ein mächtiger

Keilerschädel, dazwischen alte Waffen, Perkussionsgewehre, Radschloßpistolen, gekreuzte Saufedern. Es gab einen großen offenen Kamin, in dem ein Feuer pras-selte. Auf dem Kaminsims stand das Modell eines Kreuzers mit drei Schornsteinen. Die Möbel waren aus dunklem Eichenholz, abermals reich mit Schnitzwerk verziert. Den Boden bedeckten Orientteppiche. Die nette alte Frau sagte etwas in gutem Deutsch. Lukowsky verstand es dennoch nicht. Seine Gedanken waren bei Vera. Dann begriff er. Essen sei vorbereitet – ob er nicht essen wolle? Nein, er dankte, nein, essen wollte er nicht. Einen Kaffee höchstens, nichts sonst. Die freundliche Frau versicherte, gleich Kaffee zu bringen und entfernte sich.

Lukowsky stand in dem großen Zimmer und wartete – hoffte: Vera sollte doch kommen! Aber zuerst kam die nette alte Frau wieder und servierte Kaffee und dazu Gebäck. Sie stellte auch eine polierte Holzschachtel mit Zigaretten, ein Tischfeuerzeug und einen bronzenen Aschenbecher bereit. Lukowsky hatte für das alles keinen Sinn. Sein Herz schlug heftig, rief nach Vera.
Endlich: Eine dunkle Tür öffnete sich. Sie kam! Sie lächelte.

Vera trug einen bodenlangen Rock aus viel hellbraunem Stoff, einen dunkelbraunen Gürtel und eine beige Bluse mit Spitzenaufsatz. Ihr Gesicht war ungeschminkt, die großen graublauen Augen leuchteten unter den dunklen Wimpernstrahlen hervor. Ihre glatten hüftlangen Haare waren offen. Nur zwei Hornspangen hielten sie hinter den Schläfen aus dem Scheitel zurück. Um Veras schlanken Hals lag ein schmales braunes Kehlband. Sie trug keinen Schmuck außer einem Barockring mit einem Diamanten und zwei Perlen am Ringfinger ihrer linken Hand. Ihre Lippen lächelten.
Ernst Lukowsky sah diese Frau, und sein Herz begann zu rasen, er fühlte sich plötzlich klein und unbedeutend gegenüber diesem wundervollen Wesen, das einer höheren, edleren Art angehörte.
Vera ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ihre weiche Stimme klang: „Willkommen in meiner heimlichen Burg, Don Quijote!“ Sie hielt seine Hand fest und deutete ihm so, auf einer hochlehnigen gepolsterten Bank beim Kamin Platz zu nehmen. Als er es getan hatte, ließ sie seine Hand los und setzte sich neben ihn. Erst jetzt fand Lukowsky Worte. Er sagte schlicht: „Es ist schön, Dich zu sehen, Vera!“ Sie deutete ein Kopfnicken an: „Ich freue mich auch!“ Sie sahen einander still an. Wieder war es, als ob ihrer beider Blicke zu einem einzigen würden, wie es bereits in der Vergangenheit geschehen war, ohne aber

bestehen zu bleiben. Dann brach Vera das Schweigen, Sie bat: „Erzähle mir, was war!“ Er erzählte es ihr. Ohne viele umschreibende Worte. Sein Bericht endete in dem Satz: „Dein Feind ist in die Hölle eingegangen. Das wolltest Du. Und Du wolltest es durch mich.“ Sie sah ihn wieder schweigend an, ehe sie sagte: „Das wollte ich! – Durch Dich! Der Ritter hat für seine Dame den Drachen erlegt. Und dafür danke ich ihm – danke Dir – sehr!“ Ihr gertenschlanker Körper rückte näher an ihn heran. Die Lider mit den langen dunklen Wimpern senkten sich über ihre Augen, Veras Gesicht nahte sich dem seinen, ihre weichen warmen Lippen küßten ihn. Zugleich tasteten ihre schmalen Hände nach seinen Schultern, sie neigte sich zu- ihm hinüber. Er umgriff ihre Taille, zärtlich, vorsichtig, wie bei einem sehr leicht zerbrechlichen Wesen. Und er spürte im selben Augenblick, wie ein leises Zittern den biegsamen Frauenkörper durchlief. Vera öffnete die Augen. Ihr Gesicht war dem seinen ganz nahe. Sie sprach – leise aber sehr deutlich: „Es ist gut. – Jetzt ist es gut!“ – Lukowsky sagte: „Du hast mir ein wunderbares Gedicht geschrieben. Ich habe es wieder und wieder gelesen und doch, das gestehe ich, noch nicht alles darin verstanden. Es bezieht sich auf die alten germanischen Mythen?“ Sie sah ihm in die Augen: „Das ist der Boden. Du wirst es verstehen!“ Er griff behutsam in ihre Haare: „Und Du hast mir eine Locke geschenkt. Es muß Dir weh getan haben. Mir hat es auch weh getan, als ich es sah.“ Sie drehte ihm den Rücken zu und fragte: „Fällt Dir auf, daß etwas fehlt?“ – „Nein,“ antwortete er, denn in ihren dichten Haaren war der Verlust der großen Locke tatsächlich nicht feststellbar. Die Frau wandte sich ihm wieder zu und sprach: „Ich wollte, daß Du ein Stück von mir hast. Alles an mir gehört Dir. Der Ritter hat seine Dame erobert! Ich gehöre Dir – so weit ich es vermag.“ Abermals ließ sie sich von ihm in die Arme nehmen, und es war wunderschön. Durch die hohen Fenster fiel helles Licht – die Strahlen der Wintersonne. –

Es war Abend geworden. Lukowsky hatte inzwischen manches in Einzelheiten erzählt von alledem, was er erlebt hatte und was nicht zuletzt das Vermächtnis ihres Vaters berührte. Und Vera hatte ihm zugehört, als durchlebe sie das ganze Geschehen in seinen Worte mit. Eine besondere Art von Fröhlichkeit war aufgekommen, jene Fröhlichkeit, die um ihre Endlichkeit weiß und darum nie völlig unbeschwert ist. Aber sie fühlten sich wohl, alle beide, freuten sich jeden Augenblicks. Dann waren sie nach draußen gegangen, unter den freien Himmel, spazierten durch die klare nordische Landschaft, bis schon das Abendrot aufzog und die Wintersonne versank.

Vier Kerzenleuchter gaben das Licht. Sie saßen auf Elchfellen am Boden vor dem Kamin eines anderen Zimmers, das ganz fraulich gestaltet war: Hell die Wände mit schmal gerahmten kolorierten Kupferstichen von Blumen. Auf Podesten zwei antike Statuetten: Paris und Helena. Alles beherrschend jedoch war das großflächige Gemälde an der gegenüberliegenden Wand. Eine Illustration zu Wagners Tristan und Isolde: Liebestod. Diese Musik ließ Vera auch spielen – aus einer irgendwo versteckten Anlage, ein eigens angefertigtes Tonband: Vorspiel und Liebestod. Leise und doch laut genug erklang diese Musik, wie Grüße aus einer anderen Welt, aus Wahlall – aus Veras Welt.
Sie trug den weiten seidenen Bademantel, in dem sie sich ihm schon einmal gezeigt hatte. Und auch diesmal war offenkundig kein weiterer Stoff darunter. Sie hatte die Spangen aus den Haaren genommen und den Ring vom Finger gezogen – wie schon einmal Sie ließ sich erzählen. Viele belanglose Dinge, sie wollte nur zuhören. Und er erzählte ihr, erzählte von Abenteuern, von Gedanken, Hoffnungen und Träumen – und immer wieder mündete dies bei ihr, bei Vera – Dulcinea! Doch dann trat plötzlich ein bitterer Zug auf ihr schönes Gesicht. Sie wollte nicht, daß er von ihr sprach, nicht von seinen Träumen im bezug auf sie. Sie lag da, die Ellenbogen auf mehrfach geschichtete Felle gestützt und den Kopf in die Hände. So sah sie ihn an, so ließ sie sich ansehen. Er lag neben ihr auf dem von Fellen bedeckten Boden. Die Finger seiner rechten Hand strichen sacht an ihrer Schläfe entlang und über ihren Kopf und versanken in den Fluten ihrer rötlich-braunen Haare. Sie drehte sich langsam auf den Rücken. Sein Gesicht war nun über ihr. Vera blickte ihn an. Die Lippen ihres schöngeformten Mundes bebten. Sie sprach, und ein leises Zittern durchklang ihre Stimme: „Ich kann nicht! Don Quijote, ich kann nicht! Ich möchte so gern, ich wünschte mir so sehr ein Kind! Und doch kann ich nicht. Etwas hat mich für dieses Erdenleben untauglich gemacht, Du weißt es.“ Sie richtete sich ein wenig auf und sprach fest: „Darum will ich, daß Du Dir eine andere Frau suchst, eine, die mir ähnlich sieht, die meine Größe hat und solche Haare wie ich und bei der Du an mich denkst! Du kannst sie finden – und in ihr auch mich! Und Du sollst Kinder haben!“ Sie sah ihn plötzlich mit einem strengen Blick an: „Das ist es, was ich nun von meinem Ritter verlange, hörst Du? Es ist mein Wille!“ Er hielt ihrem glühenden Blick stand und sagte: „Ich liebe Dich, Vera, ich liebe Dich! Dich! Dich! Über alles – unvergänglich.“ Sie forderte: „So erfülle meinen Willen! Und ich verspreche Dir: Solltest Du mich in keiner anderen Frau finden – dann werde ich zu Dir kommen! Auf eine Weise, die Du begreifen wirst, wenn

Du mein Gedicht ganz verstehst. Denn wir, das weiß ich längst, gehören einander aus ewigem Recht.“ Die langen geschwungenen Wimpern über ihren graublauen Augen begannen kaum merklich unruhig zu werden, ihr Blick sprach von Qual. Sie sagte leise: „Jetzt ... Ich kann nicht! – Wenn wir uns in der anderen Welt sehen, im Reich der ewigen Morgenröte ... Nicht hier.“ Tränen traten in ihre Augen und rannen über ihre Wangen, ganz still, lautlos, ohne ein Schluchzen. Sie senkte langsam die Lider, auf ihrem Mund lag ein Zug tiefen Schmerzes Lukowsky nahm sie in seine Arme – nun ganz fest. Er fühlte unter sich ihren Leib. An seinen Schultern spürte er lange spitze Fingernägel, die sich ihm tief ins Fleisch schlugen und Wunden rissen, wieder und wieder, so daß warmes Blut strömte; und es war ein süßer Schmerz. Umhüllende Stoffe fielen, Körper berührten einander, Lippen und Hände und warme Haut. Und von irgendwo klang herbei: Tristan und Isolde – Liebestod – Liebestod. –
Ein Schrei brach aus Vera hervor, ein Schrei – nicht laut und doch fürchterlich. Mit einer plötzlichen Bewegung von enormer Kraft richtete sie sich halb auf. Ihre Augen sahen den Mann verwirrt an, ihre Mundwinkel zitterten, ihr ganzer Körper erschien wie zu Marmor erstarrt. Lukowsky sagte leise: „Vera! Dulcinea!“ Die Spannung in ihr löste sich. Vera senkte den Blick. Sie sah ihre Hände und das Blut, daß von ihren Fingernägeln troff. Ein starres Entsetzen ergriff sie. Sie war scheinbar unfähig, sich zu rühren. Lukowsky beugte sich zu ihr, er nahm liebevoll ihre Hände und befreite die Fingerspitzen mit seinem Mund von dem Blut. Ein leiser, unendlich gequälter Schrei entfuhr Veras Kehle, und Tränen flossen in Strömen aus ihren Augen. Lukowsky wollte sie in die Arme nehmen, doch sie zuckte vor ihm zurück. Sie sah ihn an und stammelte: „Siehst Du denn nicht...?“ Dann wurde ihre Stimme fest, und sie wiederholte: „Siehst Du denn nicht!“ Sie senkte den Kopf und versteckte ihr Gesicht hinter den Wogen ihrer rotbraun schimmernden Haare. Ganz leise sprach sie und doch klar, nicht flüsternd, wieder völlig beherrscht: „Bitte verlaß‘ mich jetzt – und komm‘ niemals wieder. – Wenn Du mich lieb hast – geh! – Ich werde zu Dir kommen – auf meine Weise. Ich verspreche es.“ Sie hob den Blick. In ihren Augen loderten Feuer. Und Ernst Lukowsky begann von ferne zu begreifen, was er doch nicht wahrhaben wollte: Vera gehörte nicht der diesseitigen Welt. – Von irgendwo her erklang: Liebestod. –

Sie war aufgestanden, souverän wie eine antike Göttin, hatte sich abermals anschauen lassen – für einen halben Augenblick – und dann war sie davongeeilt, in

ein Nebenzimmer und hatte hinter sich zugeschlossen. Kein Laut war von dort zu hören. Nur Richard Wagners göttliche Musik ertönte noch: Liebestod. –

Lukowsky sah Vera nicht wieder. Es war nun der dritte Tag, den er in dem einzigen Gasthof des winzigen Ortes zubrachte und Qualen litt, die namenlosen Qualen von Sorge und Ungewißheit – Angst um Vera, um Dulcinea. Immer wieder hatte er angerufen, und immer wieder von der alten Schwedin, die das Haus versorgte, gehört, Fräulein Jörgens gehe es gut, doch sie wolle niemanden empfangen noch sprechen. Da Lukowsky keine Ruhe ließ, kam Vera schließlich doch selbst ans Telefon. Er war erleichtert, ihre Stimme zu hören, er begann wieder zu leben. Sie sagte nur: „Don Quijote, lieber, laß‘ mich. Es ist gut! In der nächsten Welt sehen wir uns ja ganz sicher wieder. Da werden wir dann auch zusammensein. Für immer! Auf dieser Welt aber laß mich – und tue, worum ich Dich gebeten habe. Du wirst bestimmt alles richtig machen, Du bist ja tapfer. Wenn Du mich aber wirklich brauchst, komme ich Dich besuchen, wo Du auch sein magst, wie ich es Dir versprochen habe. Ich lasse Dich ja nicht allein. Lebe wohl nun – auf Wiedersehen!“ – Sie legte auf.

Ernst Lukowsky saß in Düsseldorf hinter dem Schreibtisch seines neuen Büros am Rathausufer, das Fischer ihm in der Aurora GmbH eingerichtet hatte, mit Blick auf den Rhein. Der Himmel vor den Fenstern war grau. Lukowsky drehte die Trommel des schweren Revolvers. Fünf Kammern waren leer, in der sechsten steckte eine .44 Magnum-Patrone. Lukowsky spannte den Hahn, führte die Mündung des Laufs an den Kopf und drückte ab. Es machte nur: ‚Klick‘. Schon zum siebten oder achten oder zwölften Mal – er hatte nicht mitgezählt. Es gab kein Gefühl mehr in ihm, weder Furcht noch Hoffnung – nichts Lebendiges. – Vera hatte sich umgebracht. Sie war heimgegangen durch das Licht der ewigen Morgenröte – nach Walhall. Ihr Bruder war sehr offen am Telefon gewesen, ganz ehrlich. Drei Menschen hätten Vera auf dem Gewissen, sagte er: Valtine, ihre eigene Mutter – und er selbst, ihr Bruder. Doch er habe sie bis zum Irrsinn geliebt; unstatthaft, aber ehrlich geliebt. Deshalb habe sie ihm auch verziehen. Es gab keine zweite Frau wie Vera, hatte ihr Bruder gesagt, keine zweite Frau war so schön, so klug, ja weise, und so berückend wie sie – wie ein Zauberwesen aus einer anderen Welt, das bloß durch ein Versehen des Schicksals auf diese rohe Erde gelangt war. Und, so sagte er noch, Vera habe die Macht des Unvergeßlichseins. – Lukowsky wußte, daß es so war. Er hatte aufgelegt und seinen Revolver geholt. Er wollte den Schmerz des Sterbens spüren.

Zum ungezählten Mal drehte er die Trommel, und – ‚klick'. Dann war ein Eilbrief aus Schweden eingetroffen. Ein Brief von Vera, nur wenige Zeilen:

Lieber,
nun bin ich in der Heimat. Es ist gut. Sei Du nicht traurig,
ich bin ja nicht tot, die Kraft der Liebe macht unsterblich.
Bitte besuche nicht das Grab, dort fändest Du nichts von mir.
Ich besuche Dich.
Wenn Du an mich denkst, werde ich es wissen und mich freuen.
Lebe nun ein gutes Leben!
Wenn die Zeit kommt, sehen wir uns wieder – dann für immer.
Auf später.
Deine Vera

Es war inzwischen Abend geworden und dann Nacht. Der Revolver lag auf dem Schreibtisch. Lukowsky blickte mit leeren Gedanken zum Fenster hinaus. Einsame Lichter spiegelten sich im Wasser des Rheins.
Dann – nach langen ungemessenen Stunden – hatte er auf einmal das Gefühl, den Blick nach rechts wenden zu sollen, zur Tür hin. Und dort stand sie, still lächelnd: Vera! Er konnte sie ganz deutlich sehen, vollkommen körperhaft. Sie hatte ihre rötlich schimmernden Haare offen, und diese waren noch länger, als er es je an ihr gesehen hatte. Auch solch ein rosafarbenes Kleid hatte er noch nie an ihr gesehen. Doch diese Erscheinung war ganz gewiß Vera. Und sie lächelte, lächelte mit roten Lippen und sah ihn aus ihren großen, stillen graublauen Augen an. Sie nickte ihm zu und strich mit der gewohnten Handbewegung die schwer aus dem Scheitel vorgleitenden Haare zurück. Vera! Sie war so wunderschön! – Er stand auf, um ihr entgegenzugehen. – Doch nun war da nichts mehr als der leere dunkle Türrahmen. Aber er meinte tief in sich Veras Stimme zu hören, die sprach, deutlich, klar, voller Gewißheit: „Später!" -

Als der Morgen graute, rief Georg an. Ein alter Freund und Kamerad aus Wien, von dem er nur alle Jahre einmal hörte. Gerade jetzt war er mit seinem Flugzeug auf Zwischenlandung in Düsseldorf, ausgerechnet jetzt rief er an und sagte: „Unser Leben, das von Männern wie Dir und mir, fließt anders. Es verläuft nicht zwischen den Hecken der Geborgenheit, wie das der meisten Menschen. Wir sterben weder im Bett noch hinter dem Schreibtisch – und auch nicht aus Wehmut um eine verstorbene Geliebte. Die Chinesen sagen: ‚Ein Mensch lebt

so lange, wie jemand sein Bild anschaut.‘ Also vorwärts, alter Junge! So lange Du lebst und das Bild Deiner Vera anschaust – sei’s als Foto oder als ihr Bild in Deinem Herzen – so lange ist sie nicht nur im Himmel, sondern sogar hier auf dieser Erde unsterblich!“ –

Lukowsky hatte Veras Foto angesehen, dann wieder eingesteckt und war aufgebrochen. Er war fortgegangen, hatte sich einen zünftigen Krieg ausgesucht, wo die Aussicht zu fallen gut war, um auf anständige Weise zu Vera zu gelangen, so, wie ein Ritter zu seiner Dame geht – nach bestandenem Kampf. Aber er hatte überlebt – und mit ihm auf dieser Erde Veras Bild, das Foto wie auch das in seinem Herzen. Er hatte dann andere Frauen gekannt, die Vera ein wenig ähnlich sahen, hatte Vera in ihnen gesucht – und doch nicht gefunden. Vera, das hieß: ‚Die Wahrhaftige‘. Es gab sie nur einmal. Und immer wieder dachte er: Vera, meine Vera, süße Geliebte in jener fernen anderen Welt, in der ewiges Morgenrot herrscht, dort drüben sehen wir uns wieder, dort wird alles gut sein, alle Bitternis ist vergangen, überwunden ist jede Qual, und wir werden uns lieben. Falls es aber das dunkle Nichts ist, dort drüben, so werden wir dessen Dunkel besiegen und festumschlungen gemeinsam vergehen – ohne Furcht. –
Er dachte an Vera, ganz gleich, wie viele Jahre verstrichen, mittlerweile Jahrzehnte – er würde immer an Vera denken. – Sie war ja das Schicksal. -

37

Mehr als ein Vierteljahrhundert war vergangen, doch nicht Veras Bild in Ernst Lukowskys Herzen.
Jetzt saß er in dem engen Büro einer kleinen Luftfrachtfirma in Bunkerhill, Los Angeles. In diesem, wie in jedem anderen Zimmer zuvor, hoffte er, Vera möge ihn wieder besuchen. Doch bisher war sie nie wieder gekommen. Vielleicht, so dachte er manchmal, würde sie das nur in der Heimat tun – oder sie erwartete von ihm zuerst, daß er erfüllen möge, was ihr Wunsch gewesen war.

Die Verbindung zu seinem alten Kreis war in all der Zeit nicht abgebrochen, obwohl Lukowsky europäischen Boden nicht wieder betreten hatte. Aber sie schrieben sich, ziemlich regelmäßig. Mit Astrid Xylander wechselte er allmonatlich einen Brief, fast wie nach Plan. Astrid hatte im Frühling nach seiner Abreise ein Kind bekommen. Eine Tochter. Sie hieß Siglinde. Anderthalb Jahre später hatte sie geheiratet. Einen Architekten, den sie schon lange freundschaftlich kannte, und inzwischen hatte sie auch noch einen Sohn zur Welt gebracht, Holger. Mit Peter Fischer wechselte er ungefähr alle sechs Wochen Briefe. Ihm ging es ebenfalls gut. Er hatte Karola geheiratet und mittlerweile nicht weniger als vier Kinder: Ernst, Fritz, Astrid und Vera. Ein paarmal im Jahr korrespondierte er auch mit Antonietta. Sie war nun längst verheiratet und hatte zwei weitere Kinder bekommen. Von ihr wußte er, daß Susanne Löw einen Sohn zur Welt gebracht hatte, der inzwischen Dr. Juris war und in Antoniettas Büro arbeitete. Sie hielt sehr viel von ihm und deutete an, ihn zu ihrem Nachfolger machen zu wollen. Auch mit Fritz Busch hatte der Kontakt gehalten. Doch schon vor einer Weile war dieser, hoch in den Neunzigern, ge-storben, zu seinem Glück ohne zuvoriges Siechtum; wenige Wochen nach seinem Freund und Schachpartner Claude Herniaire. Hugo Weiß hatte schon bald sein Schicksal bald ereilt. Ein Schuß in den Rücken, mitten auf der Straße in Madrid. Das hatte Antonietta geschrieben. Mit Leopold Wiesinger bestand auch eine sporadische Korrespondenz, alle zwei Jahre einmal. Dessen Prophezeiungen waren bisher planmäßig eingetroffen. Die Mauer durch Berlin stand längst nicht mehr, die Welt war in Bewegung geraten. Daran mußte Lukowsky oft denken. Im übrigen, sogar mit Wellmayer, der sich längst aus dem Geschäft zurückgezogen hatte, wechselte er zumindest Weihnachtskarten. Von Cornelius war nie wieder etwas zu hören gewesen; er sei in Zwangsfrühpension geschickt worden, so hatte Fischer geschrieben.
So war die Verbindung zur altern Heimat durchaus lebendig geblieben – und doch gleichsam sehr fern.

Nun waren mehr als zweieinhalb Jahrzehnte vergangen. Und oft mußte Ernst Lukowsky an die Worte von Astrid denken: ‚Du wirst jung bleiben!‘ Er war älter geworden, gewiß, doch kaum, daß ihn jemand wesentlich über die Fünfzig schätzen würde. Und auch seine Kräfte schienen in all der Zeit um nichts schmäler geworden zu sein. Er war noch immer ein guter Flieger und für anstrengende Flüge sogar gefragt und beteiligte sich auch an Flugrennen mit einer Grumman Bearcat. Was er nicht geschafft hatte, war, ein vernünftiges, ordentliches Leben aufzubauen. Nicht geschafft? Er hatte es gar nicht mehr gewollt.

Die ‚Bearcat‘ war himmelblau angemalt und mit Wolkenmustern verziert, am Rumpf gab es Balkenkreuze in Dunkelblau. Das Flugzeug erinnerte auch ein wenig an die deutsche FW 190 A, bloß daß die Luftschraube vor dem Sternmotor vierblättrig war und keinen Spinner hatte wie die der FW 190. Die Konstruktion dieses Jagdflugzeugs stammte aus der Endphase des Zweiten Weltkrieges, war aber erst im Koreakrieg zum Einsatz gekommen und später sogar noch im Dienste der Südvietnamesischen Luftwaffe. Sie war ein gutes Flugzeug. Jetzt stand die himmelblaue Grumman Bearcat mit der Kennung N – 24 19 B auf dem Privatflugplatz von San Pedro, südlich von Los Angeles. Eine Reihe anderer alter Jagdflugzeuge, zumeist noch farbenfreudiger bemalt, wartete ebenfalls: Drei Mustangs, eine Hellcat, eine Thunderbold, eine Lightning und eine Corsair sowie ein spanischer Lizenzbau der Me 109, den der Besitzer mit einem Allison-Triebwerk und einer Galland-Haube ausgestattet hatte, so daß diese Maschine nun wie eine Me 109 G-10 aussah. Ihre Lackierung mit Tulpennase war dem Flugzeug von Erich Hartmann nachempfunden. Dann gab es noch den knallrot angestrichenen Eigenbau eines Bastlers – aber mehr oder weniger waren alle diese Flugzeuge Bastelwerk. Es kam auf die Geschwindigkeit an, nicht auf historische Originalität. An den Krieg, dem diese Maschinen einmal gedient hatten, dachte ohnehin niemand mehr. Es waren Rennflugzeuge, wie es eben auch Rennwagen gab. Für den technisch bestmöglichen Zustand von Lukowskys Bearcat sorgte Joe McGarden, ein seit vielen Jahren bewährter Freund. Diese zehn Maschinen standen nun also in der Hitze des kalifornischen Vormittags bereit, um sich auf zweimal fünfhundert Meilen ein Rennen zu liefern. Dafür gab es Geld, denn jede der Maschinen trug die Werbeaufschrift eines Sponsors. Auf Lukowskys Bearcat prangte das Logo von ‚Wang‘. Vor allem aber machte solch ein Rennen viel Spaß. Es gab keine erbitterte Rivalität,

Kameradschaft ging vor. Sie alle, die an solchen Fliegerrennen teilnahmen, kannten sich gut. Zweimal hatte Lukowsky eines der Rennen gewonnen, aber meistens wurde es der dritte oder vierte Platz, in Reyno auch einmal der fünfte. Die Bearcat war ihrem Originalzustand verhältnismäßig nahe, während zwei der Mustangs, die Corsair, die Me 109 sowie der knallrote Eigenbau auf Fury-Basis, mit allen nur erdenklichen Raffinessen verfeinert worden waren. Eine von diesen Maschinen gewann zumeist, doch darauf kam es nicht an. Die Lightning blieb immer letzte, und dennoch war der Beisitzer mit vollem Vergnügen dabei. Diesmal siegte der knallrote Eigenbau, Lukowsky Bearcat landete als Dritter bei Start und Ziel. Aber es war ein gutes Rennen gewesen, ohne Unfälle, ohne technische Schäden. Als die zehn buntbemalten Flugzeuge wieder nebeneinander standen, war die Stimmung hervorragend. Das Publikum durfte jetzt die Flugzeuge aus der Nähe anschauen. Das war schon etwas Besonderes, auch für Kalifornien. Die Piloten und ihre Mechaniker feierten unterdessen, und das dauerte traditionsgemäß bis zum nächsten Morgen. Die Mädchen sorgten für Verpflegung. Während der Nacht brannten Lagerfeuer. Alle zwei bis drei Monate fand ein solches Rennen statt, und immer wieder war es ein kleines Ereignis. Dann aber folgte der Alltag – wie das Leben es eben so gab.

Es war ein heißer Septembertag in Los Angeles, die Sonne knallte zu den Fenstern herein, als auf dem kleinen schäbigen Schreibtisch das Telefon bimmelte und eine völlig unerwartete deutsche Stimme sprach: „Hallo Ernst! Ich hoffe, mich nicht verrechnet zu haben, und bei Euch ist Tag.“ Es war Bernd Meißner. Die Telefonnummer hatte er von Wellmeyer bekommen. Bernd sagte: „Es ist etwas ganz Merkwürdiges passiert: Sie haben in einem Gletscher den Rumpf unserer Do 28 gefunden, Mit Felix‘ inzwischen schon beerdigter Leiche drin. Es war Zufall, durch Bergsteiger. Und ... In den Kisten, Du weißt, die Kisten, da war was drin ... was aus der Nazizeit. Es wäre gut, wenn Du kommen könntest.“
Noch am selben Tag erfolgte ein zweiter Anruf aus Deutschland. Diesmal eine Frauenstimme. Sie sagte: „Mein Name ist Julia Beckmann. Ich bin die Tochter von Antonietta. Es hat sich etwas ereignet. Sie sollten zurückkommen. Bitte Dienstag vormittag nächster Woche, wenn es sich irgend einrichten läßt. In dem Wiener Büro, das Sie kennen. Können wir mit Ihnen rechnen?“
Lukowsky dachte nicht lange nach. Es gab nichts, was ihn jetzt zwingend in Los Angeles hielt, und vielleicht war es nun ohnehin an der Zeit, in die Heimat zurückzukehren. Er sagte: „Ich komme.“

Lukowsky saß an seinem Schreibtisch in Los Angeles und tüftelte einen Kurs aus. Das würde ein kleines Abenteuer werden, aber es mußte gehen: Mit sechs Zwischenlandungen quer über den Kontinent, dann über mehrere Stationen, Neu Braunschweig, Island und Grönland nach Europa. Joe hatte die Bearcat mit zwei Zusatztanks versehen, die von einer P 51 stammten, aber trotzdem paßten. Es müßte ganz gut möglich sein. Dann würde er gerade rechtzeitig mit einem Jagdeinsitzer Baujahr 1946 in Wien-Schwechat landen. Denn die Bearcat wollte er nicht zurücklassen, er hing mittlerweile an diesem Flugzeug.

Er hatte ein Telefax an Peter Fischer geschickt und diesen gebeten, ihm ein geeignetes Quartier in Düsseldorf zu besorgen. Fischer hatte zurückgefaxt, Lukowsky könne vorerst in seine Neusser Wohnung einziehen. Dort in der Garage stehe übrigens noch immer sein Mustang. Den werde er inzwischen von einer Werkstatt durchsehen lassen und dann auf die ‚Aurora GmbH' anmelden, Lukowsky könne also damit rechnen, seinen alten Wagen zur Verfügung zu haben. Dieser Gedanke freute ihn. Er warf einen Blick aus dem Fenster. Zum erstenmal fiel ihm auf, daß im Kern von Los Angeles eine Menge neuer Hochhäuser hinzugekommen waren, seit er sich in dieser Stadt niedergelassen hatte. Es waren doch manche Jahre vergangen.

Es gab nicht viel zu packen. Zwei Koffer würde Joe ihm per Luftfracht nachsenden, denn in der Bearcat war kein Platz für dergleichen. Als er das Büro in Bunkerhill hinter sich zuschloß, in dem zukünftig Joe McGarden allein sitzen würde, überfiel ihn das unerwartete Gefühl, daß er Joe vermissen würde und auch sonst einiges – die Fremde war ihm längst nicht mehr fremd, und plötzlich überkamen ihn Zweifel, ob er noch nach Düsseldorf gehörte, ob nicht Los Angeles, diese Stadt mit viel Schatten aber auch sonnigen Seiten, inzwischen für ihn so etwas wie ein Zuhause war. Gewiß, die Schattenseiten nahmen zu, besonders die Gewaltkriminalität, die im Grunde nichts anderes als ein permanenter Rassenkrieg war. Vieles hatte sich zum Schlechten verändert. Doch daran trugen die einzelnen Menschen keine Schuld, Lukowsky hatte gute Freunde unter ihnen gefunden. Während er die Treppe hinunterging, wurde die Unsicherheit immer größer. Auf der Straße drehte er sich um und blickte an der Hauswand empor, auf das Fenster, aus dem er so oft geschaut hatte, wenn er am Schreibtisch saß. Vielleicht, daß er doch bald zurückkehren würde, zurück in die neue Heimat, wenn in der alten getan war, was es dort jetzt zu tun gab.

Der silbergraue Buick Riviera, mit dem er zum Flughafen fuhr, war nun auch schon nicht mehr neu. Lukowsky dachte, daß niemand dieses Auto noch würde haben wollen, wenn er es nicht aufhob. Der Wagen würde im Hangar bleiben. Vielleicht, wer mochte es wissen, käme er ja doch bald zurück.

Als er sich von Joe verabschiedete, auch von Sandy und noch manchen anderen, war der Gedanke, nicht auf Dauer fortzubleiben, sehr stark in ihm. Und als er mit der Bearcat abhob, eine Platzrunde drehte und sah, wie man ihm von unten zuwinkte, tat es auf einmal weh, davonzufliegen.

38

Der Abend dämmerte bereits über Wien, als Lukowsky mit der Bearcat nach einem langen Flug und vielen Tankstopps in Schwechat zur Landung ansetzte. Herbst 1999 - eine lange Zeit war er nicht mehr in Europa gewesen, über ein Vierteljahrhundert! Und doch - war das wirklich eine lange Zeit geweseh ...?
Die Rollbahn war inzwischen erneuert worden und nicht mehr so holprig wie früher. Doch die Abstellplätze für kleine Privatmaschinen waren immer noch dieselben, und so nahm nun die hellblaue Grumman Bearcat jetzt einen Platz ein, auf dem vor vielen Jahren auch schon eine blaue T-6 gestanden hatte, mit der Lukowsky damals oft geflogen war. Es gab eben Dinge, die sich änderten und andere, die gleich blieben.

Nach Erledigung der Formalitäten, mietete Lukowsky sich im ‚Novotel' ein, gleich beim Flughafen. Das war neu, hatte es jedenfalls früher noch nicht gegeben. Er aß tüchtig und ging dann auf sein Zimmer. Er schaltete den Fernsehapparat an. Es gab die bekannten österreichischen, bundesdeutschen und schweizerischen Sender, doch mit lauter neuen Gesichtern. Außerdem waren zahlreiche Programme hinzugekommen, die es früher nicht gegeben hatte. Alles war lauter, greller, roher geworden und mit Rassenvermischungsideologie durchtränkt. Es wirkte amerikanisiert, und doch nicht amerikanisch. Was immer es an Schlechtem aus Amerika gab, war da – das Gute nicht. Und die mittlerweile ein halbes Jahrhundert zurückliegende Nazi-Ära wurde breitgewalzt, wobei laut Fernsehen inzwischen schon jeder Deutsche ein Verbrecher gewesen sei, der keinen Verrat begangen hatte. Es war gefährlich geworden, etwas anderes zu sagen, also hielten die Menschen den Mund. Aber der deutsche Soldat marschierte wieder, und wohin er kam, wurde er von der einheimischen Bevölkerung freundlich, oft sogar herzlich, begrüßt. Die Erinnerung an die Deutsche Wehrmacht konnte also kaum eine so üble sein. Allerdings marschierten die Deutschen jetzt für fremde Interessen, genau wie die Amerikaner. Gemeinsam mußten sie neue Absatzmärkte erobern, damit ein paar wenige Leute, deren Nationalität ihr fettes Bankkonto war, sich noch mehr Geld einverleiben und von uneingeschränkter Weltbeherrschung träumen konnten. Vielleicht hatte der alte Karl Marx ja doch nicht so Unrecht gehabt, als er behauptete, der zwangsläufige Kreislauf des Kapitalismus heiße: ‚Konjunktur-Krise-Krieg'. Jetzt war wieder der Krieg an der Reihe. Da waren vormalige Pazifisten zu glühenden Militaristen geworden, von einer Stunde auf die andere, ganz wie es ihnen verordnet worden war. Es gab ja auch noch vier oder fünf Völker, die auf ihrer Souveränität beharrten. Die mußten nun

niedergebombt werden, im Namen des Demokratismus; denn die paar Leute mit der Nationalität fettes Bankkonto verlangten die uneingeschränkte Herrschaft über diesen Planeten. Selbstverständlich im Namen einer Ideologie, die, wie jede, sich als die alleinseligmachende ausgab, weshalb jeder Mensch, gleich welchen Völkerstamms, der sie nicht haben wollte, böse sei und niedergehauen werden müsse. Nach dem Motto: Willst du Demokrat nicht sein, schlag' ich dir den Schäden ein. Die Herren des Ganzen waren die von der Nationalität fettes Bankkonto, jeder einzelne von ihnen so unfehlbar wie der Papst für seine letzten Gläubigen. Sämtliche Fernsehstationen waren der Nation fettes Bankkonto bedingungslos hörig, und so sahen die Programme auch aus. Mit Begeisterung berichtete eines gerade über eine neulich in Berlin erneut abgehaltene sogenannte ‚Love Parade', bei der Hunderttausende hirnlos und in bizarrer Häßlichkeit umhergetollt waren, nur noch Bauch, ohne Geist, oft von Rauschgiften aufgeputscht, genau so, wie die Oberen sich ihre willenlosen Konsumsklaven wünschten. Am Tag darauf aber waren die meisten von diesen wieder zu Menschen geworden, und daran hatten die Oberen gar keine Freude. Der Teufel war unglücklich, man sah es der Leichenbittermiene des Fernsehagitators mit Nationalität fettes Bankkonto deutlich an. Denn die junge Generation dachte wieder in Begriffen wie Pflicht und Familie, Frauen wollten wieder Frauen sein und Männer anständig arbeiten, Ehen hielten immer häufiger und es gab weniger Abtreibungen – der Teufel war untröstlich, und der TV-Agitator auch. Er mokierte sich soeben über noch immer hin und wieder auftauchende natürliche Gefühle, wie Intoleranz gegenüber Perversität, die nicht mehr so genannt werden dürfe, solches hieße jetzt ‚sexuelle Minderheiten', das sei eben Demokratie. Dabei bestand die einzige Daseinsberechtigung der demokratischen Mehrheit darin, Minderheiten zu dienen wie jenen, die sich in Sodom und Gomorra so richtig wohl fühlten. Es war aufschlußreich, diese Fernsehprogramme einmal über sich ergehen zu lassen. Die Wirklichkeit sah zum Glück anders aus als die dort vorgespielten Bilder, und darum war der Teufel so unglücklich.
Eines beeindruckte Lukowsky: Die Wetterkarte, die Deutschland nicht mehr in ‚BRD' und ‚DDR' unterteilt zeigte. Damit hatten die momentanen Weltbeherrscher nicht gerechnet. Doch wenigstens konnten sie die Deutschen nun zu dem Preis zwingen, für die Wiedervereinigung ihre gute D-Mark aufzugeben. Das rettete den US-Dollar vor dem endgültigen Absturz. Aber die Menschen tanzten nicht stumpfsinnig nach der offiziellen Pfeife. Sie glaubten nicht mehr alles, was ihnen erzählt wurde, weder das, was die Vergangenheit anbelangte noch das,

was die Gegenwart und die verhießene Zukunft anbetraf. Immer mehr begannen still nachzudenken – still, aber doch – über Arbeitslosigkeit, Überfremdung, Neger, die nicht nach Europa gehörten, Rauschgiftsucht und Gewalt allerorten, sogar schon an den Schulen, darüber, daß vieles nicht in Ordnung war. Das ließ sich aus den Zwischentönen der Fernsehkommentare heraushören, es bereitete den Agitatoren spürbares Unwohlsein. Manch einer von diesen mochte in dunkler Ahnung schon um seine Pfründe fürchten; und die Nationalität fettes Bankkonto hatte den Nachteil, daß sich im Fall des Falles niemand hinter ihrer Grenze verstecken konnte. Dem Fernsehen und allen gegenwärtigen Machtverhältnissen zum Trotz: Es nahte eine neue Zeit! Sie würde sich bald nicht mehr unterdrücken lassen. – Lukowsky schaltete den Apparat aus und legte sich schlafen. Die nur durch Tankstopps und zwei kleine Pausen unterbrochene Tour von Los Angeles bis Wien war problemlos und nicht sonderlich anstrengend gewesen, aber doch ermüdend – und die durstige Bearcat hatte auf diesem Flug rund ein Viertel von Lukowskys Geldreserven durch die Auspuffanlage ihres Sternmotors geblasen. Aber sie war ein feines Flugzeug! -

Als der neue Morgen da war – ein freundlicher Herbsttag mit Sonnenschein – tauschte Lukowsky Geld um. Die Geldscheine sahen inzwischen anders aus. Statt der hübschen Bertha von Suttner, schaute ihn jetzt ein gestrenger Herr von der Tausendschilling-Banknote aus an. Inzwischen stand ja Kriegführen auch in Europa wieder hoch im Kurs, was hätte man da mit Bertha von Suttner anfangen sollen! Das Geld war also häßlicher geworden und auch deutlich weniger wert. Letzteres bemerkte Lukowsky am Preis der Taxifahrt vom Flughafen in die Innenstadt. Doch dort sah die Oper noch immer so aus, wie es sich gehörte, und auch sonst schien alles in Ordnung zu sein. Wien blieb eben doch Wien.

Gegen zehn Uhr betrat er das Haus am Opernring, in dem sich Antoniettas Büro befand, die jetzt nicht mehr Alotti hieß, sondern aufgrund ihrer Heirat Antonietta Kern. Das klang weniger hübsch, paßte aber auch irgendwie zu ihr. Im Hof des Hauses parkten drei Autos: Ein neuer Mercedes 500, dunkelblau, ein neuer Porsche 911, silbergrau – und der alte BMW V8, an dem sich nichts geändert hatte. Auch sonst schien alles beim Alten zu sein, obwohl die taubenblauen Läufer auf den Treppen mittlerweile ganz sicher schon mehrfach erneuert worden waren. Die Messingstangen unter den Stufen blitzten wie gewohnt, und ebenso so die Lampen. An der dunklen Eichentür stand auf einem schlichten Messingschild der Firmenname: Neoenergen Ges.m.b.H.. Über diese Firmen-

gründung hatte Antonietta ihm nach Los Angeles geschrieben gehabt. Der Hauptsitz war zunächst in Frankfurt am Main gewesen und neuerdings in Berlin. Das technische Entwicklungszentrum befand sich jedoch in München, die internationalen Verbindungen liefen über Wien. Lukowsky erinnerte sich an die entsprechenden Erzählungen aus den Briefen. An den auf Hochglanz polierten Klingelknopf erinnerte er sich noch von seinem vorigen Besuch her. Lukowsky drückte darauf. Bald ertönten Schritte hinter der Tür, und diese ging auf. Das schwarzhaarige Mädchen, das öffnete, war vielleicht neunzehn Jahre alt, hatte schöne dunkle Augen und eine Traumfigur. Sie trug ein hellrotes Kostüm und einen prächtigen langen Haarschweif. Lukowsky überlegte sofort, ob es eine von Antoniettas Töchtern sein könnte. Doch bald sollte er erfahren, daß sie eine Enkelin des ihm bekannten Herrn Baumann war. Das Mädchen wußte offenbar Bescheid, es sagte: “Grüß Gott! Herr Lukowsky?” Er nickte und erwiderte den Gruß. Das Mädchen lächelte und führte ihn weiter. Der große Vorraum war unverändert, bis auf zwei braune gegeneinandergestellte Schreibtische an der Rückwand. Einer davon schien der Arbeitsplatz des schwarzhaarigen Mädchens zu sein. An dem zweiten saß eine zierliche Frau von Mitte Dreißig, die eine beige Bluse mit großen Rüschen daran trug und ihre blonden Haare zu einem Nackenknoten geschlungen hatte wie eine klassische Ballerina. Die Blonde telefonierte gerade angeregt und nickte Lukowsky daher nur grüßend zu. Noch ehe das Mädchen mit der perfekten Figur dazu kam, an die hohe Tür zu klopfen, hinter der sich das Büro der Chefin befand, öffnete Antonietta und kam Lukowsky entgegen. Sie trug ihre Brille, ein Kleid in Altrosa und die Haare vor der Schulter zum Zopf geflochten – beinahe so wie bei ihrer allerersten Begegnung im Münchner Café Roma. Und sie war noch immer die schöne Frau von damals, die Jahrzehnte hatten ihr nicht viel anzuhaben vermocht. Antonietta gab Lukowsky die Hand und lächelte: “Schön, Sie wiederzusehen!” Er sagte: “Auch ich freue mich sehr! Es ist ein bißchen so, als ob die Zeit stehengeblieben wäre. Sie sind sehr schön, Antonietta!” Die Frau verstärkte ihr Lächeln: “Finden Sie? Vielleicht kommt es Ihnen einfach so vor!” Sie gingen in das große Büro mit dem Gemälde von Prinz Eugen an der Wand. Hier hatte sich anscheinend gar nichts verändert. Nur die Sitzgarnitur in der Besprechungsecke war eine andere, jetzt aus dunklerem, rotbraunem Leder. Dort stand auf dem Tisch alles bereit: Kaffee, Geschirr, Gläser, Aschenbecher. Sie saßen einander gegenüber und sahen sich für einige Augenblicke schweigend an. Dann sagte die Frau: “Dank unseres Briefverkehrs wissen wir das Wichtigste von einander. Dadurch gibt es

gar nicht so viel zu erzählen, wie es nach einer so langen Zeit sonst üblich wäre. Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß unsere Verbindung auf diese Weise recht eng blieb." Sie schenkte Kaffee in zwei Tassen. Lukowsky erwiderte: "Auch ich habe mich über jeden Ihrer Briefe gefreut. Und es geht Ihnen gut. Das ist schön!" – "Ich habe keinen Grund, mich zu beklagen," sagte Antonietta, "das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Ich bin auch nicht mehr ständig in der Firma, das schrieb ich Ihnen ja, so daß ich inzwischen schon mitunter die Rolle der Oma ausfüllen kann, denn meine älteste Tochter hat ja bereits zwei Kinder – meine Tochter Julia, sie rief Sie an." Lukowsky fragte: "Sie ist nicht hier?" Antonietta schüttelte den Kopf: "Julia lebt in Frankfurt am Main, beziehungsweise in Bad Homburg, und inzwischen schon mit einem Fuß in Berlin. Es verlagert sich nun einiges dorthin. Ich möchte Sie bitten, sie dort aufzusuchen – wegen einer Angelegenheit, über die wir später noch sprechen werden. Zunächst ist es wichtig, die sonderbare Geschichte um die Ladung ihres vor nun bald dreißig Jahren abgestürzten Flugzeugs zu klären. Darüber sollten Sie mit Jörg Löw sprechen, ein Mann aus dem Kreise, der sich sehr gut entwickelt hat. Sie werden ihn gleich kennenlernen. Er ist in seinem Büro, hier im Nebenzimmer. Es war mir aber wichtig, Sie zunächst allein zu begrüßen. Wir haben uns ja doch in einer Zeit kennengelernt, die für mich besonders wichtig war. Ich wünsche mir, daß die Beziehung, die sich dadurch in gewisser Weise zwischen uns ergeben hat, als eine kleine Besonderheit des Lebens bestehen bleibt. Unser nächtliches Fliegerabenteuer ist unvergessen! Lassen Sie uns also zuerst ein wenig persönlich plaudern!" Sie deutete auf ihren Zopf und sagte: "Schauen Sie, es gibt da inzwischen ein paar graue Haare!" Lukowsky meinte: "Das stört doch nicht!" Sie wiegte den Kopf: "Mich schon, wenn ich ganz ehrlich bin. Vielleicht werde ich sie nachfärben, falls es schlimmer wird." Sie lächelte: "Ergraut möchte ich nicht aussehen, das entspräche ja nicht meinem wirklichen Bild – Sie wissen: Der innere, ewige Körper! Dafür hätte sogar Astrid Verständnis." Sie verstärkte ihr Lächeln: "Übrigens – falls Sie sich erinnern – ich habe Astrids Achtzig-Zentimeter-Kommando gehorcht! Wenigstens so ungefähr. Meine Töchter halten sich erfreulicherweise auch daran. Julia sowieso, sie ist ein wenig ins Astrids Fußstapfen getreten, wenn ihre Interessen inzwischen auch mehr der Familie gelten. Mit der jüngeren mußte ich manchmal darum kämpfen, aber mit gutem Erfolg. Besondere Freude bereitet mir Marianne, die Schwester meines Schwiegersohns. Ich denke, Sie werden sie einmal kennenlernen." So redeten sie über ihre ganz persönlichen Erlebnisse während der vergangenen Jahrzehnte.

Und je mehr sie sprachen, um so mehr schien es, als schrumpfe der Zeitraum von Jahrzehnten auf die eine Stunde zusammen, in der sie nun wieder beisammensaßen und miteinander redeten. Es war wie ein stiller Zauber, der die Zeit verschlang. Nun schien alles wieder genau so zu sein wie damals, als sie sich im Schloßhotel Fuschl verabschiedet hatten – damals, neulich, erst vorhin. –
Antonietta sagte: “Ich werde Sie nun mit Dr. Jörg Löw bekanntmachen und mich dann zurückziehen. Anschließend würde ich mich freuen, mit Ihnen zu Mittag zu essen. Ich denke, wir werden uns Ende der Woche mit mehr Ruhe wieder treffen, um noch einiges andere zu besprechen, besonders, was die Angelegenheit meiner Tochter und ihres Mannes anbelangt. Er ist der Vorstandsvorsitzende unseres vor vier Jahren gegründeten Firmenkonsortiums. Ein sehr tüchtiger Mann. Um was es dort geht, erfahren Sie noch im einzelnen. Jetzt aber,” sie erhob sich, “werden Sie sozusagen die neue Generation kennenlernen. Ich lasse Sie unterdessen allein.” Antonietta rief Jörg Löw in das Zimmer, stellte die Männer einander vor und zog sich dann zurück.

Jörg Löw war ein elegant gekleideter, hochgewachsener blonder Mann von Ende zwanzig. Er erinnerte Lukowsky von ferne an Hugo Weiß. Vielleicht war dieser ja doch Susanne Löws Bruder gewesen, wie er damals auf dem Friedhof den Eindruck gehabt hatte. Der Blick von Jörg Löws ungewöhnlich hellen Augen war klar, aber nicht kühl. Es war der sehr sichere Blick eines Mannes, der wußte, was er wollte. Er trug einen dunkelblauen Anzug, ein weißes Hemd mit goldenen Manschettenknöpfen und eine hellblaue Krawatte mit vielen kleinen dunkelblauen Punkten darauf. Löw hatte eine graue Ledermappe mitgebracht und auf die Rauchglasplatte des Besprechungstischs gelegt. Dieser Mappe entnahm er zwei zusammengeheftete Blätter und erklärte: “Es geht um die Ladung des Flugzeugs, das vor siebenundzwanzig Jahren abgestürzt ist – und überhaupt um einige diesbezügliche Zusammenhänge. Es gibt da sehr Rätselhaftes. Obwohl der uns zugänglich gewordene Bericht es offenkundig zu verschleiern versucht, dürfte feststehen, daß die Maschine explodiert ist. So wäre es doch, wie Sie anfangs annahmen, ein Anschlag gewesen. Ich hoffe, Sie können Licht in diese Angelegenheit bringen.” Er sah Lukowsky an und betonte: “Es ist uns völlig schleierhaft, wie etwas, das mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit aus einer V-Anlage des Z-Plans stammt, in dieses Flugzeug gelangen konnte! Anders ausgedrückt: Wie Beekn an diese Dinge herankam! Dank Herrn Fischers Nachforschungen wissen wir mittlerweile, daß Alfred Beekn die seinerzeitige

Verwundung in Köln überlebte. Er hat damals vermutlich unter dem Namen Wegener eine neue Identität angenommen. So weit wir wissen, ging er dann nach Ägypten. Es wäre wohl sinnlos, nach ihm zu suchen. Falls er noch lebt, müßte er über fünfundneunzig Jahre alt sein. Von dieser Seite ist also sicherlich kein Aufschluß mehr zu erwarten. Lukowsky fragte: “Was war denn nun in den Kisten an Bord unserer Do 28?” Jörg Löw blätterte in seinen Papieren und reichte eines davon Lukowsky mit den Worten: “Es konnten nur einzelne Trümmer gefunden werden, die aber eine Rekonstruktion ermöglichten. Der zerlegte Prototyp eines Marschflugkörpers. Zwar aus dem Jahre 1944, aber ein bisher nur vom Hörensagen bekannt gewesener Typ. Allerdings entwickelte eine deutsche Firma inzwischen ein verblüffend ähnliches Gerät – die Konstruktion ging dann in die U.S.A., wie üblich. Das wäre jedoch ein eigenes Thema.” Dr. Löw blätterte in Papieren und blickte dann wieder auf: “Ihr ehemaliger Geschäftspartner, Herr Meißner, der als Haupteigner der seinerzeitigen Luftfrachtfirma auch der Hauptverantwortliche ist, wurde in der Sache schon von den Behörden befragt. Ernsthafte Schwierigkeiten werden da kaum erwachsen, denn die Zollplomben an den Kisten waren in Ordnung, das Transportunternehmen – also Sie und Herr Meißner – ist damit außer Obligo. Andererseits sind Sie, Herr Lukowsky, im Zusammenhang mit Z-Plan-Angelegenheiten eventuell noch aktenkundig. Es wäre darum klüger, wenn Sie nicht in Erscheinung träten – zumal bisher niemand danach verlangt. Reden Sie bitte mit Herrn Meißner darüber, aber halten Sie sich gegenüber den Behörden nach Möglichkeit zurück. Allerdings nehmen wir an, daß die betreffenden Unterlagen dort verschwunden sind, ebenso alles über Antonietta, Herrn Fischer, Herrn Busch, Fräulein Jörgens und andere, auch über meine Eltern. Wir sind aktenmäßig sozusagen auf wunderbare Weise nahezu unbekannt. Ein erfreulicher Aspekt. Die Erklärung dafür ist einfach, und wir verdanken es wohl vor allem Herrn Buschs Überlegung, daß die Ausschaltung Valtines zu einer solchen Lage führen konnte, sowie den Ereignissen, die daraufhin er, Sie und Herr Fischer bei der gotischen Kapelle durchstanden. Es scheint, daß Valtine – unter Ausnutzung von Bolds – sämtliche wichtigen Unterlagen über uns an sich gebracht hatte, um sich dadurch unentbehrlich zu machen. Valtine war nicht ungeschickt. Er dürfte dafür gesorgt haben, daß dieses Material ohne ihn unauffindbar bleibt. Nun, Herr Valtine ist verstorben, wie Sie wissen. Übrigens auch Herr Bolds. Dieser starb ganz undramatisch an Lungenentzündung. Seine Dienststelle wurde aufgelöst, beziehungsweise in eine übergeordnete eingegliedert. Eine dritte Person, die

noch über wesentliche Informationen verfügte, aber offenbar keine Unterlagen mehr besitzt, ist Hauptkommissar Cornelius. Er verbringt seine Pensionistenjahre in Abgeschiedenheit auf der Insel Rügen. So kam es wohl, daß unsere Gegner aus persönlicher Raffgier selber dafür sorgten, uns freie Bahn zu verschaffen, was natürlich nicht in ihrer Absicht lag, aber der angenehme Effekt ist. Wir können wohl davon ausgehen, höchstens noch marginal aktenkundig zu sein." Löw deutete auf das Papier: "Ein Rätsel ist naturgemäß, wie fraglos echte Zollplomben an die bewußten Kisten kommen konnten – es sei denn, eine staatliche Stelle war im Bilde. Oder aber – das ist die persönliche Annahme meiner Mitarbeiterin Frau Földi – in den Kisten hat sich nie mehr befunden als ein paar präparierte, gänzlich bedeutungslose Trümmer. Das Ganze ist eine völlig undurchsichtige Angelegenheit. Dazu kommt noch: In der Maschine fanden sich Reste eines in grünem Packpapier eingewickelten Pakets. Das Papier hatte sich im Eis des Gletschers erhalten, aber vom Inhalt war natürlich nichts mehr zu finden. Das Flugzeug ist ja explodiert; alles weithin zerstreut. Besonders dies gibt Frau Földis Theorie wiederum eine gewisse Wahrscheinlichkeit, über die wir später noch im einzelnen sprechen sollten. Interessant auch: Es kann als sicher gelten, daß Valtine vor Jahren als Köder für Beekn eine Attrappe des grünen Pakets in Umlauf gebracht hat. Im Original befand sich, wie Sie wissen, die Figura, außerdem enthielt sie Pläne von By.2. In der Attrappe hingegen war gewiß nichts von Wert. Aber dies ließ sich nach einer Flugzeugexplosion kaum noch feststellen." Dr. Löw betonte: "Für uns ist jetzt einerseits wichtig, nicht womöglich schlafende Hunde zu wecken – andererseits aber nicht minder oder sogar noch mehr, zu klären, wo es eventuell eine offene Stelle im Z-Plan-Gefüge geben könnte. Wir wissen, daß zwei noch geplant gewesene Anlagen nicht fertiggestellt werden konnten, beziehungsweise nicht mehr in Betrieb genommen wurden. Eine von diesen haben Sie gefunden, diese war auch uns bekannt. Der jung ums Leben gekommene Vater von Antoniettas Tochter Julia hatte dort bereits geborgen, was zu bergen war." Ausgerechnet jetzt, wo wir mit dem Neoenergen-Konsortium eine erfolgreiche Entwicklung eingeleitet haben, über die Antonietta Sie noch näher unterrichten wird, ist die zuverlässige Abschottung nach allen Seiten besonders wichtig. Dabei spielen auch die jüngsten Ereignisse eine Rolle, über die Sie noch mit Julia Beckmann, Antoniettas ältester Tochter, und deren Mann reden werden. Er ist der Vorstandsvorsitzende der Neoenergen, wie Sie wohl schon wissen. Ein äußerst fähiger Kopf." Jörg Löw reichte Lukowsky ein weiteres Blatt Papier und erläuterte:

“Dies ist der lapidare, jedoch höchstwahrscheinlich manipulierte Bericht über das aufgefundene Flugzeugwrack – mit erkennbarermaßen auslackierten Details. Dank der Beziehungen von Herrn Fischer, geriet dieses Papier in unsere Hände. Ich bin sicher, Ihrem ehemaligen Partner Bernd Meißner wurde das gleiche zugestellt – jedoch unter Weglassung noch weiterer wichtiger Punkte. Ich bitte Sie, dies bei ihm zu überprüfen. Herr Meißner ist kein Mann, dem wir Vertrauen entgegenbringen könnten. Er hat inzwischen zwei Ehen und Scheidungen hinter sich und lebt vom ererbtem Vermögen das Dasein eines gealterten Playboys. Seine Orgien füllen mitunter die Klatschspalten der lokalen Presse. Er mag früher anders gewesen sein, das weiß ich nicht, jetzt aber ist er ein Mensch, bei dem Vertrauen fehl am Platze wäre – ich wiederhole mich, doch es ist wichtig.” Lukowsky sagte: “Das sehe ich nicht anders. Bernd Meißner ist sicher niemand, der absichtlich etwas Falsches täte, aber es passiert ihm. Doch er ist kein übler Kerl. Das Leben gab ihm nie die Chance, sich aus eigenen Kräften zu erweisen.” Löw nickte: “Möglich. Nach unseren Informationen hat er einen ebenso unguten wie gegebenenfalls gefährlichen Charakterzug, der Geltungssucht heißt.” Löw blätterte in seinen Papieren, zog ein weiteres hervor und legte es vor Lukowsky auf den Tisch: “Bitte sehen Sie sich dies genau an. Es ist der Versuch unsererseits, den Weg der bewußten Kisten zu rekonstruieren. Die Manday Limited in Istanbul besteht nach wie vor. Unser französischer Partner Robert Rolland hat sie gekauft, und die Majorität an Rolland & Löw gehört meiner Mutter und mir. Bitte besuchen Sie die Manday Limited in den nächsten Tagen. Die Geschäfte führt dort jetzt Lütüf Ünönt, ein Türke, der jedoch lange in Berlin gelebt hat und daher gut Deutsch spricht. Auf ihn ist Verlaß, ein guter Mann. Versuchen Sie, mit seiner Hilfe den Weg der Kisten weiter zurückzuverfolgen. Das müßte möglich sein. Beekn hat noch einen Lagerhausbau in Urfa besessen, der inzwischen verkauft wurde. Vielleicht hat es auch damit etwas auf sich. Wir nehmen jedoch an, die Spur wird in Ihr Fliegermilieu führen, denn Beekn hat stets mit freien Transportfliegern wie Ihnen gearbeitet. Es ist viel Zeit vergangen, aber die Spur zu finden, wäre wichtig. Wahrscheinlich werden Sie auf einen ähnlichen Unfall stoßen wie den Ihres Kameraden Felix Schäurer, bloß daß der frühere dann ganz gewiß kein Unfall gewesen wäre.” Lukowsky fragte: “Welche Prioritäten sehen Sie?” Der jüngere Mann gegenüber dachte nach: “Die behördlichen Angelegenheiten in Düsseldorf gehen im Schneckentempo voran. Kein Wunder, es ist so lange her, daß man jetzt keinen Druck dahinter setzt. Küm-

mern Sie sich also zunächst um die Spuren der Kisten. Fliegen Sie so bald wie möglich nach Istanbul. Die Kosten sind selbstverständlich unsere Sache. Möglich, daß Sie dann auch die Dinge in Düsseldorf unter besseren Voraussetzungen sehen können." Er überlegte: "Haben Sie Herrn Meißner schon über Ihre Rückkunft nach Europa unterrichtet?" – "Ja," antwortete Lukowsky, "aber ohne einen genauen Ankunftstag." – "Das ist gut," sagte Löw, "dann rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm, Sie kommen nächste Woche. Vielleicht wird er sonst unruhig. Er scheint keine besonders guten Nerven zu haben. Ich fürchte, bei seinen stadtbekannten Orgien ist Rauschgift an der Tagesordnung, und deshalb fürchtet Herr Meißner jeden Kontakt mit der Polizei, obwohl die sich kaum dafür interessieren wird." Lukowsky sagte: "Ich möchte erst nach Düsseldorf fliegen. Ich habe ein kleines eigenes Flugzeug hier. Da will ich Peter Fischer treffen. Er wird von München dorthin kommen. Aufgabeln kann ich ihn nicht, mein Flugzeug ist ein Einsitzer. Ich könnte dann aber ein bißchen Ordnung in meine Wiederkehr bringen." Jörg Löw nickte: "Wie Sie wollen. Es wäre aber besser, wenn Sie sich statt in Düsseldorf in München niederließen. Dort werden Sie vermutlich bald gebraucht werden. Sie könnten Herrn Fischer dann gleich dort treffen. Um eine geeignete Wohnung für Sie würden wir uns kümmern." Lukowsky dachte eine Minute nach und entschied dann: "In Ordnung, warum nicht. Ich muß mir sowieso eine ganz neue Existenz hier aufbauen, falls ich in Europa bleibe. Ob ich das will, ist noch nicht sicher, aber wenigstens vorerst. München wäre kein ungünstiger Standort. Ich möchte nur möglichst bald meinen Wagen aus Düsseldorf haben. Ein alter Mustang. Peter Fischer hat ihn extra für mich aufgehoben. Ich hänge an dem Ding." Löw versprach: "Ich rede mit Herrn Fischer und sorge dafür, daß Ihr Wagen in spätestens drei Tagen in München auf Sie wartet." Er packte seine Unterlagen zusammen und zeigte erstmals ein entspanntes Lächeln: "Für mich, Herr Lukowsky, ist die zunehmende Verantwortung noch keine Selbstverständlichkeit, das sage ich ganz offen. Aber ich bemühe mich sehr! Wenn Sie einverstanden sind, schlage ich vor, wir treffen uns heute nachmittag nochmals hier, sagen wir gegen 16 Uhr? Falls wir alles gut regeln können, würde ich vorschlagen, Sie übernachten heute in Wien und fliegen gleich morgen nach Istanbul. Wenn Sie zurück sind, wird in München ein Quartier für Sie vorbereitet sein. Jetzt ..." Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr: "Antonietta möchte gern in Ruhe mit Ihnen zu Mittag essen. Sie erwartet Sie gegen eins in den ‚Drei Husaren'. Es ist also noch so viel Zeit,

daß Frau Földi, meine engste Mitarbeiterin, Ihnen die kompletten Unterlagen übergeben und erklären kann, die wir über den Weg der bewußten Kisten bisher haben. Elfi Földi hat diese Zusammenstellung angefertigt, sie kennt sich am besten damit aus und hat auch manche interessante Überlegung dazu angestellt – sogar einige, die unbedingt klärungsbedürftig sind. Sie arbeitet schon seit geraumer Zeit an dieser Sache und ist besser mit den Dingen vertraut als ich oder irgendwer sonst." Jörg Löw rief die schöne Schwarzhaarige mit Namen Lotte zu sich in sein Büro und meinte, Lukowsky solle unterdessen an deren Schreibtisch Platz nehmen, um die Dinge in Ruhe mit Frau Földi besprechen zu können.

Elfi Földi war die blonde Dame mit Ballettknoten und einer beigen Rüschenbluse, die an einem der beiden Schreibtische in dem salonartigen Vorzimmer saß, dessen zum Hof hin gerichtete Fensterseite mit so zahlreichen hochrankenden Zierpflanzen versehen war, daß die zwischen den Blättern in den Raum fallenden Sonnenstrahlen einen grünlichen Schimmer erhielten. Jörg Löw machte Lukowsky mit seiner Mitarbeiterin bekannt und zog sich dann in sein Büro zurück. Elfi Földi war eine von jenen Frauen, die auf den ersten Blick nur recht hübsch wirken, ohne aber besonders aufzufallen, bei näherem Anschauen und durch die Art, sich zu geben, aber zunehmend gewinnen. Sie hatte ruhige und zugleich ausdrucksvolle Augen, so dunkelgrün wie der stille Ozean. Origineller Weise guckte aus dem blonden Haarknoten ein Bleistift hervor, der dort offenbar Sonderrechte genoß. Die Frau sah Lukowsky aus ihren blaugrünen Augen an und sagte: "Ich hoffe, Sie haben ein wenig Geduld. Es gibt doch einiges, was Sie wissen sollten!" Lukowsky versicherte, er werde nicht nur mit Geduld, sondern auch mit Interesse zuhören. In den folgenden anderthalb Stunden erhielt er von Frau Földi zunächst einen verblüffenden Bericht über den Werdegang der Kisten aus der Do 28. Dazu breitete sie wohlsortierte Papiere vor ihm aus und deutete mit dem spitzen Bleistift, den sie nun aus ihren Haaren gezogen hatte, auf die sorgsam notierten Etappen ihrer zur Auffindung des Ausgangspunktes der Kisten erarbeiteten Studie. Diese ging von dem Flugzeugwrack aus und führte über den Flugplatz von Mönchengladbach und ein Lagerhaus der Firma Schenker & Co. in Köln immer weiter zurück. Frau Földi erläuterte mit einer sachlichen und doch angenehm weich klingenden Stimme: "In diesem Lagerhaus hatte Herr Beekn die angeblich irrtümlich von Ihnen aus Istanbul gebrachten Kisten untergebracht. Es lag aber kein Irrtum vor, denn die Kisten aus Istanbul wurden planmäßig von der Spedition an ein großes Handelshaus für Orientteppiche in Ham-

burg geliefert. Es befanden sich aber zur selben Zeit noch andere Kisten der Manday Limited in dem Lagerhaus – eben jene, die Ihr dann abgestürztes Flugzeug weiter transportierte; mit Ziel wiederum Istanbul. Um diese Kisten geht es uns. Sie wurden per LKW von der Firma ‚Aero-Concept Bremen GmbH' nach Köln geliefert, in das Lagerhaus der besagten Spedition. Die Bremer Firma existiert nicht mehr, sie ist mittlerweile in einem größeren Unternehmen aufgegangen. Aber es ließ sich feststellen, daß zuvor Kisten gleichen Umfangs und Gewichts von unbekanntem Ausgangort über Bari nach Bremen gebracht worden waren – vermutlich nach Tests mit dem Inhalt, die im vorderen Orient durchgeführt worden sein dürften. Ferner waren Kisten ähnlichen Umfangs und Gewichts zwei Monate zuvor bereits einmal auf dem anscheinenden Umweg Bari-Bremen-Köln in Richtung Istanbul transportiert worden. Die Maschine gehörte einer nicht mehr existierenden belgischen Luftfrachtfirma, einer sehr kleinen Firma namens De Vogt in Antwerpen. Das Flugzeug war schon sehr alt, eine Beechcraft UC-45." Frau Földi blickte auf: "Vielleicht sagt Ihnen das etwas?" – "Uralt," antwortete Lukowsky, "aber solide. Das erzählte mein umgekommener Freund einmal. Er kannte diesen in Europa seltenen Flugzeugtyp. Heute fliegt so etwas kaum noch." Die Frau lächelte. Sie hatte blasse Haut und sehr feine Gesichtszüge. Mit dem Mittelscheitel und ihrer Ballettknotenfrisur sah sie ein wenig so aus, als ob sie gleich nachher in der Staatsoper ‚Schwanensee' tanzen würde. Sie meinte: "Es ist ja auch über ein Vierteljahrhundert her!" Sie suchte ein Foto des Flugzeugs heraus, legte es auf einen der säuberlich geordneten Papierstapel und erklärte weiter: "Dieses schon damals alte Flugzeug stürzte aus ungeklärter Ursache in die Adria – so heißt es. Die allgemeine Annahme war ein technischer Fehler. Das Wrack wurde nicht gefunden." Frau Földi blickte auf: "Obwohl – und das ist bemerkenswert – sogar Einheiten eines amerikanischen Flottenverbands im Mittelmeer danach suchten – erfolglos. Das wäre vermutlich ein Ansatzpunkt." Sie sah Lukowsky nachdenklich an, ließ den Bleistift zwi-schen ihren gepflegten Fingern wippen und bemerkte: "Ich persönlich würde es nicht ausschließen, daß dieses Flugzeug gar nicht abgestürzt ist, sondern irgendwo anders landete, wo es dann versteckt wurde – zum Beispiel! Dr. Löw hält das für unwahrscheinlich, aber es ist eine Gefühlssache. Vielleicht ziehen Sie diese Möglichkeit einmal in Betracht?" Lukowsky nickte: "Das könnte möglich sein." Elfi Földi faltete eine Karte auseinander und wies auf einen mit Zirkel eingezeichneten Kreis: "Dies ist der Bereich, in dem das Flug-

zeug verschwand. Wie Sie sehen, hätte es nicht nur über See abstürzen, sondern auch in Küstennähe landen können. Es war ja kein sehr großes Flugzeug, denke ich." Lukowsky sah sich die Karte an. Die blonde Frau hatte gut nachgedacht. Sie hob hervor: "Wenn es nämlich so wäre, wie ich für möglich halte, dann hätte es vielleicht nicht zwei Kistenladungen gegeben, sondern nur eine – deren Inhalt allerdings zuletzt nicht mehr der ursprüngliche war!" Lukowsky stimmte zu: "Das erscheint mir nicht unlogisch." Elfi Földi nickte nachdenklich, steckte den Bleistift wieder in ihren Haarknoten und sagte grüblerisch: "Es gibt noch eine ganz andere Perspektive, über die wir reden müssen." Lukowsky fragte: "Welche?" Die Frau zögerte, ehe sie erwiderte: "Lassen Sie uns darüber am Nachmittag sprechen, wenn ich Ihnen das Exposé zusammengestellt habe. Ich möchte einiges erst nochmals ganz genau durchsehen." Lukowsky sagte: "Ich finde es sehr nett, daß Sie sich so viel Mühe machen." Sie lächelte: "Es ist ja meine Aufgabe, und sie interessiert mich. Es ist wie ein schwieriges, spannendes Rätsel. Und ich mag Rätsel!"

Wer Wien kennt, kennt auch die ‚Drei Husaren', eines der besten Speiselokale der Stadt, und dessen Geschichte: Nach dem Ersten Weltkrieg hatten drei verarmte Berufsoffiziere, drei ehemalige Husaren, sich zusammengetan und ein Restaurant eröffnet – eben die ‚Drei Husaren'. Dort gab es von allem das Beste, nicht Cheesburger mit Frenchfoot und auch keine Burenwürste. Lukowsky legte auf Gourmetkost keinen besonderen Wert, doch er freute sich darauf, für ruhige anderthalb Stunden mit Antonietta zusammen zu sein. So saßen sie nun am gedeckten Tisch und erzählten einander. Antonietta sprach zuerst besonders von ihrer Familie, die inzwischen den ersten Platz in ihrem Leben einnahm. Ihr Mann war Mitglied des Vorstands ihrer alten Münchner Firma, die an der neu gegründeten ‚Neoenergen' eine stille Minderheitsbeteiligung hielt. Antonietta erklärte, wobei es darum ging: Um eine neuartige Energiequelle, die unter anderem in der Lage sein sollte, die gefährlichen Kernbrennstäbe in den mehr und mehr umstrittenen Atomkraftwerken zu ersetzen. Die neue Technologie sei völlig anders geartet, berichtete Antonietta, es gäbe demzufolge auch keine Entsorgungsprobleme. Diese sinnvolle Erfindung verspreche einerseits, ein sehr gutes Geschäft zu werden, rufe andererseits aber auch geradezu aggressiven Widerstand seitens der Atom- und ebenso der Öl-Lobbies hervor – denn die Neoenergen entwickle auch neuartige Antriebssysteme. Daß dabei das Erbe der Eltern aus den letzten Kriegsjahren im wesentlichen die Vorlage geliefert habe,

so betonte Antonietta, dürfe nicht ruchbar werden, da die Gewinner des Zweiten Weltkriegs sämtliche deutschen Erfindungen und Patente noch immer als Kriegsbeute betrachteten, und sogar ganz neue deutsche Erfindungen mit größter Dreistigkeit einfach beschlagnahmten, wenn sie ihnen wertvoll erschienen. Das sei neulich sogar ausnahmsweise an die Öffentlichkeit gedrungen, das Bayerische Fernsehen habe ausführlich darüber berichtet. Ein geprellter Erfinder hatte einmal nicht brav den Mund gehalten, sondern sich aufzulehnen versucht. Er hatte ein neuartiges Parabolspiegelsystem erfunden, das die Amerikaner für ihr S.D.I-Projekt gebrauchen konnten. Also wurde er enteignet – entschädigungslos – trotz europäischem und bereits gültigem U.S.-Patent. Zugleich war es den Deutschen untersagt worden, diese ihre eigene Erfindung wenigstens ebenfalls zu nutzen. Der deutsche Erfinder konnte seine gestohlene Arbeit von ferne hinter Zäunen in Amerika anschauen. Er hatte sich bis an den Bundeskanzler gewendet und auch von diesem die Mitteilung erhalten, da könne man halt nichts machen, die Verhältnisse seien nun einmal so! Da dürfte der geschädigte Erfinder nebst seinen Finanziers begriffen haben, von was die Deutschen 1945 befreit worden waren - von ihrer Souveränität.
“Und deshalb,” sprach Antonietta, “bringen viele deutsche Unternehmen bedeutende Erfindung gar nicht erst aus den Labors heraus, denn sonst würde sie ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit gestohlen werden. Italien ergeht es nicht viel besser. Die Japaner verhalten sich ein wenig geschickter. Aber im Prinzip ist es überall gleich. Aus diesem Grunde hat die Neoenergen ihr maßgebliches Entwicklungszentrem in die Ferne verlegt, in ein Land, das noch eine gewisse Sicherheit bietet: China. Dort eröffnen sich große Möglichkeiten. Wir haben da noch ein besonderes Projekt.” Sie betonte: “Das ist streng vertraulich – sehr streng vertraulich! Es geht um einen Freiraum für uns in Tibet! Damit wäre allen Beteiligten gedient: Uns, weil wir unter dem Schutz der letzten souveränen Macht auf dieser Erde ungestört arbeiten können, den Tibetern, weil sie dadurch einige Sonderrechte erhalten, und den Chinesen, die an den Erfolgen unserer Arbeit partizipieren sollen. Dr. Löw hat die Vorverhandlungen geführt. In zwei Wochen fliege ich mit ihm zusammen nach Peking. Es steht gut um diese Angelegenheit!” Ihrem Gesicht war anzumerken, daß sie sich darüber sehr freute. “Die Regierung der Volksrepublik China,” erklärte Antonietta, “zeigt sich durchaus entgegenkommend. Das harmoniert alles recht gut! Aber nochmals: Diese Dinge sind auf das strengste vertraulich!” Lukowsky versprach: “Ich habe

es nie gehört.” Antonietta lächelte: “Sehr gut! Die Neoenergen kann ein wichtiges Stück Zukunft für diesen ganzen Planeten bedeuten! - Für uns im speziellen aber bedeutet dies: Macht! Macht, Herr Lukowsky, denn die ausschlaggebenden Mittel des nächsten Waffengangs werden die der Wirtschaft sein!” Sie kam nun zu dem Punkt, über den sie ganz besonders mit Lukowsky reden wollte. Sie öffnete ihre Handtasche, einige Familienfotos und reichte es ihm mit den Worten: “Das dort ist Julia, meine älteste Tochter. Das Bild wurde erst neulich in ihrem Garten in Bad Homburg aufgenommen.” Die Frau auf dem Foto war sehr hübsch, aber der Mutter erst auf den zweiten Blick ähnlich. Julia hatte helle Augen, so weit sich dies auf der kleinen Fotografie erkennen ließ, und hellbraune Haare mit einem Seitenscheitel. Die Haare waren so lang wie die ihrer Mutter, doch Julias Gesicht wirkte ernster, obwohl sie lächelte. Antonietta sagte: “Julia ist in der vergangenen Zeit viel mit Astrid zusammengewesen. Sie hat sich von Anfang an für deren Spezialgebiete interessiert und viel von ihr gelernt. Daher hat sie einige Fähigkeiten in sich ausgebildet, die nicht alltäglich sind. Sie ist ihrem Mann in vielerlei Hinsicht zu einer Beraterin geworden; er tut nichts, ohne sie vorher zu fragen, und das hat sich schon sehr bewährt. Allerdings, wie ich schon vorhin sagte, Julia hat sich doch nun fast ganz der Familie zugewandt, sie ist ja auch inzwischen selbst Mutter." Antonietta lächelte: "Und ich bin Oma!" Der Blick ihrer dunklen Augen wurde ernst: "Jetzt, in den vergangenen zwei Monaten, haben sich dort Dinge zugetragen, denen nachgegangen werden muß. Ein Entwicklungsbüro mit angeschlossenen Labors brannte nieder. Es heißt allgemein, durch einen Unfall. Dabei verloren wir einen unserer wichtigsten Ingenieure, einen Mann aus dem inneren Kreis. Offiziell kam er bei dem Brand ums Leben. Doch seine Leiche konnte nicht gefunden werden. Julia ist der Überzeugung, daß Brandstiftung vorlag – und sie glaubt fest, daß Lothar Borch, jener Ingenieur, lebt und irgendwo gefangengehalten wird. Auch Marianne glaubt das - und sie hat einen sechsten Sinn. Es gibt einen Kriminalbeamten, der die gleiche Meinung vertritt. Dieser Herr Löffler hat damit einen schweren Stand, denn offenbar ist seine Auffassung unerwünscht. Wir müssen etwas unternehmen und haben auch schon einiges in die Wege geleitet. Aber wir kamen in der Sache bisher nicht weiter. Astrid war es, die Julia riet, Sie um Beistand zu bitten, lieber Herr Lukowsky, und ich denke, das war eine gute Idee. Sie haben gewisse Erfahrungen, die jetzt notwendig sind – und auch die nötige Entschlußkraft, wenn Durchgreifen erforderlich sein sollte, eben das, was sich

nicht auf Universitäten und Akademien erlernen läßt. Deshalb brauchen wir Sie.” Er fragte: “Was soll ich im einzelnen tun?” – “Bitte reden Sie darüber persönlich mit Julia,” erwiderte Antonietta, "und natürlich ebenso mit Max, ihrem Mann. Außerdem rate ich Ihnen, mit Marianne zu sprechen - sie wird Ihnen auch persönlich besonders gefallen! - Zuerst aber werden Sie noch mit anderen Dingen beschäftigt sein. Von nächster Woche an, denke ich, müßten Sie dann dafür Zeit haben. Julia ist jetzt in Berlin, sie richtet da einen Zweitwohnsitz ein. Bitte treffen Sie meine Tochter dort, sie ist sehr eingespannt und läßt außerdem die Kinder nicht gern allein. Ich gebe Ihnen die Anschrift und Telefonnummer. Julia wartet auf Sie.” Antonietta schrieb einige Zeilen auf ein Blatt in ihrem Notizbuch, riß es heraus und gab es Lukowsky. Es standen zwei Anschriften mit Telefonnummern darauf, eine in Berlin und eine in Bad Homburg. Lukowsky faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in seine Brieftasche. Er versprach: “Sie können sich darauf verlassen, ich werde mich sehr bemühen.” Die Frau lächelte: “Danke! Das weiß ich!” Sie ließ einen leisen Seufzer hören und sagte: “Ein richtiges Privatleben gibt es für uns wohl doch nie!” -

Antonietta wollte an diesem Tag nicht mehr ins Büro, sie fuhr nach Hause. Sie hatte Lukowsky angeboten, ihn erst noch zum Opernring zu bringen, doch das Wetter war nicht unangenehm, und so ging er den kleinen Weg ganz gerne zu Fuß, um bei dieser Gelegenheit die Eindrücke der Stadt Wien im Jahre 1999 auf sich wirken zu lassen. Verglichen mit anderen Großstädten, waren es noch immer überwiegend angenehme Eindrücke. Doch auch hier lungerten zum Leidwesen der Einheimischen nun schon ungebetene Gäste herum, unter diesen zahlreiche Schwarze, und die Angst vor Gewalt auf den Straßen hatte auch im ehemals so friedvollen Wien Einzug gehalten. Immerhin, noch war es nicht so schlimm wie anderswo. Mehrfach fielen Lukowsky leere Geschäfte auf. Vermutlich hatten sich die Beisitzer die Mieten nicht mehr leisten können, oder die kleinen persönlichen Läden waren unter dem Druck anonymer Supermarktketten erstickt worden. Aber Trafiken gab es noch immer, Spezialgeschäfte für Tabakwaren und Zeitschriften. Wer mochte wissen, wann auch diese kleinen, von ihren Inhabern mit persönlicher Note geführten Geschäfte von der Jeder-verkauft-alles-Wirtschaft aufgefressen werden würden, in der bloß die großen multinationalen Unternehmen Vorteile hatten. Aber für die war das System ja auch gemacht, nicht für einzelne Menschen mit Persönlichkeit. Dennoch, Wien war noch immer eine schöne Stadt, eine Stadt mit einer besonderen Atmosphäre,

eine wirklich europäische Stadt, trotz ‚Mc Donalds' und ‚Burger King'. Was es aber auch hier gab, wir überall in der sogenannten westlichen Welt: Viele Leute fuhren unnötiger Weise aggresiv aussehende Geländefahrzeuge, und immer mehr Autos waren schwarz lackiert. Die Menschen wollten angsteinflößend wirken - intuitiv - sie befanden sich in einer unbewußten Kampfbereitschaftshaltung, als müßten sie sich immerzu verteidigen. Und das mußten sie auch.

Als Lukowsky am Goethe-Denkmal vorbeikam, eine Straßenbahn vorüberfahren ließ und dann den verkehrsreichen Opernring überquerte, schien die Sonne, es war windstill und beinahe warm.

Die zweite Runde der Besprechung mit Dr. Jörg Löw trug sich in dessen Büro zu. Es war nicht annähernd so groß wie das der Chefin, aber noch immer beachtlich. Hier stand auch alles, was an technischer Ausstattung wünschenswert war. Auf dem Bildschirmschoner eines der beiden Rechner rannte unentwegt ein Hund umher und zerfetzte alles, was er erwischen konnte. Doch er war nur eine Zeichentrickfigur, und der Ton, der mit Kläffen und Knurren sicherlich auch noch zu diesem Stück Bürounterhaltung gehörte, war abgestellt. Jörg Löw befestigte eine Landkarte an einem Ständer mit Dreifuß und erklärte dabei: "Hier sehen Sie, wo sich die beiden in Frage kommenden unfertigen Anlagen befinden könnten." Eine Tapetentür öffnete sich ohne ein Anklopfen, was aber vielleicht wegen der Beschaffenheit der Tür auch nicht hörbar gewesen wäre. Elfi Földi be-trat den Raum. Löw sagte: "Gut, daß Sie kommen, Elfi! Sie sind noch besser unterrichtet als ich. Vielleicht wollen Sie Herrn Lukowsky über die fraglichen Anlagen und so weiter ins Bild setzen." – "Gern," erwiderte die zierliche Frau, und trat an die Karte: "Nur eine der unfertig gebliebenen Anlagen gibt uns Rätsel auf, daß ist die im Harz." Sie zog den Bleistift aus ihrem Haarknoten und zeigte mit diesem auf die betreffende Gegend: "Hier in diesem Umkreis suchen wir. Die anderen können wir jetzt erst einmal vergessen. Acht Anlagen waren geplant, nur vier wurden fertig, zwei kaum begonnen. Über die Harz-Anlage wissen wir, daß der Bau eingestellt wurde, vermutlich in fortgeschrittenem Stadium, aber es war zu spät, sie noch zu vollenden. Wahrscheinlich hatten die Arbeiten bis zum letzten Moment angedauert, so daß dann nicht einmal mehr Zeit blieb, sämtliche schon in die Anlage gebrachten Dinge wieder fortzuschaffen. Unseren Informationen zufolge, sind jedoch beide Eingänge gesprengt worden, auch die Spuren konnten noch ausreichend gründlich verdeckt werden.

Da diese Anlage nicht funktionsfähig war, wurde sie aus den internen Unterlagen gestrichen.” Frau Földi setzte sich auf den sichtlich bequemen Sessel bei dem still laufenden Rechner und sprach weiter: “Es wäre vorstellbar, daß einige minderwichtige Dinge in der unfertigen Harz-Anlage zurückgelassen werden mußten. Sie war nicht klein, sieben Stockwerke in die Tiefe. Aus Sicht der Kette, würden zu minderwichtigen Dingen konventionell angetriebene Marschflugkörper gehört haben, Weiterentwicklungen der V 1. Die Reichweite dürfte bei etwa siebenhundertfünfzig Kilometern gelegen haben. Daß solche Geräte in der geplant gewesenen Harz-Anlage hätten stationiert werden sollen, hat eine gewisse Logik für sich. Sie hätten direkt aus der im Felsmassiv verborgenen Anlage heraus abgefeuert, beziehungsweise gestartet werden können. Die verhältnismäßig hohe Lage wäre dem sicher entgegengekommen. Von da aus hätten wichtige Ziele in der Reichweite dieser Marschflugkörper gelegen, so die bedeutendsten Zusammenballungen der feindlichen Truppen in West- und Mitteldeutschland. Geplant war das also gut.” Die Frau spielte mit dem Bleistift zwischen ihren Fingern und überlegte: “Ich stelle mir vor, die aktuelle Entwicklung an den Fronten war damals unübersichtlich und im einzelnen gar nicht leicht einzuschätzen. Es hätte durchaus sein können, daß der Harz noch ein oder zwei Wochen länger in deutscher Hand blieb. Dann wäre es wohl möglich gewesen, diese Anlage fertigzustellen. Es sollte nicht sein, die Front verschob sich unerwartet schnell. Die Betonung liegt auf: Unerwartet. Überall waren ja nur Menschen am Werk, die sich in der Einschätzung der Situation irren mochten, zumal von umfassenden Informationen sicherlich keine Rede mehr sein konnte. Sie muß auch ganz unberechenbar gewesen sein. An dieser oder jener Stelle gelang es plötzlich, den Feind aufzuhalten oder sogar kurzfristig zurückzuwerfen. Das hätte auch hier geschehen können. Ich stelle mir vor, wie damals gedacht wurde: Der Bau der Anlage war recht weit gediehen. Ihre Fertigstellung wäre wichtig gewesen. Daher ließ man sich vielleicht auf ein Va-Banque-Spiel ein und probierte es einfach. Als dann endgültig klar wurde, daß es nicht mehr gelingen könnte, war die Zeit zur Räumung höchstwahrscheinlich äußerst knapp. Somit mußte zurückbleiben, was entbehrlich war.” Elfi Földi steckte den Bleistift wieder in ihre Haare und schloß: “Ich glaube, so wird es sich zugetragen haben. Wie es dann später möglich war, das Unbefugte die aufgegebene Anlage fanden – vielleicht durch Zufall – das steht in den Sternen.” Dr. Löw hatte die ganze Zeit über stehend zugehört. Jetzt setzte er sich und nickte zustimmend:

“So sehe ich es auch. Wahrscheinlich ein dummer Zufall; ähnlich, wie es ein Zufall war, daß jetzt zwei Bergsteiger das Flugzeugwrack fanden. Doch es gab Leute, die nach solchen Informationen systematisch suchten – wie Alfred Beekn.” Löw klatschte leicht in die Hände: “Aber es ist passiert und wir müssen uns jetzt darum kümmern. Das tun wir auch.” Er sprach Lukowsky direkt an: “Die Harz-Anlage ist nicht Ihre Sorge, Herr Lukowsky. Dort dürfte nun auch ganz sicher nichts mehr zu finden sein. Was uns beunruhigt, ist die Ungewißheit hinsichtlich dessen, ob nicht eventuell inzwischen Unbefugte an Wissensbrocken gekommen sind, mit denen sie allein nicht viel anfangen würden, die aber unerwünschte Folgewirkungen auslösen könnten.” Elfi Földi setzte wieder ein: “Da kommen wir an meine Annahme: Falls der erste Flugzeugabsturz nicht stattgefunden hat, wenn er ein Bluff war, dann gibt es Leute, die mehr wissen als uns lieb sein kann. Es ist viel Zeit vergangen, der Pilot lebt womöglich nicht mehr – ich persönlich glaube nicht, daß er noch lebt, was ich auch begründen werde; zu diesem Punkt komme ich gleich. Doch er hätte vielleicht seine Informationen weitergegeben können.” Löw nickte ihr zu und sagte dann: “Daran ist einiges. Ich stehe dieser Theorie nicht ohne Skepsis gegenüber, doch – je mehr ich es überlege ... Wir müssen auch mit dieser Möglichkeit rechnen, die Frau Földi jetzt näher darlegen sollte.” Die Frau griff wieder nach ihrem Bleistift, ließ ihn zwischen den Fingern wippen und betonte: “Es gibt in dieser Angelegenheit noch einen eventuell sehr wichtigen Aspekt.” Sie sah Lukowsky an und sagte: “Herr Lukowsky, ich habe mich mit alledem sehr eingehend beschäftigt. Auch mit Ihnen, mit Ihren seinerzeitigen Partnern, den Hintergründen des Auftrags für den Flug – ich bin sehr gründlich gewesen.” Sie sah ihn aus ihren meergrünen Augen an und fragte: “Darf ich in allem ganz offen sprechen?” Lukowsky war überrascht, aber er nickte: “Natürlich.” Die Frau erwiderte das Kopfnicken mit einem Dank andeutende Lächeln, und begann: “Der Auftrag für die beiden Flüge – den ersten, den Sie unternahmen, und der zweite, bei dem Herr Schäurer abstürzte – wurde von die Manday Limited in Istanbul über die Firma Mahlberg, Gabler & Wenzl in München erteilt. Wir wissen inzwischen, daß Herr Beekn gegenüber dieser Münchner Firma, die jetzt nur noch Wenzl GmbH heißt, den Wunsch äußerte, eine in Düsseldorf ansässige Firma solle den Auftrag ausführen – nämlich die gerade erst von Ihnen, Herrn Schäurer und Herrn Meißner gegründete!” Das erstaunte Lukowsky. Er fragte: “Sie sind dessen sicher?” Elfi Földi nickte: “ Ja. Und das ist, wenn Sie meinen weiteren Ausführungen folgen, auch

gar nicht so verwun-derlich.” Sie schob den Bleistift wieder in ihre Haare, zog einen winzigen Notizblock aus ihrem Gürtel, blätterte darin, steckte den Block wieder weg und fragte: “Herr Lukowsky, wie lange kannten Sie damals Herrn Schäurer schon?” Er antwortete: “Ungefähr zwei Jahre, vielleicht zweieinhalb.” Die Frau fragte weiter: “Wissen Sie, was er vorher tat?” – “Ja,” entgegnete Lukowsky: “Er flog. Alte Transporter. Vor allem im vorderen Orient, im ganzen Mittelmeerraum.”
Elfi Földi nickte zustimmend: “Im Mittelmeerraum! Ganz recht!” Sie warf Löw einen Blick zu und sah dann wieder Lukowsky an, ihre Stimme klang sehr sicher: “Ich bin der Überzeugung, daß die alte Beechcraft, die im November 1969 den ersten der beiden bewußten Flüge für die Manday Limited unternahm und angeblich in die Adria stürzte, von Herrn Schäurer geflogen wurde ...” Lukowsky wollte unterbrechen, doch die Frau ließ es nicht zu, sie sprach nachdrücklich weiter: “... daß er mit dieser Maschine irgendwo heimlich gelandet ist, die Ladung an einen sicheren Ort geschafft hat, nach Vereinbarung mit Herrn Beekn, und das Flugzeug verschwinden ließ. Wahrscheinlich ganz einfach durch Verkauf in ein Land, in dem es mit anderen Papieren wieder auftauchen konnte. Wenn es sich so verhielt, wie ich annehme, dann wußte Herr Schäurer ganz genau, wer die Manday Limited war. Die Verbindung hatte er womöglich nur mit der guten Absicht hergestellt, der neuen gemeinsamen Firma zu Aufträgen zu verhelfen – vielleicht, nehmen wir es einmal so an. Nun: Als Herr Brünner für die Manday Limited den Auftrag zu dem zweiten Flug, dem Unglücksflug, erteilte, erfuhr dieser von Ihnen, daß nicht Sie die Maschine fliegen würden, weil sie mit administrativen Arbeiten beschäftigt waren, sondern Herr Schäurer.” Elfi Földi winkte einer Zwischenfrage Lukowskys ab und erläuterte: “Sie selbst haben dies Vera Jörgens erzählt! Diese erwähnte es in einem Gespräch mit Antonietta, als sie sich nach Ihrer Verwundung an Ihrem Krankenbett trafen, Herr Lukowsky. Es stimmt also! Und nun: Damit ergab sich für Beekn die Gelegenheit, auf einfache Weise einen Mann loszuwerden, der über ihn einiges wußte. Er disponierte um. In die Kisten kamen nur wertlose Teile – erkennbar, was es sein könnte, aber auch nicht mehr – plus einer Bombe, die mit einem Zünder versehen war, der vermutlich auf Druckunterschied, also auf Flughöhe, reagierte, in Kombinatio mit einer Verzögerungschaltung. Ich habe mich kundig gemacht, so etwas gibt es, gab es auch schon damals. Es kann aber auch ein einfacher Zeitzünder gewesen sein. Beekn hatte sich somit eines potentiell gefähr-

lichen Mitwissers seiner Transaktion aus dem Jahre 1969 entledigt." Sie hob eine Hand: "Und: Er hätte, wäre das Flugzeug sofort gefunden worden, wovon Beekn sicherlich ausging, aufgrund der Ladung den übrigen am Z-Plan Interessierten signalisiert, daß die Spur nun verloren sei, sie also aufgeben müßten, so daß er allein in Ruhe hätte weiterforschen können! Deshalb fanden sich unter den Trümmern der Dornier-Maschine Reste eines grünen Pakets. So sehe ich diese Angelegenheit!" Lukowsky erinnerte sich daran, daß Busch seinerzeit bei ihrem ersten Gespräch im Düsseldorfer Parkhotel tatsächlich zunächst genau so reagiert hatte. Elfi Földi griff an den Bleistift, spielte an ihm herum und vervollständigte: "Das ändert natürlich nichts an der anderen uns nun interessierenden Frage, denn auch wenn Beekn lediglich wertlose Einzelteile solcher Marschflugkörper einpackte, so sind es doch Originalteile gewesen, die er aller Wahrscheinlichkeit nach bloß aus der Harz-Anlage haben konnte! Aber das eine und das andere sollten wir wohl getrennt betrachten." Löw zeigte eine zweifelnde Geste: "Es hat viel für sich." Die Frau stocherte weiter mit dem Bleistift in ihrem Haarknoten herum und sah Lukowsky dabei erwartungsvoll an. Dieser sagte langsam: "Was Frau Földi sich da überlegt hat ... Es könnte vielleicht sogar zutreffen. Ich möchte mich darüber jetzt nicht näher auslassen. Einfach wegen Felix Schäurer. Ich sage nur, es gibt einige Punkte in diesen Darlegungen, auf die ich selber zwar nie gekommen wäre, die mich jetzt aber sehr nachdenklich stimmen. Vielleicht war es wirklich so." – "Es war bestimmt so," behauptete die Frau mit ruhiger Stimme: "Die Logik spricht dafür – und außerdem habe ich es im Gefühl!" Ein Augenblick des Schweigens trat ein. Dann sagte Jörg Löw: "Nun gut. Elfi, geben Sie bitte Herrn Lukowsky anschließend alle Unterlagen." Die Frau erhob sich: "Ich bereite alles vor," und verließ das Zimmer. Löw reichte Lukowsky ein Kuvert: "Darin befindet sich ein Empfehlungsschreiben an Herrn Ünöt. Ich habe ihn außerdem angerufen und Ihren Besuch angekündigt. Außerdem enthält der Umschlag noch das Nötige für die Reisekosten und so weiter. Können Sie es einrichten, in drei Tagen zurück zu sein?" Lukowsky nickte: "Wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt, bin ich übermorgen wieder da." Löw stand auf und begleitete ihn zur Tür: "Das würde gut sein. Sie wissen, es wartet hier noch Anderes auf sie." Lukowsky sagte: "Ich beeile mich." Sie gaben sich die Hände.

Das salonartige Vorzimmer mit den vielen Zierpflanzen war noch immer sonnendurchflutet. Das junge Mädchen namens Lotte war nicht da. Elfi Földi

verstaute soeben Papiere in zwei großen mit Pappe verstärkten Kuverts. Als sie den Kopf wendete, rutschte der Bleistift aus ihrem Haarknoten und fiel auf das Parkett. Lukowsky hob ihn auf und reichte ihn der Frau. Sie bedankte sich, legte ihn auf den Schreibtisch und steckte Haarnadeln fester. Lukowsky sagte: “Ihre Überlegungen erscheinen mir sehr schlüssig, Frau Földi. Ich habe nie so gedacht, wußte auch vieles nicht. Daß es ausgerechnet solch eine alte Beechcraft war ... Felix hat von einem so Flugzeug erzählt. Und von denen gibt es wirklich nicht viele.” Die Frau meinte: “Ihr Freund muß sich ja nichts Arges dabei gedacht haben!” – “Nein, das hat er sicher nicht,” erwiderte Lukowsky, “doch was mich jetzt sonderbar berührt, ist, daß so vieles, was ich für Zufall hielt, keiner war.” Elfi Földi zeigte ein kaum merkliches und doch wahrnehmbares Lächeln: “Es gibt keinen Zufall, Herr Lukowsky, nicht in solchen Dingen.” Sie hielt ihm die beiden Kuverts hin. Er nahm die Unterlagen, sagte: “Danke,” und: “Auf Wiedersehen.” Als sie sich die Hände gaben, sprach die Frau: “Seien Sie vorsichtig in Istanbul. Ich habe keinen bestimmten Grund das zu sagen. Nur wieder einmal ein Gefühl!” Jetzt lächelte sie deutlicher.

39

Der Kurs mit den altbekannten Tankstopps war zurzeit nicht möglich. Die zähen Serben sollten gerade in die freie Marktwirtschaft gebombt werden. Da hatte man erst einmal die albanische Minderheit aufgehetzt – denn Minderheiten waren ja immer wichtiger als die Mehrheit – um diese dann gegen die Serben schützen zu müssen, die unverfrorener Weise Herren im eigenen Land bleiben wollten. Und schon hatte man einen einträglichen Krieg. Das Bombardieren besorgten die Amerikaner. Die Europäer, vor allem die Deutschen, mußten es bezahlen. An jeder Bombe und Rakete machte die U.S.-Regierung mehrere hundert Prozent Reinprofit, und dann durfte Europa auch noch die Nachproduktion neuer amerikanischer Waffen finanzieren – für den nächsten lukrativen Krieg im Namen der Demokratie. Der rechthaberische Zeigefinger des alten Karl Marx winkte wieder aus den Wolken, und dann auch noch der von Friedrich Engels. Zwei unangenehme Burschen.
Lukowsky war genötigt, erst einmal dem aktuellen Krieg auszuweichen, es würden dann schon noch weitere folgen, nach dem Motto: ‚Willst Du Demokrat nicht sein, schlagen wir Dir den Schädel ein‘. Vielleicht fielen ja demnächst Bomben auf Hamburg oder das schon besonders gut erprobte Ziel Dresden, so-

fern sich die Bundesregierung wider Erwarten weigern sollte, Berlin-Kreuz-berg an die Türkei abzutreten, auch wenn die Türken selber solch eine Forde-rung niemals stellen würden. Doch von außen konnte das Gift eingespritzt werden. Immerhin, schließlich war Istanbul auch einmal das griechische Kons-tantinopel gewesen. Es würde sich für Berlin schon ein passender neuer Name finden lassen; mit dem Wahrzeichen der Sultan-Wilhelm-Gedächtnis-Moschee.

Lukowsky nahm einen Weg über Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Da herr-schte mittlerweile bereits die westliche Gesellschaft. Besonders in Bukarest und Sofia war es selbst bei einem flüchtigen Tankstopp unübersehbar. Es war schon so, die Obermacher in New York betrachteten sich jetzt ganz und gar als die Herren der Welt. Aber der russische Bär hielt nur ein kleines Schläfchen und der chinesische Drache sammelte seine Kräfte. Der deutsche Adler war auch dabei, wieder flügge zu werden, und er verstand sich mit den beiden anderen possier-lichen Tierchen sehr gut. Davon sahen die vermeintlichen Weltbeherrscher in ihren Glashäusern am Hudson River nichts. Ihre Köpfe steckten schon viel zu hoch in den Wolken. Sie bemerkten nicht einmal, daß selbst immer mehr Ame-rikaner aller Hautfarben allmählich gegen sie die Faust in der Tasche ballten – und in vielen amerikanischen Taschen steckten solide Schießeisen.
Die Feder, mit der das 14. Kapitel der Apokalypse an den Himmel geschrieben werden würde, war schon gespitzt. Dazu bedurfte es keiner Fliegenden Unter-tassen, es genügte die Eigendynamik der Geschichte. Vielleicht aber würde es in alledem zwei entscheidende Kräfte geben, mit der keiner der zurzeit Herrschen-den rechnete, weil sie außerhalb der Bandbreite ihres Denkens standen – eine magische Kraft des Lichts – und ganz einfach die Natur der Menschen.

Als Lukowsky von Nordosten her Istanbul überflog, fühlte er sich in seinem eigenen Leben um Jahrzehnte zurückversetzt. Der Blick auf diese Stadt ver-mittelte den Zauber des Orients. Von hieraus war einst ein großes Reich regiert worden, in dem es kein Kurdenproblem gab, sondern so mancher Sultan selbst Kurde gewesen war – wie etwa Salal et Din, der berühmte Saladin. Doch dann hatten die Gewinner des Ersten Weltkriegs das Osmanische Reich zerstückelt und lauter widernatürliche Grenzen geschaffen, wie auch auf dem Balken und in Mitteleuropa – die Voraussetzung für viele rentable Kriege.

Es war schon später Nachmittag, als die Bearcat auf dem kleinen Behelfsflug-

platz am Stadtrand zur Landung ansetzte, dem Treffpunkt der ‚wilden Transportfliegerei' von einst. Jetzt standen viel weniger Maschinen da als früher, es sah traurig aus. Lukowsky ließ die Bearcat auf einen vertrauten Platz rollen, wo zu früheren Zeiten mit anderen Flugzeugen gestanden hatte. Er kletterte aus der Kanzel, blieb auf der Tragflächenwurzel stehen und sah sich um. Es war tatsächlich nicht mehr viel los. Zwei russische Antonow-Doppeldecker standen da, einer davon ohne Luftschraube, eine Ruine zum Ausschlachten.Dann eine alte ‚Ukraina', ebenfalls russisch, in erbärmlichem Zustand. Ganz hinten stand eine DC 6, bei näherem Hinschauen nicht mehr als ein abgestelltes Wrack, das hier gemächlich verrottete. Dann waren noch einige kleine Maschinen verhältnismäßig neuerer Bauart da. Die Mehrzahl davon sah kaum noch flugfähig aus. Nur eine gepflegte gelbe ‚Bonanza' schien so in Ordnung wie alt zu sein. Die besondere Atmosphäre, die hier einstmals geherrscht hatte, war vollständig verflogen. Doch den Wellblechschuppen gab es noch, in dem Kaffee zu haben war, an dem hatte sich offenbar nichts verändert, außer, daß es jetzt auch eine Beschriftung in arabischen Buchstaben gab. Lukowsky ging dorthin. Der Wirt war jetzt ein junger Mann. Er hatte nicht viel zu tun. Es gab nur zwei Gäste. Der eine saß schnarchend auf einem Schemel, der andere stand bei den Brettern, welche die Theke darstellten. Mit diesem Gast begann Lukowsky ein Gespräch. Der Mann war ungefähr in Lukowskys Alter. Ein Engländer namens Henry Barker. Ihm gehörte die gelbe Bonanza. Es sei alles längst nicht mehr so wie früher, erklärte der Engländer. Das liege an den zahllosen inzwischen erlassenen Gesetzen und Verordnungen der Europäischen Union. Nur im Orient liefe das Geschäft der freien Flieger noch, auch ein bißchen mit Rußland und den Kaukasus-Staaten. Aber kaum ausreichend, um zu überleben. In Europa gar nicht mehr. Die vielen Auflagen erforderten Investitionen, die der Sache den Boden entzogen hätten. Das wäre wohl auch die Absicht gewesen. Keine Konkurrenz der Kleinen mehr gegen die Großen. Dahinter wiederum steckten die Banken. Also hatten die meisten aufgeben müssen, andere flogen als Angestellte der großen Gesellschaften. Überall nur noch anonymes Kapital. So sei das eben, sagte der Engländer, warf einen schwermütigen Blick aus dem winzigen Fenster. Er ließ ein unanständiges Wort fallen, verfluchte die gegenwärtige Zeit und meinte, die Engländer hätten im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Deutschen kämpfen müssen, dann würde alles anders gekommen sein, dann würden England und Deutschland auf dieser Welt den Ton angeben, und nicht die Wall Street und deren Gesindel. Er schmiß eine leere Bierdose treffsicher in die zwei-

einhalb Meter entfernt stehende Abfalltonne und wiederholte seinen Kraftausdruck. Sie tauschten Adressen aus, wie das seit alten Tagen so üblich war – Ernst Lukowsky gab Henry Barker die von der Aurora GmbH in Düsseldorf – und dann verabschiedeten sie sich, zwei Veteranen des letzten Abenteuers. Wer mochte es wissen, vielleicht flöge man ja doch einmal zusammen, alles war möglich ...

Lukowsky ging zur Straße, um ein Taxi anzuhalten. Ganz plötzlich fühlte er sich elend. Hier hatte die Zeit ein Kapitel seines Lebens geschlossen. Das war kein Flugplatz mehr, das war ein Friedhof für Flugzeuge – und ein Friedhof für verlorene Träume von Wagemut und Freiheit. Ein bisher ganz ungewohntes Gefühl kam in ihm auf: Am liebsten hätte er sich gleich hier irgendwo hingelegt, um still zu sterben – so wie die Welt der wilden Flieger gestorben war, von der er immer geglaubt hatte, sie müsse unsterblich sein. Vor vielen Jahren hatte er sich einmal gesagt, falls es dazu kommen sollte, würde er in ein Flugzeug steigen, nochmals hinauf in die Wolken und dann nach unten, ein großes Loch machen. Schon das zweite Taxi fuhr vorüber. Lukowsky winkte nicht. Als das dritte kam, hob er die Hand. Es gab ja doch noch etwas zu tun. Er hatte es Antonietta versprochen. Das hier war nun vorbei. Oder? vielleicht gäbe es doch eine Auferstehung, schon in ein paar Jahren konnten die Verhältnisse sich ändern. Ehe er in das Taxi stieg, drehte er sich um, warf einen trotzigen Blick auf den Platz und dachte: Ich bin noch da, der alte Engländer dort ist noch da – es gibt uns noch!‘

Auf der Fahrt nach Kadiköi zeigte sich, daß die Türkei zum Orient gehörte, auch wenn sie durch Eroberung einen Fuß auf europäisches Land gesetzt hatte. Außer den Autotypen, hatte sich seit Jahrzehnten kaum etwas verändert – bis auf eines, das auffallen mußte: Immer wieder waren Schilder in arabischer Schrift zu sehen. Das hatte es vor dreißig Jahren nicht gegeben – aber vor hundert und mehr Jahren, und dorthin kehrte die Türkei zurück. Aber auch dies war nicht die alte türkische Kultur, sondern wiederum eine fremde: Der Islam.

Der vagen Vereinbarung gemäß, am späten Nachmittag einzutreffen, betrat Lukowsky die Räume der Manday Limited. Dort hatte sich beinahe alles verändert, die Firma bot den Eindruck, als befinde sie sich in Deutschland, und der Blick aus den Fenstern sei nur Kulisse. Zwei junge Türkinnen arbeiteten an PCs

der neuesten Generation, die gesamte Büroausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Eine der beiden jungen Damen begrüßte Lukowsky und führte ihn in das Chefzimmer, wo Lütüf Ünöt schon wartete. Er war ein Mann von Anfang fünfzig, in einem hellen Anzug mit weißem Hemd und ockerfarbener Krawatte. Herr Ünöt erhob sich, reichte Lukowsky die Hand und sagte: “Willkommen in Istanbul, Herr Lukowsky!” Er sprach nicht nur perfekt Deutsch, er sah auch wie ein Deutscher aus. Vermutlich war er einer der zahlreichen Janitscharennachkommen. Der mit prächtigen Schnitzereien verzierte Schreibtisch war noch derselbe, hinter dem auch Beekn gesessen hatte, doch im übrigen hatte sich das Zimmer verändert. Die Koransprüche waren von den Wänden verschwunden. Möglich, daß Herr Ünöt von Religion nicht viel hielt, jedenfalls nicht vom Islam, diesem dritten Sproß aus dem Pentateuch. Statt dessen hing ein großes Foto von Berlin an einer Wand und an einer anderen das eingerahmte historische Plakat zu Paul Linkes Operette ‚Wie einst im Mai‘. Erinnerungen Herrn Ünöts an seine zweite Heimat. Die Wand gegenüber dem Fenster war mit einer großen Landkarte versehen. Herr Ünöt deutete auf den hochlehnigen Stuhl, auf dem Lukowsky vor vielen Jahren schon einmal gesessen hatte, und forderte auf: “Bitte nehmen Sie Platz! Senai wird uns gleich Kaffee bringen!” Wie auf Stichwort, öffnete sich auch schon die Tür, und ein hübsches dunkelhaariges Mädchen, das offenbar Senai hieß, servierte auf einem silbernen Tablett Kaffee und alles, was dazugehörte. Als das Mädchen wieder gegangen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, begann Ünöt: “Ich bin im Bilde, um was es geht, Herr Lukowsky. Dazu würde ich Ihnen gern eingangs einiges aus unserer hiesigen Sicht darlegen. Dr. Löw sagte mir, Sie kommen unmittelbar aus den Vereinigten Staaten und sind lange nicht mehr in Europa gewesen. Ich weiß nicht, wie gut Sie sich in Amerika über die politischen und militärischen Ereignisse informieren konnten?” Da Ünöt diesen Satz im Klang einer Frage beendete, entgegnete Lukowsky: “Nicht besonders gut, Herr Ünöt. Sie werden wissen, die Amerikaner interessieren sich in erster Linie für sich selbst. Das Land ist ja auch groß genug. Über den Golfkrieg, beispielsweise, war natürlich einiges zu hören, aber wohl mehr im Stil von Propaganda als von Information.” Der Türke nickte lächelnd: “Das denke ich auch. Ich war zwar nie in den U.S.A., ich glaube nicht, daß es mir dort gefallen würde, aber ich kann leidlich Englisch und habe manchmal mit amerikanischen Geschäftsleuten zu tun. Daher weiß ich, daß Amerikaner oft sehr schlecht oder falsch unterrichtet sind.” Er beugte sich vor, legte die Unterarme auf die braune Lederunterlage auf der Schreibtischplatte und sagte: “Weil

Sie den Golfkrieg erwähnten – der bildet einen Hintergrund dessen, wovon ich sprechen möchte." Ünöt bot Zigaretten an, aus einem anderen verzierten Kästchen als damals Beekn es getan hatte, aber die Sorte war ähnlich. "Es ist so," sagte Ünöt, "daß dieser Krieg, der ja genau genommen noch immer andauert, sich zunächst einmal sehr geschäftsschädigend für unsere Firma ausgewirkt hat. Irak und Iran – Irak an erster Stelle – waren und sind für uns die wichtigsten Länder, in denen wir Waren einkaufen. Dabei handelt es sich zwar um ganz unmilitärische Dinge – Antiquitäten, Teppiche, Kunsthandwerk und so weiter – aber auch diesen Handel versuchen die demokratischen Mächte zu unterbinden, es geht ihnen ja darum, die Iraker auszuhungern. Das führt zu einer Dezimierung des Volkes, weil ja vor allem viele Kleinkinder sterben. So ähnlich, das weiß ich von deutschen Freunden, haben sie es in den ersten Jahren nach 1945 ja auch mit den Deutschen gemacht. Doch der Irak ist nicht besiegt, das ist ganz klar. Ich glaube auch nicht, daß die Amerikaner und Anhang Bagdad jemals werden einnehmen können. Die meisten Türken stehen mit dem Herzen auf der Seite der Iraker. Mit der politischen Führung sieht es allerdings anders aus. Da spielen auch halbe Versprechungen eine Rolle, die Türkei könnte eventuell bald den ganzen nördlichen Irak einschließlich der ölreichen Gebiete um Mossul bekommen und so weiter. Selbstverständlich ist das Schwindel, aber Politiker sind nicht immer klug, weder bei uns noch in anderen Ländern. Da kommt nun auch die Kurdenfrage ins Spiel. Der Irak war das einzige Land, in dem die Kurden gewisse Selbstverwaltungsrechte hatten. Deshalb waren sie Bagdad loyal. Das gefiel den Amerikanern nicht, also schickten sie C.I.A.-Trupps, um den irakischen Kurden großartige Versprechungen zu machen, wenn sie sich gegen Bagdad erhöben. Das passierte dann auch. Inzwischen haben die Kurden aber begriffen, daß Saddam Hussein immer noch ein besserer Schirmherr ist als Amerika. So haben die Verhältnisse sich umgedreht. Unsere Regierung drischt auf die Kurden ein, wo sie nur kann. Die türkischen Kurden haben sich mit den irakischen zusammengetan, und Bagdad überläßt es den irakischen Kurden, ihren türkischen Landsleuten Unterschlupf und Unterstützung zu gewähren. Also unternimmt die türkische Armee Vorstöße auf irakisches Gebiet, wiederum gedeckt von den Amerikanern. Außerdem hat unsere Regierung den Israelis Luftwaffenstützpunkte an der irakischen Grenze gegeben, um sich bei den Amerikanern, beziehungsweise den dort maßgeblichen zionistischen Lobbies, die da vorherrschen, beliebt zu machen. Denn um nichts anderes als deren Inter-

essen geht es ja bei alledem. Der Irak soll zerstört werden, dieses Land ist dem Westen zu fortschrittlich geworden. Die Sache mit Kuwait war bloß Theater. Das Gebiet Kuwait gehört seit Jahrtausenden zum Irak, nur daß die Briten es 1926 herauslösten und willfährige Scheichs als Potentaten einsetzten. Wir Türken aber sind nun endgültig zur kriegführenden Partei geworden, obwohl das keiner von uns wollte. Ein vernünftiger Ausgleich mit den Kurden ist dadurch nun in weite Ferne gerückt. Falls alle türkischen Kurden in den nördlichen Irak vertrieben würden, wäre es Bagdad recht, denn in diesen neuen Bürgern hätte Saddam Hussein viele treue Kämpfer. Die aber könnten unter Berufung auf die Geschichte Teile der Türkei haben wollen. Damit wäre ein türkisch-irakischer Krieg in Aussicht, den sich Amerika und Co. wünschen würden, aber weder die Türken noch die Iraker möchten ihn führen. Darum wird es vielleicht zu etwas ganz anderem kommen: Ausgerechnet die Kurden könnten zum Bindeglied zwischen der Türkei und dem Irak werden – Bündnis statt Krieg.” Ünöt zeigte eine Geste mit beiden Händen: “Das aber wäre Amerika und Co. am aller unangenehmsten. Im Hinblick auf die kommenden Jahre ist unsere Lage also nicht leicht überschaubar. Zu alledem kommt das speziell türkische Problem: Wir sind keine einheitliche Nation. Viele stammen von den Janitscharen ab, also von Europäern, so wie auch ich. Die wünschen sich keine islamische Theokratie, der aber viele andere Türken mehr und mehr zuneigen. - Es ist wahrlich nicht einfach! Ganz unterschiedliche Entwicklungen sind vorstellbar, und die Kriegsgefahr ist so oder so groß, denn wir hängen am Gängelband der NATO." Er lächelte: “Wir, da kann ich für uns beide sprechen: Deutsche und Türken gleichermaßen. Es wäre höchste Zeit, daß wir uns auf unsere eigenen Beine stellen.” Lukowsky sagte: “Darin kann ich Ihnen folgen. In welchem Zusammenhang steht das aber mit dem Zweck unseres heutigen Treffens?” – “In einem ganz direkten,” antwortete der Türke: “Mein Vorgänger auf diesem Stuhl, Herr Alfred Beekn – und noch einige andere – waren zeitweilig Bestandteil der Bemühung orientalischer Länder, einiges für ihre Unabhängigkeit zu tun. Das war eine Idee, die übrigens auch Israel einschloß, denn auch der Staat Israel ist durch die Abhängigkeit von ehrgeizigen Kreisen in Amerika, die von religiös motiviertem Größenwahn getrieben werden, nicht in der Lage, eine Politik des Friedens zu betreiben, die sonst längst möglich gewesen wäre. Das weiß ich durch Menahem Kaufmann, einem Israeli deutscher Abstammung, der dem eben erwähnten Freundeskreis angehörte. Leider ist er vor einigen Jahren verstorben. Er war

über die Siebzig, aber ich bin mir trotzdem nicht sicher, ob es ein natürlicher Tod gewesen ist. Menahem war gerade von Köln in Tel Aviv angekommen, als er ganz plötzlich an Herzversagen starb. Er hatte es nicht leicht. Wegen des zunehmenden Einflusses der Religiösen in Israel, wird die Lage in diesem Land immer schwieriger. Das Problem ist überhaupt nur die Religion – Judentum und Islam, der Streit um die Rechtmäßigkeit des Erbes der Thora zwischen den Nachkommen der Sara und denen der Hagar. Eine absurde Geschichte, aber darin liegt die Unversöhnlichkeit." Er seufzte: "Wissen Sie, um was es da geht?" Lukowsky schüttete den Kopf, und der Türke erläuterte: "Die Geschichte ist folgende: Abrahams Frau Sara war zu alt, um noch ein Kind zu bekommen. Also nahm Abraham sich eine junge Ägypterin, sie hieß Hagar, und diese gebar ihm einen Sohn. Von ihm leiten die Araber ihre Herkunft ab. Dann bekam Sara jedoch auch noch einen Sohn. Von ihm stammen die Juden ab. Der Streit zwischen Arabern und Juden ist, wer das Recht auf die Nachkommenschaft Abrahams habe. Die Araber sagen, sie, weil sie vom erstgeborenen Sohn Abrahams mit Hagar abstammen. Die Juden sagen, weil Hagar eine Ägypterin gewesen sei, also nicht dem auserwählten Volk angehörte, sei ihr Sohn wertlos, Abraham habe sie und das Kind deshalb verstoßen. Die einzigen rechtmäßigen Nachkommen Abrahams seien jene, die auf den zweiten Sohn Abrahams, den mit Sara, zurückgingen, also sie, die Juden. Dies ist der erste unüberbrückbare Streitpunkt zwischen Juden und Moslems. Dann kommt der nächste: Die Muslime sagen, Christus sei der größte Prophet neben Mohammed gewesen, er werde auch der Richter beim Jüngsten Gericht sein. Darum können Moslems mit Christen auch ganz gut auskommen. Mit Juden aber nicht, denn diese nennen Jesus den ‚Manzer', einen Hurensohn und Gotteslästerer, der zurecht gekreuzigt worden sei. Außerdem behaupten die Juden eben, von ihrem Gott speziell auserwählt zu sein und daher höher zu stehen als alle anderen Menschen, die sie pauschal ‚Goiim' nennen. Das geht mit dem Islam und überhaupt mit niemandem zusammen. Es sind diese Religionen, die das Unheil hervorrufen. Sonst hätten die Völker ja gar nichts gegeneinander." Ünöt sah Lukowsky an: "Meinen Sie nicht, daß es so ist?" – "Doch," erwiderte Lukowsky, "da stimme ich Ihnen vollkommen zu. Hoffen wir, daß solche Religionen bald überwunden werden." Der Türke zeigte ein trauriges Gesicht: "Ich fürchte, Herr Lukowsky, bevor die Leute so klug werden, breitet sich erst das Unheil noch weiter aus. Der Islam ist im Aufwind, sogar hier bei uns, in Israel sind die orthodoxen Juden mit ihren ab-

scheulichen Riten im Vormarsch, und auch an verbissenen christlichen Sekten fehlt es ebenfalls nicht. Dazu kommen noch auf ihre Art nicht weniger verbohrte Buddhisten, alle möglichen Unheilsbringer!" Er ließ erneut einen Seufzer hören: "Ich weiß nicht, wohin das noch führen soll! Da waren die Menschen in der Antike schon so weit, die Chinesen, die alten Inder, die Babylonier, die Griechen, die Römer –und dann dieser Absturz in die dumpfe Finsternis!" Er zündete eine neue Zigarette an und sagte: "Ich weiß, in dem Freundeskreis von Frau Kern und Dr. Löw besteht die Hoffnung, daß sich bald wieder ein heller Geist über der Erde ausbreitet, so ähnlich wie in der Antike. Vielleicht kommt es so. Aber zuvor, das ist meine Meinung, müssen die dumpfen Unheilslehren niedergekämpft werden. Was sich so festgefressen hat, weicht nicht ohne Kampf!" Ünöt schüttelte solche Gedanken von sich, stand auf und trat an die Wand mit der Landkarte: "Hier," er deutete auf die betreffende Stelle, "liegt Urfa. Kurdengebiet, militärisch kontrolliert, aber keineswegs unter Kontrolle, zurzeit gefährlich. Dort hatte Herr Beekn einen Warenumschlagplatz eingerichtet. Das Gebäude ist inzwischen zerstört worden, aber damals herrschte dort Ruhe. Da trafen sich fortschrittlich denkende Leute aus arabischen Staaten, dem Iran und auch aus Israel. Sie alle verband der Gedanke, die sie trennenden mosaischen Religionen zu überwinden und in gewisser Weise an die Tradition des antiken Orients anzuknüpfen. Das klingt jetzt wie ein phantastischer Traum, aber es hatte durchaus einige Eckpfeiler. Damals war der Islam noch kein so aggressiver Faktor wie heute, und auch das orthodoxe Judentum spielte keine so einflußreiche Rolle. Beekn kannte da überall Leute. Er hatte einige wertvolle deutsche Waffenkonstruktionen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs beschafft. Damit verband er zweifellos auch geschäftliche Interessen, aber nicht nur das. Wenigstens zu einem Teil war er auch Idealist. Beekn ist ein überzeugter Nazi gewesen, aber er hatte nichts gegen die Juden als Volk, nur gegen ihre Religion. Die wichtigsten seiner Verbindungsleute wurden ermordet, von den verschiedensten Geheimdiensten. Dadurch traten dann wohl bei ihm die Geschäftsinteressen in den Vordergrund, beziehungsweise von dem anderen war nichts mehr übriggeblieben. Das scheint ihn verbittert zu haben. Auch Beekn ist dann wohl über Leichen gegangen. Ganz genau durchschaue ich das alles nicht, es liegt jetzt auch zu lange zurück, als daß sich noch Licht in diese Angelegenheiten bringen ließe." Ünöts Finger auf der Karte wanderte an die irakische Grenze und weiter nach Süden bis Nedschef. "Hier," sagte er, "hat später noch einmal ein Zusam-

mentreffen von Gleichgesinnten aus verschiedenen Ländern stattgefunden. Auch der schon erwähnte Menahem Kaufmann und weitere Israeli sind dabei gewesen. Es wurde zusammen mit einer deutschen Firma ein Forschungszentrum eingerichtet, das Gerüchten zufolge noch heute besteht – allerdings unter der Erde, die Amerikaner suchen verzweifelt danach. Das idealistische Gefüge brach aufgrund einer erneuten Serie von Mordanschlägen durch diverse Geheimdienste bald wieder zusammen. Das Attentat auf Beekn haben Sie ja miterlebt, wie ich erfuhr. So bald er konnte, zog er sich aus den Angelegenheiten zurück." Ünöt setzte sich wieder und fuhr zu berichten fort: "Das Forschungszentrum in Nedschef war im Grunde das Werk von Alfred Beekn. Es ist wohl das gewesen, was er als sein Lebenswerk betrachtete. Er verteidigte diese Idee mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Wenn Frau Földi annimmt, daß er einen ansich unschuldigen Piloten in die Luft sprengte, weil er es aus Sicherheitsgründen für nötig hielt, so kann ich mir das durchaus vorstellen, aber es muß natürlich nicht so gewesen sein. Beekn konnte sehr hart sein, wenn es um diese Sache ging. Ich weiß sicher, daß er davon auch nichts verraten hat, obwohl C.I.A.-Leute ihn mehrfach in die Mangel genommen haben. Er war auch hart gegen sich selbst. Irgendwie ist er dann an die ägyptische Staatsbürgerschaft gekommen und hat seinen Namen geändert. Wir wissen nicht ganz genau, wie er gestorben ist. Vielleicht friedlich in Kairo, er war ja doch schon sehr alt." Der Türke ließ abermals einen Seufzer hören: "In gewisser Weise bewundere ich Beekn, obwohl ich ihn persönlich kaum kannte." Lukowsky sagte: "Ich erinnere mich, daß er sich von dem grünen Paket sehr viel versprach. Ich konnte es ihm geradezu ansehen." – "Ja," bestätigte Ünöt, "Beekn hoffte, an die letzte deutsche Wunderwaffe heranzukommen. Es war wohl gut, daß ihm das nicht gelang, denn Beekn hätte sie sicherlich bei der ersten Gelegenheit zum Einsatz gebracht." Er schenkte Kaffee nach, bot wieder Zigaretten an und sprach dann weiter: "Das Forschungszentrum in Nedschef ..." Ünöt zögerte "... Ich weiß nicht, inwieweit Sie da orientiert sind?" Lukowsky schüttelte den Kopf: "Gar nicht." Ünöt überlegte, er schien unsicher zu werden, er fragte: "Sie sind nie nach Nedschef geflogen?" – "Nein," erwiderte Lukowsky, "Wie kommen Sie darauf?" Der Türke zeigte eine entschuldigende Geste: "Dann muß ich etwas verwechselt haben. Es wäre auch nicht wichtig." Lukowsky mußte unwillkürlich daran denken, was Antonietta vor dem Flug mit der Ju 88 gesagt hatte: Falls es mit der Landung im Marchfeld Schwierigkeiten geben sollte, müßten sie gleich bis zum

Ziel durchfliegen – nach Süden. War dieses Ziel womöglich Nedschef im Irak gewesen? Doch dann schien ihm diese Überlegung doch zu weit hergeholt zu sein. Er sprach Ünöt nicht darauf an. Dieser erklärte: “Bald sind dann andere in das von Beekn begonnene Projekt Forschungszentrum eingetreten, die seinen Vorstellungen zumindest nicht völlig fern standen. Später kamen noch verschiedene Firmen hinzu, deutsche, italienische, auch eine japanische, so weit ich weiß. Die Sache muß dabei wohl andere Formen angenommen haben, als es ursprünglich gedacht gewesen war. Aber darüber weiß auch ich nicht viel.” Er beugte sich vor und legte wieder die Unterarme auf die Schreibtischplatte: “Was den Weg der Kisten in dem abgestürzten Flugzeug anbelangt, so dürfte er dem entsprechen, was Frau Földi erarbeitet hat. Ich erhielt dazu heute morgen ein ausführliches Fax aus Wien. Über den früheren Flug mit der Beechcraft weiß ich wenig. Auch diesbezüglich kommen mir Frau Földis Annahmen jedoch logisch vor. Wenn Sie dem auf den Grund gehen wollen, Herr Lukowsky, müßten Sie den einzigen Menschen aufsuchen, der von Beekns alten Freunden noch lebt. Er heißt Igor Kopsa. Ein Kroate, der in einem winzigen Ort namens Groschnije an der Adria lebt. Es gibt dort kein Telefon. Herrn Beekns letzte Anweisung an mich war, eventuell wichtige Mitteilungen für ihn seinem Freund Igor Kopsa zuzuleiten. Ich habe diesen Mann nie gesehen. Er muß inzwischen uralt sein und ist sehr unzugänglich. Vielleicht lebt er nicht mehr. Ich weiß nicht. Falls Sie meinen, es sei nötig, suchen Sie ihn. Am besten fliegen Sie nach Triest und mieten sich dort ein Auto. Der kleine Ort liegt in Istrien, nicht weit von der italienischen Grenze entfernt. Die Anschrift habe ich Ihnen vorbereitet und außerdem ein altes Siegel von Beekn. Er hatte einen Siegelring, den er für vertrauliche Post benutzte. Herr Kopsa kennt das Siegel ganz sicher. Vielleicht wird er mit Ihnen reden, wenn Sie es ihm zeigen. Mich empfing er nicht, ich habe das einmal versucht.” Ünöt breitete die Hände aus: “Das ist alles, was ich für Sie tun kann, Herr Lukowsky! Ich würde Sie gern zu einem guten türkischen Essen einladen und möchte nicht ungastlich erscheinen, weil ich es nicht tue. Vieles spricht dafür, daß ich unter Beobachtung stehe. Ihr Besuch hier in der Firma macht Sie noch nicht verdächtig, Sie können ein Lieferant oder Kunde sein wie andere auch. Aber wenn wir in einem persönlichen Zusammensein gesehen würden, könnten daraus andere Schlußfolgerungen gezogen werden. Es tut mir leid, die Verhältnisse sind nun einmal so.” Lukowsky erwiderte: “Ich habe mich trotzdem gefreut, Sie kennenzulernen. Sollte ich den geheimnisvollen

Igor Kopsa finden und etwas erfahren, was für Sie von Wert sein könnte, lasse ich es Sie wissen." – "Ja, das wäre nett!" sagte der Türke: "Im übrigen: Senai sorgt für ein Hotel und bringt Sie mit meinem Wagen hin. Heute können Sie ja nicht mehr fliegen."

Fräulein Senai war hübsch, sie trug ein aprikosenfarbenes Kleid, ihre glänzenden schwarzen Haare reichten bis auf den Rücken. Senai brachte Lukowsky in einem weißen Audi zum Sheraton-Hotel, wo ein Zimmer für ihn reserviert war.

Lukowsky fuhr von dort aus nochmals zum Flugplatz, um da nach dem Rechten zu sehen und auch ein paar nötige Kleinigkeiten zu holen. Er bat den Taxifahrer, zu warten.
Auf dem Flugplatz brannten nur zwei einzelne Laternen. Es gab hier keinen Kontrollturm. Man landete zuerst auf dem internationalen Flughafen und wurde dann von dort, nach Erledigung der Formalitäten, hierher weitergeleitet – oder, wie diesmal, einfach durchgelassen. Das war jetzt nicht anders gewesen als vor dreißig Jahren, keine Landung zuvor, keine Paßkontrolle, kein Zoll – Orient.

Das Hotelzimmer entsprach dem, wie solche überall aussehen, ob in Istanbul, Düsseldorf oder Los Angeles – komfortabel und nach internationalen Corporate-Identity-Richtlinien des Hotelkonzerns gestilt: Teppichböden dunkelgrün, Wände weiß, Betten hellbraun, Bettwäsche und Gardinen hellgrün, Telefon gleiche Farbe, ferner Minibar und Fernsehapparat mit Internet-Anschluß. Das Bett war bequem, Lukowsky streckte sich aus. Wecken hatte er mit sechs Uhr früh angeordnet. Er wollte möglichst noch am kommenden Nachmittag in Triest landen. Unter normalen Umständen keine Schwierigkeit, doch wegen des Kriegs war wieder ein Umweg nötig. Das konnte unter Umständen unberechenbare Aufenthalte bedeuten. Schon beim Hinweg war es reine Glückssache gewesen, daß er in Sofia sofort Treibstoff erhalten hatte. Aber Lukowsky hatte es sich nun einmal vorgenommen, den geheimnisvollen Kroaten zu suchen. Dazu regte ihn auch das Siegel des verstorbenen Herrn Beekn an: Es zeigte ein Relief der ägyptischen Göttin Sechmet, die statt des Himmelsschlüssels ein kleines Hakenkreuz in den Händen hielt.

Lukowsky war gerade in der Badewanne, als auf dem Nachttisch das Telefon läutete. Mit einem Handtuch als Lendenschurz, ging er dran. Herr Lütüf Ünöt sagte: "Bitte entschuldigen Sie die Störung, und bitte verstehen Sie meine Frage

nicht falsch: Meine junge Mitarbeiterin ist doch nicht bei Ihnen?" – "Nein," antwortete Lukowsky, "obwohl ich sie sehr hübsch finde. Sie brachte mich bis zum Hotel und fuhr, ohne auszusteigen, wieder zurück." – "Sie ist noch immer nicht wieder da," sagte Ünöt mit spürbarer Besorgnis in der Stimme, und riet: "Sie sollten dieses Hotel sofort verlassen, Herr Lukowsky. Ich kann jetzt nicht zu Ihnen kommen. Nehmen Sie sich irgendein einfaches Quartier für diese Nacht. Es stimmt etwas nicht!" Lukowsky fragte: "Kann ich Ihnen helfen, nach der jungen Dame zu suchen? – "Nein," erwiderte Ünöt, "das mache ich schon. Aber vielen Dank. Wie gesagt: Verlassen Sie das Hotel, möglichst sofort. Wir sollten dann morgen früh telefonieren." Lukowsky legte den Hörer auf, steckte sich eine Zigarette an und ging ins Bad, um sich anzuziehen. Als er fertig war und in das Zimmer zurückkam, hörte er ein leises Geräusch an der Tür, so, als werde ein Schloß betätigt. Lukowsky ging hin und drückte die Türklinke – es war von außen verschlossen. Ünöts Warnung schien um ein paar Minuten zu spät gekommen zu sein, und Lukowsky erinnerte sich der dumpfen Ahnung, die Elfi Földi ausgesprochen hatte: ‚Seien sie vorsichtig in Istanbul!' Weibliche Intuition. Es war nicht schwierig, sich auf die verschlossene Tür einen Reim zu machen. Vermutlich standen davor ein paar türkische Polizisten und warteten darauf, daß andere Leute auf der Bildfläche erschienen, die ihnen die Befehle erteilten, aber höchstwahrscheinlich keine Türken waren. Lukowsky untersuchte das Fenster. Es war, wie in solchen vollklimatisierten Hochhäusern üblich, fest verschlossen. Doch für die Toilettenfenster galt das nicht immer. Lukowsky sah nach. Dazu mußte er auf den Klodeckel steigen, dessen Plastik bedenklich stimmende knackende Geräusche von sich gab. Tatsächlich, das kleine quadratische Fenster ließ sich öffnen. Es war weit oben in der Wand angebracht und klein, aber nicht zu klein, um sich hindurch zu zwängen. Lukowsky dachte an Peter Fischers Geheimversteck im Aurora-Büro, und außerdem daran, daß Gebäude wie dieses Hotel auf Effizienz ausgerichtet waren. Sicherlich lag immer ein Badezimmer am nächsten, so daß die Wasserversorgung zweier stets durch eine Leitung bewerkstelligt wurde. Traf dies zu, so mußte es möglich sein, von diesem Badezimmer aus durch das wahrscheinlich sehr dicht daneben liegende Fenster des angrenzenden hinüberzuklettern. In der Höhe des achten Stockwerks kein reines Vergnügen, doch die einzige Chance. Lukowsky stieß das kleine Fenster ganz auf und stemmte sich empor. Unten wimmelte der Straßenverkehr des nächtlichen Istanbul mit seinem ständigen Hupkonzert. Die

Hauswand dieses typisch phantasielosen modernen Baus bestand aus glatten Betonplatten. Und wie erwartet befand sich in Griffnähe neben diesem Fenster das des nächsten Badezimmers. Es war angelehnt und ließ sich aufstoßen. Lukowsky dachte nicht lange nach, denn dazu war keine Zeit. Trotz der engen Nachbarschaft der beiden Fenster war die Klettertour riskant. Es blieb keine andere Möglichkeit, als die zum Glück griffige Unterkante des nächsten Fensters zu erfassen, sich an dieser für einen Augenblick hängen zu lassen und dann mit einem Klimmzug drüben hinein. Die Gefahr lag in der Pendelbewegung, in die sein Körper durch das Hinüberwechseln unweigerlich geraten würde. Lukowsky mußte an den Witz von dem Mann denken, der aus einem Wolkenkratzer fiel und während des Sturzes von Stockwerk zu Stockwerk meinte, bis dahin sei ja alles gut gegangen ... Er warf einen Blick zum Himmel. Der Vollmond strahlte hell, so hell, daß er es wagen konnte, mit der Bearcat zu starten – falls er es schaffen würde, heil von diesem kleinen Fenster aus durch das benachbarte in das nächste Zimmer zu gelangen. Er dachte an Vera. Vielleicht würde er statt dessen gleich sie wiedersehen. Die Nachtluft über Istanbul war kühl und trocken, keine Gefahr, von einem durch Feuchtigkeit rut-schigen Fensterrahmen abzugleiten. Lukowsky dachte an Astrid und an das, was sie ‚das Licht' nannte, das besondere Kräfte verlieh. Er würde es jetzt wieder einmal brauchen. Dann dachte er nur noch daran, jetzt dort hinüber zu wollen. – Es gelang, und es ging verhältnismäßig einfach. Als Lukowsky schon halb im Fenster des dunklen benachbarten Badezimmers steckte, unter dem sich mit Sicherheit eine Toilette befand, hoffte er, der Mieter des Nachbarzimmers möge Anstand genug haben, den Klodeckel zuzumachen. Es erwies sich, daß dem so war. Vorsichtig öffnete Lukowsky die Badezimmertür und spähte in den angrenzenden Raum. Was er jetzt gar nicht hätte gebrauchen können, wäre das hysterische Kreischen einer verschreckten Hotelbewohnerin oder dergleichen gewesen. Doch das Zimmer war leer, entweder unvermietet, oder der Gast genoß das Nachtleben von Istanbul. Lukowsky ging zu der Tür, die auf den Flur führte, und machte einen Spalt weit auf. Vor der nächsten, der Tür zu seinem Zimmer, langweilten sich zwei türkische Polizisten. Jeden Moment konnten andere erscheinen, vermutlich C.I.A.-Leute. Lukowsky überlegte nicht lange. Er beschloß, den amerikanischen Touristen zu spielen. Er trat auf den Flur, ging geradewegs auf die Polizeibeamten zu und redete sie im breitesten Amerikanisch an. Er fragte nach ‚Girls' und Nachtlokalen, zu nachtschlafender Stunde so

rücksichtslos laut, wie nur ein amerikanischer Tourist sich benehmen konnte - oder vielleicht auch noch mancher deutsche. Es war vollkommen glaubhaft. Die beiden Polizisten verstanden nichts außer ‚Girls'. Einer versuchte, dazu etwas zu sagen, während der andere sich bemühte, durch Handzeichen verständlich zu machen, daß die Hotelgäste vielleicht schlafen wollten und daher eine weniger laute Rede angebracht sein könnte. Der U.S.-Tourist Lukowsky verstand das absichtlich nicht, sondern sprach noch lauter. Als er sich nach rund einer Minute Palaver abwendete und zu den Fahrstühlen ging, waren die beiden türkischen Polizisten merklich erleichtert, diesen lästigen Menschen los zu sein. Es gab zwei Fahrstühle auf der Etage. Ein leuchtender Pfeil zeigte an, daß einer davon gerade nach oben kam. Womöglich mit den falschen Leuten darin. Lukowsky öffnete eine schmale Tür, hinter der er die Nottreppe vermutete. Das Treppenhaus war dunkel, aber von hier aus ging es nach unten. Lukowsky schloß soeben die Tür hinter sich, als der Fahrstuhl ankam und er zwei Männer heraustreten sah. Einen dieser beiden kannte er, auch wenn die Jahre ihn verändert hatten, es war ohne Zweifel Mr. Thanner. Eile tat Not. Lukowsky nahm die zick-zackförmige Treppe bis zum nächsten Stock-werk und dann den Fahrstuhl. Wenige Minuten später atmete er frische Luft und stieg in das erste sich anbietende Taxi. Es war ein roter Opel. Während der Fahrt zum Flugplatz fiel Lukowsky abermals auf, daß hierzulande der wichtigste Bestandteil eines Autos die Hupe zu sein schien. Außer den zwei auf hohen Holzstielen befestigten erbärmlichen Funzeln, gab es kein Licht. Wozu auch, dies war ja kein richtiger Flugplatz mehr, und wenn sich trotzdem noch einmal eine flugfähige Maschine hierher verirrte, hatte der Pilot sich das selber zuzu-schreiben. Lukowsky war es lieb, denn offenbar rechneten auch jene Herrschaften, die sich für ihn interessierten, nicht damit, daß er auf diesem verlore-nen Flecken Erde ein Flugzeug stehen haben könnte. Lukowsky kletterte in die Bearcat, schloß die Kabine und überdachte, ob der Plan, den er sich inzwischen zurechtgelegt hatte, in Ordnung sei: Er hatte noch genug Treibstoff, um bis Saloniki zu kommen. Da gab es überall flaches Land außerhalb der Flughafen-kontrolle. Außerdem würde sich ohnehin niemand dafür interessieren, was da landen und auch wieder starten mochte. Dort müßte er bis zum Morgen warten und dann Treibstoff besorgen. Amtshilfe der Griechen für die Türken war eben-so unwahrscheinlich, wie es umgekehrt gewesen wäre, und die dortige Desor-ganisation stellte die des Orients mühelos in den Schatten. Dafür hingen die Griechen noch mehr als die Türken an der amerikanischen Kandare. Aber alles dauerte lange. Die Gefahr, die eine solche

Zwischenlandung bot, war nicht groß. Von da aus würde er dann den alten Weg nehmen – Krieg hin, Krieg her – so weit möglich über See nach Dubrovnik in Kroatien. Dort auftanken und nach Triest, italienische Seite. Seine Maschine flog unter der Nationalität der Verei-nigten Staaten. Das mochte ihn unbeliebt machen, doch rechneten Thanner & Co. damit kaum.
Lukowsky ließ den Motor an. Eine Grumman Bearcat war kein Nachtjäger, sie verfügte über keinerlei Blindflugausstattung. Doch der Himmel war hell, die Konturen der kargen Hügellandschaft um Istanbul zeichneten sich deutlich ab. Es müßte gehen – im Tiefflug unter der Radarerfassung. Die Bearcat machte in niedrigen Höhen immer noch an die sechshundert Stundenkilometer. Diese Leistung konnte er nicht andauernd nutzen, denn sonst wäre der Treibstoffverbrauch zu groß, um das Ziel sicher zu erreichen. Doch heikel würden ohnehin nur die nächsten fünf bis zehn Minuten werden. Er mußte im Tiefflug mit dem laut brummenden Jäger über die halbe Stadt. Aber es würde schon gut gehen. Lukowsky ließ die Bearcat in Position rollen, gab Gas und hob ab.

Von Saloniki aus hatte er bei der Manday Limited abgerufen. Lütüf Ünöt war nicht da, aber Fräulein Senai. Sie berichtete, man habe sie in der vergangenen Nacht festgehalten. Jetzt würde ihr Chef verhört. Er wäre aber wohl bald wieder da, der Anwalt der Firma meine, es gäbe keine ernstlichen Schwierigkeiten. Lukowsky bat, Grüße auszurichten und sagte, er wolle sich wieder melden. Aufgrund der jüngsten Mitteilung, disponierte Lukowsky um. Er würde nicht von Triest, sondern von Zagreb aus einen Leihwagen nehmen. Das mochte eine längere Fahrt bedeuten, erschien ihm aber sicherer. Wer konnte wissen, ob sein Ziel Triest nicht aus Ünöt herausgeprügelt werden würde, vielleicht setzte man ihn auch mit Pressalien gegen seine Familie unter Druck. Lukowsky hatte sich daran gewöhnt, alle Eventualitäten in Rechnung zu stellen.
Es dauerte bis zum späten Vormittag, ehe in Saloniki das nötige Flugbenzin zu haben war. Hier spielte Zeit keine Rolle. Dafür hatte Lukowsky nicht den Eindruck, daß irgendwelche Meldungen über seine Landung weitergeleitet würden.

Der Flug über das Kriegsgebiet verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Nur einmal nahm leichte serbische Flak die Bearcat unter Feuer, doch bei der hohen Geschwindigkeit im extremen Tiefflug ohne eine Chance, zu treffen. Lukowsky konnte den Serben ihren Versuch kaum übel nehmen. Die Verwüstungen durch westliche-demokratiche Luftangriffe waren überall erkennbar, zigtausende Men-

schen mußten dabei getötet worden sein. Die als fehlend bemängelte Begeisterungsfähigkeit für den Demokratismus dürfte im serbischen Volk dadurch kaum zugenommen haben.

In Kroatien funktionierten die Dinge. Lukowsky ließ die Bearcat in Zagreb. Am Flughafen mietete er sich einen Wagen. Es wart ein winziger VW ‚Polo'. Lukowsky fuhr zur nächsten Tankstelle. Der Tankwart hatte alle Hände voll zu tun. Ein junger kroatischer Offizier, der seinen Wagen von einer Reparatur abholen wollte, erklärte Lukowsky in einem Sprachengemisch aus Deutsch und Englisch den Weg. Der winzige Ort war dem Offizier zwar nicht bekannt, doch wenn dieser an der istrischen Küste lag, gab es nur einen in Frage kommenden Weg. Ein Blick auf die Uhr zeigte Lukowsky, daß es bis ans Ziel zu spät werden würde, um einen alten Herrn durch einen Besuch zu stören. Außerdem war er in der vergangenen Nacht nicht zum Schlafen gekommen, und der Tiefflug über das Kriegsgebiet hatte ununterbrochen volle Konzentration erfordert. Direkt gegenüber der Tankstelle gab es ein Hotel. Lukowsky beschloß, erst am kommenden Morgen nach Istrien aufzubrechen. Das Hotel war nicht groß, aber sehr gepflegt. Es gab gutes Essen und nette Wirtsleute. Lukowsky machte es sich bequem.

Am Morgen gegen halb neun Uhr war er losgefahren und hatte bald die Küste erreicht. Er machte an einer Tankstelle Halt und fragte nach dem winzigen Ort namens Groschnije. Hier wußten die Leute Bescheid, in einer reichlichen Stunde würde er am Ziel sein können. Die Sonne schien, das Wetter war freundlich, der Tag wollte sich von einer guten Seite zeigen.

Die Ortschaft war tatsächlich winzig, aber sehr schön, sie sah aus, als habe sich seit dem 16. oder 17. Jahrhundert nichts verändert, ohne daß dabei etwas verwahrlost gewesen wäre. Der italienische Einfluß auf die Architektur war unverkennbar. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein, auf eine sehr angenehme Weise. Doch es gab nur wenige Bewohner. Viele der alten Bauwerke standen leer. Offenbar sorgte der Staat dafür, daß sie nicht verfielen.
Lukowsky fragte sich durch, fragte nach Igor Kopsa. Einige Leute verstanden Deutsch. Und sie kannten den alten Mann, der gleich hinter der Kirche wohnte, in einem der Häuser, die meterdicke Mauern hatten, die Tür sei immer offen.

Lukowsky ließ den Wagen stehen. Er schritt über das uralte Pflaster. Es war ein Ort der Ruhe und eines stillen, romantisch anmutenden Friedens.

Die immerzu offene Tür zu dem von Igor Kopsa bewohnten Haus war oben gewölbt. Die Mauern hatten in der Tat gut einen Meter Stärke. Lukowsky betrat das Haus. Die Luft darin war von einer angenehm milden Kühle. Gleich in dem zweiten der kleinen Räume saß in einem riesigen, lederbezogenen Lehnstuhl ein sehr alter Mann. Er hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, doch sein Blick war aus dem offenen Fenster gerichtet. Davor waren die Zweige von Bäumen zu sehen und die malerische Landschaft. Des Mannes Haare waren schneeweiß und ebenso sein Vollbart. Er war sehr alt geworden, und doch erkannte Lukowsky Alfred Beekn sofort. Beekn wendete den Blick. Er nahm seine Lesebrille ab und setzte statt dieser eine andere auf. Dann lächelte er und sagte: “Sie, Herr Pilot?” Er nahm dicke Bücher von einem Schemel, der als einziges Möbel außer dem Lehnstuhl vorhanden war, und deutete auf diesen: “Nehmen Sie Platz! Lukowsky war Ihr Name – oder irre ich?” Beekn wirkte trotz seines hohen Alters vollkommen klar, geradezu wach. Lukowsky ließ sich auf dem Schemel nieder: “Ja, Herr Beekn. Wie kommt es, daß ich Sie jetzt als Igor Kopsa wiedersehe?” Beekn zeigte eine fatalistische Geste mit der rechten Hand: “Wie kommen die Dinge des Lebens?! – Igor Kopsa war mein Sohn, mein unehelicher. Seine Mutter, eine schöne Kroatin, die ich sehr lieb hatte, starb früh, und er kam nach dem Krieg um. Vermutlich von Kommunisten ermordet. Man weiß nichts Genaues, auch nicht, wo er begraben liegt. So dachte ich, es wäre gut, diesen Namen zu wählen. Ich spreche recht gut Kroatisch. Das machte es leicht. Außerdem gefallen mir Land und Leute. Ein stolzes Volk mit sehr viel Kultur.” Er ruckte ein wenig in seinem großen Sessel zurecht und fragte: “Nun, Herr Pilot, wie steht es um die Dinge des Z-Plans? Mich interessiert die Welt ja nicht mehr, ich habe genug mit meinen Freunden.” Dabei wies er auf die Bücher, die jetzt teils auf der breiten Fensterbank und teils auf dem steinernen Fußboden lagen: “Die alten kroatischen Dichtungen des 16. und 17. Jahrhunderts haben es mir besonders angetan. – Aber erzählen Sie mir nun von den Dingen, die ein wichtiger Teil meines Lebens gewesen sind! Was geschah inzwischen?”- “Ich denke, die Dinge gehen ihren Weg,” antwortete Lukowsky, “im einzelnen kann ich Ihnen dazu auch nicht viel sagen.” Beekn nickte vor sich hin. Lukowsky zog seine Zigaretten hervor und hielt Beekn die offene Schachtel hin. Der alte Mann schüttelte den Kopf: “Nein, danke. Aber rauchen Sie, falls Sie möchten. Da ...” er wies auf einen leeren Teller “... den können Sie als Aschenbecher benutzen. Es gibt eine nette Frau, die mich versorgt. Ihr Name ist Stanka. Sie macht Ord-

nung, kocht, wäscht und so weiter, es geht mir nicht schlecht. In einer Stunde erwarte ich sie wieder, dann kann ich Sie auch ein wenig bewirten." Lukowsky zündete sich eine Zigarette an. Er sah Beekn in die Augen und sagte: "Ich möchte etwas von Ihnen wissen. Das ist der Grund meines Hierseins. Sie erinnern sich an den Absturz unserer Do 28, bei dem mein Kamerad Felix Schäurer umkam. Waren Sie dafür verantwortlich?" Beekn deutete ein Kopfschütteln an, zögerte dann jedoch mit der Antwort: "Verantwortlich? Darüber müßte ich nachdenken. Nicht schuldig! Ich habe keinen Sprengkörper in das Flugzeug getan oder tun lassen, ich wollte den Absturz nicht! Aber, das muß ich einräumen, ich habe damit gerechnet, habe es wenigstens für möglich gehalten, daß so etwas von Seiten Valtines passieren könnte. Darum ist lediglich eine fiktive Ladung an Bord der Maschine gekommen. Ich dachte mir, falls Valtine sie in die Luft sprengen läßt, soll ihn das auf eine falsche Fährte führen – und alle anderen auch. Denn damals hatte ich noch viel Ehrgeiz." Beekn senkte den Kopf, nickte vor sich hin und hob dann wieder den Blick: "Ja, Herr Pilot, wenn Sie es so sehen wollen, bin ich nicht frei von Verantwortung – wozu ich Ihnen noch sagen müßte, was Sie vielleicht nicht gerne hören: Ihr Freund ist kein ganz astreiner Knabe gewesen! Er wäre, wie viele heutzutage, gern auf einfache Weise schnell reich geworden. Doch ich will nicht schlecht über ihn reden. Es gab schlimmere, ganz gewiß." Beekn zeigte abermals eine fatalistische Geste, diesmal mit beiden Händen, und schloß an: "Doch was soll's! Es ist so lange her! Gerechnet habe ich mit dem Attentat nicht. Ich hielt es für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. So gesehen kann ich sagen, groß ist mein Schuldanteil da nicht. Dazu kommt noch, daß ich Schäurer nie darüber im unklaren ließ, daß meine Angelegenheiten gut bezahlt sind, aber dafür riskant sein können." Lukowsky fragte: "Felix Schäurer hat 1969 eine alte Beechcraft für Sie geflogen und verschwinden lassen?" Der alte Mann in dem riesigen Sessel runzelte die Stirn: "Das hatte er Ihnen gar nicht erzählt?" Beekn ließ ein leises Lachen hören, ehe er erklärte: "Es war ein gutes Manöver! Das Flugzeug wurde schließlich nach Ägypten verkauft. Den Gewinn durfte Schäurer einstreichen. – Was soll's! Es ist so lange her! Und ..." Beekn lächelte mit einer sonderbar überlegen wirkenden Miene: "... solche Dinge widerfahren ja niemandem, der sie nicht selber will! Wären Sie in diese Sache hineingeraten, wenn Sie nicht dieses Abenteuer gewollt hätten?" Lukowsky erwiderte: "Für mich hat Vera Jörgens eine große Rolle gespielt. Sie kannten Vera?" Beekn nickte betonend: "Ja! Vera

Jörgens! Schön, klug – und unbegreiflich. Wie geht es Ihr?" Es kostete Lukowsky unvermutet viel Überwindung, darauf zu antworten: "Sie starb vor siebenundzwanzig Jahren." Zu seiner Überraschung, schien der alte Mann von dieser Mitteilung betroffen zu sein. Mehrere Minuten verstrichen schweigend. Dann sagte Beekn sinnierend: "So, so. Dann ist die Walküre also heim nach Walhall gegangen! Es wundert mich nicht, nein, eigentlich nicht." Lukowsky fragte: "Wie meinen Sie das?" Beekn ließ den Blick aus dem Fenster gerichtet. Er überlegte eine Weile und sagte dann: "Wissen Sie, Vera Jörgens hat einmal einige Studien über griechisch-römische Antiken für mich erarbeitet. Beziehungsweise für Rolland & Löw; ich bin dort zeitweilig gewesen. Sie war ja eine sehr gebildete junge Frau. Die Antike interessierte sie, besonders Römer und Germanen, da hatte sie eine Neigung. Das merkte man auch daran, wie sie sich äußerlich gab. Die Verbindung war durch den alten Emmerich Löw zustande gekommen, der nun auch schon längst nicht mehr lebt. Er hatte Fräulein Jörgens' Vater wohl gut gekannt. Es war nach dessen Tod. Fräulein Jörgens stand mit ihrer Mutter überquer und wollte dort weg. Es muß ein ungutes Verhältnis gewesen sein. Sie erwies sich als sehr fähig und tüchtig. Auch in Gesprächen mit Kunden, zu denen es manchmal kam. Sie hätte Karriere machen können. Doch mir fiel auf, daß sie trotz ihrer Jugend immer ernst wirkte, ohne daß man aber den Eindruck hätte, sie wäre dabei traurig. Eines Sonnabendnachmittags, ich erinnere mich noch genau, wir waren allein in den Ausstellungsräumen von Rolland & Löw in Köln, sprach ich sie daraufhin an. Sie sagte, so wie es jedem Menschen in den Ohren weh tue, kreischende Eisenbahnbremsen zu hören, schmerze sie diese ganze gegenwärtige Epoche. Sie habe zu dieser keine innere Verbindung und wolle das auch nicht. Dabei wirkte sie sehr souverän und keineswegs unglücklich. Ich merkte, daß es wirklich so war, daß diese junge Frau – wie soll ich mich ausdrücken – daß sie wie durch ein Versehen der Vorsehung in diese Zeit hineingeraten war – und das wußte! Vera Jörgens war schwer zu begreifen. Doch ich hatte den Eindruck, sie war sich ihrer selbst sehr sicher. Der Gedanke, sich der gegenwärtigen Zeit und Mode anzupassen, lag ihr unendlich fern. Sie trug nie Hosen und hatte sehr lange Haare. Ganz anders, als es modern gewesen wäre. Das habe ich erst nach einer Weile verstanden. Vielleicht, manchmal denke ich es beinahe, war Vera Jörgens wirklich Wotans letzte Walküre, als die sie selbst sich einmal bezeichnet hat. Vielleicht, ja, vielleicht war sie tatsächlich eine verirrte Walküre, möglich, daß es so etwas gibt, vieles ist vorstellbar. Ich

besitze ein Gemälde von ihr. Ein junger Restaurator hat es damals bei Rolland & Löw gemalt. Es hat ein Geheimnis! Ich drängte ihn, es mir zu verkaufen. Er weigerte sich zunächst, sagte dann aber, er würde es für sich in klein kopieren, da in seiner Wohnung für das lebensgroße Original ohne-hin keinen Platz wäre. So bekam ich das Bild. Bei mir ging es nicht um Ver-liebtheit, sondern um die Vorstellung von der Walküre. Diese Idee hat mich fasziniert. Ich denke noch jetzt mitunter daran. Nicht an Vera Jörgens, sondern an Wotans Walküre. Falls Sie verstehen können, wie ich das meine. ich bin nicht religiös – doch vielleicht gibt es Wotan und die Walküren ... Das ist ein schöner Traum, den ich hin und wieder gern träume."
Mehrere Minuten verstrichen schweigend. Dann bemerkte Beekn wie beiläufig: "Das bringt mich darauf: Mark Valtine hat sein Schicksal ereilt, davon hörte ich. Es interessiert mich nicht, wie es im einzelnen geschah. Er ist tot. Ich nehme an, durch die Vollstreckung des Willens von Fräulein Vera Jörgens. Im Grunde berührt es mich nicht. Oder doch, von ferne, denn ich könnte ebenso enden wie er. Obwohl, ich bin nun schon alt. Wir standen nur auf verschiedenen Seiten, ansonsten war der Unterschied womöglich gar nicht so groß. Vielleicht hatte er sogar Glück, er braucht kein Greisensiechtum zu fürchten. Wenn es bei mir dahin kommen sollte, werde ich hoffentlich Courage genug haben, es zu beenden. Wo keine Vitalität mehr ist, sollte das Leben aufhören. Das ist ein Gesetz der Natur." Endlich wendete Beekn wieder den Blick und fragte mit fester Stimme: "Wollen Sie nicht – wenn Sie mich hier schon aufgestöbert haben – endlich einmal erfahren, um was es bei alledem wirklich geht, für das Sie sich schlagen?" – "Ich wäre dankbar dafür," entgegnete Lukowsky, "das aus Ihrer Sicht zu hören." – "Also gut!" Beekn setzte sich gerade auf und begann: "1944/45 und in den Jahren danach bestand so etwas wie eine nicht unbedingt herzliche aber gegenseitig loyale Rivalität, vielleicht könnte man sagen, kollegial, zwischen zwei geheimen Formationen, die im wesentlichen gleiche, oder zumindest ähnliche, Ziele verfolgten. Beide gingen aus dem Dritten Reich hervor, beziehungsweise aus dem Krieg. Da war zunächst jene Organisation, die den Code-Namen ‚Sechmet' trug. Nach der ägyptischen Kriegsgöttin mit dem Löwinnenhaupt. Dies hatte auch einen mythischen Hintergrund, der für das Ganze jedoch nicht wichtig gewesen ist. Irgendwem fiel wohl dieser Name ein, vielleicht aus Sympathie für den alten Orient. Das ist unwichtig. Auf alle Fälle: ‚Sechmet' war nationalsozialistisch. Die Fäden dazu spannen der Reichsführer

SS, Himmler, und Schellenberg, der Leiter der Abteilung 6 des Reichssicherheitshauptamts. Alles geschah in direkter Abstimmung mit dem Führer, obwohl ich glaube, daß dieser bis zuletzt auf ein Wunder hoffte, das eine plötzliche Wendung des Kriegsgeschehens herbeiführen würde. Vielleicht hoffte er auf eine Veränderung der Machtverhältnisse in Amerika oder Rußland, wie sie zur Zeit des alten Fritz nach dem Tod von Katharina der Großen eingetreten waren. Ich habe keine Ahnung. Vielleicht fehlte es ihm auch ganz einfach an wirklichkeitsgetreuer Information. Seit Canaris nicht mehr da war gab es niemanden mehr, der wenigstens den Versuch unternahm, dem Führer ein klares Bild zu vermitteln. Ich denke, es gab Leute, die genau das Gegenteil taten. Warum, das weiß ich nicht. Sicherlich nicht aus Verrat. Vielleicht eher aus Dummheit. Es ist schwer zu verstehen. Das Ziel von ‚Sechmet' war, Kampfreserven für ein ‚letztes Bataillon' zu schaffen, wie der Führer sich ausgedrückt haben soll. Das alles ging von der Annahme aus, die inneren Mechanismen des Reiches würden auch im Falle einer zwischenzeitlichen Kapitulation der Wehrmacht auf verschiedenen geheimen Ebenen intakt bleiben, wodurch eine Wiedererhebung in verhältnismäßig kurzer Zeit möglich sein sollte. Das Reich selbst kapitulierte deshalb nicht, sondern nur die drei Wehrmachtsteile. - Das ist übrigens auch völkerrechtlich ein wichtiges Faktum! - Verschiedene Vorkehrungen waren getroffen worden, namentlich durch Nutzung unseres gut ausgebauten Stützpunktes Neuschwabenland in der Antarktis. Der ist inzwischen sicherlich längst verlassen und verwaist. Irgendwann werden ihn Forscher durch Zufall entdecken und sich wundern. Was soll's. Darüber hinaus bestanden auch gut funktionierende Verbindungen in den Orient, nach Indien, Ostasien, aber besonders nach Lateinamerika und nicht zuletzt in die U.S.A.. Daran haben wir, der SD – so auch ich und mein seinerzeitiger Kollege Fritz Busch – intensiv gearbeitet. Es gab zwei Punkte, an denen ‚Sechmet' schließlich scheiterte. Der erste, aber zweitrangige, ist technischer Natur gewesen. Das Rückgrat von ‚Sechmet' sollten die neuen Elektro-U-Boote und die Flugscheiben sein. Die U-Boote waren gut, aber es mangelte an Stückzahlen. Immerhin, dieser Teil des Ganzen funktionierte hinlänglich. Bei der Flugscheibenentwicklung wirkte sich eine Krankheit der damaligen Zeit aus: Mißtrauen in Kombination mit Engstirnigkeit. Die erste funktionierende Flugscheibe hatte eine kleine private Firma geschaffen. Ein winziges Ding, genannt ‚Rundflugzeug'. Die Herstellerfirma hieß ‚Gesellschaft für Antriebstechnik und Metaphysik' – oder so ähnlich. Sie saß in München.

Politische Beziehungen hatte diese Firma nicht, aber doch einigen Einfluß durch gute Kontakte zum traditionalistischen Offizierskorps der Wehrmacht. Schon deshalb galt sie als suspekt. Dazu kamen noch esoterische Hintergründe. Vereinigungen dieser Art waren seit 1941 sämtlich verboten. Doch dies war ja eine Firma. Diese Leute sollten aus den strikt nationalsozialistisch geführten Sechmet-Plänen herausgehalten werden. Es wurden ihnen monarchistische Tendenzen nachgesagt; ebenso wie Generalfeldmarschall Erich von Manstein, August von Mackensen, Ernst Heinkel und Claudius Dornier, mit denen sie irgendwie in Verbindung gestanden haben dürften. Die Chefin der Münchner Firma, eine gebürtige Wienerin, kannte Adolf Hitler persönlich; noch aus Zeiten des ebenfalls zum Teil esoterisch ausgerichtet gewesenen Thule-Ordens. Das half aber wohl nichts, ihr Kreis galt als tendenziell reaktionär und war es vielleicht auch. Trotzdem, statt diese Firma, die jene neuartige Technik erfunden hatte und in der unzweifelhaft Patrioten tätig waren, machen zu lassen, setzte man andere daran. Das Gleiche, beziehungsweise Ähnliches, wurde mehrfach unter gegenseitiger Geheimhaltung betrieben. Es kam zu unterschiedlichen Parallelentwicklungen mit verschiedenartigen Antrieben, darunter mehrere Fehlkonstruktionen. Das kostete wertvolle Zeit und sowieso knappe Rohstoffe. Endlich gelang es der technischen Truppe der SS in Wiener Neustadt und Augsburg, Fluggeräte zu bauen, die den Ansprüchen gerecht wurden. Aber auch diese waren wohl nicht völlig zufriedenstellend, besonders hinsichtlich ihrer Haltbarkeit. Es konnte nur noch eine Handvoll fertiggestellt werden. Der Bau erwies sich als kompliziert und aufwendig. Diese Geräte waren schnell, besaßen eine große Reichweite und hatten wohl im wesentlichen alle geforderten Eigenschaften, bloß ließen sich die neuen, durchaus sensationellen, Kraftstrahlkanonen nicht einbauen, denn diese benötigten mehr Platz, als in den sogenannten ‚H'-Geräten der SS zur Verfügung stand. Es mußten in aller Hektik kleinere, dadurch aber auch weniger wirkungsvolle Kraftstrahlgeschütze gebaut werden, was nur eine Notlösung war. Daß es aber überhaupt gelang, solche neuartigen Waffen zu entwickeln und herzustellen, war doch beachtlich. Ebenso die auf Zuse basierenden Rechneranlagen. Unsere Leute hatten schon etwas auf dem Kasten! Aber die ‚V'-Geräte der offiziell ausgeschalteten Münchner Firma waren dem allen noch weit überlegen und auch groß genug, um die stärksten Kraftstrahlkanonen zum Einsatz zu bringen. ‚Sechmet' ging daran vorbei, was aber nur ein untergeordneter Punkt des Scheiterns war, nicht der ausschlagge-

bende, nein. Der zweite Punkt ist viel schwerwiegender gewesen: Bei ‚Sechmet' hatte niemand damit gerechnet, daß sich das deutsche Volk bald nach 1945 so schnell und vollständig dem neuen System unterwerfen würde. Wie hat doch auch Sigmund Freud einmal gesagt: Es ist immer leichter, das Niedrige im Menschen zu wecken, als ihn zum Höheren zu führen. Und das ist das Prinzip der sogenannten ‚westlichen Gesellschaft', die weckt das Niedrige. Daran scheiterte ‚Sechmet'. Es gab überhaupt keine Grundlage dafür, einen vorgesehenen Befreiungsplan in die Tat umzusetzen, geschweige denn für eine nationalsozialistische Revolution. Zumindest die Westdeutschen waren mit den neuen Zuständen vollauf zufrieden, sie fühlten sich prima in Sodom und Gomorra, und die Mitteldeutschen wollten auch nur dorthin. Daher löste sich das ‚Netzwerk Sechmet' Ende der Fünfzigerjahre auf, es bestand keine Basis mehr. Mitunter war es schon vorher zur Zusammenarbeit mit den Amerikanern in der damaligen West-Ost-Auseinandersetzung gekommen. Daran bin auch ich sporadisch beteiligt gewesen. Wir meinten, den Westen gegen den Osten unterstützen zu sollen. Der Antikommunismus bildete eine Brücke zwischen ‚Sechmet' und C.I.A., viele von uns ergriffen die Partei des Westens. Die alten Ziele waren vielleicht nicht ganz vergessen, aber aufgegeben worden. Dabei wirkte womöglich auch noch immer Hitlers Einstellung nach, in den angelsächsischen Völkern unsere engsten Verwandten zu sehen. Blutsmäßig mochte das stimmen, aber inzwischen glaube ich, die Russen sind uns menschlich viel näher. Und natürlich auch die Franzosen. Über die Russe hat sich Adolf Hitler später übrigens voller Anerkennung und sogar Bewunderung geäußert. Aber eben zu spät. Bezüglich der Engländer habe ich meine eigene Theorie: Als einst König Attilas Heere nach Westen stürmten, stellten sich die germanischen Stämme zum Abwehrkampf – ausgenommen die angelsächsischen, die ergriffen die Flucht auf die Insel und ließen ihre Brüder im Stich. Darum ist das Verhältnis so gestört. Das steckt sozusagen tief im Unbewußten. Das glaube ich. Ein Engländer, der nach Deutschland zurückkehrt, in die Heimat seiner Vorfahren, wird schnell zum Deutschen. Das geht wirklich sehr gut. Denken Sie nur beispielsweise an Winifred Wagner, diese wirklich große Dame! Aber auf der Insel steckt eben tief im Unbewußten der Leute die nicht verstandene Scham wegen des feigen Verrats zu Attilas Zeiten. Darum verleugnen sie ihre Herkunft, ihren Ursprung, um eine Ausrede zu haben. Die Briten als Menschen sind schon in Ordnung, nur die Insel ist es nicht." Er seufzte, zeigte eine beiseiteschiebende Handbewegung und kehrte zu

seinem eigentlichen Thema zurück: “Nun, parallel zu der eben geschilderten Entwicklung von ‚Sechmet‘, hatte sich noch eine andere Gruppe formiert, die an die Weiterführung des Kriegs nach einer Kapitulation der Wehrmacht dachte. Diese hatte sich aus verschiedenen privaten Kreisen gebildet. Auch jene Firma war mit von der Partie, von der die ersten Flugscheiben stammten. Aufgebaut hatte diese andere Organisation Admiral Canaris. Er ist bestimmt loyal gewesen, war aber kein überzeugter Nationalsozialist. Er beging dennoch keinen Verrat, er wurde das Opfer einer Intrige, und da war er leider nicht der einzige. Canaris hatte seine Überlegungen Hitler unterbreiten wollen, erhielt dazu aber keine Gelegenheit. Der Führer war scheinbar umgeben von Leuten, die verhinderten, daß er einen klaren Durchblick gewinnen konnte. Er mißtraute sogar bewährten, treuen Leuten der Wehrmacht und verließ sich beinahe nur noch auf die SS. Diese war ihm auch ergeben, aber eben nur ein Teil der nötigen Bandbreite; und nicht alle Ratgeber aus diesem Umfeld sind gute gewesen. In den Reihen der SS kämpften damals schon Nationalsozialisten aus vielen verschiedenen Ländern. Der Führer hatte seinerzeit längst die Notwendigkeit einer gesamteuropäischen Zukunft erkannt. Anders Canaris, er dachte in einem veralteten Sinne national, er wollte alles allein in deutschen Händen sehen. Ausländern vertraute er nur in ausgesuchten Einzelfällen, einigen Italienern, Ungarn und Japanern, und auch nur, wenn er diese eben persönlich kannte. Aus Hitlers Sicht war Canaris ein Reaktionär. Das ist er wohl auch gewesen. Er stammte geistig sozusagen aus der Kaiserzeit, war ein Vertreter des traditionellen Offiziersstands und Bildungsbürgertums. Die Nazis waren für solche Leute Emporkömmlinge, auch wenn sie Adolf Hitler persönlich respektieren mochten, besonders, weil er den Versailler Vertrag überwunden hatte. Heutzutage übersehen die meisten Menschen bei der Betrachtung dieser Geschichte, daß der Nationalsozialismus sich in erster Linie als eine revolutionäre, ganz und gar der Zukunft zugewendete Kraft verstand, was er auch war. Es gab Ideen mit wirklich ganz grundlegend neuen Perspektiven, besonders in der Sozial- und Wirtschaftspolitik. Aber auf viele, die dann Karriere machten, traf die Bezeichnung Emporkömmlinge jedoch zu, es fehlte ihnen an Bildung, Welterfahrung und Kultur. Männer wie Canaris und viele andere der aktiven Offiziere paßten da nicht so recht hinein. In den Augen solcher Leute war der Nationalsozialismus laut, roh und unausgereift, mochten sie dessen Patriotismus auch schätzen und einige Ideenansätze für sinnvoll halten. Hitler und Canaris haben sich aber menschlich ausnehmend gut verstanden, da-

ran besteht kein Zweifel. Sie hatte wohl auch einige gemeinsame Interessen, etwa die Musik Wagners. Wilhelm Canaris war ein Mann von Format, er hatte trotz womöglich reaktionärer Anschauungen fraglos Weitblick. So warnte er beispielsweise schon 1937 vor der britischen und amerikanischen Rüstungspolitik, aus deren technischer Konzeption, etwa der Entwicklung von Langstreckenbombern, sich eindeutig ersehen ließ, daß diese Mächte einen großangelegten Krieg planten, der nur gegen Deutschland gerichtet sein konnte, ja, daß sie einen zweiten Weltkrieg vorbereiteten. Niemand in der damaligen deutschen Regierung wollte das wahrhaben. Deutschland dachte nicht an eine dagegen wirksame strategische Rüstung. Bis zum Führer drangen die von Canaris verfaßten Studien wahrscheinlich gar nicht vor, was wiederum dieser nicht wußte, und das Gesprächsklima zwischen diesen beiden Männern, die sich früher so gut verstanden hatten, wurde mit einemmal schlechter. Ich persönlich glaube, die besagten Emporkömmlinge fürchteten, daß der Führer, der ja ein ausgesprochen kulturbeflissen Mann war, sich an die gebildeten Offizierskreise annähern könnte. Das hätte die Gewichte verschoben. Deshalb die Intrigen. Dennoch, zwischen Hitler und Canaris blieb ein gegenseitiger Respekt. Wie es später zu der Verratsbezichtigung und Canaris' Verurteilung kommen konnte, ist nach wie vor ungeklärt; die meisten Originalunterlagen darüber sind ja nicht mehr vorhanden. Die Beschuldigungen kamen aus den Reihen verhafteter Widerständler. Nach dem Krieg wurde von einigen Leuten behauptet, es seien verräterische Tagebücher aufgefunden worden. Doch das war ein plumper Schwindel. Heutzutage möchte man ihn zum Widerständler erklären, weil das propagandistisch nützlich wäre, genau wir bei Rommel. Man will den Eindruck erwecken, alles sei gegen Hitler gewesen, was natürlich nicht stimmt. Canaris wurde im Februar 1944 verhaftet. Er konnte trotz Haft aber vieles tun, besonders Heinrich Himmler sorgte dafür. Himmler wollte dann auch noch einen Vorstoß zu einem Separatfrieden mit den Westmächten unternehmen. Das war selbstverständlich unrealistisch. Canaris konnte anscheinend eine Verbindung zu dem sehr polulären amerikanischen Genmeral George Patton herstellen, der als latent deutschfreundlich galt. Patton trat dann tatsächlich für ein antisowjetisches Bündnis mit Deutschland ein. Er wollte Gefangene der Wehrmacht und Waffen-SS gar nicht erst entwaffnen, sondern gleich mit uns zusammen gegen Moskau marschieren. Doch er konnte sich nicht durchsetzen. Bald nach Kriegsende wurde er ermordet. Die Pläne von Himmler scheiterten also. Canaris verfolgte weiter seinen Z-Plan, so gut es ging.

Er hatte dazu sicher inzwischen die Unterstützung der SS. Anfang April 1945 wurde Canaris hingerichtet. Wahrscheinlich ohne Befehl und Wissen des Führers; eine Eigenmächtigkeit eines Übereifrigen. Das alles ist nicht richtig durchschaubar. Canaris hat den Verratsvorwurf vielleicht sogar bewußt genutzt, um den Feind zu täuschen. Wer weiß, möglicherweise in einer stillen Übereinkunft mit Adolf Hitler, der zuletzt Canaris' Freund Dönitz zum Reichpräsidenten ernannte. Hielt man Canaris für einen Verräter, so war das die beste Tarnung für seine Sache. Es ist nötig, die Zusammenhänge betrachten, erst dann ergibt sich das ganze Bild." Beekn schwieg eine halbe Minute, ehe er mit frischer klingender Stimme weitersprach:
"Bereits 1941 begann Canaris damit, seine Sicherheitsvorkehrungen für das Reich zu treffen – lange vor ‚Sechmet'! Ich nehme an, das geschah durchaus in Übereinstimmung mit der Führer. Wir befanden uns nun auch mit Rußland und Amerika im Krieg. Es war eine Milchmädchenrechnung, daß wir diesen Krieg nicht mehr gewinnen konnten. Hitler erkannte das damals sicherlich noch nicht, aber auch er wird diesbezüglich nachdenkliche Momente gehabt haben. Er war ein kluger Mann. Canaris erarbeitete eine umfassende Studie. Diese war Anfang Dezember 1941 fertig. Wie mittlerweile bekannt ist, wurde Hitler dieses wichtige Papier unterschlagen. Ein Gespräch zwischen ihm und Canaris führte daher zu Mißverständnissen. Die besagte Studie beinhaltete genaue Informationen über das technische und produktive Potential der U.S.A. und Rußlands. Beide Länder arbeiteten an neuen Flugzeugtypen und auch Panzern, die den unseren gleichwertig oder sogar überlegen sein würden. Bei den Ameri-kanern waren mit der P 47 und der P 51 Jäger im Entstehen, die unseren Me 109 und FW 190 in deren seinerzeitigen Ausführungen überlegen sein würden. Und dabei hatten sie eine Reichweite, die es ihnen erlaubte, die Feindbomber bis nach Deutschland zu begleiten. So etwas hielt Göring für völlig unmöglich, denn dieser Mann ist über die Ära der Doppeldecker des Ersten Weltkriegs nie hinausgewachsen, und unter diesem Einfluß meinte auch Hitler, er könne sich das nicht vorstellen. Doch es kam! Hinsichtlich der Stückzahlen, konnten die Amerikaner leicht das Zehnfache der deutschen erreichen. Die bei den Russen zu erwartenden neuen Jak-, und Lagg-Typen würden unseren Jägern ungefähr gleichwertig sein. Stückzahlmäßig könnten die Russen das Sechsfache der deutschen erreichen. Zwischen Mitte 1942 und Anfang 1943 sei mit dem Erscheinen der neuen amerikanischen und russischen Flugzeuge in großen Massen zu rechnen. Zähle man

noch die erhebliche englische Produktion an unseren Maschinen fast gleichwertigen Spitfire sowie den neuen Typen Typhoon und Tempest hinzu, so müsse Deutschland auf eine rund achtzehnfache Überlegenheit bei den Jagdflugzeugen gefaßt sein, die mit den gegenwärtigen eigenen Typen nicht abgewehrt werden könne. Der Feind ziele darauf ab, die Luftherrschaft zu erringen, um seine gewaltigen Bomberflotten gegen das Reich einsetzen zu können. Es werde daher kriegsentscheidend sein, die bereitstehenden neuen, technisch deutlich überlegenen Jäger sehr bald an die Front zu bringen, denn in der Luft würde dieser Krieg entschieden werden. – Die Einzelheiten von alledem drangen nicht bis zu Hitler vor. Göring verhinderte eine kritische Betrachtung der bevorstehenden Lage in der Luft persönlich. Adolf Galland mußte sich von ihm einen ‚Defätisten' schimpfen lassen. Das Unheil nahm seinen Lauf. Aufgrund der Anfangserfolge in Rußland äußerte Hitler die Meinung, der Krieg sei bereits gewonnen, nach einer endgültigen Niederlage der Sowjetunion, werde auch der Westen Frieden schließen. Das war vollkommen wirklichkeitsfremd. Doch daraufhin wurde die Order ausgegeben, keine neuen Waffen mehr zu entwickeln, die nicht innerhalb eines dreiviertel Jahres fertig werden könnten, weil man bis dahin fest mit dem Sieg rechnete. Es ist unbegreiflich, aber wahr! Obwohl Hitler zumindest im Hinblick auf die Flugzeuge angeordnet hatte, da solle man neue Typen sehr wohl im Auge behalten, erklärte Göring dies für unnötig. Und das war das Todesurteil für das Reiches! Denn die neuen Flugzeugtypen hätten etwa ein Jahr bis zur Frontreife benötigt. Sie wären rechtzeitig vor dem Erscheinen der amerikanischen P 47 und P 51 da gewesen und hätten die feindliche Luftoffensive ganz sicher abschlagen können. Amerikanische Analysen haben nach dem Krieg eindeutig ergeben, daß es der Deutschen Luftwaffe bei Nutzung ihrer technischen Möglichkeiten sogar verhältnismäßig leicht gewesen wäre, den Alliierten in der Luft ein regelrechtes Desaster zu bereiten. Doch leider – bei uns hatten die falschen Leute das Sagen! Sicher hat auch Göring den Sieg gewollt, doch es fehlte ihm einfach an Sachkompetenz und Verständnisvermögen. Und als wir dann endlich im letzten Halbjahr des Kriegs wieder technisch überlegene Jäger besaßen, waren die Fabriken zerbombt, in denen sie in ausreichender Stückzahl hätten hergestellt werden sollen. Außerdem war aufgrund des Treibstoffmangels die Ausbildung der jungen deutschen Piloten so flüchtig und schlecht geworden, daß sie auch mit den besten Maschinen Maschinen gegen die gutgeschulten Amerikaner oftmals nicht ankamen – aber wenigstens konnten sie

ihnen nun notfalls davonfliegen. Ich erinnere mich an dieses ganze Drama so, als wäre es gestern gewesen. Es war zu spät - alles zu spät! - Genau wie bei den U-Booten, wo die neuen Typen um fast zwei Jahre verschleppt wurden. - Fehler über Fehler! - Und nicht, wie einige Leute gerne behaupten, aus Verrat! Nein, aus Unfähigkeit! Es war ein Trauerspiel! Alle unsere Opfer vergeblich!"
Beekn unterbrach sich, er seufzte leise, massierte die Nasenwurzel und nahm dann seinen Faden wieder auf: "Die voraussehbare Entwicklung des Luftkriegs zu unseren Ungunsten bildete den auslösenden Punkt für die Geheimvorbereitungen. Darum bin ich auf diese Einzelheiten eingegangen, zumal es Sie, als Flieger, vielleicht interessiert. Canaris hatte zweifellos den Durchblick. Nach der tragischen Entscheidung im Jahre 1941, mit der unsere rüstungspolitischen Weichen in so verhängnisvoller Weise falsch gestellt worden waren - schon zum zweitenmal nach 1936 - gab es keine Frage mehr, daß wir den Krieg verlieren würden – diesen Krieg gegen Feinde, die vom Vernichtungswillen gegen das deutsche Volk besessen waren. In Voraussicht einer solchen Lage, gründete Admiral Canaris eine Organisation, die später den Namen ‚Die Kette' erhielt. Deren erstes Ziel bestand darin, jene neuen Waffenentwicklungen, die durch die Fehlentscheidung der Regierung brachlagen, zu prüfen und die besten davon im Rahmen dieser streng geheimen Organisation so weit wie möglich zu verwirklichen. So sorgte Canaris unter anderem dafür, daß die ursprünglichen Erfinder der Flugkreisel unter Bedeckung weiterarbeiten konnten. Mit Hilfe von schweizerischen Verbindungsleuten, beschaffte er Material, nötige Rohstoffe und so weiter. Auf diese Weise konnten einige wenige der wirklich perfekten Flugscheiben fertiggestellt werden - oder vielmehr Rundflugzeuge, wie man damals sagte. Es waren zwei sehr große, die mit einigem Recht als Weltraumschiffe bezeichnet werden können. Der Versuch, kleine Flugscheiben als Jäger herzustellen, wurde aufgegeben, weil es an einer passenden Bewaffnung fehlte. Diese Fluggeräte erzeugen ein eigenes Kraftfeld um sich herum. Dadurch sind sie so gut wie unverwundbar. Kein Geschoß aus grobstofflicher Materie kann das Kraftfeld durchdringen. Das gilt aber von innen nach außen genauso. Solch eine Flugscheibe konnte daher weder Bomben abwerfen noch die für Jäger üblichen Schnellfeuerkanonen verwenden. Ohne die erst im Anfangsstadium der Entwicklung stehenden Kraftstrahlgeschütze, blieben sie daher militärisch gesehen vorerst wertlos. Da der erste Düsenjäger, unsere Me 262, als Schnellbomber eingesetzt werden sollte, traf Canaris sich in Sachen Luftraumverteidigung mit

Kurt Tank, dem Chefkonstrukteur von Focke-Wulf, um diesen hinsichtlich eines neuen Jagdflugzeugs zu drängen. Das Ergebnis wurde später die Ta 152 und zunächst die FW 190 D. Parallel dazu entwickelte Tank einen völlig neuen Düsenjäger, der dem zur selben Zeit bei Messerschmitt entstehenden P.1101 ähnlich sah. Diese Maschine wurde noch fertig. Sie geriet 1945 in Feindeshand und wurde von den Amerikanern unter der Bezeichnung F 84 gebaut und bei den Russen als MiG 15 und MiG 17. - Ja, wir haben alles gehabt! Mindestens ehn Jahre technischen Vorsprung im Flugzeugbau bescheinigten uns die Amerikaner. Die phantastischen schnellen Fernbomber Ar 555 und Fw 1000 waren nahe an der Fertigstellung. Was aber an die Front kam, war überwiegend um fünf Jahre zurück. - Wir haben unsere großen Möglichkeiten nicht genutzt!" Beekn unterbrach sich und fragte: "Ich langweile Sie doch nicht?" Er seufzte erneut: "Es ist ja alles so lange her!" Da Lukowsky Versicherte, daß es ihn interessiere, fuhr Beekn mit seiner Darlegung fort:

"Nun gut. Also Canaris hatte eine Organisation aufgebaut. Ob wirklich ganz aus eigenem Antrieb oder im Auftrag des Führers, daß läßt sich nicht mehr klären. Daran beteiligt waren vor allem Industrielle und Wissenschaftler, hohe Offiziere, besonders der Luftwaffe, die Göring zur Hölle wünschten, sowie ein mystischer Damen-Zirkel, der zunehmend Einfluß gewann. Eine der jungen Damen ist vermutlich die wahre Initiatorin des Ganzen gewesen, eine Jugendliebe von Canaris. Das Zeichen der ‚Kette' war zunächst ein Industriezahnrad mit dem Reichsadler. Durch das Einwirken der jungen Damen jenes mystischen Zirkels, wurde das Zahnrad durch die magische Schwarze Sonne ersetzt – wahrscheinlich war Canaris das ganz unwichtig, er ist sicherlich kein Mystiker gewesen. Doch dieses Symbol wurde zum Zeichen der ‚Kette'. Später, auch jetzt noch, ist oft behauptet worden, diese ‚Schwarze Sonne' wäre das Symbol einer von der SS gegründeten nationalsozialistischen Geheimorganisation. Das ist ein Irrtum. Dieses Zeichen ist in solchen Kreisen überhaupt nicht verwendet worden. Nach dem Krieg haben sich einige Leute da etwas ausgedacht, beziehungsweise zusammengereimt, weil auf dem Boden des Gruppenführersaals in der Wewelsburg eine vereinfachte Darstellung der Schwarzen Sonne zu sehen ist. Die Erklärung dafür ist einfach: In den Anfängen des Dritten Reiches, noch vor der Machtergreifung, spielten zwei mystische Vereinigungen eine Rolle – heutzutage würde man von Esoterikern sprechen. Da gab es den Thule-Orden, dem Adolf Hitler angehörte und aus dem die nationalsozialistische Bewegung her-

vorging, und in deren Umfeld wiederum die ‚Alldeutsche Gesellschaft für Metaphysik', die inoffiziell auch Vril-Gesellschaft genannt worden sein soll. Ob das stimmt, weiß ich nicht, es ist nicht sicher. In dieser Vereinigung gaben Frauen den Ton an. Der Hintergrund ist der magische Zirkel der, ‚Panbabylonischen Gesellschaft' gewesen, der sich auf die Göttin Ischtar, die Venus, und deren kommende Herrschaft in einem neuen Weltzeitalter berief. Alles sehr mystisch. Dies war zugleich die Grundlage der bewußten Münchner Firma. Auf alle Fälle verwendete diese Vereinigung das Sinnbild der Schwarzen Sonne. Allerdings in deren ursprünglicher Form, die, so weit ich weiß, von den Sumerern stammt. Da bald alle mit Mystik befaßten Vereine verboten wurden, wanderte das alles in den Untergrund – auch innerhalb der eigenen nationalsozialistischen Reihen, soweit es da solche Hinwendungen zur Esoterik gab. Das war in gewissen Kreisen der SS tatsächlich immer der Fall, und dies erklärt die Schwarze Sonne im Gruppenführersaal. Die meisten jedoch, die das sahen, hatten keine Ahnung, was es bedeutete. Die wenigen aber, denen das etwas sagte, ergriffen die Initiative zu ‚Sechmet'. Und als die Kriegslage dann für jedermann offensichtlich verzweifelt wurde, setzten sich die Köpfe der beiden Geheimformationen – ‚Sechmet' und ‚Kette' – an einen Tisch, um in der Not an einem Strang zu ziehen. Canaris lebte damals schon nicht mehr, die Leitung der ‚Kette' hatten zwei Frauen, eine Münchnerin und eine Wienerin, sowie ein italienischer Marineoffizier, ein Vertrauter des Duce, der mit Admiral Canaris persönlich befreundet gewesen war. Für ‚Sechmet' dürfte Himmler persönlich gesprochen haben. Diese beiden einander nicht unbedingt freundschaftlich gesonnenen Gruppen, vereinbarten also ein Zusammenwirken. Die ‚Kette' legte den noch von Canaris erarbeiteten ‚Z-Plan' vor. Auf ihrer Seite stand gewissermaßen die höhere Qualität. Dagegen verfügte ‚Sechmet' trotz der schwierigen Kriegslage noch über mehr quantitative Mittel und besaß auch schon vorbereitete unterirdische Anlagen, die den Z-Plan-Vorstellungen sehr entgegenkamen." Beekn unterbrach sich abermals. Er schüttelte den Kopf und sagte: "Über die Einzelheiten bin ich nicht näher im Bilde. Es muß wohl so gewesen sein, daß politische Fragen vorerst außer Streit gestellt wurden. Die ‚Kette' ging davon aus, daß nach einer militärischen Niederlage sehr viel Zeit vergehen würde, bis ein Wiederaufstieg des Reiches und der Achse möglich sein würde – ich sage, der Achse, weil es nicht nur mit den Italienern, sondern auch mit den Japanern Verbindungen gegeben haben muß, obwohl ich darüber nicht viel weiß; bestimmt aber waren

Ungarn, Kroaten und Finnen beteiligt. Nun, die beiden Gruppen werden sich wohl darauf geeinigt haben, die Zeit über so manches entscheiden zu lassen und, daß falls eine der beiden Organisationen ihre Ziele verloren sehen und aufgeben sollte, die andere sie beerben würde. Ich glaube, Vera Jörgens‘ Vater ist von Seiten der ‚Kette‘ ein Verbindungsmann zu ‚Sechmet‘ gewesen, damals, früher.– Ja, und inzwischen ist von den beiden Formationen nur noch eine da: Die Kette.” Beekn zögerte und merkte an: “Da fällt mir auf, wenn ich es mir jetzt überlege: Eberhard Jörgens‘ Tochter, Vera, die hätte recht gut in den metaphysischen Damen-Zirkel der ‚Kette‘ gepaßt, schon, wie sie sich von ihrem Äußeren her gab. Aber vielleicht ist das ein Zufall.” Er breitere die Hände aus, seufzte wieder leise und sagte: “Ich habe zu den anderen gehört, zur SS und zu ‚Sechmet‘. Ich habe fest an unsere Sache geglaubt, an die Sendung Adolf Hitlers – nicht nur für Deutschland, sondern für diese ganze Erde. Es sind viele Fehler gemacht worden. Die ungerechte Judenpolitik ganz besonders, das hätte nicht sein dürfen. Ich habe da versucht, auf meine Weise etwas gutzumachen. Nationalsozialist sein heißt für mich nicht unbedingt, auch Antisemit sein. Ich bin keiner. Wir haben viele Fehler gemacht. Im Krieg hätten wir auf Hollands und Dänemarks Neutralität Rücksicht nehmen müssen - beispielsweise. Es gab so viele Fehler, so viele Fehler! Auch das falsche Vorgehen im Osten. Ich meine aber, die meisten von uns, die ehrlichen Idealisten, haben das alles nie gewollt. Ich glaube, auch Hitler wollte es im Grunde nicht. Vor allem nach dem sogenannten Roem-Putsch 1934 sind üble Leute emporgekommen. Hitler wurde damals vom Ausland gezwungen, die revolutionären sozialistischen Ideen aufzugeben und die Idealisten zu entmachten – denn wir sind ja Sozialisten gewesen! Wir wollten den Kapitalismus überwinden! Doch es gab damals keine Wahl. 1934 war Deutschland völlig wehrlos. – Ja, es ist vieles falsch gelaufen, so vieles! Aber wir hatten ja auch nur ein paar Jahre im Frieden, unsere Ideen zu entfalten, keine Zeit, Fehler zu korrigieren. Der Kommunismus hatte siebzig Jahre, und versagte. Der Demokratismus hatte noch mehr Zeit, und stürzt gerade die ganze Erde ins heillose Chaos. Dahinter steckt nicht das verschwörerische Treiben omnipotenter Freimaurerlogen oder dergleichen, wie manche Leute meinen. Das sind Randerscheinungen, so etwas würde schon an deren Eigensucht scheitern. Nein, es ist ganz einfach die Eigendynamik des Systems. Hätte der Nationalsozialismus wenigstens zwanzig Jahre in Frieden gehabt, vielleicht würden wir es dann besser gemacht haben. – Wer weiß. – An die grundsätzliche

Richtigkeit unserer Ideen, glaube ich noch immer. Wir werden sehen, was die Zukunft bringt. – Was sind schon ein paar Jahrzehnte im Angesicht der Geschichte!" - Beekn richtete den Blick wieder aus dem Fenster. Etwas schien über ihn gekommen zu sein, das unsichtbar und doch undurchdringlich war. Ohne Lukowsky nochmals anzusehen, fragte er: "Sind Sie zufrieden? Mehr könnte ich Ihnen nicht sagen!" Es war deutlich spürbar, daß Alfred Beekn, der sich jetzt Igor Kopsa nannte, nun mit sich und seinen Gedanken allein zu sein wünschte. Sein Blick war nun starr auf die weißen Wolkengebilde über den Baumkronen am Himmel gerichtet, als ob dazwischen etwas Wunderbares hervorkommen müsse – die Spiegelbilder verlorener Illusionen. Lukowsky erhob sich. Er stellte nur eine Frage, jene, die noch offen war: "Sie haben Marschflugkörper, vielleicht noch mehr, aus den geheimen Anlagen gehabt. Kann es da ein Loch geben? Wissen noch andere davon?" Beekn erwiderte, und seine Stimme klang bereits wie von sehr weit her: "Das waren nur Übrigbleibsel von ‚Sechmet', die ‚Z-Plan' nicht gebrauchen konnte, sonst nichts. In der Kette gibt es keine undichte Stelle, es hat nie eine gegeben. Sie können beruhigt sein." Lukowsky zögerte. Er bat: "Nur noch eines: Ich würde gern das Bild von Vera Jörgens sehen." Beekn antwortete mit immer leiser werdender Stimme: "Die Ruine des Palasts auf der Anhöhe zum Meer hin. Das Gebäude gehört mir. Es ist nicht verschlossen. Hier stiehlt niemand. Falls Sie hingehen – wundern Sie sich nicht." Die letzten Worte waren kaum noch zu verstehen gewesen. Lukowsky sagte: "Danke. Leben Sie wohl!" Er verließ das alte Haus mit den meterdicken Wänden und der stets unverschlossenen Tür.

In dem romantischen winzigen Ort gab es keinen Gasthof, und Lukowsky verspürte auch keinen Appetit. Er wußte nicht genau, was für ein Gefühl es war, das ihn bewegte, auf unbestimmte Weise bedrückte. Vielleicht war es das Echo der verlorenen Illusionen des alten Mannes hinter seinen dicken Mauern bei einer ständig offenen Tür, das ihn an etwas erinnerte, an etwas ganz anderes, das aber auch verloren zu sein schien: Der Traum vom Wiedersehen mit Vera. Vielleicht, so stieg es in ihm auf, würde auch er einmal in einem Lehnstuhl sitzen, aus einem Fenster starren und zwischen den Wolkengebilden vergeblich suchen, was es in dieser Welt nicht gab. Das machte ihm für einen Augenblick Angst. Denn dies eine hatten ja alle Illusionen miteinander gemeinsam, die großen von der Weltverbesserung ebenso wie die kleinen von der Wiederkehr einer verstorbenen Geliebten – es blieben Illusionen, Traumgebilde zwischen

den Wolken. Vielleicht hing eines davon in Form des Portraits einer längst verstorbenen Frau an der Wand eines verfallenen Palasts. Lukowsky überlegte, ob er danach suchen solle. Er wollte es nicht, und hielt doch Ausschau nach der Anhöhe, von der Beekn gesprochen haben mußte. Dort waren die offenbar gut erhaltenen, immer noch stattlichen Reste eines alten Palastes zu sehen, womöglich erst vor nicht allzu ferner Zeit wieder instandgesetzt. Dorthin schien keine Autostraße zu führen. So ging Lukowsky zu Fuß. Der Weg war weder steil noch sonstwie beschwerlich und auch nicht allzu weit. Dazu zeigte das Wetter sich mild und angenehm. Lukowsky schritt über einen breiten, von Mal zu Mal mit Laub bedeckten Pfad. Es wäre wohl doch auch möglich gewesen, mit dem Auto zu fahren. Doch die kleine Wanderung tat gut.
Nach weniger als einer Viertelstunde gelangte Lukowsky auf den flachen Gipfel der kleinen Anhöhe. Jetzt ließen sich die Grundmauern des ehemals recht großen Palastes erkennen, malerisch umrankt und überwuchert von Sträuchern und wilden Blumen. Ein Trakt des Gebäudes war vollständig erhalten und in einem sehr guten Zustand. Dort gab es auch sorgfältig angelegte Blumenbeete und einige Obstbäume. Die große, an der Oberseite geschwungene Eingangstür stand offen, genauso wie die kleine Tür zu Alfred Beekns Wohnung, der sich jetzt Igor Kopsa nannte. An der befand sich weder ein Namensschild noch eine Klingel. Die Tür bestand aus gut zehn Zentimeter dickem Holz. Lukowsky betrat das alte aber gut erhaltene Gemäuer. Drinnen war die Luft kühl. Er ging langsam voran. Es gab einige wenige Möbel, die als Antiquitäten ganz gewiß ihren Wert hatten, dabei befand er sich offenbar im Gesindetrakt des ehemaligen Palastes. Dann kamen einige Stufen, und der Sandsteinfußboden wurde von Marmor abgelöst. Lukowsky betrat einen großen, hohen, hellen beinahe saalartigen Raum. Dieser war ausgestattet wie eine kleine erlesene Galerie. Die wenigen aber guten Gemälde vorwiegend italienischer Herkunft waren sicher mehrere Jahrhunderte alt – mit einer Ausnahme. An der Wand auf Seiten des Eingangs, beim Betreten des Saales nicht sofort im Blickfeld, hing ein lebensgroßes Bild von Vera Jörgens in einem schmalen goldenen Rahmen. Die Frau auf dem Gemälde trug ein elegantes elfenbeinfarbenes Kleid, hohe Schuhe und Perlenschmuck. Die rotbraunen Haare waren offen und seitlich gescheitelt. Sie reichten nur bis zu den Ellenbogen, wo eine gerade Schnittkante zu sehen war. Dieses Bild mußte ja auch zu der Zeit gemalt worden sein, als Veras Mutter ihr die Haare hatte ein Stück schneiden lassen. Sie waren trotzdem noch sehr lang,

aber nicht ganz so, wie es zu Vera Jörgens gehörte. Vielleicht wirkte ihr Gesicht deshalb so ernst und sogar ein wenig abweisend auf diesem Gemälde. Die Frau auf dem Bild kam Lukowsky nicht vertraut vor, obwohl es Vera durchaus ähnlich war. Es beeindruckte ihn weniger, als er erwartet hatte. Der Hintergrund des Gemäldes war dunkel und unbestimmt, die hell gekleidete Frau leuchtete aus ihm hervor. Es ließ sich leicht nachempfinden, daß der Maler in sein Modell verliebt gewesen war. Bei genauem Hinsehen wurde hinter der Gestalt der neuzeitlich gekleideten Frau eine zweite erkennbar, wie ein feiner Hauch: Vera Jörgens als Walküre! ‚Astralkörper', mußte Lukowsky unwill-kürlich denken. Die nur schemenhaft und doch gut zu erkennende Walküre, trug ein langes Gewand, Brünne, Helm und hatte bis zu den Kniekehlen reichende Haare. In der rechten Hand hielt sie einen Speer – Brünhilde. Auf sonderbare Weise erschien Lukowsky dieses zweite Bild Vera ähnlicher als das erste. Ein sehr merkwürdiges Gemälde, handwerklich hervorragend ausgeführt, nicht fern von der Kunst der alten Meister oder vielleicht eines Ernst Fuchs'. Lukowsky trat näher. Da war die Walküre auf einmal nicht mehr zu sehen. Er strengte seine Augen an, beachtete jeden der sorgfältigen Pinselstriche. Alle Einzelheiten waren bis ins Kleinste ausgeführt. Doch von der Walküre war aus der Nähe nichts zu erkennen. Lukowsky trat zwei Schritte zurück. Die Waltüre blieb verschwunden. Dafür erschien ihm das Bild der neuzeitlich gekleideten Vera Jörgens auf einmal lebendiger, und ihm fiel auf, daß sie ein kleines Buch in ihrem Händen hielt; es erinnerte an das Poesiealbum, das sie ihm geschenkt hatte. Lukowsky trat zwei weitere Schritte zurück – jetzt war die Walküre wieder da. Lukowsky ließ sich in die Betrachtung dieses doppelten Bildes versinken. Er wußte nicht, wie lange er schon so vor diesem Bild gestanden hatte, ob Minuten, Stunden oder Tage – die Sonne schien schon nicht mehr durch die Fenster – als er aus diesem merkwürdigen Zustand erwachte. Da hatte er das Gefühl, schnell fortgehen zu sollen.

Lukowsky ging mit schnellen Schritten zurück in die Ortschaft. Vielleicht kam ihm das nur so vor, weil der Rückweg bergab führte. Oder es war doch etwas anderes. Er stieg in den Wagen und fuhr davon. Als er schon ein Stück gefahren war, kam es ihm plötzlich so vor, als grinse das Gesicht von Alfred Beekn hinter ihm her mit einem Ausdruck, der Rätsel aufgab.

Von Zagreb aus rief er zunächst Ünöt in Istanbul an. Dieser war in seinem Büro

und erklärte, die Dinge hätten sich wieder einrenken lassen. Als nächstes wählte Lukowsky die Nummer der Neoenergen in Wien und berichtete Elfi Földi. Sie zeigte sich mit dem Ergebnis seiner Tour zufrieden und sagte, er solle nun direkt nach München fliegen. Herr Fischer, der sich dort bereits um eine passende Unterkunft für ihn gekümmert habe, würde ihn vom Flughafen abholen. Ob er Fischers Münchner Telefonnummer habe? Lukowsky hatte sie. Und er freute sich auf das Wiedersehen mit Peter Fischer.

40

Fischer kam und holte ihn mit dem Mustang ab. Der sah so verjüngt aus, als hätte die Firma Ford ihn erst gestern vom Band gelassen. Peter Fischer hingegen war älter geworden, ein bißchen ergraut und nicht mehr ganz so schlank wie früher. Trotzdem, gemessen an der Zeit, hatte er sich nicht allzu sehr verändert. Nachdem sie die ersten Sätze miteinander gesprochen hatten, war es, als seien keine zwei Tage auseinander gewesen. Alles war so selbstverständlich, so natürlich, wieder wie immer, wie es sein mußte.

Die Wohnung, die Fischer für Lukowsky besorgt hatte, war hell und angenehm, sie war gleich komplett eingerichtet und lag ganz in der Nähe von Schloß Nymphenburg, in der Wotanstraße. Lukowsky hätte ein bescheideneres Quartier vorgezogen, doch Fischer meinte, es würde in kommender Zeit genug zu tun geben, auch in geschäftlicher Hinsicht habe er sich einiges ausgedacht. Das hatte er in der Tat, und dabei spielte die Firma Wenzl eine Rolle, an der Fischer mittlerweile Anteile besaß. Er war eben ein guter Geschäftsmann.
Der Abend war noch angenehm, und so saßen sie auf dem Balkon der Wohnung in der Wotanstraße, spielten Schach und schauten dabei dem Sonnenuntergang zu. Fischer war ein ausgezeichneter Schachspieler, er machte seinem berühmten Namensvetter Bobby Fisher Ehre. Lukowsky war dagegen günstigstenfalls ein Lehrling. Doch darauf kam es schließlich nicht an.
Fischer nahm sich eine Zigarette, zündete sie an und sagte nach einer kleinen Pause: “Ich möchte jetzt einmal darüber reden, Ernst, über das, worüber ich noch nie gesprochen habe – auch mit Fritz nicht – und auch geschrieben habe ich es nie. Es kam mir immer so vor, als sei das unmöglich. Ich meine: Wir alle drei haben den Kampf bei der gotischen Kapelle nicht überlebt! Das ist Tatsa-

che! Ich bin darauf vorbereitet gewesen. Vielleicht erinnerst Du Dich, Astrid hatte es vorausgesagt, wir würden bald sterben. Und so kam es. Doch dann lebten wir wieder – hier, ganz irdisch. Astrid und der alte Herr, der Leopold Wiesinger heißt, haben das fertiggebracht. Sie haben uns wiederhergestellt, repariert. Das Prinzip ist mir mittlerweile klar. Astrid hat es mir auseinandergesetzt. Durch besondere Stärkungen des inneren Leibs, des Astralkörpers, wurde der äußere wieder funktionstüchtig gemacht. Bei genauer Betrachtung steckt darin viel Logik. Außerdem ist ja das Faktum, daß wir auf dieser Erde weiterleben, unübersehbar. Was mich aber immer wieder in stillen Augenblicken erfaßt, ist das Gefühl während der Zeit des Gestorbenseins. Es waren sicherlich nur Minuten, und doch – mir kam es wie eine lange Wanderung vor. Und es ist ganz etwas anderes gewesen als das, worüber verschiedene oft unseriöse Bücher sprechen. Ich habe sie alle gelesen. Die Probanden dort, ich will es einmal so nennen, waren nicht wirklich gestorben, sie hatten höchstens die Schwelle berührt, keiner aber hatte sie überschritten – so wie wir!" – "Durch das Grüne Land," ergänzte Lukowsky. Fischer wendete ihm den Blick zu und nickte: "Ja." Er sah wieder dem Sonnenuntergang zu und sagte: "Darum wollte ich dann so schnell heiraten und Kinder. Es war ja de facto ein zweites Leben, eine zweite Chance. Ich bin dankbar. Und – ich bin jetzt sehr glücklich." Er schwieg. Am Himmel bildeten die Wolken eine Landschaft, wie Berge und Seen unter den purpurroten Strahlen der Abendsonne. Lukowsky ahnte, was Fischer als nächstes sagen würde. Fischer fragte: "Warum heiratest Du nicht und gründest eine Familie. Noch ist Zeit dazu. Wir sind ja neu geboren. Vielleicht..." Er betrachtete die Glut seiner Zigarette, die fast ebenso rot leuchtete wie der Himmel "... vielleicht neu geboren aus dem Geiste, um es in ein christliches Wort zu fassen. Darum sind wir noch einmal jung, jünger, als uns anzusehen ist." Fischer vermied es, Lukowsky in die Augen zu blicken, als er sagte: "Glaube mir, es ist sehr schön, eine Familie zu haben, es ist sehr schön. Und Du hast mir in mehreren Briefen geschrieben, was Vera Dir sagte – daß sie selber es von Dir wollte!" Lukowsky verstand die Gedanken und die Gefühle des Freudes und konnte ihnen doch nicht folgen. In der Wolkenlandschaft, dort irgendwo, mußte Vera sein – und warten. Und doch, hatte sie nicht wirklich von ihm verlangt, sich eine Frau zu nehmen, die ihr ähnlich sei und ein gutes Leben zu führen? So war ihre Ausdrucksweise gewesen. Damit hatte sie doch nichts anderes als das, was Peter Fischer soeben ausgesprochen hatte. Und dennoch, das war sehr schwer.

Es wurde allmählich kühl. Fischer drückte seine Zigarette aus und schlug vor: “Gehen wir hinein und hören wie ein bißchen Musik. Ich habe etwas Besonderes, nicht leicht zu bekommen. Für mich eines der wunderbarsten Werke: Die Sinfo-nia in d-moll von Wilhelm Friedemann Bach. Nur ein kleines Stück – und doch so groß! Mir ist jetzt danach.” Sie saßen in der Nähe des Balkonfensters, und es ertönte die Musik von Friedemann Bach, des auf geheimnisvolle und ungeklärt gebliebene Weise in jungen Jahren verschollenen ältesten Sohns des großen Meisters. Eine Legende behauptet, er habe sich in eine schöne Zigeunerin verliebt, alles hinter sich gelassen und sei mit deren Familie durch die Lande gereist. Dafür gab es keinen Beweis, doch warum sollte es nicht so gewesen sein.

Als sie sich für den Tag trennten, wollte Lukowsky sich bei dem Freund bedanken, doch Fischer verbat es sich, er sagte: “Du weiß es doch: Allein der Gott Schicksal ist es, der handelt! Wir sind die Instrumente, für die er die Sinfonie des Lebens komponiert – die Partitur zusammenfügt – und dirigiert.”

Am nächsten Vormittag kündigte Lukowsky für den Abend seinen Besuch bei Bernd Meißner an. Er sprach die Mitteilung auf einen Anrufbeantworter, vermutlich schlief Bernd noch und hatte dieses Gerät eingeschaltet, um nicht durch Anrufe gestört zu werden. Lukowsky fuhr mit dem Mustang in Richtung Düsseldorf. Es war ein gutes Gefühl, in diesem vertrauten alte Auto zu sitzen. Lukowsky nahm die altbekannte Strecke über Stuttgart, obwohl es hieß, die Route über Würzburg sei inzwischen besser ausgebaut.

In Düsseldorf hatte sich verhältnismäßig wenig geändert. Es gab einige neue Hochhäuser und einen Fernsehturm, doch alles in allem hatte Lukowsky nicht den Eindruck, lange nicht mehr hiergewesen zu sein. Er besuchte zuerst Wellmayer in dessen Erkrather Haus, das hatte er sich vorgenommen. Der freute sich über den Besuch und fast ebenso darüber, den alten Mustang noch in Betrieb zu sehen. Sein Autoplatz war längst an einer anderen Stelle, auf dem ehemaligen stand inzwischen ein Bürohaus, das Grundstück war zu teuer geworden. Wellmayers Söhne betrieben das Geschäft, die Tochter war längst verheiratet. Sie aßen zusammen, redeten bis zu den frühen Abendstunden und versprachen einander, sich nicht aus den Augen zu verlieren. Dann machte Lukowsky sich auf, Bernd Meißner zu treffen.

Es war nun doch bereits gegen halb elf Uhr abends, um Bernd Meißner aufzusuchen, die richtige Zeit. Lukowsky betrat dessen Düsseldorfer Junggesellenwohnung – was sie scheinbar noch immer und nach zwei Ehen jedenfalls wieder war. Diese Wohnung bestand aus vier großen Zimmern im zweiten und zugleich obersten Stockwerk eines Hauses im Zooviertel, das neu gewesen war, als Meißner dort einzog. Der Eindruck des Modernen herrschte noch immer vor. Eine einschmeichelnde Melodienfolge durchströmte die Räume. Nicht laut und nicht leise. Ein gutes Dutzend Gäste hatte Meißner eingeladen, überwiegend junge Leute. Bernd Meißner führte Lukowsky großsprecherisch ein: “Meine Damen und Herren, Freunde und Freundinnen, Brüder und Schwestern! Hier seht ihr, erstmals und einzigartig, meinen Freund Ernst Lukowsky, einen Heros der Gegenwart, Kriegsherr von Afrika und Indochina, Held der Lüfte und Bezwinger unserer müde gewordenen Zeit, der nicht in warmen Stuben haust, sondern täglich in die Wolken steigt, um Siege zu erringen! Ich bitte, ihn gebührend zu feiern! Ein dreifaches Hipp Hipp Hurra!” Meißner lachte über seinen blöden Vortrag. Stimmen riefen und lallten durcheinander. Meißner legte seinen linken Arm um Lukowskys Schulter und führte ihn durch den großen, halbdunklen, mit schwarzen Ledermöbeln ausgestatteten Raum. Überall saßen, hockten, lagen und kauerten Menschen. Lukowskys Gruß ging im Stimmengewirr unter. Daraufhin hob Meißner beschwörend die rechte Hand: “Silentium, Brüder und Schwestern!” Er schrie und brüllte; “Silentium! Hört mal her!” – Es wurde ruhiger, endlich trat Schweigen ein. Meißner stellte Lukowsky Leute vor: “Hermann Berst. Verwirrter Studiosus der Philosophie und der Theologie im sechsundzwanzigsten Semester – unser hervorragendstes Genie.” Hermann Berst trug einen Vollbart. Er blickte ernst drein und sah aus wie Johannes der Täufer vor der Enthauptung. – Meißner stellte umstandlos weitere Leute vor: “Ah! Hier: Marion Keller! Im alten Venedig wäre sie zu einer großen Kurtisane gewor-den – wenn sie nicht so spröde wäre.” Marion Keller hörte es und zeigte Meißner andeutungsweise den Vogel. Diese Frau mußte auffallen. Lukowsky gefiel sie sofort. Eine jener Frauen des klassischen Schönheitsideals, die bei ihm den Blitz einschlagen lassen konnten. Marion Keller mochte Anfang zwanzig sein. Sie war mehr als hübsch; sie war schön: Groß und schlank, ausdrucksvolle dunkle Augen, viel langes dunkles Haar, wunderschöne Hände, ein makellos gewachsener Körper, schlank aber nicht dünn, in rote Seide gehüllt. Die schöne Frau sah ihn mit großen dunklen Augen an, ihre Blicke begegneten sich auf den Bruchteil einer Sekunde. Die Frau verzog sich in das Dunkel des geräumigen

Zimmers. Meißner stellte weiter vor: “Mae, ein lieber Gast aus den Staaten...” Ein lustiges Mädchen nickte freundlich und schwenkte ein halbvolles Glas. – “Jan Kirchberg”, fuhr der Gastgeber dieser illustren Gesellschaft fort: “War ein echter Wunderknabe, klimperte schon mit drei Jahren falsche Tonleitern auf Vaters Klavier. Und hier Ellen, seine Sklavin und erste Haremsdame...” Alle stellte Meißner vor, alle seine anwesenden Freundinnen und Freunde, so weit sie nicht besinnungslos waren: “Anne, langweilt sich an der Kunstakademie, zu Hause ist sie in Lyon... Kurt, unser Meister der Technik... - Jimmi... - Harald... - Elsa, nicht von Brabant...” –
Lukowsky kam sich unangebracht in dieser Runde vor, ohne es störend zu empfinden. Der Blick auf die junge Frau namens Marion war das Ertragen des Rests der Gesellschaft wert. Es gab etwas an ihr, was ihn an Vera Jörgens erinnerte, obwohl keine unmittelbare Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Frauen bestand. Lukowsky suchte und fand Marion Keller mit seinen Blicken. Er sah zu ihr hinüber. Das war eine jener Frauen, für die ein Mann alles tat. Sie langweilte sich ganz offenkundig. Lukowsky nahm sich vor, sie kennenzulernen. Erst einmal trank er mit anderen, führte kleine belanglose Gespräche, mußte auf Meißners Verlangen hin Fliegergeschichten erzählen, deren mehr oder minder dramatischer Verlauf ein interessantes Streiflicht auf den Hausherrn zu werfen hatten. Ein bißchen komisch kam er sich dabei vor, aber es amüsierte ihn. Bald verteilte sich die Gesellschaft vollends. Lukowsky hielt Meißner beim Arm, als auch jener gerade in eine andere Ecke des Raumes gehen wollte: “Bernd!” Meißner drehte sich um: “Ja?” Lukowsky sagte: “Ich wollte eigentlich nur wegen des Absturzes der Do 28 mit Dir reden und mir die Unterlagen ansehen, die Du sicherlich bekommen hast. Dir war das doch wichtig, Du riefest deswegen sogar in Los Angeles an.” Meißner befreite seinen Arm und setzte sich: “Hör‘ mal, das kann doch jetzt wirklich warten! Amüsier Dich erstmal.” Lukowsky sagte: “Dazu brauche ich die Papiere.” Meißner ließ ein gedehntes Stöhnen hören.: “Also gut! Nachher suche ich das Zeug raus, ja. Warte eben ein bißchen. OK? Ich muß suchen! Unterhalte Dich derweil anständig. Sauf Dir wenigstens einen an und schnapp Dir ein- zwei Miezen!” Meißner ging murrend, die Papiere zu suchen.

Nur vereinzelt tanzten einige Paare, obschon das Riesenzimmer allen gleichzeitig Gelegenheit dazu geboten hätte. Ohne Aufmerksamkeit beobachtete Lukowsky Meißners buntgekleidete oder halb nackte Gäste. Das Halbdunkel

ließ alles undeutlich erscheinen. Aber sein Blick war ohnehin nach innen gekehrt. Auch dort fand er keine klaren Bilder. Das befremdliche und gleichsam wohltuende Halbdunkel schien auch seine Gedanken zu umfangen. Wie die Bilder vor Lukowskys Augen, so verschwamm die Musik in seinem Ohr. Alles, was um ihn herum geschah, floß teilnahmslos vorbei. – Die junge Frau namens Marion fiel ihm wieder ein. Den Blick ihrer Augen konnte er noch in sich empfinden. Er hielt Ausschau nach ihr und entdeckte sie in einem tiefen schwarzen Ledersofa. Sie wirkte müde und unlustig. Ein betrunkener junger Mann unternahm einen kläglichen Annäherungsversuch. Marion schubste den arg angetrunkenen Verehrer mitleidslos vom Sofarand. Der Mann purzelte zu Boden, blieb auf dem Teppich liegen und schlief ein. Lukowsky ging hin. Er faßte den inzwischen schnarchenden Betrunkenen beim Gürtel, zog ihn anderthalb Meter zur Seite und trat dann zu dem Sofa, auf dem Marion Keller sich langweilte. Er fragte: “Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?” Sie saß still da, in einem langen engen Kleid aus blutroter Seide. Die Frau hob die Lider mit den langen geschwungenen Wimpern und blickte Lukowsky mit großen dunkelbraunen Augen von unten herauf an. Sie musterte ihn sekundenlang und sagte dann: “Wenn Sie versprechen, mich nicht anzuöden?” Lukowsky sagte: “Ich verspreche es!” Er setzte sich neben sie. Marion wendete ihm den Kopf zu und musterte ihn abermals. Ihr
Blick war in seine Augen gerichtet, sie schien ihn möglichst genau abschätzen zu wollen. Er sagte: “Sie sind eine schöne Frau! – Die schönste weit und breit.” Marion deutete ein für das Kompliment dankendes Kopfnicken an und sagte souverän: “Ich weiß!” In ihren Augen und auf ihren roten Lippen stand geschrieben, wie genau sie es wußte. Lukowsky betrachtete sie: Ein schönes Gesicht, ein sehr schönes Gesicht. Wie von Botticelli gemalt. Mit einem Mund voll stiller Sehnsucht. Die dunklen Haare wurden auf der rechten Seite mit einer roten Spange aus dem Scheitel gehalten, überaus kräftige dunkelbraune Haare, beinahe schwarz, glatt, matt glänzend und gleichmäßig lang bis gut an die Taille. Diese Taille war schlank und hoch. Darüber zeigten sich in einem tiefen Dekolleté prächtig ausgebildete Brüste. Die Schlitze in der roten Seide des Rockes gaben den Blick auf lange wohlgeformte Beine frei, bis hinauf zu den Oberschenkeln. Helle glatte Haut schimmerte zwischen der Seide hervor. Die zierlichen Füße der Frau steckten in blanken roten Schuhen. Schmuck glitzerte an Marions Hals, Handgelenken und Fingern. Lukowsky sah diese Frau an,

ruhig, er ließ sich Zeit. Schon lange hatte er keine Frau mehr so angesehen, und die Frau genoß es, mit zurückhaltender Bewunderung betrachtet zu werden. Sein Blick senkte sich auf eine ihrer schöngeformten Hände, an deren Fingern lange rotlackierte Nägel glänzten. Er nahm die rechte dieser Hände in seine rechte Hand: “Ich heiße Ernst Lukowsky. Wie darf ich Sie nennen?” Er hob den Blick wieder zu ihren Augen. Sie entzog ihm ihre Hand – langsam, betont langsam – und antwortete: “Marion. Und Du kannst Du sagen. Hier sagt sowieso jeder Du zu jedem.” Lukowsky erwiderte: “Sie sind nicht jede! –Du!, Marion.” Jetzt lächelte sie. Ein kleines, feines Lächeln voller roter Lippen. Ein unsichtbarer Schwarm winziger Funken sprang zwischen Marion Keller und Ernst Lukowsky hin und her – noch keine heißen Ströme – aber ein erster schneller Funkenflug. An der gegenüberliegenden Seite des großen Zimmers entzündete ein Mädchen vier hohe Kerzen, deren Wachssäulen rot aufleuchteten. Marion erklärte Lukowsky, was nun bevorstand: “Der irre Berst macht jetzt ein Zombi.” Lukowsky sah die Frau fragend an und legte dabei seinen Arm um sie. Marion sagte: “Du wirst schon sehen. Ich finde es scheußlich. Berst ist ein Irrer. Er spielt am liebsten mit schlafenden Frauen. Er behauptet, sie ließen ihm dann die Illusion der Reinheit. Aber ich glaube, er stellt sich dabei vor, es seien Tote. – Er spinnt." Sie rückte kaum merklich ein paar wenige Zentimeter dichter an Lukowsky heran, jene Zentimeter, die enge Körperberührung ausmachten. Lukowskys zog die Frau sanft aber fest an sich heran. Seine Hand glitt an ihrem Oberarm zur Taille. Dort fühlten seine Finger die Enden fülliger Frauenhaare über roter Seide und darunter das von weicher Haut überspannte Fleisch der schönen Frau. Der Druck seiner Hand war fest. Die Frau neben ihm mußte spüren, daß der Mann, zu dem diese Hand gehörte, nicht vorhatte, sie so bald wieder loszulassen. Ein rascher Schauer durchzitterte den biegsam schlanken Frauenkörper, so schnell und so schwach, daß allein die in diesem Moment besonders feinfühligen Fingerkuppen der Männerhand es empfinden konnten, vielleicht auch mehr erahnen als das. Aber Lukowsky spürte es doch: Die heißen Ströme begannen zu fließen, und es war ein starkes, sehr ehrliches Gefühl, ein Gefühl, das immer noch Herzklopfen kannte und Verliebtheit hieß – mehr als geile Gier.
Ein trauriger Bariton sang in englischer Sprache von einer alten Frau in einer Kirche, von einem Pfarrer, der an seiner Predigt schrieb, die niemand hören wollte, von trister Einsamkeit. Er sang nicht gut, aber die Melodie war leidlich hübsch. Bernd Meißner hatte sich wieder aufgerafft und erschien flankiert von

zwei Mädchen, die hohe rote Kerzen trugen, welche sie nun an vier Stellen des Raumes aufstellten, so daß sie die Ecken eines Quadrates bildeten. Die Kerzen brannten mit großen, unsteten Flammen. Die Kerzenträgerinnen entfernten sich. Meißner verkündete pathetisch inmitten des von vier Kerzen begrenzten Feldes: “Der erhabene Meister wird sich sogleich herablassen, uns ein Zombi zu machen!” Beifall scholl auf. Meißner verneigte sich und verließ die Zimmermitte. Die Musik ebbte ab. Laut und drohend ertönte statt dessen Mozarts Requiem: “Domine Jesu.” Auch diese Klänge wichen. Atonales Trommel- und Flötenspiel hub an. Hermann Berst schritt in die Mitte des Raumes zwischen den Kerzen. Er hatte eine weiße Kutte mit schwarzer Kordel übergezogen. Die Augenhöhlen waren schwarz oder dunkelblau geschminkt, was seinem Gesicht das Aussehen eines Totenschädels gab. Berst lief in dem Caré, auf und ab, als suche er den Schnittpunkt gedachter Diagonalen. Sein tief aus den Höhlen dringender Blick schweifte und ankerte schließlich in einer entlegenen Nische des großen Zimmers. Er richtete den Blick zur Decke und rief mit tiefer, grollender Stimme: “Ellen! - - - Ellen! - Dich rufe ich! Ellen! Dich befehle ich her!”
Außer den Kerzen brannte kein Licht mehr. Ein Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren in einem kurzen schwarzen Kleid und mit schwarzen Strümpfen trat zögernd zu ihm. Das Gesicht des Mädchens war in der Dämmerung undeutlich. Erst im Kerzenkreis wurden herausfordernde Züge erkennbar; absurder Spaß an einem bizarren Spiel. Welliges dunkelblondes Haar umstrich die Wangen des Mädchens. Jetzt stand es im Mittelpunkt zwischen den Kerzen, Berst hingegen knapp außerhalb des gedachten Quadrates. Er schlug die Kapuze über den Kopf. Sein Organ wurde noch tiefer und herrischer: “Ellen! Schmutz der Du bist! Ekel, der Dich peitscht! Grauen, das Dich würgt! -Recke Deine Arme gen Himmel und leugne nicht den Schmutz der Geilheit an Deinen Händen!” Das Mädchen gehorchte und verbiß ein Schmunzeln. “Zombi!” schrie daraufhin der Mann in weißer Kutte: “Zombi!” grölte oder lallte ein Teil der Gesellschaft, teils von Alkohol und teils von Rauschgiften wirr. Und Berst rief abermals: “Zombi! Zombi sei! Gier speit Dein Auge, Wollust Dein Mund und Schmach Dein Leib! Nenne Dich nicht länger Weib, Untier. Nenne Dich nicht länger Mensch, Satansfrucht! Krümme Dich, Zombi! Erweise Dich als Vieh, das Du von jeher bist! Krümme Dich, Tier, krieche am Boden, schlürfe den Schmutz aus Deinem Spiegel und vergehe!” – Anscheinend widerwillig beugte das Mädchen den Körper, berührte mit beiden Händen den Boden und senkte das

Haupt. “Tiefer!” befahl Berst mit ins Kreischen umschlagender Stimme. Seine Arme beschrieben beschwörende Bahnen in der Luft, sein Atem wurde schwer, die Schultern fielen ein, wie ein buckliger Greis stand er da. Seine Zähne knirschten: “Zu Boden sollst Du, am Boden sollst Du bleiben! Nieder mit dem wideren Schädel! Wische den Boden mit Deinen sündigen Locken, winde Dich im Staub gleich dem elendsten Wurm, verwandt dem eklen Gift, das gekrümmt und gebrochen ver-fliegt. Ausgehaucht sei Dein scheußlicher Odem, vom Blute entleert werde Dein geiler Leib – Zerbrich! – Zerbrich!” Berst trat nun in die Mitte des Carés zu seinem Opfer. Seine Hände begannen zu zittern, er flüsterte: “Zerbrich! Versenke Dich in den Moder der Gebeine Deiner Sünde! Schwele im Dunst Deines Giftes!” – Ein Beben zuckte durch den schweißglitzernden gebeugten Mädchenkörper zwischen den flackernden Kerzen. Erdrückende Stille lag im Raum. Mit weiten Schritten umrundete Berst mehrfach das Caré, Seine Bewegungen erschienen verkrampft unnatürlich und grotesk die Riesenschritte. Er blieb ruckartig vor dem Mädchen stehen und starrte es mit glasig aus den geschminkten Höhlen tretenden Augen an. Langsam, unendlich langsam, tastete seine Rechte unter den weißen Stoff der Kutte, verweilte dort kurz und riß einen blanken Kris hervor. Dessen falmmenförmige Klinge richtete sich auf die gebückte Gestalt. Berst schritt vor und beugte sich ebenfalls. Wiederum betont langsam, als sei es ein geheimer Ritus – setzte Berst den scharfen Dolch am Rückendecolleté des Mädchens an und schlitzte langsam bis unten hin das Kleid auf. Es sah aus, als schäle er es, als zöge er einem erlegten Wild das Fell ab. Stoffstück um Stoffstück fiel zu Boden. Dann trennte Berst die Strümpfe auf. Es sah aus als löse er die Haut von den Beinen ab. Das Mädchen zitterte. Längst schien dieses Schauspiel kein Scherz mehr zu sein. Doch die Gesellschaft verfolgte gebannt jede Geste des Mannes in der weißen Kutte. Dieser richtete sich nun auf. Ein Schüttelfrost schien durch seine Glieder zu rasen, doch er fing sich schnell und stand völlig ruhig. Er erhob den Kris mit der rechten Hand. Die linke packte das Mädchen beim Schopf und riß das Gesicht empor, in dem kein Ausdruck lag. “Zombi!” schrie Berst inbrünstig: “Zombi sei auf immer! Erhebe Dich nimmermehr! Zergehe in endloser Qual. O, erbärmliches Tier!” Seine Stimme schwoll an und wurde heiser: “Ich aber will Dich leiden und bluten, weinen und in Krämpfen Dich winden sehen, will Dich stöhnen und ächzen, gurgeln und grunzen hören! Wälze Dich im brodelnden Geifer, Du sollst Dich wälzen im Weltkot, blutleer und entehrt!” Berst packte das Mädchen wieder

beim Haar und zog den Kopf hoch. Lukowsky sah, daß sich kleine Wunden am Körper des Mädchens auftaten. Blut rann daraus hervor. Marion Keller legte eine Hand auf Lukowskys Oberschenkel und kniff ihn tüchtig ins Fleisch. Sie flüsterte: “Es wird diesmal wieder ekelhaft.” Lukowsky drückte die Frau noch ein wenig fester, löste dann seinen Griff und sagte halblaut: “Entschuldige mich für ein paar Minuten.” Lukowsky erhob sich. Er schritt umstandslos in die Mitte des durch rote Kerzen gebildeten Carés. Er packte Berst mit einer Hand im Genick und mit der anderen bei der Kordel der Kutte. Er schob Berst aus dem Caré, setzte ihm einen Fuß auf den Hintern und trat zu. Irgendwo im nahen Dunkel war Poltern zu hören. Lukowsky drehte sich um und verkündete: “Ende der Vorstellung!” Es herrschte völlige Stille. Nur ein Geräusch war vernehmbar: Das leise Winseln des Mädchens am Boden zwischen den Kerzen. Im Schatten dieser Kerzen raffte sich Berst auf. Lukowsky streckte einen Arm aus, zeigte auf den Mann in der Kutte und sagte ohne besondere Betonung: “Noch eine solche Sache von Ihnen, und Sie sterben!” Berst sah ihn verständnislos an. Dann verzog er sich wortlos ins Dunkel.
Lukowsky beugte sich dem Mädchen am Boden zu und rief Bernd Meißner herbei “Bernd! Kümmere Dich um sie! Sofort!” Erst jetzt kam Bewegung in die Gesellschaft. Lukowsky wendete sich ab und ging wieder zu dem Sofa, in dem Marion gesessen hatte. Sie war aufgestanden. Sie sagte zu Lukowsky: “Ich möchte weg. Es kotzt mich an – pardon – es konveniert mir hier nicht mehr. Es mangelt mir an der heutzutage gebotenen Toleranz.” Lukowsky nickte ihr zu und nahm sie beim Arm. Aus Lautsprecherboxen irgendwo sang eine Frau in französischer Sprache von zwei Perlen, die sie verloren habe und nicht mehr finden könne.

Ernst Lukowsky und Marion Keller verließen den Schauplatz. Im Fahrstuhl fragte Lukowsky: “Ich bringe Dich jetzt nach Hause?” Marion beugte das Gesicht in die Hände und massierte sich mit den Fingerspitzen die Stirn. Sie war ein bißchen angetrunken. Sie blickte auf und sagte: “Ich wohne in Büderich.”
An der frischen Luft fühlte sich Marion besser. Sie ging bewußt langsam. Lukowsky führte sie zum Parkplatz seines Wagens und half ihr auf den Beifahrersitz. Marion nannte eine Adresse, wie einem Taxifahrer, und schlief dann sofort ein.

Es hatte einige Mühe gekostet, Marion in Büderich wachzurütteln, sie war fest

eingeschlafen. Aber dann war sie doch aufgewacht und schnell erstaunlich munter geworden. Jetzt war sie im Badezimmer ihrer Wohnung verschwunden, nach-dem sie vorher noch Kaffee aufgesetzt hatte. Während der Kaffee gedieh und die Frau sich frisch machte, steckte Lukowsky eine Zigarette an. Er fand zwar kei-nen Aschenbecher, aber ein brauchbares Onyxschälchen. Lukowsky entdeckte eine Musikanlage und schaltete auf‘s Geratewohl ein. Eine nette italienische Unterhaltungsmusik ertönte. Marion Kellers Wohnung war geräumig, teuer und durchaus geschmackvoll eingerichtet, sehr hell, cremefarbene Ledermöbel, dazu Art Deko auf weißem hochflorigem Teppich. An den Wänden hingen Aquarelle von Landschaften und ein großflächiges Mosaik im römischen Stil. Das hatte Marion selber gemacht, wie er später erfuhr. Alles war großzügig – auf eine besondere Weise zugleich gemütlich. Die ganze vordere Zimmerseite bestand aus Fenstern. Dort gab es eine Menge Zierpflanzen und Topfblumen. Am Tage mußte dieser Raum strahlend hell sein. Jetzt kam nur eine indirekte Beleuchtung von irgendwo her.
Es dauerte eine ganze Weile, bis die Frau sich wieder zeigte. Sie trug nun einen bodenlangen weißen Bademantel. Schuhe und Schmuck hatte sie abgelegt, auch die Haarspange und offenkundig sämtliche Kleidungsstücke. Für einen Augenblick blieb sie stehen und schien über etwas nachzusinnen. Und da erinnerte sie Lukowsky auf einmal an das Gemälde von Vera Jörgens in dem alten Palast. Die Statur war die gleiche. Das Gesicht der Frau hier im Zimmer sah ihn mit dunkelbraunen Augen an, sie wirkten nicht ganz so ernst, aber doch verwandt. Ihre Haare waren nicht rötlich, sondern beinahe schwarz, aber ebenso kräftig wie Veras und hatten eine gerade Schnittkante wie auf dem alten Gemälde. Es sah aus und wirkte doch so, ob ein Stück von der Frau fehlte. Doch Marion Keller bot den edlen Anblick ewiger Frauenschönheit. Es war genau jenes Bild, das einen Mann packen und begeistern konnte und wohl auch noch aus dem Grab hätte emporspringen lassen, würde eine solche Frau vorübergegangen sein. Die schöne Frau mußte Lukowskys empfindungsreiche Gedanken unfehlbar bemerken. Ihre dunklen Augen leuchteten. Trotz des noch immer nicht ganz zu verleugnenden Alkoholeinflusses schaffte sie es, ein Tablett mit Kaffee samt allem Dazugehörigen auf den niedrigen Tisch vor dem Sofa zu balancieren. Marion Keller hatte sich gut im Griff. Sie setzte sich neben Lukowsky auf das Sofa aus hellem Leder und schenkte Kaffee in die Tassen. Sie reichte ihm eine Tasse an, mit beinahe ruhiger Hand, und sagte: “Berst ist ein Viech!” Lukowsky nahm die

Tasse: “Zum Teufel mit ihm!” Die Frau hielt Lukowsky den Zucker hin, nahm auch sich selbst, rührte, trank einen Schluck Kaffee und stellte die Tasse auf den Tisch. Sie setzte sich bequem zurecht und sah Lukowsky von der Seite her an. Sie lächelte: “Den Tritt hatte Berst nötig! Es uferte diesmal aus.” Lukowsky sagte: “Ich kann solche Sachen nicht leiden.” Marion erklärte: “Wer sich zum Zombi-Spiel bereiterklärt, ist darauf gefaßt, daß es so weit kommen kann. Alle wissen, um was es dabei geht. Es wird niemand gezwungen. Am Ende des Procederes kriegt der, respektive die Zombi dann jeden Mann, den sie will für die Nacht. Berst ist zwar verrückt, aber er denkt sich was dabei. Einem Mädchen, das nicht definitiv verhurt ist, würde er sowas nie antun. Im Gegenteil, er würde sein Leben wagen, damit einer Anständigen kein Haar gekrümmt wird. – So ist er auch!” Lukowsky erwiderte: “Ich habe nur seine miese Seite erlebt.” Marion zog anschaulich eine dicke Strähne ihrer schönen dunklen Haare zwischen die im halboffenen Bademantel deutlich sichtbaren Brüste und sah Lukowsky aus ihren dunklen Augen an, mit einem sehr klaren Blick: “Ich bin ja vielleicht auch hurös! Aber ich lasse mich darum nicht zum Zombi machen!” Lukowsky hielt ihren Blick während mehrerer schweigend vergehender Sekunden. Dann sagte er: “Mach Dich nicht schlecht. Das ist Unsinn.” Sie spielte herausfordernd mit ihren fülligen Haaren und sorgte durch eine geschickte Körperspannung dafür, daß ihr schöngebildeter Busen dezent aber unübersehbar aus dem Bademantel quoll. Der Blick ihrer dunklen Augen unter den geschwungenen Wimpernstrahlen blieb in Lukowskys Augen gerichtet: “Aber bin ich nicht eine Hure! Ich bin dabei, meinen Mann zu betrügen – gleich im ersten Ehejahr! Er ist auf Geschäftsreise in London. Diese Wohnung gehört mir, ein Geschenk meiner Eltern. Und hier bin ich nun mit einem Mann! – Nicht mit meinem!” Sie stützte einen Ellenbogen auf die Sofalehne und ihren Kopf in die Hand: “Bin ich also nicht eine Hure?” Lukowsky sah sie ruhig an: “Du bist eine Frau voller Gefühl, mit einem ehrlichen Herzen und einem klaren Empfinden, zu unterscheiden zwischen richtig und falsch. Darum hast Du auch den Schauplatz der Scheußlichkeit mit mir verlassen. Und jetzt sitzen wir hier ganz harmlos zusammen. Gleich lasse ich Dich allein, und Du gehst schlafen.” Marion neigte ein klein wenig den Kopf: “So siehst Du mich?” Sie senkte die Stimme: “Vielleicht ging ich ja bloß mit, weil ich die Idee hatte, heute nacht noch mit Dir heruzumhuren?” Lukowsky sagte: “Das ist nicht wahr.” Sie sah ihn gerade an: “Mein Mann liebt mich, aber seine Abenteuer spielen sich nur in Konferenzräumen

ab.” Sie schob ihre linke Hand vor und strich mit unbeschreiblich sanften Fingerkuppen über den Handrücken seiner rechten. Sie nickte ihm mit einer langsamen Kopfbewegung zu: “Ich bin froh, daß wir uns getroffen haben. Aber es stimmt schon, daß ich nicht die Hure spielen will.” Lukowsky sagte: “Du gingst mit mir zusammen fort, weil Du weg von dem Sumpf wolltest, in den Du nicht hineinpaßt, weder nach Deinem Äußeren noch nach Deinem Wesen.” Die Frau lehnte sich ein wenig zurück: “Was weißt Du von meinem Wesen? Und sehe ich nicht so aus wie eine teure venezianische Kurtisane? Vielleicht wie die Julietta aus Hoffmanns Erzählungen?” Sie bog die Schultern nach hinten und spannte die Brüste, so daß sie gänzlich sichtbar wurden. Lukowsky neigte sich nahe zu ihr. Seine Hände zogen eine Menge von Marions dichten dunkelbraunen Haaren vor und bedeckten mit ihnen die nackten Brüste. Er sagte: “Dein Aussehen gleicht dem der schönen Helena von Sparta, um die Männer zehn Jahre lang Krieg führten! Wunderschön bist Du, Marion. Und Dein Wesen ist das eines bezaubernden Kindes, das sich in einem dunklen Wald verirrte. Jetzt aber hast Du den Ausweg gefunden, kehrst heim zu Dir: Du bist Du!” Marion sah ihn nachdenklich an. Sie sagte: “Vielleicht ist das wahr. Und Du hast Recht, ich bin keine Hure. Manchmal tue ich so, doch das ist nicht wahr.” Sie unterbrach sich, sagte nach einer winzigen Pause: “Wahr ist aber: Du willst mich! Das fühlte ich, als sich unsere Blicke das erstemal trafen, und ich wußte es genau, als Deine Hand meine Taille griff. Ich gefalle Dir!” Sie neigte sich noch ein wenig näher zu ihm: “Dir gefällt mein Gesicht, mein Körper, meine lange Mähne – ist es so?” Lukowsky streichelte die seidenweiche Haut ihres Armes: “Es ist so. Du gefällst mir sehr! Alles an Dir.” Er griff in Marions füllige Haare, die so dicht und schwer waren, daß es ihn auf einmal sehr an Vera erinnerte, so sehr, daß es ihn auf einmal ganz sonderbar berührte. Er deutete auf die geraden Enden und fragte: “Warum schneidest Du sie? Sie sind wunderschön!” Die Frau antwortete mit einem Anflug von Trotz: “Sie sind wie Roßhaar! Aber ich habe sie schon immer und ewig genau taillenlang, und so bleiben sie auch immer und ewig. Es gehört so zu mir. Alle Monate schnippele ich eine Winzigkeit. Das mache ich selber. Darum bleibt alles immer gleich lang. Jetzt wäre Schnippeln wieder einmal fällig. Aber heute bin ich beschwipst. Ich werde es morgen tun.” Sie betrachtete nachdenklich die Enden ihrer Haare. Lukowsky kam in den Sinn, was Astrid ihm erklärt hatte. Er bat die Frau neben sich: “Hör mit dem Schnippeln auf!” Marion schüttelte den Kopf: “Ich habe mein genaues

Maß. Außerdem möchte ich sie immer schön gleichmäßig haben. Aber kürzer wird es nicht. Ich bin ja keine Sklavin! Freien Frauen werden nicht die Haare geschnitten. Das war bei den Germanen so, bei den Römern, den Griechen – und bei mir ist es auch so!" Wie sie dies sagte, erinnerte es Lukowsky erneut sehr an Vera. Es sagte: "Es hat etwas Besonderes auf sich mit Frauen, die so sind wie Du! Das selbstbestimmte Äußere ist ja das Sichtbare des Inneren." Sie betrachtete abermals ihre Haarenden und meinte: "Aber morgen früh werde ich wieder ein bißchen schnippeln. Ich halte mein Ewigkeitsmaß ein!" Sie sah Lukowsky an und lächelte: "Oder vielleicht – vielleicht lasse ich sie doch noch so zehn Zentimeter länger. Zum Zeichen meiner Freiheit!" Lukowsky strich ihr mit dem Rücken von zwei Fingern über die Wange und sagte: "Ich bin Dir dankbar!" Marion blickte ihn fragend an: "Deswegen?" – "Ja," antwortete er, "deswegen – auch deswegen. Es hat eine besondere Bedeutung – über die Schönheit hinaus. Ich erkläre es Dir einmal in Ruhe." Sie ließ ihren Blick auf ihm ruhen. Dann fragte sie: "Bist Du richtig verliebt in mich? Gibt es das?" Er strich ihr liebevoll über Stirn und Wangen und dann durch das schwere mattglänzende Haar: "Ja!" Er fuhr ganz sachte mit der Spitze eines Fingers an ihren Lippen entlang: "Das gibt es!" Sie breitete die Arme aus und sprach: "Ich habe Lust, mit Kara Ben Nemsi durch die Wüste zu reiten oder durchs wilde Kurdistan!" Sie hielten einander fest in den Armen. Langsam senkten sich Marions Lider mit den langen dunklen Wimpern. Ihr Gesicht war dem Lukowskys ganz nahe. Ihrer beider Lippen trafen einander und ihr Kuß glühte wunderbar während einer ersten Sekunde der Ewigkeit; in einer zweiten vergaßen sie die Welt, streiften sie ihre Kleider von sich und wurden eins. Noch als das Morgenrot durch die Fenster tastete, liebten sie sich zum anderen Mal.

Sie waren beieinander auf dem weichen, weißen hochflorigen Teppich. Lukowsky lag auf dem Rücken. Die Frau saß auf ihm und neigte den Kopf. Die Morgenröte ließ ihre seidige Haut erglänzen und schimmerte in ihren dunkelbraunen Haaren, die vor der rechten Schulter herabhingen und auf Lukowskys Brust malerisch Arabesken bildeten. Marion sagte mit leiser Stimme: "Alles ist anders als sonst – als ob wir uns wirklich liebten! Ich hab das noch nie so erlebt. Und doch gibt es zwischen uns wohl doch keine Liebe?" Lukowsky entgegnete: "Wenn es keine Liebe zwischen uns gäbe, wären wir jetzt nicht beisammen!" Seine Hände glitten langsam von ihren Hüften empor, an ihrer Taille entlang bis hinauf zu den Schultern. Seine rechte Hand senkte sich auf ihre Brüste und die

linke strich zärtlich durch ihr fülliges Haar. Auch er sprach nicht laut: “Du hattest recht, als Du sagtest, ich wollte Dich von Anfang an. Ich liebe Dein Gesicht, Marion, Deine Augen und Deine Lippen und den Klang Deiner Stimme; ich liebe Deinen schlanken Hals, Deinen Körper, Deine weiche Haut, ich liebe Deine sanften Hände, deine Arme, die wie Schwanenhälse sind, und jeden Zentimeter Deiner wunderschönen langen Haare. Marion, was die Zukunft bringt, das wissen wir nicht. Bald kehrt Dein Mann zurück, der Dich liebt und Dir Blumen schenkt. – Vielleicht treffen wir uns nie wieder. – Oder es kommt etwas Neues, jetzt, aus dem Morgenrot. Wir werden vom Schicksal nicht nach unseren Wünschen gefragt, geschweige denn, nach unseren Träumen.” Er faßte die Frau fester, sie drehten sich umeinander – und sie liebten sich abermals im hellen Aufgang der Sonne.

Sie verabschiedeten sich – da war schon später Vormittag und die Sonne schien hell. Sie standen sich dicht gegenüber. Lukowsky sagte: “Für mich gibt es nun manches zu tun, und ich weiß nicht, was kommen wird. Aber ich melde mich, rufe Dich an. Bist Du dann glücklich mit Deinem Mann zusammen und Deine Welt ist in Ordnung, so wünsche ich Dir alles Gute und lege gleich wieder auf. Sollte es aber anders sein, besuche ich Dich.” Seine Hände berührten ihre Hände: “Ich werde viel an Dich denken.” Marion ließ ihre Stirn gegen sein Kinn sinken und sagte leise: “Ich bin mir in vielem so unsicher.” Er küßte ihren Scheitel. Sie hob den Blick: “Ob wir uns lieben? Oder war das nur einmal? Ich glaube, ich weiß nicht, wie Liebe ist!” Sie sah ihn forschend mit ihren großen dunklen Augen an, die jetzt traurig wirkten. Er schloß die Frau in seine Arme und drückte sie an sich – ein paar Augenblicke hielten sie einander fest. Langsam löste er seine Umarmung. Marion stand aufrecht vor ihm, sie sah ihn fest an: “Weißt Du, ich bin stark auf meine Weise!” Er streichelte ihre Arme. Marion sagte: “In der kommenden Zeit werde ich merken, ob ich Dich liebe. Vielleicht vergesse ich Dich ja ganz schnell?” Seine Hände hielten ihre Arme, umspannten sie fester als ihm bewußt war. Die Frau sagte: “Wenn ich weiß, daß Du wiederkommst, werde ich Dich hier erwarten – und weniger schnippeln! Ich werde genau so da sein wie jetzt: Barfuß, in diesem weißen Bademantel und mit offenen Haaren. Es wird sein, als ob Du nie fortgegangen seist. Dann werden wir wissen, was ist.” Er streichelte ihr Haar: “Ich werde wiederkommen! - Wenn es Dein Wunsch ist.” - Noch einmal küßten sie sich. – Es war gut. –

Als er das Haus verließ, in dem Marion wohnte, strahlte die Sonne aus einem blauen Himmel, an dem kleine weiße Wolken standen. Lukowsky blickte unwillkürlich auf und es war ihm, als ob Vera in seinen Gedanken spreche, zum erstenmal seit sehr langer Zeit, um ihm zu sagen, daß ihr Marion gefalle.

41

Lukowsky fuhr nach Düsseldorf. Auf der Kö fand er einen Parkplatz. Er stellte den Mustang ab und ging ins Café Bittner. Von dort aus rief er Bernd Meißner an und verabredete sich mit ihm in einer Stunde in dem Kaffeehaus.

Bernd Meißner erschien in Jeans, einem buntgemusterten Hemd, einer knudeligen Jacke und mit Schlafzimmeraugen, aber pünktlich; und er brachte auch die Papiere bezüglich des Flugzeugabsturzes mit. Lukowsky sah die Unterlagen durch. Da gab es nichts, was ihn hätte in Aufregung versetzen müssen. Doch Meißner fragte unruhig: "Was meinst Du, kann da noch Ärger kommen?" Lukowsky reichte ihm die Papiere zurück und sagte: "Wieso? Hinsichtlich der Fracht wird doch weiter gar nichts erwähnt. Den Auftraggeber haben sie schon selber herausgefunden – angegeben ist Brünner. Die Akten, die über andere Zusammenhänge etwas aussagen könnten, sind vernichtet. Länger als zehn Jahre wird so etwas nicht aufgehoben. Wo siehst Du Schwierigkeiten?" – "Na, wegen des Anrufs," entgegnete Meißner, "die wollten doch wissen, ob wir da noch was in den Büchern haben, und das ist doch alles längst nicht mehr da!" – "Braucht es auch nicht," sagte Lukowsky, "es ist zu lange her. Also mach Dir keine unnötigen Sorgen. Es wird nichts nachkommen. Und falls doch, weißt Du von nichts. Denke daran, keine Firma ist verpflichtet, Unterlagen so lange aufzuheben." Meißner steckte die Papiere wieder in den Umschlag, in dem er sie mitgebracht hatte. Er murrte: "Na, gut. Aber mir kam's so vor, als ob der was wüßte, der da angerufen hat." Lukowsky fragte: "Wie hieß er?" Meißner kramte die Blätter wieder hervor und suchte auf den Rückseiten, bis er eine Notiz fand: "Löffler. Kommissar Löffler. Er klang ganz nett am Telefon – aber irgendwie merkwürdig." Meißner riß eine Ecke von dem Blatt und reichte Lukowsky den Fetzen mit den Worten: "Die Telefonnummer hat er mir gegeben. Ich sollte ihn anrufen, falls mir was einfällt." Lukowsky sah sich die Nummer an. Davor stand die Vorwahl von Frankfurt am Main. Und den Namen Löffler hatte Antonietta erwähnt. Lukowsky sagte nichts davon. Er steckte den Zettel ein. Bernd Meißner

verabschiedete sich, er wolle sich noch mal ins Bett legen, die Fete hätte bis in die Morgenstunden gedauert.

Lukowsky wollte schnell nach München zurück. Er mußte einen ordentlichen Platz für die Bearcat finden, dort wo sie jetzt stand, konnte sie nicht bleiben. Mit dem Fliegen würde es in der nächsten Zeit ohnehin wenig werden, die Treibstoffkosten waren einfach zu hoch.

Von einer Tankstelle am Stadtrand aus rief er im Wiener Neoenergen-Büro an, um Antonietta zu sprechen. Die junge Dame namens Lotte sagte, die Chefin sei in ihrem Haus am Starnberger See, und gab ihm die dortige Telefonnummer. Lukowsky wählte diese Nummer. Antonietta ging dran. Lukowsky sagte: "Guten Tag. Entschuldigen Sie die Störung, falls es eine sein sollte." Die Frau versicherte, es sei keine, und so sprach Lukowsky weiter: "Ich bin noch in Düsseldorf. Sie erwähnten einen Kommissar Löffler in Frankfurt am Main. Der hat sich auch für unser abgestürztes Flugzeug interessiert! Wir sollten uns besprechen." Antonietta überlegte einen Augenblick und sagte dann: "Es sieht so aus, als ginge die Phase der Ruhe früher zu Ende, als wir angenommen hatten. Womöglich hat die Auffindung des abgestürzten Flugzeugs da doch etwas ausgelöst. Es wird wohl wieder ernst. Bitte vergessen Sie eventuelle Gedanken an eine Rückkehr nach Kalifornien. Ich brauche Sie jetzt und in kommender Zeit hier! Kann ich darauf zählen?" – "Ja," sagte Lukowsky. Die Frau sprach weiter: "Danke. Mir wäre es lieb, wenn Sie sich möglichst bald mit meiner Tochter Julia treffen würden. Sie ist in Berlin. Max, ihr Mann, ebenso. Sie sollten auch mit ihm reden. Die Adresse haben Sie. Ist es Ihnen recht, wenn ich Julia anrufe und ihr sage, Sie werden sie morgen besuchen?" – "Ja," sagte Lukowsky, "das ist in Ordnung. Ich fahre gleich von Düsseldorf aus hin. Würden Sie so freundlich sein, Peter Fischer zu bitten, sich um mein Flugzeug zu kümmern? Er weiß, wo es steht, er kann auch fliegen." – "Natürlich," versicherte Antonietta, und es war Lukowsky, als könne er ihr Lächeln sehen, als sie sagte: "Ich weiß, daß man auf Männerspielzeug gut achtgeben muß!"

Er fuhr zum Rathausufer und in die Aurora GmbH. Da hatte Peter Fischer aus Sentimentalität – oder in weiser Voraussicht – das vor nun siebenundzwanzig Jahren für ihn eingerichtete Büro erhalten. Im Schreibtisch dort lag noch immer sein Revolver. Peter Fischer hatte ihn hin und wieder gereinigt und sorgfältig

mit Waffenöl eingesprüht, davon hatte er ihm geschrieben. Wenn es wieder ernst wurde, wie Antonietta meinte, konnte es nicht schaden, die Waffe zu haben, dachte sich Lukowsky.

Zu seiner Überraschung gab es in der Firma Rosi Bongratz noch immer, Sie hatte inzwischen geheiratet und hieß Schöller. Rosi war eine reife Dame von Ende vierzig geworden und trug die spiegelblanken blonden Haare jetzt hochgesteckt. Sie erkannte Lukowsky sofort, führte ihn durch die Firma, stellte alle neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor und wollte ihn dann in seinem Büro allein lassen. Doch er hatte nicht vor, sich hinter den Schreibtisch zu setzen. Er nahm nur die Pappschachtel mit dem Revolver und den Patronen aus der Schreibtischschublade. Ein leiser Schauer durchlief ihn, als der den Türrahmen sah, in dem Vera – erschienen war. Aber dann hatte er erneut das Gefühl, sie sei mit ihm zufrieden, endlich: Marion war ihr durchaus ein wenig ähnlich.–

Als er wieder in seinem Mustang saß, hatte er auf einmal das Gefühl, diese Stadt schnell verlassen zu sollen. Es war noch nicht so weit, zurückzukehren – noch nicht. Es würde vielleicht nie so weit sein. -

Er brach auf in Richtung Berlin. Von der ersten Autobahnraststätte aus telefonierte er mit Julia Beckmann. Diese war gerade mitten im Umzug und wartete auch noch auf Informationen zu dem Thema, über das sie mit ihm reden wollte. So vereinbarten sie einen Termin in zehn Tagen.
Lukowsky kehrte um, fuhr doch zurück nach Düsseldorf, nicht nach München, wo er jetzt seinen vorläufigen Wohnsitz hatte. Am liebsten wäre er gleich wieder nach Los Angeles geflogen - weit fort. Aber er blieb. Wozu? - Es war ihm zu dieser Stunde nicht klar. Irgend etwas würde das Leben schon wieder bringen - Nötiges oder Unnötiges. Wie hatte doch Vera gesagt: 'In dieser Welt gibt es nur einen einzigen Gott, der heißt Schicksal und kennt seinen Namen nicht'.

42

Er fuhr planlos durch die Straßen der Stadt und schließlich hinaus ins Bergische Land. Die Abendsonne senkte sich hinter die Bäume des Waldes und warf ein Licht dunklen Goldes gegen die gemächlich am Himmel ziehenden Wolken. Aus den Lautsprechern des Autoradios ertönte der 2. Satz des Concerto de Aranjuez von Jouquin Rodrigo. Vera hatte dieses Stück besonders gerne gemocht. Darum steckte die Musikkassette im Rekorder des Autoradios - noch immer. Auch 'Tritan' und die 'Walküre' lagen noch auf Kassetten bereit. Doch dafür war jetzt nicht die Stimmung, jetzt war die Stimmung für das Concerto de Aranjuez, 2. Satz. Es klang wie das Feuer der Abendsonne.
Bald würde sich das Gold der Abendsonne in Glutrot verwandeln. Dieser Gedanke erinnerte Lukowsky an die letzten Stunden vor Einbruch der Dunkelheit bei der gotischen Kapelle eines vergessenen Friedhofs. Es war dort längst Nacht geworden und der Mond stand am Himmel, als Don Quijote für Dulcinea einen Drachen erschlug. Aber der glutrote Schein war dennoch da; er rührte von den Flammen der brennenden Kirche. Das lag nun schon so lange zurück. Die Erinnerung an das Geschehen war verblaßt. Nur das Gefühl des Sieges, des eingehaltenen Versprechens, kam wieder stark herbei.
Das Abendrot erinnerte Lukowsky aber auch an eine Niederlage, an die letzten Stunden von Saigon. Auch das war nun lange her.
Sonnenuntergang - dies war vielleicht doch mehr als ein Sinnbild, jedenfalls für das Leben des Ernst Lukowsky. Und trotzdem mochte er diese Stimmung. Vielleicht, weil sie dem Morgenrot des Neuen so ähnlich war? Oder nein, verbesserten seine Gedanken: Weil etwas von der Schönheit des Sterbens in dieser Stimmung lag, vom Weg in das Grüne Land - vom Wiedersehen mit Vera.
Seit so vielen Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen, bald drei Jahrzehnte waren es nun, seit sie sich des Nachts im Aurora-Büro gezeigt hatte. Oder war das doch bloß Einbildung gewesen? - Aurora, die Morgenröte, fiel es Lukowsky wiedermals ein: Morgenrot - Abendrot; Aufgang und Untergang - oder umgekehrt? Ja, die andere Reihenfolge mußte die richtige sein: Aufgang nach dem Untergang!

Ein Güterweg bot sich an, der von der Hauptstraße mitten in den Wald führte. Lukowsky bog dort ein. Langsam fuhr er weiter, über den immer schmaler werdenden Weg zwischen zunehmend dichter stehenden Bäumen. Der herbstlichbunte Mischwald blieb zurück, hier standen grüne Nadelbäume, Fichten, Tannen und Kiefern. Sinnbild der Unveränderlichkeit, drängte ein Gedanke an Lukowsky heran. Als ob Werden und Vergehen, Untergang und Aufgang, hier keine Macht ausüben könnten. Unvermittelt kam ihm das Gemälde von Vera in den

Sinn, das einsam in einem Schloß in Kroatien hing, jenes rätselhafte Bild, das die diesseitige und die jenseitige Frau gleichzeitig zeigte - manchmal, aus einem ganz bestimmten Blickwinkel, den zu finden gar nicht einfach war. Für denjenigen aber, der diesen entdeckt hatte, lagen Diesseits und Jenseits auf einmal nahe beisammen. Aber vielleicht war ja auch dies nur eine Fiktion und das Gemälde eine Art Vexierbild; ebenso wie Veras Erscheinen im Aurora-Büro vermutlich nur Einbildung gewesen war, hervorgerufen durch die Worte in ihrem letzten Brief, zu gegebener Zeit werde sie ihn besuchen. Doch sie war nie wieder gekommen, in all den Jahren nicht.

Der Waldweg wurde holprig. Nach einigen hundert Metern endete er anscheinend abrupt bei säuberlich aufgeschichteten Baumstämmen. Dort saß ein alter, weißhaariger Mann mit einem weißen Vollbart und einem dicken grauen Rollkragenpullover. Er saß still da und las in einem Buch. Lukowsky hielt an, stellte den Motor ab und stieg aus dem Wagen. Der alte Mann sah von seinem Buch auf, grüßte und las gleich darauf weiter. Lukowsky erwiderte den Gruß. Dann folgte er zu Fuß dem hinter den aufgestapelten Baumstämmen zu einem schmalen Pfad werdenden Weg, der bald unter einem dichten Teppich aus braunen Nadeln und vereinzelt wie darübergestreut liegenden Tannenzapfen gänzlich verschwand. Ein zarter Geruch von Harz erfüllte hier die Luft.
So ging Lukowsky durch den Wald - ziellos, und doch nicht ohne das unbestimmbare Gefühl, daß es am Ende dieses weglosen Wegs ein Ziel geben müsse. Er lauschte dem kaum wahrnehmbaren Geräusch seiner Schritte über den weichen Waldboden; in das sich hin und wieder das leise Knacken eines zertretenen dürren Zweiges mengte. Doch Lukowsky war, als müsse da noch etwas anderes sein, nicht der Flügelschlag des Eichelhähers, der vorüberflatterte, sondern etwas anderes, Bedeutsames - er wußte nicht, was.
Lukowsky hatte das Gefühl für die Zeit verloren. Das Gold der zwischen den Baumwipfeln hindurchreichenden Sonnenstrahlen war dunkler geworden, doch es war noch immer Gold, noch kein Glutrot. - Und dann war es auf einmal da, das Ziel des Weges. Kaum ein paar Meter entfernt stand sie und wartete auf ihn: Vera. Sie trug ein langes rotbraunes Kleid und die Haare offen. Sie lächelte, ein sehr stilles Lächeln. Alle Geräusche, auch die leisesten, verstummten. Lukowsky bemerkte, er war stehengeblieben. Dafür kam Vera jetzt auf ihn zu, bis sie ganz dicht bei ihm stand. Sie sagte: "Lieber Don Quijote! Wie schön, daß Du mich nicht vergessen hast!" Lukowsky hatte das Gefühl, es koste ihn alle Kräfte, über die er verfügte, in diesem Augenblick zu sprechen. Doch dann brach es aus

ihm heraus: "Vera! Du! Wie könnte ich Dich vergessen! Was wäre mein Leben gewesen ohne Dich! Alles bist Du! Jede meiner Hoffnungen, jeder meiner Träume! Du bist doch mein Schicksal! Und jetzt, endlich, laß' mich zu Dir kommen! Mein Leben ist gelebt, es war genug! Ich bin so glücklich, Dich wiederzuhaben!" Vera lächelte erneut ihr so sonderbar stilles Lächeln. Sie neigte ein wenig den Kopf und erwiderte: "So weit ist es noch nicht, Lieber! Es ist wohl wahr, wir sind unser Schicksal - Du bis das meine und ich bin das Deine. Doch unser Schicksal ist ja noch nicht erfüllt! Sieh', die meisten Menschen haben ein andres als wir, haben es einfacher. Wir - wir müssen den Drachen besiegen!" Lukowsky wunderte sich, er sagte: "Aber Valtine ist doch längst in der Hölle." Daraufhin deutete Vera ein beinahe amüsiert wirkendes Kopfschütteln an. "Don Quijote," sprach sie, "jetzt ist von dem großen Drachen die Rede, nicht von einem seiner vielen kleinen Köpfe." Ihr Gesicht wurde ernst, ihre Stimme nahm einen strengen und dennoch heiteren Klang an: "Die Zeit naht sich der geoffenbarten Wende! Es ist bald so weit! Der große Drache, die alte Schlange, wird in den Abgrund gestürzt werden!" Lukowsky meinte etwas zu begreifen. Er fragte: "Du denkst an die Johannes-Apokalypse?" - "Natürlich!" antwortete Vera, und dabei lächelte sie wieder: "Diesen letzten Kampf gilt es jetzt noch zu führen! Von den Ernst Lukowskys in dieser Welt und von den Vera Jörgens' in der anderen! Das ist unser Schicksal, Deines wie meines. Wir sind ja die Vollstecker der Apokalypse! Und Du hast überdies einen guten Grund in diesem Leben zu kämpfen - nicht allein für mich! Doch wenn alles getan ist, werden wir zusammensein, dann gehört uns die Ewigkeit - und es wird wunderschön sein! Ich verspreche es Dir. Erst aber kämpfe!" Lukowsky streckte seine Arme nach ihr aus, doch Vera war von diesem auf den nächsten Augenblick nicht mehr da. Nur ihre Stimme hörte er abermals, leicht wie einen milden Wind: "Wenn alles getan ist ...!"
Nun war der Himmel zwischen den Baumwipfeln glutrot. Lukowsky irrte durch den Wald, in einem Gefühl zwischen Beglückung über das Wiedersehen mit Vera und Zweifel an seinen Sinnen. Aber er sah ihr lebendiges Bild vor sich, immerzu, und warme Wogen durchströmten ihn unaufhörlich.

Die Dämmerung nahte, als er endlich den Weg wieder erreichte, seinen Wagen sah und den alten Mann, der nach wie vor auf den Baumstämmen hockte und las, obschon es dafür bereits zu dunkel war. Der Alte grüßte erneut, und wie Lukowsky in nun näher ansah, erkannte er Beekn, der sich Igor Kopsa nannte. Lukowsky wunderte sich, daß es ihm zuvor nicht aufgefallen war. Der alte

Mann, der ganz sicher Beekn war, kicherte und sagte: "Ja, ja! So trifft man sich wieder! Wie geht es Ihnen, Herr Flieger? Sie sollten sich ein wenig zu mir setzen!" Verdutzt tat Lukowsky es. Die Baumstämme waren hart, doch das schien Beekn nichts auszumachen. Er sagte: "Manchmal sind kurze Wege sehr lang, nicht wahr? Oder eigentlich: Die Wege sind selbstverständlich immer die selben, bloß legt der eine sie schneller und der andere langsamer zurück - vorausgesetzt, daß er sie überhaupt findet!" Lukowsky wußte nicht recht, wie er diese Worte deuten sollte. Seine Gedanken waren noch zu sehr bei der Erscheinung Veras, an deren Wirklichkeit sein Verstand inzwischen zweifeln wollte." - "Aber es ist doch nicht schwierig zu verstehen," behauptete Beekn, "es ist ganz einfach alles sehr eng miteinander verwoben! Erzählte ich Ihnen nicht, wie ich es schon vor rund sechzig Jahren mit eigenen Augen sah, das Jenseits? Damals auf der Wewelsburg in dem Saal mit der Schwarzen Sonne? Dort ist sie grün! Warum? Weil das die Umkehrung von Violett ist! Darin liegt das Geheimnis des Wegs zwischen den Welten! Natürlich nicht darin allein, auch in der Form und der Anordnung und manchem mehr. Ein bißchen muß man sich schon auskennen mit den Dingen." Er winkte sich ab und fügte hinzu: "Genaugenommen ist das aber Kinderkram, es gibt viel bessere Wege!" Beekn begann, in seinem Buch zu blättern. Lukowsky fiel auf, daß es das Neue Testament war. Er bemerkte: "Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Christ sind." Beekn sah zu ihm und kicherte wieder: "Ich auch nicht! Es ist aber wahr. Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht gesehen hätte!" - "Was gesehen?" forschte Lukowsky. Beekn blickte zunächst erstaunt. Dann lachte er auf einmal und entgegnete vergnügt: "Ach so, Sie wissen ja noch nicht, daß ich inzwischen gestorben bin! Ich habe mir für dieses Zusammentreffen mein altes Aussehen zugelegt; denn so wie ich drüben bin, wie Anfang Zwanzig, hätten Sie mich ja schwerlich erkannt! Ja, ja, das ist das ganze Geheimnis, mehr ist es nicht!" Er blätterte in dem Neuen Testament und erklärte dabei: "Ich muß Ihnen etwas vorlesen. Darum bin ich gekommen. Es sind nur ein paar Sätze. Ah, ja! Hier! Evangelium Matthäus 24.30, Wort Christi! Hören Sie zu: ***'Da wird das Zeichen des Menschensohns am Himmel erscheinen; dann werden die Völker der Erde jammern und klagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit.'***" Beekn klappte das Buch zu, sah Lukowsky fest in die Augen und sprach lebhaft: "Darüber sollten Sie nachdenken! Es ist wichtig! Der 'Menschensohn', so bezeichnet Christus sich selbst. Und das Zeichen des Menschensohns, das Zeichen Christi, was ist das? Es ist das Kreuz! Und zwar ursprünglich und richtig das gleichmäßige Kreuz. Nun denken sie einmal nach: Wessen Flugzeuge trugen immer das Kreuz - das

Zeichen des Menschensohns - in beiden Weltkriegen? Die unsrigen! Allein die deutschen! Der Feind hat Kokarden und Sterne - wir aber tragen das Kreuz Christi!" Beekn ließ abermals ein Kichern hören. "Ja, ja," betonte er, "es wird wiederkommen! Wir werden wiederkommen! Mit großer Macht und Herrlichkeit! Und dann werden die Völker der Erde jammern und klagen! Ja, ja! Darüber sollten Sie nachdenken, Herr Flieger, denn das kommt in nicht allzu ferner Zeit, es ist bald so weit, bald!" Dabei strahlte Beekn ruhige Gewißheit und zufriedene Fröhlichkeit aus. Durch Ernst Lukowskys Kopf zogen unfaßbare Gedanken wie goldene und glutrote Vögel. Er zögerte mit der Frage: "Wissen Sie, ob ... Habe ich vorhin Vera gesehen? Vera Jörgens - war sie hier?" Beekn zeigte eine erstaunte Miene: "Aber natürlich! Sie gehört doch zu uns, zu den Vollstreckern der Apokalypse! Genau wie ihr Vater und noch so einige."
Lukowsky richtete den Blick auf die Wolken des Himmels. Sie färbten sich violett.
Als er wieder zu dem alten Mann neben sich sah, war dieser eingenickt. Er hatte kaum Ähnlichkeit mit Beekn, und das Buch in seinen Händen war ein zerlesener Ganghofer-Roman.

Wie Lukowsky in den Wagen stieg, schloß er die Tür vorsichtig und leise - um den fremden alten Mann auf den Baumstämmen nicht zu wecken - oder auch aus noch ein paar anderen Gründen. Er lenkte nach Düsseldorf zurück. Die Dunkelheit kam jetzt schnell, an die Stelle der warmen Abendsonne trat ein kühler Mond. Lukowsky dachte an Vera, an die unwirkliche und gleichsam wirkliche Begegnung mit ihr und daran, daß sie in einer anderen Welt lebte, unerreichbar für ihn - so lange er auf war. Und dann drang etwas in ihn ein, kühl wie von dem bleichen Mondschein herangetragen, das die Sehnsucht nach dem Sterben hieß. Hatte er nicht genug getan für ein Erdenleben? Hatte er sich Veras ewige Nähe noch nicht verdient? Nein, hatte sie gesagt, nein! Es gelte zuerst noch, den großen Drachen zu besiegen! Dazu sollte, mußte, er das Seine beitragen - auf welche Weise auch immer. Das war Veras Wunsch, Veras Befehl! Also mußte es so sein, ein allerletzter Sinn und Zweck in diesem seinen Erdendasein, daß keinen anderen mehr kannte. Klar schien das Mondlicht vom Himmel - und kalt. Die Sonne war untergegangen, und das Morgenrot wollte sich nicht zeigen.

Zum erstenmal fuhr Lukowsky zu jenem Haus an der Rheinallee, das Vera ihm einmal als ihre verdeckte Privatanschrift genannt hatte. Er sollte dorthin nicht kommen, es sei denn, sie würde es ausdrücklich wünschen. Doch mittlerweile galt dieses Gebot sicherlich nicht mehr. Wahrscheinlich hatte das Haus längst

neue Bewohner. Diese Vermutung schien sich schon von weitem zu bestätigen, denn hinter den Fenstern des Erdgeschosses brannte Licht. Lukowsky hielt dennoch an und stieg aus. Über dem Klingelknopf an der Vorgartenpforte stand noch immer der Deckname, den Vera seinerzeit genannt hatte: Wagner. Sollte das etwas zu bedeuten haben? Falls ja, was? Darunter stand aber ein zweiter Name: Berninger. Dieser Name sagte Lukowsky einiges. So hieß Astrid seit ihrer Heirat. Könnte sie jetzt hier wohnen? Das erschien ihm sehr unwahrscheinlich. Doch er war zu aufgeregt, um alles klar einordnen zu können. Hier gab es etwas Sonderbares, das empfand er im Blut. Lukowsky bemerkte, daß er Herzklopfen bekam - ein kühles Herzklopfen wie aus dem Lichte des Mondes, denn Vera konnte hier nicht mehr sein.
Er drückte auf den kleinen, silberfarbenen Klingelknopf. Fast im selben Moment öffnete ein Summer die niedrige Pforte, beinahe so, als habe jemand ihn schon bemerkt. Lukowsky schritt zwischen Rhotodendron-Sträuchern über einen mit viereckigen Steinplatten belegten Weg durch den kleinen Vorgarten bis an die Haustür. Diese wurde von einer Frau geöffnet, ohne daß abermaliges Läuten nötig gewesen wäre. Für einen winzigen Augenblick durchzuckte Lukowsky ein heißer Blitz. Doch die Frau im Türrahmen war nicht Vera Jörgens. Sie war auch nicht Astrid. Dennoch kam sie ihm auf unerklärliche Weise bekannt vor. Sie mochte Ende Zwanzig sein. Eine hübsche schlanke Frau mit hellen Augen und seitlich gescheitelten rotbraunen Haaren, die bis zu den Ellenbogen reichten. Sie trug einen dunkelbraunen Karminrock mit einem breiten Gürtel und eine dazu passenden Bolero über einer beigen Bluse. Die junge Frau zeigte einen sehr erstaunten, aber auch erfreuten Gesichtsausdruck, gerade so, als wisse sie, wer er sei und freue sich über einen seit langem erwarteten Besuch. Dann, auf einmal, wußte er alles, denn die junge Frau sagte: "Ich bin Siglinde!" - Siglinde, Astrids erstes Kind - Ernst Lukowskys Tochter! Und unwillkürlich dachte er an die Arie aus der Walküre: 'So blühe denn Welsungen Blut!', und fast gleichzeitig: 'Vita Nova!'. Urplötzlich begriff er jetzt auch den weiteren Sinn von Veras Worten, als sie gesagt hatte: 'Du hast überdies einen guten Grund in diesem Leben zu kämpfen - nicht allein für mich!' Vera hatte von seiner Tochter gewußt - wie oder woher auch immer.
Am Himmel hing noch die Nacht und der kühle Mond stand zwischen den ziehenden Wolken, doch warm überstrahlt vom dem Ahnen des Morgenrots, das hinter dem Horizont bereits nahte.
Siglinde lächelte und sagte nach einem kleinen Zögern: "Ich kenne natürlich von Ihnen Fotografien - von Dir, Vater." Diese Anrede empfand er so ungewohnt.

daß es ihm schwer fallen wollte, sie auf sich zu beziehen. Vater - Mutter, heilige Worte. Wie fern war er doch davon, ein Vater zu sein, dem dieser Titel gebührte. Es fiel ihm schwer, den inneren Aufruhr zu bändigen, der in ihm wühlte.

Siglinde ging nun voran in das Innere des Hauses. Jetzt konnte Lukowsky sich schnell manches zusammenreimen. Hier war also seine eigenen Tochter, an die er, wie er es jetzt mit Scham empfand, nie viel gedacht hatte. Das war jedoch auch Astrids erklärter Wunsch gewesen, sie hatte ihm deshalb nie ein Foto von dem Kinde geschickt - von dem Kind, das jetzt eine erwachsene Frau war.
Noch ehe sie sich in dem von ferne an Astrids Stil erinnernden gemütlichen Wohnzimmer niederließen, kam Siglinde auf diesen Punkt zu sprechen: "Ich weiß, Mutti wollte nicht, daß ich zwischen zwei Vätern groß werde. Mein Stiefvater ist auch immer wie ein richtiger Vater für mich gewesen. Du, sagt Mutti, mußt andere Dinge tun. Ich glaube, es war schon richtig so, Mutti macht eigentlich nie Fehler. Ihr ist auch immer klar gewesen, daß Du mit Vera Jörgens zusammengehörst. Darüber hat sie mir manches erzählt. Du weißt ja bestimmt - sie sieht mehr als andere Leute. Aber ich freue mich jetzt doch sehr, daß Du da bist!" Lukowsky fragte: "Betreibst Du das auch, diese Magie Deiner Mutter?" Siglinde lächelte: "Ein bißchen. Aber nur selten. Ich bin ja auch verlobt, schon so gut wie verheiratet. Das geht vor. Bald werden Kinder kommen. - Jetzt sorge ich erstmal für frischen Kaffee!"
Unterdessen betrachtete Lukowsky den Raum. An den hellen Wänden hingen Gemälde, mehrere Landschaftsbilder und eines von Wien aus der Biedermeierzeit. Neben dem breiten zum Vorgarten weisenden Fenster gab es eine Fotografie von Vera Jörgens in einem schmalen silbernen Rahmen.
Dann kam Siglinde mit einem Tablett, und bald saßen sie bei Kaffee, Keksen und dem behaglichen Licht einer Stehlampe beisammen. So bequem der hellbraune Sessel auch war, kam er Lukowsky vorerst doch noch wie ein Nagelbrett vor. Das verging allmählich, während Siglinde in bester Stimmung erzählte. Das Haus hatte tatsächlich Vera Jörgens gehört. In deren Testament war bestimmt gewesen, daß Astrids erstes Kind es erben solle. Warum, das habe Vera Jörgens ganz bestimmt gewußt oder mit sicherem Gefühl erahnt; denn im Grunde habe sie sich wohl stets wie Ernst Lukowskys Frau betrachtet, die aber wußte, daß sie keine Kinder haben würde und doch wollte, daß er nicht ohne Nachkommen bleibe. Vera habe ihr auch noch anderes hinterlassen, genug, damit sie kaum jemals in finanzielle Nöte geraten könne. Außerdem habe sie aber natürlich auch einen Beruf, wenn auch keinen, mit dem man reich werden könne, sie habe Linguistik studiert, weil sie das sehr interessierte.

Was Lukowskys bisheriges Leben anbelangte, so war seine Tochter durch die Mutter gut unterrichtet. Da sie mit Peter Fischer befreundet war, hatte dieser das übrige ergänzt. Trotzdem stellte Siglinde noch zahlreiche Fragen, und die Stunden vergingen fast unbemerkt.
Es war weit nach Mitternacht, als sich Lukowsky zum Aufbrechen anschickte. Siglindes Vorschlag, bei ihr im Haus zu übernachten oder überhaupt eine Weile zu bleiben, mochte er nicht annehmen, versicherte aber, die Verbindung von nun an ganz gewiß aufrechtzuerhalten, so weit es das gut eingespielte Leben der gesamten Familie Berninger nicht störe. Siglinde blickte ihm ernst in die Augen und sprach: "Ich weiß, warum Du nicht hier übernachten möchtest. Es ist wegen Vera, die hier oft war." Er bestätigte es mit einem Kopfnicken. "Ich kann das verstehen," sagte Sie, und strich Lukowsky sanft mit zwei Fingern über die Backe, "aber das wird sich bessern! Du kannst es mir glauben, denn ich habe schon ein wenig von den Begabungen meiner Mutter geerbt. Hab' Vera immer lieb! Sie merkt das nämlich ganz genau!"

So verließ Lukowsky das Haus an der Rheinalle; voller Gedanken an seine Tochter und an Vera, die Siglinde zu ihrer Erbin gemacht hatte - und damit, genaugenommen, auch ihn. Siglinde hatte das offenbar sehr genau verstanden, viel besser als er, der er erst jetzt allmählich begriff, was dies hieß: 'Es ist wohl wahr, wir sind unser Schicksal - Du bis das meine und ich bin das Deine.' - Und: 'Wir sind die Vollstrecker der Apokalypse.'
Ernst Lukowsky - Vera Jörgens' Erbe. Und was bedeutete das? Den großen Drachen zu besiegen, mitkämpfen in der letzten, entscheidenden Schlacht, der Schlacht von Hermaggedon!
Lukowsky lenkte den Wagen auf die nächtliche Autobahn, in Richtung Berlin. Dort gab es etwas zu tun. Er hatte keine Ahnung, was das sein mochte. Sicher nur ein Kleines auf dem großen Weg. Das war auch nicht wichtig, wichtig war, daß er dabei sein würde wenn die Fanfaren ertönten und die Trommeln gerührt wurden über dem Walserfeld und die Flagge mit dem Zeichen des Menschensohns stieg. -
Dann aber, danach, ganz gewiß, würde er seine Frau Vera in die Arme schließen. Denn dies allein war ja der Sinn des Lebens und aller Kämpfe, das, was der eine für den anderen tat, nicht um heroischer Denkmäler wegen - sondern aus Liebe.

Nebelschwaden zogen über den Asphalt der Autobahn. Lukowsky schaltete die Musik ein, die Vera am meisten liebte: Tristan und Isolde - Liebestod.
Da war es ihm auf einmal, als sitze sie unsichtbar an seiner Seite - wie vielleicht

schon oft, ohne daß er es bemerkt hatte. In diesem Augenblick aber fühlte er es ganz deutlich. Und er sprach: "Ja, Vera, Dulcinea, dann werden wir für immer zusammensein - dort drüben, in jener lichten Welt, in der die Sonne nicht untergeht und das Zeichen des Menschensohns unbesiegbar erstrahlt - in der ewigen Kraft der Liebe." -
Über dem Horizont zeigte sich ein erster Schimmer von Morgenrot.

ENDE

Wichtige Musikstücke, die in Z-PLAN eine Rolle spielen:

Joaquin Rodrigo
"Concerto de Aranjuez" - 2. Satz

Richard Wagner
"Tristan und Isolde" - besonders 'Liebestod'

Johann Sebastian Bach
Cembalo-Konzert in f-moll
Violinkonzert in a-moll
Brandenburgisches Konzert Nr. 5

Tomaso Albinoni
Adagio für Orgel und Orchester

Wilhelm Friedemann Bach
Synphonia in d-moll

***

Z-PLAN

PDF-Datei erstellt von Iraultza.
Madrid, Spanien, den 21. 7. 2002